Der

König.

Ein Roman

von

A. J. Gross-Hoffinger,

Verfasser des „Buch der Freiheit.“

Erster Band.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

1835.

Γινωσκετε την ἀληθειαν· και ἡ ἀληθεια ἐλευθερωσει ὑμας.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem

grossen Mann

geweiht: —

— Er wohne an einem oder am andern Ufer des Ozeans, am Nord- oder Südpol, in der Wüste Sahara oder unter den Trümmern von Palmyra, auf dem Schutte Athens, oder in den modernen Hotels zu Paris, am Orinoco, Ganges, an der Donau oder am Manzanares, in einer Hütte, Höhle, in einem Palast oder Stall, er sei gekleidet in Thierfelle, Seide, Pelzwerk, Baumrinde oder nackt, er sei von Gesichtsfarbe weiß wie ein Albinos, braun wie ein Zigeuner, roth wie ein Indianer, gelb wie ein Spanier, schwarz wie ein Neger, er sei Europäer, Afrikaner, Mulatte, Mestize, er sei von Nation ein Britte, Russe, Franzose, Spanier, Teutscher, Türke, Chinese, er sei betitelt Sultan, Pascha, Rathsherr, Hofrath, Mufti, Papst, Fakir, Majestät, Excellenz, Heiligkeit, Gelehrsamkeit, Durchlaucht, Gnaden, Ehrwürden, oder bloß

Wohlgeboren wie jeder Schuft, er sei von Gewerbe ein König, Minister, geheimer Hofrath, Priester, ein Schuh- flicker oder ein Diplomat, ein Künstler oder ein Besen- binder, ein Versemacher oder ein Taglöhner, er verdiene sein Brod durch eine andächtige Miene und leichte Bewe- gung der Hand, welche man für Segen kauft oder mit schwerer Handarbeit, durch Erzeugung von Gebetbüchern, Heiligen- und Götzenbildern, durch politische Entwürfe oder durch Bücherschreiben, durch Beurtheilung von Bü- chern, welche er nicht versteht, oder durch Gevatterbriefe, durch Ackerbau, Jagd, Fischerei, Schäferei, durch Hand- werk, Kunst, Wissenschaft, durch die Immobilität oder Mobilität, durch ein aktives oder passives Sein; kurz er sei wer er wolle und treibe was immer, ausgenommen Thorheit und Niederträchtigkeit. Nichts ist gleichgültiger,

diesen menschlichen Gebrechen frei ist, von allen jenen Tugenden zusammengenommen geziert wird, welche schon einzeln ihren Besitzern einen meist unverdienten Ruhm gewähren, oder vielmehr dem einzig Tugendhaften, denn es giebt nur eine Tugend — die Vollkommenheit — Dem Großmüthigen, der es nicht ist, um zu glänzen, und müßigen Scribenten Anekdoten und Charakterzüge zu seiner Verherrlichung zu liefern, nicht aus eitler Schwachheit seines Herzens, sondern aus Weisheit und Gerechtigkeit — Dem Gnädigen, der dem Schwächern sein Recht nicht als ein Almosen zutheilt, der nicht gnädig ist auf Kosten der Gerechtigkeit — Dem Strengen, der nicht strenger ist als die Vernunft — Dem Milden, der nicht milder ist als die Vernunft — Dem Weisen, der weiß, was der Menschheit frommt und ihre Glückseligkeit ausmacht, der ihre Bestimmung und ihren

Werth richtig ermißt, der mit seiner Weisheit die Kraft vereinigt, sie wider Wunsch und Willen der Menschen geltend zu machen, der an keiner menschlichen Eigenschaft krank und vollkommen würdig ist ein König zu sein.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

1.

Die Nacht war eben im Begriff, sich auf der Erdhälfte zu lagern, welche uns allein hier angeht. Sie sandte den Sturm herauf, sie zu verkünden und ihr das Bette zu machen. Dienstfertig stieg dieser empor, bedeckte seine Flügel mit Wolken, vertrieb den Tag mit Rauch und Nebel und flog heulend über Berge und Thäler. Er legte sich auf die Wälder und sie brachen unter seinem Gewicht, er badete in Strömen und Seen und ihre Fluthen ersäuften die Flur. Als er sein Werk vollbracht, kam die Nacht im schwarzen Trauerkleide, sternlos und kalt und lagerte sich auf der erschrockenen Erde, wie der Tod sich auf die Gräber setzt.

„Verdammtes Wetter!“ fluchte einige Stunden vorher ein von Wind und Wetter übel zugerichteter Wanderer, indem er gegen den stürmischen Platzregen mühsam kämpfte, um weiter zu kommen auf dem schlüpfrigen Boden. Dicke Tropfen peitschten sein Gesicht und kaum konnte er die Augen aufschlagen, um sicher zu gehen und den schwimmenden Boden von dem Strom zu unterscheiden, dessen Ufer ihm nahe sein mußten. Dürre, laublose Weidenbäume und Pappeln bezeichneten die Richtung des Wanderers, der nicht bangte, so lange er das grausenvolle Geräusch vernahm, welches der Sturm erregte, indem er die steifen Zweige an einander schlug, denn es war ihm ein Zeichen, daß er den Weg nicht verloren habe. Dennoch blickte er oft auf, duldete die kalte Fluth, die ihm ins Gesicht spritzte, und schien an

dem Wetter, so schlecht es war und so sehr er es vermaledeite, ein geheimes Behagen zu finden. Ja er blieb sogar einige Male stehen unter den Bäumen und betrachtete mit finsteren Blicken und heftig athmend die zerrissenen Wolken und den stürmischen Rauch von Regen, der sie mit der Erde vermählte.

„So recht — Sturm!" sagte er, als ein heftiger Windstoß ihn zwang, an eine halb verfallene Mauer sich zu lehnen, „der Spaß gefällt mir besser als Sonnenschein — o warum bist du nicht stärker — — wie labt mich das — warum ist nicht immer solches Wetter! freilich gelegen kommt es mir heute nicht, aber der Wind soll mich nicht abhalten — fast scheint es, als wäre er im Bunde mit — gerade heute — die Natur scheint seine Höllenfahrt etwas feierlicher zu machen — glückliche Reise!"

Unter so räthselhaften Selbstgesprächen wanderte der finstere Mann weiter — langsam, aber ohne zu wanken und zu fehlen. Es war finstere Nacht, als er einen Wald erreichte, wo er das Wasser von seinem Hut und Mantel schüttelte und aus einer kleinen Flasche sich erquickte.

Er befand sich aber kaum mitten in dem Forste, wo nur ein mit der Gegend innigst Vertrauter sich zurecht finden konnte, als der Sturm mit erneuter Wuth über die Wipfel der Eichen raste und dem einsamen Wanderer augenscheinliche Lebensgefahr drohte. Aber dieser blieb ohne Furcht und fand mit Hilfe einer kleinen Laterne, die er angezündet hatte und welche gegen Wind und Regen durch eine eigenthümliche Vorrichtung geschützt war, seinen Weg inmitten eines verworrenen Labirinths, wo durch die Gewalt des Orkans und der in den Forst dringenden Fluthen, wie es schien, alle Spuren verschwunden waren. Es gehörte ein Mann dazu, wie der, dessen Schritten wir folgen, um hier nicht zu zagen, nicht zu zittern. Der Sturm brüllte durch den Eichwald und seine Stimme glich dem Donner. Mächtige Aeste brachen herab

und ein unaufhörliches Krachen in den stärksten Stämmen erschütterte das Vertrauen in die scheinbare Sicherheit des Waldes.

„Ha, wie das wüthet," sagte unser nächtlicher Wanderer, „wahrlich ich müßte mich grämen, hätte ich die heutige Nacht in der Stube zugebracht. Das ist ein würdiger Schluß zu der fluchwürdigen Zeit, die heute untergeht."

„Untergeht!" schien der Sturm zu wiederholen und ein heftiger Windstoß brach aus einer Waldecke so ungestüm hervor, daß der verwegene Mann von ihm gefaßt hinstürzte. Gleichzeitig erhob sich ganz nahe ein unheimliches Getöse, welches dem Gefallenen nicht ganz unbegreiflich sein konnte, da er es nicht wagte aufzustehen, sondern in die Höhlung eines Stammes kroch. Eine ungeheure Eiche hob ihre weit greifenden Wurzeln aus der Erde, senkte ihre vom Sturm erfaßte Krone und stürzte mit ihrem Wald von blätterlosen Zweigen unter donnerähnlichem Krachen, Alles ringsum verwüstend, zur Erde. Während die herausbrechenden Wurzeln die Erde emporschleuderten, zerplatzte eine Windhose, Wasser, Schutt, Bäume, Zweige ausschüttend auf den unglücklichen Boden, wo alles Leben verging — und nur der Gefallene unverletzt blieb. Indessen war seine Lage äußerst gefahrvoll. Zwar hatte der Baumstamm, unter welchem er lag, ihn gegen die herabstürzende Eiche geschützt; aber die Zweige des mächtigen Baumes versperrten ihm jeden Ausweg. Zugleich stieg die Fluth in der Niederung so hoch, daß sie ihm bis an's Kinn reichte und jede Anstrengung sich zu befreien vereitelte. Glücklicherweise fand das Wasser eine Ableitung in einem nahen Graben und er kam mit der Todesangst davon. Einer kurzen Anstrengung seiner kräftigen Arme gelang es, den durchnäßten frostzitternden Leib durch die Zweige der Eiche zu winden. Die Laterne aber war verloschen und eine undurchdringliche Finsterniß umgab ihn. Lange mußte er über Zweige gefallener Bäume klettern, ehe er sichern Boden ge-

wann. Der Sturm hatte indessen ausgetobt und der Regen wurde sichtlich schwächer.

„Das Bad," höhnte er zähneklappernd, indem er sich von Baum zu Baum weiter tastete, ohne zu wissen, wohin er sich richten solle, „das Bad wird meinen gichtischen Gliedern übel bekommen, — aber es soll mich nicht hindern — und diese rabenschwarze Nacht, die mir die Laterne ausgelöscht, damit ich mich heute nicht wieder zurecht finden soll, und die ganze schaudervolle Naturkomödie soll mich wahrlich nicht entmuthigen. Ihr habt es mit keinem Feigling zu thun, ihr Wasserhosen, Stürme, Baumbrüche, ihr blödsinnigen Diener des Zufalls — ich bin kein albernes Kind und kein nervenschwaches Weib, das von solchen Dingen erschreckt wird. Es ist nicht das erste Mal, daß ich ihm begegne, meinem alten Erz= und Todfeind, Zufall, und wahrlich, ich habe es gelernt, wie man ihn behandeln muß. Tausend Mal wohl im Leben habe ich ihn überwunden und heute, eben heute, da es das erste Mal der Mühe werth ist, sich gegen ihn aufzulehnen, soll es mir nicht mißlingen, diesem Banditen den Dolch aus der Hand zu winden, heute gilts, oder ich habe umsonst gelebt — bei dem Bart meiner Großmutter — ich vollbringe es, was ich in hundert schlaflosen Nächten ausgesonnen. Und wenn Sturm und Gewitter mich begleiten bis in die Hütte, und wenn sie meinen Weg in die Hölle stürzen — so werde ich mir eine Brücke zimmern aus gefallenen Bäumen und den Zufall zu meinem Knecht machen."

Bei diesen vermessenen Worten ballte er die Faust gegen den Himmel und machte ein Gesicht, von dem es wahrlich gut ist, daß es die Nacht verbirgt, damit kein Menschenkind diesen teuflischen Selbsthohn, diesen Gebärdenausdruck der Gotteslästerung erblicke: hierauf setzte er sich unter einen Baum, riß das allein trocken gebliebene Futter aus einem sammtnen mit Wachstaffent überzogenen Barret und trock-

nete damit die Laterne und das Wachslicht in derselben. Dann holte er aus einer großen Brieftasche Feuerzeug, steckte das Licht an und wanderte selbstgefällig lächelnd weiter im Forst. Der matte Schein der Laterne beleuchtete hier eine gräßliche Scene der Verwüstung. Wie ein ungeheures Verhau thürmten sich gefallene Bäume auf und manche waren so umgestürzt, daß die triefenden Wurzeln sich hoch in die Luft streckten. Hundertjährige Eichen lagen da aus der Erde gerissen und andere waren in der Mitte entzwei gebrochen. Nur die kleinen jungen Bäumchen waren unverletzt, wenn sie nicht der Sturz eines größeren niedergedrückt hatte.

Wir begleiten den Mürrischen nicht auf seiner mühseligen Wanderung durch den Wald und berichten nur, daß es ihm gelungen, herauszukommen. Wir finden ihn wieder am Ufer eines Stromes der die jenseitigen Fluren überschwemmt und die Brücke umgerissen hatte, welche hinüberführte. Mitten aus den dunkeln Fluthen erhob sich aber noch ein Pfeiler, worauf man ein Kreuzifix in kolossaler Größe, beleuchtet von einer am Fuße desselben glimmenden Lampe sah. Gegenüber bemerkte man ein zweites Licht, welches aus einem kleinen, ringsum vom Wasser umgebenen Häuschen kam, ohne Zweifel das Ziel der gefahrvollen Wanderung des Geheimnißvollen. Wenigstens waren die Blicke desselben unverrückt dahin gerichtet. Jeder Andere würde in diesem neuen Unfall ein unüberwindliches Mißgeschick und in dem Kreuzbild über den Wogen die Gottheit dessen erkannt haben, was er vermessen Zufall hieß. Er aber fühlte nichts als Spuren seiner Ohnmacht. Sein Blick war düster; um seinen Mund spielte Hohn und auf seiner Stirne saß der Groll. Sein Denken war nur dahin gerichtet, wie er das letzte Hinderniß überwinden könne. Er starrte nicht lange müßig in die Wogen, sondern suchte emsig ein Fahrzeug. Jenseits des Stromes hörte er Hilferufen, aber Niemand antwortete den Bedrängten als das Echo. Endlich fand er einen Kahn und

unbedenklich bemächtigte er sich desselben, um die Fahrt über den wüthenden Strom zu machen. Vorher aber befestigte er eine wächserne Nase an seiner Stirne, setzte eine schwarze Perücke auf, schleppte so ganz unkenntlich den Kahn nordwärts, wohl eine Stunde weit und stach endlich in den Fluß. Glücklich kam er hinüber bis dicht vor die hellen Fenster des erwähnten Häuschens. Hier band er den Kahn an einen Baum und stieg aus, um zu dem Fenster hinzuwaten.

„Heilige Maria, bitt' für uns!“

„Heiliger Petrus, bitt für uns!“

„Heiliger —“

So beteten zwei Frauen in der Hütte. Schon stand das Wasser einige Fuß hoch in der Stube und die frommen Bedrängten waren gezwungen, auf einem Tisch knieend ihre Litanei abzubeten. Neben ihnen stand auf der großen Tafel des Tisches eine Wiege, worin ein Kind in tiefem Schlafe lag.

„Ihr hättet besser gethan,“ rief der Schiffer, „auf das Dach zu flüchten, statt hier in müssigen Alfanzereien euch allen Gefahren preis zu geben. Ich bin ein Fährmann und bringe Hilfe, aber mein Kahn faßt nur zwei auf ein Mal. Gebt mir zuerst das Kind, dann komme die Jüngere von euch heraus. Die Andere muß warten bis ich wieder komme, wenn's Gott will.“

Ein Freudenschrei antwortete aus dem Inneren der Stube. „Ich danke Dir, heilige Jungfrau, Mutter Gottes!“ rief die Jüngere gegen ein Madonnenbild sich wendend.

„Dankt nicht zu früh, noch seid ihr nicht im Trocknen“ entgegnete der Retter, „gebt mir das Kind — eilt — sonst seid ihr verloren.“

„Hier ist es“ rief die Angerufene und reichte ihm einen Knaben zum Fenster hinaus „Gott beschütz' es — nehmt es wohl in Acht — wir sind arm und hilflos, aber die

Rettung des Kindes wird euch nicht unbelohnt bleiben. Um Gotteswillen, laßt es nicht fallen."

Hastig erfaßte es der vermeintliche Fährmann, legte es in den Kahn, schnitt mit einem Dolch den Strick entzwei, der ihn an den Baum befestigte und überließ sich der Strömung. Die Weiber schrieen laut auf.

„Heilige Dreifaltigkeit" kreischte die Eine „der Strick ist entzwei gerissen — sie sind verloren."

Aber der schlaue Räuber hatte es so gewollt. Er athmete tief auf und ließ den Kahn forttreiben. Mit reißender Schnelligkeit entfernte er sich von der Hütte, kaum daß die händeringenden Weiber seine Mahnung noch vernehmen konnten — — „aufs Dach!" war Alles was sie hörten und noch zu rechter Zeit befolgten.

In wenigen Sekunden befand sich der Kähn mitten im Strome; aber der Schiffer rührte kein Ruder an, und betrachtete finster, doch ohne Bosheit, den hilflosen Knaben den er retten sollte.

„Armer Wurm!" murmelte er vor sich hin und lange blieben seine Blicke auf das Engelsantlitz gerichtet, während seines stillen Selbstgespräches, dessen Inhalt uns nur aus seinem Munde bekannt werden kann. Seine Brust wogte heftig auf und nieder und Thränen rollten über die unveränderlichen festen Züge des nächtlichen Schiffers. Eintönig grollte des Stromes Brandung gleichsam schmerzliche Vorwürfe aussprechend.

„Armer Wurm!" seufzte er noch ein Mal, und fast mehr Mitleid hätte man haben können mit seinem sichtbaren Schmerz als mit dem ruhig schlafenden Engel der nichts ahnte von den Schrecknissen die ihn umgaben und erwarteten. Mit langsamer Bewegung aber unerschütterlicher Festigkeit eines gräßlichen Entschlusses entkleidete er das Kind von den warmen Betten. Es erwachte. — Der Mond blickte plötzlich aus zerrissenen Wolken und beleuchtete sein himmli=

sches Lächeln. „Armer Wurm“ stöhnte erschüttert der Unbegreifliche, ergriff das Kind bei den Füßen und senkte es mit dem Kopf in den kalten Strom. Heftig zuckte der kleine Körper, ein leises Gurgeln entstand auf dem dunkeln nur von dem rothen Lichte der Laterne beleuchteten Wasserspiegel, und der Arm des Grausamen, der die schwachen Füße fest umspannt hielt und tief in die Fluthen tauchte, wurde mächtig erschüttert.

Thränen rollten indessen stromweise über die gelben Wangen des Mörders. Die Wolken zerstreuten sich und aus dem dunkeln Azur des enthüllten Himmels leuchtete das keusche Gestirn in voller Glorie über die Wasserwüste. Ringsum sah man kein Ufer, nur eine Reihe von Bäumen tauchte südwärts aus den Fluthen, die gleich wandelnden Schatten an dem Kahn vorüberzogen. Ein feierliches Schweigen lag auf der verwüsteten Gegend, der Strom selbst ging so ruhig, daß der Schiffende den Schlag seines Herzens und das herzbrechende Gurgeln des unschuldigen Opfers deutlich vernahm. Aus weiter Ferne aber tönte ein grausiger Glockenschlag — Eins. Er schauderte. Zum ersten Mal fühlte er den Frost, den seine durchnäßten Kleider über den Körper verbreiteten. Das Gurgeln hatte während dem aufgehört und er fühlte das Kind erkalten, ersteifen.

„Es ist geschehen!“ weinte er und zog den Leichnam aus dem Strom. Er war marmorweiß und starr, seine Augen bluteten, aus dem Munde strömte geröthetes Wasser. Der Mörder legte die Hand auf die kleine Brust — das Herz war erstorben. Sorgfältig wickelte er nun den Leichnam wieder in die Leinen, legte ihn auf die Bank und ergriff das Ruder. Pfeilschnell durchschnitt das Fahrzeug die Wellen und keine halbe Stunde verrann, ehe er ans Ufer stieß. So sorgsam als wäre er lebend, hob er den todten Knaben heraus und trug ihn etwa zwanzig Schritte landeinwärts. Hier durchwühlte er mit dem Ruder das vom Regen aufgelockerte

Erdreich, bis sich eine Grube von ziemlicher Tiefe bildete und legte den Leichnam — nachdem er ihn zuvor geküßt — hinein. Dann schaufelte er die Erde darüber, trat sie mit den Füßen ein und kehrte ans Ufer zurück. Dort löste er den Kahn ab, warf ihn um, stieß ihn — das Ruder weit von sich werfend — in den Fluß und verschwand.

Genau in derselben Stunde hörten die Wenigen, welche noch wachten, in der Residenz das Sterbeglöcklein, welches zum Gebete für einen abscheidenden Sünder ermahnte. Aber unter den Wenigen beteten die Wenigsten ein kurzes Vaterunser. Im königlichen Schlosse allein lagen einige Diener auf den Knieen und beteten mit Inbrunst, denn ihr Herr, der Herr des Landes, lag im Sterben. Er war ihnen und dem Lande kein guter Herr, er hatte Beiden viel Herzeleid zugefügt und schlecht gewirthschaftet mit ihrem Gut, aber seine letzte Stunde und das entsetzliche Leiden von welchem sie begleitet war, versöhnte diese christlichen Seelen, in dem Augenblicke, als sie schon gewiß wußten, daß kein Gebet und keine Arznei im Stande war, das scheidende Leben des Tirannen auf der Flucht aufzuhalten. Schwerlich würden sie sonst im Stande gewesen sein, ihre Herzen für den Verhaßten zu Gott zu erheben, denn der gewöhnliche Mensch treibt seinen Haß bis zum Grabe seines Feindes und wirft ihn dort erst zum Vergangenen. Als daher aus dem Schlafgemach des Königs die Kunde kam, bei der man zum ersten Male den Namen der „Majestät“ entkleidete, als es hieß: „Der König ist todt!“ da holten alle tief Athem, als ob ihnen eine Centnerlast vom Herzen wäre und sagten fromm sich kreuzigend: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“ Manche, denen es unter seinem Regiment am wenigsten übel gegangen war, wurden sogar weich, ließen einige Thränen fallen und meinten, „er war doch so übel nicht — wer weiß was nach

kommt, er hatte seine Fehler wie jeder Mensch, aber de mortuis nil nisi bene — ich wünsche ihm die ewige Seligkeit — mag ihm Jeder vergeben, dem er Uebles gethan — richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet!"

An solchen Redensarten fehlte es im königlichen Schlosse nicht, aber weniger christlich war die Nachrede des Volkes das am Morgen die Nachricht von dem Tode des grausamsten und unfähigsten Monarchen, den die im Lande regierende Dynastie hervorgebracht, mit unverkennbarer Freude vernahm. Wenige, sehr wenige sogar hörten es mit Abscheu, daß der König keines natürlichen Todes, sondern in Folge einer starken Vergiftung gestorben sei. Wirklich hatte sich der Abgeschiedene während einer fünf und zwanzigjährigen Regierung kein Recht auf die Liebe des Volks, das er das seine nannte, erworben, sondern alle menschlichen Gefühle der Unterthanen aufs Empfindlichste gekränkt, indem er ihr Eigenthum, ihre Körper und ihre Kräfte, kaum wie ein kostbares, weit gewisser aber wie ein schlechtes werthloses Gut betrachtete und verwendete, indem er den Vätern und Müttern die Rechte auf ihre Kinder schmälerte und eng verbundene Herzen nach Willkühr und Gefallen trennte. Er besaß Alles im Lande — nur nicht die Herzen seiner Unterthanen. „Alles ist mein" pflegte er zu sagen, wenn man es wagte über die ungeheuren Abgaben zu klagen, „und es kann nicht davon die Rede sein, wie viel meine Unterthanen mir zu geben haben, sondern davon, wie viel ich ihnen lassen will von meinem Eigenthum."

Severin II., so hieß der Verstorbene, war der letzte Sproße aus dem Hause der Gaudinen, die von Viniferus, einem römischen Feldherrn, abstammten und daher zu den ältesten Geschlechtern gehörten. Dieses hohe Alter, welches ein Zeitgenosse Severins mit bereitwilliger Gelehrsamkeit bis auf Romulus und die Wölfin hinzuleiten suchte, war keine von den geringsten Ursachen des Stolzes, der diesem Geschlecht eigenthümlich war und in Severin II. seinen höch-

sten Grad erreichte. „Muß es nicht ein edler Stamm sein, pflegte dieser zu sagen, „der durch Jahrtausende Zweige treibt?“ aber er übersah es, daß eben in seiner metaphorischen Betrachtung eine seinen eigenen Werth herabsetzende Bedeutung lag, denn es war gewiß nicht der beste Zweig, der ohne Früchte blieb und mit dem des Stammes Leben erlosch. Fast achthundert Jahre lang hatte das Geschlecht über das Königreich Arapatnam geherrscht, aber dieses Reich, welchem an Größe, Schönheit und Reichthum kein Anderes glich in der bekannten Welt, hatte unter den letzten Sprossen das Alters-Heil des Fürstenhauses nicht empfunden. Severin II. namentlich, sagten einige Witzlinge, habe von den hohen Eigenschaften seiner Ahnherren nichts behalten, als Etwas, das an die Wolfsmilch erinnert, mit welcher der Stammvater gesäugt worden ist. Von der ganzen Geschichte des Fürstenhauses der Gaudinen, die in zwanzig Folianten von einem arapatnamschen Reichshistoriographen abgefaßt wurde, wollen wir nichts erwähnen als die Wahrheit, welche nicht darin zu finden ist, nämlich daß dieses erhabene Geschlecht, dessen Stammtafel wohl so lang war als zehn Pferdeschweife, einige Dutzend Schwachköpfe hervorgebracht hat, welche nach einander das Reich geerbt und geplündert haben. Ein Mehreres aber wollen wir melden von der „glorreichen“ Regierung des allergnädigsten Königs Severin II. ohne jedoch die bei seinen Lebzeiten von einem arapatnamschen Gelehrten abgefaßte Geschichte zu berücksichtigen.

Severin II. bestieg den Thron in seinem dreißigsten Lebensjahre. Seine Erziehung hatten Priester besorgt, welche ihm weiß machten, er habe nur einen Herrn über sich, Gott oder seine Stellvertreterin auf der Erde, die Kirche. Die Staatskunst lehrte ihn ein Hofmeister, der in der damaligen Zeit als ein Muster chevaleresker Ausbildung galt, der trefflich reiten und fechten konnte und in der Zeremonie den höchsten Grad der Meisterschaft erlangt hatte. Sein Unterricht

beschränkte sich darauf, dem königlichen Zögling beizubringen, wie er die Füße zu setzen und den Kopf zu halten habe, wenn irgend ein Gesandter oder eine Deputation ihm vorgestellt wurde. Alles Uebrige, versicherte der Lehrmeister, ist Nebensache und „dazu haben sie ihre Minister." Aber des Prinzen Vater drang darauf, daß man ihm Grundsätze lehre, nach welchem er einst zu regieren habe. Um daher dem allerhöchsten Wunsche des großen Königs Genüge zu leisten, entwarf unser Hofmeister mit Hilfe des königlichen Beichtvaters ein Lehrbuch der Staatskunst (wie sie es nannten) in Fragen und Antworten, aus welchem wir hier der Seltsamkeit wegen Einiges mittheilen wollen.

Frage. Wann steht ein König von Arapatnam auf?

Antwort. Der Großvater Sr. königl. Hohheit pflegte zwar schon um sieben Uhr höchstdero Lager zu verlassen, doch hat der königliche Prinz diese gefährliche Neuerung zu vermeiden und sich besser an die Weise seines erlauchten Vaters zu halten, welcher das Bette nie früher als um eilf Uhr verläßt.

Frage. Wann geht Se. Majestät zu Tische?

Antwort. Um fünf Uhr Nachmittags, denn ein König darf nicht nach der Gewohnheit des Pöbels in der Mitte des Tages seine Mahlzeit verzehren.

Hierauf folgten noch zehn andere Artikel, welche sämmtlich die häuslichen Gewohnheiten eines Königs betrafen. Von den übrigen merkwürdigeren Artikeln folge hier das Wesentlichste im Auszug.

Frage. Welche sind die Pflichten eines Regenten von Arapatnam?

Antwort. Die Aufrechthaltung der Religion in seinem Staate, Vertilgung der Ketzerei, Vermehrung der Macht des Fürstenhauses, dem er angehört, Gehorsam gegen die Gesetze der Kirche. Ferner erfordert es das Seelenheil Sein und Seiner Vorfahren, daß er ihnen reichliche Messen lesen lasse

und täglich fünf Vaterunser und einen Glauben bete, endlich, daß er sein Gewissen monatlich wenigstens ein Mal durch die Beichte reinige.

Frage. Welche sind die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Fürsten?

Antwort. Blinder Gehorsam in allen Dingen, welche nicht den Interessen der heiligen Kirche zuwider laufen, richtige Zahlung der Abgaben u. s. w.

Frage. Welches sind die natürlichen Feinde des Reichs?

Antwort. Alle jene Regenten und Staaten, welche nicht der alleinseligmachenden Kirche huldigen, oder welche mit befreundeten oder blutsverwandten Höfen in Fehde stehen, endlich alle jene Völker und Unterthanen, welche sich gegen die Kirche oder gegen ihre rechtmäßigen Regenten auflehnen. Zu den Feinden des Reichs oder vielmehr in die Kategorie strafwürdiger Rebellen gehören auch alle jene gekrönten Parvenüs und Abentheurer, welche nicht beweisen können, daß ihre Familien wenigstens seit achthundert Jahren souverän sind.

Frage. Wann und gegen wen hat ein König von Arapatnam Krieg zu führen?

Antwort. Gegen die Feinde der Kirche. Gegen Protestanten, Türken und Sarazenen ist Se. Majestät stets verpflichtet Krieg zu führen, wenn es die heilige Kirche und das Interesse aller Gläubigen befiehlt und wenn die Umstände eine günstige Gelegenheit zur Vergrößerung des Reiches herbeiführen. Ferner hat Se. Majestät allen seinen erlauchten Verwandten, welche sich im Kriege befinden, beizustehen, denn das Blut seiner Unterthanen ist sein Eigenthum, mit dem er schalten und walten kann wie es ihm beliebt.

Wir würden uns eines Plagiats an der Weisheit dieser Männer schuldig machen, wollten wir mehr aus ihrem Katechismus mittheilen. Es sei uns genug, zu wissen, daß alle übrigen Artikel ähnliche Grundsätze enthielten, und daß sie

gewissenhaft befolgt wurden, beweist die uns vorliegende neueste Geschichte von Arapatnam. Gleich beim Antritt der Regierung, erließ Severin II. einige Verordnungen, welche ganz in dem Geiste abgefaßt waren, welchen wir aus dem Vorstehenden hinlänglich kennen gelernt haben. Der persönliche Charakter Severins verbürgte seinen Lehrern den schönsten Erfolg ihrer Bemühungen. Er war bigott, habsüchtig, stolz und hatte ein Herz, welches so gut als keines war. In wenigen Jahren hatte er den reichen Staatsschatz verschwendet und ungeheure Steuern ausgeschrieben, um den Aufwand seines glänzenden Hofes bestreiten zu können. Seine Behandlung der Unterthanen war jederzeit seinen Grundsätzen angemessen und seine auswärtige Politik war nicht weiser als der Katechismus seiner Lehrer. Scheint es daher auch, als ob der humoristische Historiograph, aus dessen Schriften wir ihn entlehnt haben, uns eher einen satyrischen Schwank, denn eine buchstäbliche Wahrheit aufgetischt habe, so können wir doch mit Grund vermuthen, daß seine Satyren einen ernsten Sinn und einige von den Grundzügen unverfälscht enthalten, welche das Gerippe des Severinischen Regierungssystems ausmachten. Die Folgen der Beobachtung desselben blieben nicht aus. Die leibeigenen gebrandschatzten Bürger des Staates fingen an zu murren, die mit erfinderischer Grausamkeit gefolterten und verfolgten Freidenker und Ketzer drohten mit Greuelthaten und der in seinem Stolz tiefbeleidigte Adel conspirirte. Selbst die frömmsten Eiferer konnten es nicht billigen, daß man der im Lande längst eingeführten Inquisition immer mehr Einfluß ließ, und selbst den Fanatikern schauderte die Haut, wenn untadelhafte Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie vernünftiger waren denn ihre Zeitgenossen, mit glühenden Zangen gezwickt, gefoltert und verbrannt wurden. Diese schlechte Stimmung des Volks wurde begünstigt durch einen unverständigen Krieg, den Severin bloß darum anfieng, weil in einem benachbarten Lande,

dessen Hof mit ihm verwandt war, wegen übler Wirthschaft eine Revolution ausgebrochen war, von der man den Sturz der Legitimität befürchtete. Severin selbst erwies sich in dieser schlimmen Zeit als ein herzloser Feigling. Zwar lieferte er Tausende seiner Unterthanen auf die Schlachtbank, aber er hütete sich wohl, sein „heiliges Leben" im Kampfe gegen die Rebellen preis zu geben, sondern flüchtete bei jeder Gefahr in das Innere seines Reiches.

Endlich rotteten sich einige der vornehmsten Adeligen zusammen, um den Kannibalen vom Thron zu stürzen. Fürst Portius, ein 20jähriger Held, dem das Kommando über einen großen Theil des Heeres übertragen war, stand an der Spitze der Verschwörung. Beleidigter Familienstolz war die Triebfeder seiner Handlungen, denn damals gab es in Arapatnam noch wenige Männer, — am wenigsten Adelige — welche sich begeistert von der Idee der Freiheit und Vaterlandsliebe über ihre persönlichen Verhältnisse zu erheben und diese dem allgemeinen Besten zu opfern im Stande gewesen wären. Die Schwester des Fürsten war von Severin verführt worden und der Name Portius gehörte von nun an den Annalen der Schande an. Jocunda — so hieß die reizende Favorite des gekrönten Wüstlings, fühlte selbst das Schimpfliche ihrer Herabwürdigung nicht, denn der Beichtvater des Königs, der sie häufig besuchte, scheint alle ihre Gewissensskrupel und Vorurtheile so vollkommen entfernt zu haben, daß sie sich am Ende durch die schmutzigste Liebe des Königs geehrt fühlte, und ihre gekränkte Nebenbuhlerin, die Gemahlin des Monarchen, welche den ihr widerfahrenen Schimpf nicht lange überlebte, mit leichtfertiger Rede zu verhöhnen wagte. Aber um so tiefer fanden sich ihre ehrgeizigen Verwandten, die keinen Flecken auf ihren Namen duldeten, verletzt und sie würden gerne mit ihrem eigenen Blut die Schmach getilgt haben, wenn es ihnen nicht leicht geschienen hätte, sie mit dem Blute des gro-

ßen Beleidigers auszulöschen. Der hochherzige Bruder Jocundas hatte demnach bei dem Kreuze des Erlösers geschworen Severin und den Namen seines Geschlechts mit blutiger That zu vertilgen oder zu sterben. Jugendlicher Schwärmerei voll, wie es der rachedürstige Jüngling war, hatte er zugleich geschworen, eher kein Weib zu umarmen, bis er das Blut des Tugendmörders vergossen habe. Vielleicht gelobte er noch mehr in der Extase und noch wunderlichere Dinge, aber wir wollen nicht darnach forschen, damit er uns dereinst, wenn er Mann und nüchtern geworden, nicht als Meineidiger erscheine — sollten wir ihm noch ein Mal in dieser Geschichte begegnen.

Es fehlte ihm bei seinem Projekt nicht an Gleichgesinnten und die Zahl seiner bereitwilligen Mitverschwornen war eher zu groß als zu gering. Es waren meistens junge, von Leidenschaften getriebene Männer. Einem waren ehrgeizige Hoffnungen vereitelt worden, ein Zweiter war um sein Eigenthum gebracht, ein Dritter um seine Geliebte, ein Vierter hoffte Gewinn von dem Umsturz des Bestehenden — ein Zwanzigster kaum meinte es ehrlich mit seinem Vaterlande und wünschte uneigennützig nur das Beste desselben. Kurz es war eine Verschwörung, wie uns die Geschichte viele erzählt und von keiner edleren Haupttriebfeder geleitet als der L e i d e n s c h a f t, welche stets in der Geschichte eine größere Rolle spielen wird als die Tugend, deren Wesen in allen Zeiten nur wenig Auserwählten bekannt ist. Dennoch war diese Verschwörung eine außerordentliche fast wunderbare, denn es befand sich unter den Mitgliedern derselben — kein Verräther. Alles war trefflich ausgedacht und das Gelingen des Attentats schien unfehlbar, als in dem letzten Augenblicke die unbesonnene Bruderliebe des Fürsten Portius das blutige Unternehmen vereitelte. Besorgt um seine Schwester, die er wohl verachtete, aber nie zu lieben aufgehört hatte, warnte er sie an dem zur That bestimmten Abend bei

Hof zu erscheinen. Diese hingegen, glaubte sich durch die Liebe des Königs für so verpflichtet, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als den König vor der drohenden Gefahr zu warnen. Mit süßer einschmeichelnder Rede suchte nun der königliche Liebling — unter den heiligsten Betheuerungen seiner Gnade und Diskretion — das unvorsichtige Mädchen über die Quelle ihrer Besorgnisse auszuforschen. Die weibliche Schwachheit widerstand nicht und eröffnete dem König Alles, was sie wußte, nachdem sie ihm zuvor einen Schwur abgefordert, den Bruder zu schonen. Die Arme wußte nicht, wie wenig manchem Fürstenwort zu trauen ist.

Das Unabwendbare geschah — Fürst Portius wurde verhaftet und in ein Staatsgefängniß geschickt bis auf weiteres; die meisten Verschworenen ebenfalls eingezogen und auf's Strengste verhört. Nach einem kurzen Prozeß sah die Hauptstadt blutige Scenen. Gegen fünfzig Personen aus den besten Familien fielen unter dem Schwerte des Henkers und mehrere Hundert verschwanden auf immer aus der Gesellschaft. Portius selbst wurde heimlich im Kerker erdrosselt und seine unglückliche Schwester, die sich seine Mörderin nannte, stieß sich in dem Schlafgemach des Königs — nachdem sie dem schändlichen Verführer die bittersten Vorwürfe gemacht und in's Gesicht gespuckt hatte — vor seinen lüsternen Augen den Dolch in die entweihte Brust. „Die Schande ihres verunreinigten Körpers habe sie leicht ertragen,“ sagte sie im letzten Augenblicke „aber die Schande ihrer Seele könne sie nicht überwinden. Man könne ihr nachsagen, sie wäre zu schwach gewesen um den Lockungen der Eitelkeit zu widerstehen, aber den Schimpf, den Bastard eines Mörders, der das Blut eines Portius vergossen, zur Welt zu bringen, wolle sie nicht erleben.“

Severin beruhigte sich und sein etwas bekümmertes Gewissen bald durch einige Andachtsübungen, welche ihm sein Beichtvater vorschrieb. Er betete diesen Vorschriften gemäß

dreißig Rosenkränze ab, aß drei Tage kein Fleisch und ließ der Selbstmörderin tausend Seelenmessen lesen — den Körper der Unglücklichen aber nach dem Gesetze über Selbstmörder — auf dem Schindanger begraben. So war das königliche Gemüth mit leichter Mühe von aller Schuld gereinigt und der Beichtvater konnte wieder daran denken, unter den Schönen des Landes eine neue Mätresse für die Dienste des Königs anzuwerben.

Seitdem Severin durch diese Vorfälle das Gefühl der Sicherheit verloren hatte, ergriff er keine Maßregel ohne die Eingebungen seiner Angst zu Rath zu ziehen. Ein schmählicher Friede wurde mit der benachbarten Republik geschlossen und im Innern des Landes jede Anstalt getroffen, die Sicherheit des Thrones zu befestigen. Aber indem Severin bemüht war, die Sprech- und Denkfreiheit durch eine wachsame Polizei zu unterdrücken, indem er seine Person mit einer äußerst starken Leibgarde umgab und die grausamsten Strafen über Jene verhängte, welche die Maßregeln der Regierung zu kritisiren wagten, untergrub er mit eigenen Händen eine ohnehin schwachgewordene Stütze des Thrones, das Vertrauen und die Liebe des Volkes. Sein bösartiges, immer von Gespenstern einer furchtsamen Phantasie beängstigtes Gemüth bedurfte unter solchen Umständen mehr als je der Zerstreuung und es mußten ungeheure Summen verschwendet werden, um den gesättigten Lüsten des Tyrannen immer neue Genüsse zu verschaffen. Alle Künste und Spektakel, die der bizarre äußerst fruchtbare Geschmack seines Freundes und Beichtvaters erfand, wurden erschöpft und nichts fehlte noch um die Aehnlichkeit zwischen diesen und Nero's Zeiten vollständig zu machen, als daß man die Hauptstadt an vier Enden anzündete. Und so beständig in Angst, Ueberreiz, Abspannung, erkünsteltem Genuß und gewaltsamer Aufregung, in heiliger Entzückung oder Gewissenspein, lebte und regierte dieser fromme Monarch volle fünf und

zwanzig Jahre, die seinen Unterthanen wie eben so viele Jahrhunderte in dem Orte ewiger Verdammniß verlebt, vorkamen.

Von seinem Familienleben könnten wir noch Schändlicheres melden, als von seiner Regierung, wäre etwas schändlicher als die Mißhandlung der heiligsten Menschenrechte. Seine erste Gemahlin Celeste starb bald nach dem Tode Jocundas aus Verzweiflung über ihr Unglück, die Gemahlin eines Menschen heißen zu müssen, den sie und Millionen der Zeitgenossen aufs Aeusserste verabscheueten. Sie war eine der seltenen, tugendhaften Frauen, welche ihren größten Ruhm in züchtiger Sittsamkeit suchen und zu finden wissen. Sie ward am Hofe wie eine Heilige verehrt und selbst Jocunda, die Buhlerin, fand sich in ihren letzten Tagen gedrungen, die Verzeihung dieser engelreinen Frau zu erflehen. Diese Ehe war kinderlos — nur Jocunda nahm den Fruchtkeim der letzten Lendenkraft des früh geschwächten Wüstlings mit sich ins Grab. Celestens Nachfolgerin im königlichen Ehebette war Marion, eine schon verblühte Prinzessin aus einem Lande, welches in dem Rufe steht, wenig Beispiele weiblicher Tugend aufweisen zu können. Sie fand ihre Lage nicht so übel wie ihre Vorgängerin, war eine Zeitlang unfruchtbar, gebar aber später mehrere Kinder und zwar, wie man sagte, in Folge der wirksamen Andachtsübungen, welche sie auf Geheiß des Königs, der einen Nachfolger haben wollte, mit ihrem Beichtvater vorzunehmen Gefallen fand. Unglücklicherweise starben alle in dieser Ehe erzeugten Kinder und Severin fand sich nach dem Tode der Marion gezwungen, zum dritten Male zu heirathen — verhoffend seine neue Gemahlin Amanda, ein sechszehnjähriges Kind werde ihm endlich einen Thronerben gebären.

Nach dieser unerläßlichen Einleitung in die Zeit unserer Geschichte, welche mehrere Einwohner des Königsreichs die goldene Zeit nannten; obgleich dieser Beiname nur durch eine verhältnißmäßige und vergleichende Betrachtung gerechtfertigt wird, finden wir zum ersten Male Gelegenheit unseren Helden dem geneigten Leser vorzustellen. Es wird Niemanden entgangen sein, daß durch den Tod Severin's sein Geschlecht ausgestorben und der Thron erledigt war; aber schwerlich vermuthet man, daß es dennoch an einem gesetzmäßigen Thronerben nicht fehlte. Es war der Herzog Alexis, ein Abkömmling aus einer Seitenlinie des regierenden Fürstenhauses, der älteste Prinz seiner Familie, Sohn der wegen ihrer Schönheit ehemals hochberühmten Fürstin Enneri, welche nach einer kurzen Ehe durch den Tod des alten Herzogs verwittibt worden war. Alexis erbte die Schönheit seiner Mutter, aber er war an Gesinnung und Charakter seinem Vater so unähnlich als es nur immer wünschenswerth sein mochte, denn dieser hatte keine andere gute Eigenschaft besessen, als daß er sich gerne von seiner reizenden Gemahlin lenken ließ, eine Folgsamkeit, die ihm allein Ehre einbrachte. Ihr hatte es Alexis zu danken, daß auf seine Erziehung alle Sorgfalt verwendet wurde, daß er unter den Augen seiner Mutter, nur von ihrer Liebe gebildet, frei blieb von den Fehlern seines Vaters. Schon in seinem siebenzehnten Jahre galt er an Severins Hofe für ein Muster ritterlicher Tugenden, männlichen Sinnes und Ehrstolzes, unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit in seinen Manieren. Er war hoch gewachsen, kräftiger Leibesbildung, an Gesichtsschöne gleich dem Apoll, an Kraft ähnlich dem Alcides. Seine Augen glühten von dem Feuer ungeschwächter Jugendkraft, seine Lippen blühten im frischesten Roth, seine Wangen waren mit Rosenfarbe angehaucht. Den Damen stieg die Gluth ins Gesicht, nahte sich ihnen der holde lächelnde Knabe, strahlend von dem Glanze mit dem ihn sein Stand beklei-

dete. Wäre es uns gestattet, die geheimsten Gedanken und Selbstgespräche der seufzenden Mädchen und Frauen auszusprechen, so könnten wir ohne Zweifel ein Gemälde von seiner Schönheit entwerfen, das in Endymion, Mars, Apoll und Antinous nicht schöner verwirklicht war. Selbst die züchtigsten und tugendhaftesten Frauen, dachten in seiner Nähe an schöne Sünden und würdigten die eifersuchtsvolle Zärtlichkeit ihrer um sie beschäftigten Ehemänner nur mit halben bedauernden Blicken. Ja was noch wunderbarer ist, selbst die schwärmerische unbefriedigte Liebe wurde kälter, kam sie in die Lichtatmosphäre dieses Sterns, und mancher glühende Galan wußte sich die plötzliche böse Laune seiner Herzenskönigin nicht zu enträthseln, hatten sich ein Mal ihre schönen Augen zu dem jungen Gott verirrt. Kostbare Reliquien von seinem kastanienbraunen Haar fanden sich in den Schmuckkästchen fast aller Hofdamen, deren nur wenige sich geschämt hatten, solche von dem Friseur des Prinzen durch Gold oder Gunst zu erhandeln. Von alle dem wußte Alexis wenig oder nichts — er war zu viel mit ritterlichen Uebungen, mit Pferden und Waffen beschäftigt, um den Eindruck zu bemerken, den er auf das ihm Gleichgültigste, auf das Frauenzimmer machte. Es war von seiner Seite weder Gefühllosigkeit noch übergroße Befangenheit der Unschuld, sondern jene jugendliche Eitelkeit, welche sich im Männlichen gefällt und gerne über die Altersjahre hinausstrebt, um sich so altklug und gesetzt als möglich zu erweisen, denn Sambore, sein Kammerdiener und Lehrer, der trotz seiner halben Nase und seinem gräßlich entstellten Gesicht in der herzoglichen Familie das größte Ansehen genoß und den meisten Einfluß auf Alexis ausübte, sagte ihm oft genug „es zieme sich nicht für den Mann, seine Zeit bei Weibern zuzubringen und es verriethe eine weibische Sinnesart an ihrem Umgang Gefallen zu finden.“ Alexis vermied daher den Umgang mit Frauen aufs Sorgfältigste, und fast lieber hätte er sich in die liederliche Gesellschaft feiler Lustdir-

nen begeben, als daß er den platonisch liebenden Schäfer auch nur so lange gespielt hätte als nothwendig gewesen wäre, um der ungezügelten Leidenschaft in den Armen der vornehmsten und tugendhaftesten Schönen am Hofe einen süßen Triumph vorzubereiten. Aber wie ihn hier der früh erwachte Mannestrotz und die Leerheit seines Herzens, so schützte ihn dort die knäbische Schüchternheit, deren er sich mit dem besten Willen nicht erwehren konnte, vor früher Verführung. Er war daher unschuldiger in der That als in der Idee, welche ihm vollkommene Mannheit als das Wünschenswertheste erscheinen ließ, als Amanda für das königliche Ehbett an einem entfernten Hofe geworben wurde.

Bisher hatte Alexis nur gelacht und die Pferde höher geachtet als das Weib, und nie war er fröhlicher, als wenn er seinen Muthwillen üben konnte an dem Geschlechte, das er zu nichts vorhanden betrachtete, als zur Fortpflanzung der Menschen. Er verspottete gerne die Schwachheiten der Frauen, plauderte indiskret ihre Geheimnisse aus und fand es selbst nicht gewissenlos, unter den Damen im älterlichen Hause böse Händel zu stiften. Nicht selten äusserte er statt der erwarteten Galanterieen gegen befreundete und schöne Frauen den vulgären Zweifel: ob auch die Weiber Menschen wären? Kurz er unterließ nichts, was jeden Anderen bei dem schönen Geschlechte verhaßt machen konnte und blieb dennoch Liebling aller Schönen.

Wie anders wurde es mit ihm, als er Amanda, die Braut des Königs zum ersten Male sah! Eine unnennbare Wehmuth stieg in sein Herz und erfüllte seine Leere so ganz und gar, daß er Alles um sich her vergaß, nur nicht das heilige Bild ihrer Schönheit. Sein schönes Auge schwamm in Thränen, sein Muthwille wich der beengenden Verzagtheit, seine thatgierige lustige Kraft verwandelte sich in weinende Kindlichkeit und Demuth. Er, der nie kniete vor dem Heiligsten damaliger Zeit, vor dem Bilde des Menschenerlösers, der selbst

der Gottheit seinen wilden unbeugsamen Stolz nicht zum Opfer brachte, hätte hinsinken mögen in den Staub vor der zauberstrahlenden Gestalt, in heißer Anbetung und in Demuth vergehend. Zu ihren Füßen zu sterben, von ihrer Hand erdolcht schien ihm beseligender Tod, schien ihm mehr werth als ein Leben, das er freudig weggeworfen hätte — wäre es ihm nur vergönnt gewesen, sein ausströmendes Herzblut ihr zu weihen.

Amanda war die Tochter eines südländischen Fürsten, der die Gelegenheit, einen mächtigen Freund zu gewinnen, mit Freuden ergriff. Der Handel wurde geschlossen und die kaum der Kindheit entwachsene Jungfrau, lüstern nach dem Glanze der Majestät, nach kostbarem Geschmeide und goldgestickten Gewändern willigte unbedenklich ein. Sie hatte das Porträt des alten Königs erhalten, aber mehr als die schmeichelhaft gemalten Züge des entnervten Wüstlings, den sie nie gesehen, fesselte ihre unstäten Blicke die glänzende Krone, welche ein kunstgewandter Juwelier aus Rubinen, Saphiren und Diamanten gebildet, auf das gemalte Haupt gesetzt hatte. Zudem kannte sie kaum die Bedeutung des Ehebundes und hatte ein Herz das sich noch nach nichts sehnte, als nach schönen Kleidern und kostbarem Geschmeide, nach Gesang und Tanz, nach einem heiteren Himmel und duftenden Blumen. Alle diese Wünsche erhielten durch den eingegangenen Bund ihre Erfüllung, denn reicher und mächtiger war kein Fürst der Erde als der König von Arapatnam, schöner, blumenreicher kein Land als das seinige. Sie schied aus dem väterlichen Palaste mit frohem Herzen, weinte einige Thränen ihrer Heimath und ihren Lieben, und reiste in das Land wo sie die Schönste und Glänzendste sein sollte, wo der Höchste und Mächtigste nur neben ihr stehen oder wohl gar zu ihren Füßen liegen sollte. Auf dem Wege träumte sie nur von Diademen, Kronen, Palästen, von glänzendem Gepränge, von goldenen Kutschen und prächtigen Thronsesseln. An einem herrlichen Abend

kam sie in die Nähe der ungeheuren Hauptstadt des Reiches — zahllose Thürme und Paläste tauchten aus dem Meere von Häusern empor und die Straße war wohl eine Meile weit mit Menschen bedeckt. Der König kam ihr von einem stattlichen Gefolge begleitet entgegen. Eine prächtig gekleidete und bewaffnete Schaar im Nationalkostüm, das wir bedauern nicht beschreiben zu können, umgab, sie ritterlich begrüßend, die Karosse. Es waren die Edelsten des Landes, an ihrer Spitze tummelte der immer lachende Herzog Alexis ein spanisches Roß. Amanda sah ihn und wünschte es wäre ihr König. Nur flüchtig betrachtete sie der holde Jüngling. Sein feuriger Rappe, bedeckt mit goldenem Geschirr, aufgeregt durch seine lärmende Umgebung, erforderte seine ganze Aufmerksamkeit. Desto aufmerksamer betrachtete ihn die hohe Braut. Die Kühnheit und Sicherheit mit der er das Roß tummelte, sein von jugendlicher Heiterkeit strahlendes Gesicht, die Grazie seiner Begrüßung und alle übrigen Kleinigkeiten, die ein weibliches Auge beschäftigen, waren ihr nicht entgangen und hatten, ihr unbewußt, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Wäre Amanda nicht durch das pomphafte Schauspiel, dessen Glanzpunkt sie bildete, zerstreut worden, so hätte Severin mit Befremden bemerken müssen, daß seine junge Braut sich in keiner der Bedeutung des Augenbliks entsprechenden Stimmung befinde. Wir übergehen die Schilderung des feierlichen Einzuges und Empfangs, und belauschen in tiefer Nacht und Einsamkeit die seltsam bewegte Jungfrau in ihrem Schlafgemach.

Wir finden, nachdem sich die Kammerfrauen entfernt hatten, nur ein zartes Schwesterlein im Knospenalter der Rose, am Bette der königlichen Braut. Beide wachten und plauderten von Ereignissen des Tages, aber schweigsamer war Amanda denn ihre fünfzehnjährige Schwester Aline, die sich mit unerschöpflichem Wortreichthum bemühte, alle ihre „Empfindungen und Gefühle“ auszudrücken.

„Liebes Kind,“ sagte sie mit einer seltsamen Mischung

von Koketterie und kindlicher Aufrichtigkeit zu ihrer älteren Schwester, „liebes Kind nimm mir es nicht übel, dein hoher Bräutigam gefällt mir nicht, er ist alt und häßlich wie Pluto, und Du scheinst mir eben so bedauernswürdig als Proserpine es war, als sie der Fürst der Finsterniß entführte. Ach ich fühle es, Amanda, wir werden Beide unglücklich sein."

„Und warum Du, Alinchen?" fragte Amanda lächelnd, die Rede der Schwester wenig achtend.

„Ach!" erwiederte die kleine Schwärmerin und verhüllte ihre rosigen Wangen, die seltsam abstachen von dem Schmerz den sie erkünstelte, „ach — Schwester — mein Herz. Ich weiß nicht wie mir ist, die Brust wird mir zu eng und Thränen stürzen aus meinen Augen, eine süße Wehmuth ergreift mich — ach Schwester, ich glaube, das ist die Liebe."

Bei diesen Worten stürzte sie sich in die Arme ihrer Schwester und verhüllte ihre Augen, vielleicht um so zu verbergen, daß sie umsonst Thränen hervorzupressen suchte. Amanda konnte sich trotz ihrer ernsteren Stimmung dennoch nicht des Lachens erwehren, als die Kleine schluchzend ihr Herzensgeheimniß offenbarte.

„Und wer ist denn der Glückliche, den Du Dir erkoren?" fragte sie endlich die Betrübte.

„O Amanda," rief die Gefragte mit tragischem Pathos, „verwunde mein gekränktes Herz nicht mit leichtfertigem Spott, sonst bricht es in unendlichem Schmerz. Sahst Du nicht den dunkellockigen Jüngling hoch auf dem schwarzen andalusischen Gaul, mit der Göttermiene und Zeusgestalt, wie er einherritt an der Spitze der Kriegerschaar, Alles um sich her verdunkelnd, selbst den König und seinen Glanz —"

„Du meinst den Herzog Alexis?" unterbrach sie Amanda.

„Nenne ihn nicht Herzog, Schwester, gieb ihm keinen Titel, dem Selbsterhabenen, dem Keiner gleich ist — ja er ist es — Alexis, Gott Alexis — o könnte ich sagen mein

Alexis! Mein Schicksal ist entschieden, ihn lieb' ich oder Keinen, mit ihm wäre ich glücklich in einer elenden Hütte, ohne ihn wird mir dieß schöne Land eine freudenleere Wüste bleiben!"

Amanda hörte diese Ausbrüche einer affektirten Leidenschaft, obwohl sie bei ihrer Schwester nichts Seltenes waren, zum ersten Male mit einiger Verwunderung an, denn sie klangen in ihrem geheimnißvoll und tief fühlendem Herzen wie Verhöhnung der eigenen Empfindungen. Vielleicht ahnte sie die Nähe einer wichtigen Periode menschlicher Entwickelung, aber gewiß war sie sich der Liebe noch nicht bewußt, welche sich heimlich eingenistet in das arglose Herz der hochgebornen Jungfrau. Es zeigte sich in dieser seltsamen Scene die wahrscheinliche Charakterverschiedenheit der beiden Schwestern — wir sagen wahrscheinlich, weil es wenigstens äusserst schwierig ist, bei Personen von dieser Jugend die charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschiedener Seelen zu entdecken. Das psychische Leben der Kinder ist in der Regel noch ganz ohne bezeichnende Regungen und bewegt sich nur nachahmungsweise und höherem Beispiele subordinirt, den empfangenen Eindrücken der Erziehung und Gewohnheit gemäß. Beide Jungfrauen waren voll wahrer Herzensunschuld, kindlichen, weichen Gemüthes, leichtsinnig und tugendhaft aus Gewohnheit und kindischer Befangenheit. Nur schwache Spuren der Verschiedenheit gleichartig empfangener Eindrücke in ihren Folgebildungen, lassen auf eine künftige Verschiedenheit der Charaktere und der geistigen Richtung schließen. Aline, die fünfzehnjährige Prinzessin, an einem Hofe v e r z o g e n, wo frühzeitig erkünstelte Ueberbildung, durch fremdsprechende Gouvernanten, überhäufte Lektüre und häufige Gesellschaften bewirkt, für einen der größten und nothwendigsten Vorzüge einer hohen Geburt gehalten wurde, kam bald zu einer gewissen geistigen Frühreife, welche von den selbst verbildeten Hofdamen nicht genug bewundert werden konnte. Das leicht erregbare Kind, hatte

bereits alle Romane und Gedichte der besten und schlechtesten Schriftsteller gelesen und so wenigstens dem Namen nach alle jene Empfindungen kennen gelernt, welche früh oder spät von der Natur in die Herzen verpflanzt werden. Das Abentheuerliche hatte mit allem Reiz auf das weiche Gemüth eingewirkt und gab dem sich entwickelnden Ideenleben einen weiten unbeschränkten Spielraum. Noch ist ihr Herz rein und unschuldsvoll, aber ihr Gedanke hat bereits die Sünde empfangen, und wohl ihr, wenn er nicht einst ihr Gemüth verdirbt. Naive Koketterie und Empfindelei, vage Schwärmerei und eine ihrem Alter unangemessene Ungebundenheit, sind an ihr jezt die einzigen Eigenthümlichkeiten, von welchen wir wünschen wollen, daß sie nicht dereinst berechnende, ihres Zweckes sich wohl bewußte Gefallsucht, unreine Begierde und Frechheit werden möchten. Sie ist auf dem Wege eine glückliche Leichtsinnige oder eine lasterhafte Romanheldin zu werden.

Amanda hat dieselbe höfische Erziehung genossen, aber in ihrem tieferen Gemüth hat sie die Panacee gegen alle voreiligen Anfechtungen einer systematischen und gewaltsamen Ueberbildung bewahrt. Sie hat Romane und Gedichte gelesen, aber wo sie nicht mit empfinden konnte, da blieben ihr die bedeutungsvollsten Worte ohne Sinn und nie grübelte ihr Verstand, wo ihr Herz nicht begriff. Bei ihr blieben alle Gouvernantenkünsteleien frucht- und erfolglos, der unbefangene, kindliche Gedanke überflügelte nicht das unbefangene, kindliche Herz. Sie sann lieber als sie las, sie liebte die Einsamkeit mehr als die rauschende Versammlung, sie war schüchtern und blöde in Gesellschaft, still und innig im traulichen Kreise ihrer Blutsverwandten. Bei den geschminkten weiblichen Zierbengeln am Hofe ihres Vaters galt sie daher für etwas bornirt. Sie kannte von der Liebe nur den Namen bisher und wußte nicht die Regung zu deuten, so oft der Name Alexis ihr Herz berührte. Schon war bei der vollblühenden Jungfrau die Pubertät eingetreten und geheime Sinnlichkeit gab

ihren Empfindungen Nachdruck und Leidenschaft, aber sie konnte sich nichts von dem enträthseln, was in ihrem Inneren vorgieng. Wenn sie aufmerksam gemacht durch das Geschwätz ihrer Schwester, sich leise zu fragen wagte, ob es vielleicht die Liebe sei, was sie für den jungen Herzog empfand, so entfernte sie den Gedanken, lächelnd über ihre vermeintliche Selbsttäuschung, als eine kindische Schwärmerei im Sinne Alinens, obgleich sie weder die Gefahr noch die tiefe Bedeutung ihrer wahren Neigung erkannte. So war Amanda sich und der Welt, das was jede Jungfrau in ihrem Alter sein sollte, ein tiefes, reizendes Geheimniß, bestimmt mit dem Gürtel gelöst zu werden, von der Hand eines beneidenswerth Glücklichen.

Nach diesem Blick in das Innere der beiden Prinzessinnen, kann es uns nicht mehr befremden, wenn Amanda ihrer in komischer Betrübniß befangenen Schwester Trost einzusprechen sucht und sogar auf die erfreuliche Aussicht hinweist, einst durch sie mit dem Herzog verschwägert zu werden.

„Wenn Dein Geständniß,“ sagte sie, „nicht wieder eine flüchtige Schwärmerei von Dir ist, eine romantische Caprice, die morgen von einer anderen verdrängt wird, so sehe ich nicht ein, welche Ursache Du hast traurig zu sein. Leicht möglich ist es, daß der junge Herzog bald zu Deinen Füßen liegt, denn meine erlauchte Schwester darf hoffen, an diesem Hofe von keiner Schöneren und Edleren überstrahlt zu werden. Freilich wäre Dir selbst in diesem Falle einige Geduld zu empfehlen, denn ihr seid ja Beide noch Kinder —“

„Wie, Schwester,“ unterbrach sie Aline mit Entrüstung, „ich wäre noch ein Kind? Ist man mit fünfzehn Jahren noch ein Kind, und haben sich nicht schon jüngere Prinzessinnen verheirathet?“

„Wohl wahr, Aline,“ erwiederte Amanda, „aber dann waren immer politische Rücksichten von der größten Wichtigkeit vorhanden, die in Deinem Fall nicht eintreten dürften.“

Leicht verständigten sich die Schwester über die erhobene

Streitfrage, und Aline begab sich in ein Nebengemach, um in seidenen Kissen von ihrem „Gott Alexis“ zu träumen. In der That aber war es Amanda, von der sein Bild nicht weichen wollte, im Wachen und im Träumen. Sie bemühte sich zwar aufrichtig den fremdartigen Gegenstand zu entfernen, indem sie das Bildniß des Königs betrachtete, aber wir haben Grund zu glauben, daß ihr Alexis stets gegenwärtiger war, als das vergelbte Original des trügerischen Porträts.

2.

Wir verlassen Severins Residenz, um auf einer schönen Villa, eine Meile südwärts von der Hauptstadt, zwei Frauen zu besuchen, deren Herzen nicht minder voll sind von Alexis, als die, welche wir eben verließen. Wir finden sie an einem kühlen Sommerabend, der nicht sehr entfernt ist, von der ersten Nacht Amandas in Severins stattlicher Residenz, im Schatten eines Rebendaches auf der Ballustrade eines Garten-Pavillons. Hätten wir nicht eben einige Stunden im Schlafgemach der schönen Amanda zugebracht, so würden wir überrascht werden durch die schöne Gestalt, welche von der sinkenden Sonne beleuchtet, sich an eine ältere Frau schmiegt, deren anmuthige Würde nicht zum Alltäglichen gehört. Es ist Angelika, die Schwester des Herzogs und Tochter der bekümmerten Matrone, welche nach ihrem Alexis seufzt. Zwar ist ihr Auge mit Aufmerksamkeit einer kostbaren Stickerei zugewendet, aber die wolkige Stirne verräth Tieferes als Arbeitsernst. Wer die Fürstin Enneri gekannt hat in üppiger Jugendfülle, muß dennoch gestehen, daß er weder ihre Anmuth, noch die unverwüstliche Schönheit des Gliederbaus verkenne, und selbst ihr Gesicht ist, wenn auch nicht mehr frisch und blühend, doch kaum unschöner durch das Charaktergepräg, welches sich darauf abgedrückt in scharfen Zügen. In Angelika scheint sie verjüngt in Gestalt und Bewegung, aber es fehlt ihrer Tochter die lachende Miene, welche man einst an der Fürstin gewohnt war. Wie sie dasteht von Schwermuth übergossen, mit

mit dem schmerzlichen Blick nach oben, den sanftleuchtenden Augen und dem wehmüthig lächelden Munde, möchten wir doch nicht wünschen, daß sie froher wäre, besorgend die Heiterkeit könnte den unwiderstehblichen Reiz zerstören, der uns mehr fesselt als das frivole Lachen eines ausdrucklosen Gesichts. Ihr weißes weiches Gewand fließt, alle Blöße züchtig verhüllend, an den Wellenformen einer vollendet schönen Gestalt sich anschmiegend herunter und harmonirt mit dem blassen Gesicht und den weißeren Händen, die wunderzart aus dem Gewebe hervorblühen. Giebt es einen Kontrast in der zaubervollen Erscheinung, so ist es das dunkle Haar, welches in seideweichen Locken an den Schultern herabwallt. Sie hält eine Laute im Arm und ihre ganze Stellung verräth, daß sie eben einen Gesang geendet, dessen Nachklang in der Tiefe ihres Herzens tönt.

„Schwärmst Du wieder, thörichtes Kind?" schmollte die Mutter, „wahrlich Du giebst Dir alle Mühe, meinen Sorgen mehr Gewicht zu geben, statt mir die Bürde zu erleichtern."

„Vergebt mir, gute Mutter," erwiederte Angelika und küßte die Matrone auf die Stirne, „ich kann nicht von Herzen froh sein, wenn Alexis fern von uns ist. Ach hättet Ihr ihn doch zurückgehalten heute — mir ahnt nichts Gutes."

„Und was glaubst Du, daß der König dazu gesagt haben würde, hätte ich nicht meinen Sohn heute nach Hofe geschickt? Ist es nicht genug, daß ich selbst unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit wegbleibe an dem Tage, wo er seine hohe Braut dem Hofe feierlich vorstellt? Haben wir nicht schon genug gethan, uns den Unwillen des Königs zuzuziehen; und dennoch soll Alexis einst seine Krone erben?"

„Das verhüte Gott — ich wünsche meinem Bruder die Krone nicht; ich wünsche nicht, daß er einst sein warmes Herz mit kalter Majestät umgebe. Glaubt mir, Mutter, er würde auf dem Thron nicht glücklich sein. Laßt endlich diesen ehrgeizigen Gedanken fahren, ich beschwöre Euch, Mut-

ter, bei der Mutter Christi, laßt Alexis nicht von Euch, denn der Scepter der königlichen Gewalt zerstört alle Bande der Natur — Ihr habt keinen Sohn, ich keinen Bruder mehr, besteigt Alexis diesen Thron, bemächtigt er sich dieser unseligen Krone, die noch keinem Haupte, das sie trug, Heil und Segen gebracht. Laßt Euch das Schicksal der Könige dieses Landes warnen, und pflanzt nicht Euer Geschlecht auf diese unheilvolle Höhe, vor der mir schaudert —"

„Schweig, Kopfhängerin," herrschte die Mutter heftig erzürnt, „wenn Du nicht meine mütterliche Liebe verscherzen willst durch Deine sinnlosen Ahnungen und Träume, Deine melancholischen Befürchtungen, die mich berühren wie Eulengekrächz, so lasse mich nie wieder ein Wort hören, das so klingt wie Deine vorige Rede."

„Ja freilich, —" schluchzte das gekränkte Mädchen, „das Wort Eurer leiblichen Tochter hat nicht den guten Klang für Euer Ohr, wie die bösen Rathschläge des niedrigsten Knechts, der Eure Gunst besitzt; spricht nicht so zum Herzen wie das Wort jenes falschen unheimlichen Bösewichts — Sambero —"

„Aus meinen Augen —" schrie die Herzogin, aber Angelika fuhr fort mit schmerzlich und lautschreiender Stimme: „Hat nicht den guten Klang für Euer Ohr, wie die Schmeichelrede dieses Teufels, der nur Unglück brütet in seinem finsteren Gehirn über Euch, über Alexis, über mich, der mir das Herz meiner Mutter entfremdet — meiner Mutter, — Mutter — die mich lebend noch verwaist!"

Laut wehklagend stürzte sich die Jungfrau übermannt von Schmerz auf die Knie und verhüllte ihr Gesicht. Eine lange Pause, während welcher Angelika immer leiser schluchzte, folgte auf die leidenschaftlichen Scenen. Die Herzogin bekämpfte mittlerweile ihren Unmuth, denn ihr leichter Sinn hatte bald die Beleidigungen vergessen — auch mochte sie es selbst fühlen, daß sie ihre Tochter bisher mit zu geringem Vertrauen behandelt habe. Sie kannte das leidenschaftliche

Mädchen und ihre zärtliche Kindesliebe. Erinnerungen schienen ihren Stolz niederzuhalten und tiefes Sinnen lag auf ihrer sonst heiteren Stirne, während sie die Weinende betrachtete.

„Verzeiht, Mutter," sagte diese nach einer Weile, in welcher sie sich zu fassen gesucht, „verzeiht mir, wenn ich Euch durch meine Heftigkeit beleidigt habe. Es ist ja nur die Liebe zu Euch, deren Kränkung mich verletzt, verzeiht mir gute Mutter!"

Bei diesen Worten faßte sie die Hände der Herzogin und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Laßt Euch nicht die Minute reuen," fuhr sie bittend fort, „in der ich Euch Schmerz verursache. Ich weiß, Ihr liebt das Empfindeln nicht, wie Ihr es heißt, Ihr vermeidet jede Rührung, jede leidenschaftliche Scene — aber ich weiß es auch, daß Ihr mich liebt, wenn auch scheinbare Kälte Eure Empfindungen verbirgt. Darum laßt mich heute sprechen, gewährt mir ein geneigtes Gehör, nur heute Mutter, und nie will ich Euch wieder mit meinen Zweifeln und Besorgnissen belästigen. Oft schon habe ich mich vergebens gesehnt zu Euch zu sprechen, wie mir mein Herz die Worte eingiebt, unverholen und unbelästigt von verhaßten Zeugen, aber Ihr seid mir ausgewichen und fast scheint es als ob Ihr fürchtet, was ich Euch sagen will."

„Sprich, meine Tochter," erwiederte die Herzogin, indem sie sich setzte und das Mädchen aufzuheben suchte, „aber sprich mit Ruhe und ohne Leidenschaft, die Dich verzehrt und mich — ich gestehe es — stets unangenehm berührt. Steh auf, Angelika —"

„Laßt mich knieen, Mutter," bat diese, indem sie mit ihren Armen ihre Füße umfing und das Haupt in ihren Schoos legte „laßt mich so liegen damit ich Euch halte, wenn Ihr Eurer Tochter wieder entfliehen wolltet."

„Nun so sage mir, meine Tochter was hast Du gegen Samboro?“ fragte die Herzogin.

„Nicht ihn anzuklagen und Eurer Gunst zu berauben, treibt es mich, denn dazu fehlt es mir an Grund, aber warnen muß ich Euch vor seiner Tücke und bitten, ihm Euer unbegrenztes Vertrauen und Alexis seinem Einfluß zu entziehen. Ihr mögt einen wichtigen Grund haben, diesem Unhold zu vertrauen, aber Ihr könnt auch irren in ihm und weh uns, habt Ihr Euch geirrt. Wenn Ihr es nicht begreift, worin die Gefahr Eures zu großen Vertrauens liegt, so beobachtet nur Dienerschaft und Alle, die mit Samboro in Berührung kommen und Ihr werdet finden, daß ihn Alle scheuen und sich einer unheimlichen Angst nicht erwehren können, wenn sie ihm begegnen. Niemand vertraut ihm als Ihr, und Jedermann vermeidet ihn. Glaubt mir, die Beklommenheit, die Jeder in seiner Nähe fühlt, hat einen tiefen, wenn auch geheimen Grund — nicht umsonst hat ihn der Himmel gezeichnet. Sein Thun und Treiben ist stets geheimnißvoll und Niemand vermag in sein Inneres zu schauen. Niemand noch hat ihn zürnen, Niemand lachen gesehen, jede seiner Geberden ist erkünstelt, jede seiner Handlungen zweifelhaft. Man kann nicht sagen, daß er irgend einen Menschen haßt oder liebt, selbst seine Angehörigen nicht ausgenommen und die Wenigen, welchen er ein ausgezeichnetes Vertrauen zu schenken scheint — sind die Feinde unseres Hauses. Man sieht ihn oft mit verdächtigen und selbst mit übel berüchtigten Menschen in vertrauter Gemeinschaft — sein eigenes Weib führt, wie offenkundig, einen unsittlichen Lebenswandel, seine Kinder verwildern, ohne daß sich ihr unnatürlicher Vater um ihre Erziehung bekümmerte. Und diesem Mann, den das allgemeinste Mißtrauen als einen gefährlichen, zweisinnigen Menschen bezeichnet, vertraut Ihr so unendlich, daß ihr selbst Euren einzigen Sohn seiner Obhut überlaßt. Er war es, der Euch und Alexis mir und Euch entfremdet, der, als ein vor-

witziger über Gebühr begünstigter Diener es wagt, seiner hohen Frau Rathschläge zu ertheilen und den Sohn, dem Ihr eine so erhabene Bestimmung gegeben, in unwürdigen Hofkünsten zu unterrichten, der ihn mit seinen sündhaften Kenntnissen und seiner dämonischen Beredsamkeit zu einem „König" erzieht, dessen größte Kunst in Selbstverläugnung, in Unterdrückung der heiligsten Regungen des Herzens bestehen soll. Ihm haben wir es zu danken, daß Alexis uns absichtlich meidet, damit sein Gemüth, wie Samboro sagt, ja nicht verweichliche; Ihm habt Ihr es zu danken und leider dankt Ihr es ihm, daß die Brust des Jünglings nur der gefährlichsten aller Leidenschaften, dem Ehrgeiz, Raum giebt. Dieses planmäßige Hinarbeiten nach einem kühn gegebenen Ziel, das Ihr unweiblich unterstützt, scheint mir verbrecherisch und verderbendrohend, scheint mir ein verwegener Eingriff in das Fügungsrecht der Vorsehung, die allein jene — wenn mein heißes Gebet erfüllt wird — weit entfernten, oder nie eintretenden Verhältnisse herbeiführen darf, die Ihr vermessen herbeiwünscht. Mutter ich beschwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, gebt Euch nicht jener Aussicht hin und entfernt Samboro von dem geliebten Bruder. Mein Herzblut gebe ich hin für ihn und wenn ich die Gewißheit damit erkaufen könnte, daß Alexis nie eine Krone erwerben wird. — Ich habe all meinen kleinen Besitz von Beredsamkeit erschöpft, Mutter, und obwohl ich euch mehr noch sagen wollte, so weiß ich doch nicht mehr vorzubringen, was meine Bitte unterstützen könnte. Laßt mich nun wissen, Mutter, was ich von Euch zu hoffen habe."

Die Herzogin hatte sie ruhig angehört. Was sie gesagt, schien sie nicht zu befremden und eben darum weil es wirklich so war, verfehlte die Rede der Tochter offenbar ihren Zweck.

„Alles was Du mir da gesagt hast, liebe Angelika, antwortete sie mit vieler Sanftmuth, „habe ich von Dir längst

zu hören erwartet und es hat mich längst betrübt, zu sehen, wie abhold Du meinem treuesten Diener bist. Dein von düstern Ahnungen und Träumen stets erfülltes Gemüth und das abschreckende Aeussere Samboros hat Dich zu einem ungerechten Argwohn verleitet, der nirgends einen festen Grund hat, als in Deiner aufgeregten Phantasie. Dennoch würde ich Deine Warnung gerne berücksichtigen, hätte ich nicht unzweifelhafte Proben von der treuen Ergebenheit Samboros erlebt, die jedes Bedenken und jeden Zweifel überflüssig machen. Magst Du immer die Handlungen dieses seltenen Mannes nicht begreifen, so möchte ich Dir doch rathen, kein vorschnelles Urtheil zu fassen und Deinen ungerechten Widerwillen zu bekämpfen, denn er hat manches schwere Unheil von mir abgewendet und wir alle sind ihm hoch verpflichtet. Leider ist es mir versagt durch Eideswort, sonst könnte ich alle Deine Zweifel mit einer Eröffnung zerstreuen, die Dich bestimmen müßte, den Mann zu lieben, den Du so sehr verkennst. Was die einstige Bestimmung Deines Bruders betrifft, so kann ich Dich so weit beruhigen, daß ich Alles der Vorsehung überlasse, was hierauf Bezug hat — —“

In demselben Augenblicke trat Sambero zur Ballustrade und unterbrach die Herzogin in ihrer Rede. Angelika schlug scheu den Blick zur Erde und wir wundern uns nicht, daß sie den Anblick dieses Mannes nicht ertragen konnte. Sein Gesicht war gräßlich entstellt und fast konnte man zweifelhaft werden, ob es ein menschliches Antlitz sei, welches sich hier der Schönheit und Anmuth gegenüber darstellte. Beide Wangen und Lippen waren von tiefen Narben zerrissen und von der Nase sah man nur einen unförmlichen vernarbten Partikel, der auf allen Seiten von strahlenförmig auslaufenden verharrschten Wunden umgeben war. Eine derselben verlängerte sich bis an die Stelle, wo das linke Ohr abgeschnitten war, und tiefe Narben den sonst starken Haarwuchs am Hinterkopfe unterbrachen. Und dieses entsetzlich verstümmelte Haupt

saß auf einem Körper, dem es weder an edlem Bau noch an würdevoller Haltung gebrach, obgleich es unverkennbar blieb an seinen Bewegungen, daß sich seine Routine auch auf das Gemeine erstrecke.

„Seine Hoheit, der Herzog, befinden sich auf dem Weg hierher,“ meldete Samboro, „doch leider in Umständen, daß ich es für nothwendig fand, meine hohe Herrin vorzubereiten, obgleich die Sache von keiner großen Bedeutung ist. Er ist mit dem Pferd gestürzt, aber nur wenig verletzt.“

„Um Gottes willen sprich die Wahrheit, Samboro,“ rief mit gewohnter Heftigkeit Angelika und die Angst um den Bruder überwand den Abscheu, „sage ist er schwer verletzt, ist er tod — wo ist er, daß ich ihn pflege, seine Wunden verbinde —“

„Ereifert Euch nicht in unnöthiger Bekümmerniß, Prinzessin,“ sagte Samboro trocken, „ihm ist wohler als dem armen Gaul, den er fast zu Schanden geritten, das prächtige Pferd der Hektor, das edelste Thier im ganzen Königreiche, das allein solche Zumuthungen auszuhalten im Stande ist, wie sie ihm der gnädige Herzog heute machte. Seht nur, hohe Frau, das arme Thier, es kann sich kaum mehr in den Stall schleppen.“

Wirklich führte man eben das Pferd des Herzogs vorüber. Es war mit weißem Schaum bedeckt und hinkte mühsam an der Hand eines Lakais dem Schlosse zu. Eine Weile später brachte man Alexis selbst in einer Sänfte in die Villa. Angelika und die Herzogin Mutter eilten in das Gemach, wo man den erschöpften Reiter zu Bette brachte.

„Das war ein heißer Tag für den Rappen!“ sagte Samboro, indem er dem glühenden Jüngling einen kühlen Trank reichte.

„Auch für mich, mein Freund,“ erwiederte Alexis, „fürwahr der heißeste Tag meines Lebens. Ich schenke dir das Pferd, Samboro, halte es gut, ich will nicht mehr reiten,

ich will nicht mehr leben. Ich bitt' Euch, Mutter, Schwester, verlaßt mich jetzt, gönnt mir nur eine Stunde Ruhe und seid unbekümmert um mich — es ist bei Gott nicht mehr der Mühe werth, daß man sich um mich bekümmert! Ich will Eurer zärtlichen Neugierde gerne Rede stehen — dann — nur geht, laßt mich allein mit Samboro."

„Seht ihn, Mutter," sagte Angelika, indem sie sich mit ihr entfernte, und ihre Thränen trocknete, „so weit schon ist es gekommen mit ihm, daß er uns nicht mehr in seiner Nähe duldet."

Schweigend begleitete sie die Herzogin, denn was sie dachte oder ahnte, paßte für kein anderes Ohr, als das welches Alexis in Anspruch genommen, indem er mit Samboro allein zu sein verlangte. Die kluge, erfahrene Matrone kannte die Wirkungen der Leidenschaft zu genau, um zu verkennen, daß die beim Sturz Hektors erlittenen Verletzungen nicht das größte Uebel waren, welches ihren rüstigen Sohn so plötzlich niederwarf. In der That hatte sie sich nicht getäuscht, denn Alexis litt von der Liebe mehr als von den leichten Quetschungen, die er beim Sturz erhalten hatte. Er kam aus der Residenz und hatte zum ersten Male Amanda so nahe gesehen, daß ihn ihr Hauch berührte, und dem Umstande, daß Alexis die stürmische Bewegung seines Blutes auf dem Wege nach der Villa auch dem Pferde mittheilen wollte, hatte Hektor es zu danken, daß er lahm im Stalle lag.

„Mein lieber Samboro," sagte der Herzog, nachdem die Frauen sich entfernt hatten, „heute habe ich angefangen oder aufgehört zu leben. Entweder es geschieht ein Wunder und macht mich zum Glücklichsten, oder es geschieht nicht und ich sterbe. Höre Samboro, es mag viele Elende in diesem Lande geben — denn Severin hat dafür gesorgt, daß es daran nicht mangele — aber so elend wie ich jetzt bin, kann Keiner sein, und so glücklich als ich sein möchte, ist nur der, welcher mein Elend verschuldet. Ha mir brennt das

Gehirn, wenn ich es denke, wie dieser ausgedorrte Pikling — verdammt sei er —"

Ein wüthender Schlag seiner Hand zertrümmerte hier einen nahe stehenden gebrechlichen Tisch, dessen schwächliche Bauart nicht für so ungestüme Gäste berechnet war.

„Gnädigster Herr," sagte Samboro, indem er die Reste zusammen las, „Ihr sprecht heute in Räthseln und zum ersten Male bemerke ich es an meinem lieben Herrn, daß er sich auch der Fäuste bedient, um sich verständlich zu machen. Ich weiß nicht, was Ihr Eurem treuesten Diener zu eröffnen so gnädig sein wollt, aber so viel weiß ich, daß ich wünschte, der Faustschlag, der diesen Tisch zerbrach, hätte das Haupt des Unwürdigen getroffen, das mit dem Zorn meines hohen Herrn beladen ist."

„Wünsche das nicht laut, Samboro, denn dieser Wunsch könnte Dir leicht den Kopf kosten."

„Was ist auch an dieser verstümmelten Ruine gelegen? — gern gäbe ich ihn hin, wenn nur der Schädel, den ich meine, so zertrümmert wäre, wie dieser unschuldige Tisch; wenn die Lunge desjenigen, der euch erzürnt, so gewiß angefressen wäre, wie die des unschuldigen Rappen es schon morgen sein würde, hätte ich ihm nicht schon einen Heiltrank eingeflößt."

„Wie Du sprichst, Samboro, so scheint es mir, daß ich Dir auch dießmal nichts sagen könnte, was Du nicht schon wüßtest und doch gäbe ich viel darum, wenn Du nichts wüßtest und ich Dir erzählen könnte was mir begegnete."

„Keine Silbe weiß ich, Herr, laßt immer Eurer Zunge freien Lauf und eröffnet mir Euer Herz, wenn ich Euch werth des Vertrauens scheine."

„So höre denn — **ich liebe des Königs Braut!** — Und Du hörst das so gelassen an, und Du entsetzest Dich nicht darob, als hätte ich Dir gesagt, ich liebe eine käufliche Dirne — höre Samboro, ich liebe die Prinzessin Amanda, **des Königs verlobte Braut!**"

„Ich höre, Herr,“ erwiederte Samboro gleichgültig, „erzählt nur weiter.“

„Was soll ich Dir denn noch erzählen,“ sagte Alexis ärgerlich, „wenn Dir das nicht genug ist, was ich Dir gesagt habe. Wie ich sie gesehen, was ich mit ihr gesprochen und was ihr hoher Bräutigam ihr Zärtliches sagte — gut Du sollst es wissen. Als er mich ihr vorstellte, sah ich sie — ich gestehe es — zum ersten Male an, denn Du weißt, ich habe mich bisher wenig um Weiber bekümmert. Denke Dir ein Wesen halb Mensch, halb Engel, mit einem Himmel in den Augen, mit glühenden Rosen auf den Wangen und Lilien auf Stirne und Busen, mit einer Gestalt die Licht und Gluth verbreitet — doch was strebe ich sie zu schildern, Du kannst es doch nimmermehr begreifen, was ich Dir sage und könnte auch mein unstäter Gedanke ein Bild zusammenfassen in allen Himmelsfarben von ihr, so würdest Du Dir doch nichts denken als ein schönes Weib. Aber ich sage Dir, Samboro, das ist kein Weib — die Weiber kann ich nicht lieben — es ist kein irdisch Weib, denn die ganze weite Erde hat nicht einen Strahl von der Himmelsschöne, die sie umfließt, es ist kein Weib die mein Wesen mit irdischen Reiz so ganz und gar umzuwandeln im Stande war. Sieh, Samboro, als ich so dastand, gebannt in ihren Zauberkreis durch des Königs Wort, das mich herbeirief, da löste sich mein ganzes Wesen auf in Liebe und stummes Staunen, da faßt' ich in Gedanken Alles zusammen was mir lieb ist, um einen Preis zu erdenken, der ihrer werth wäre, und an meine Mutter dachte ich, und an Dich und an mein Vaterland, an den Stolz meines Geschlechts und an Alles, was ich noch zu gewinnen wünsche, und Alles zusammengenommen hätte ich gerne hingegeben für sie und den Himmel und die Erde obendrein und mein Gewissen und das ewige Leben. Gott und die Ewigkeit hätte ich verhandeln mögen um den kostbaren Preis. Sage was Du willst, aber das ist nicht die kleine menschliche

Empfindung Liebe, welche so allmächtig in meiner Brust waltet, nicht jene magere Leidenschaft, die nach Genuß strebt und im Genusse stirbt, es ist etwas Größeres, Ungeheures, ein riesiger Wunsch, der über die Erde hinausstrebt und nur in ewiger Erfüllung seine Gewährung findet. Du wirst mich nicht begreifen, Sambero, denn ich begreife mich selbst nicht — meine Sinne verwirren sich und in meinem Gehirn zittern tausend unstäte Gedanken. Mein Gedächtniß ist umgestürzt und die Erinnerungen der Vergangenheit, die Bilder der Gegenwart, die Träume der Zukunft sind untereinander geworfen in ein wirres Chaos, aus dem sich kein lichtvoller Schlußgedanke entwickelt. Mein ganzes Seelenleben ist gestört durch die stürmischen Empfindungen und seine Ordnung zerrüttet und verkehrt. Ich fühle mit dem Kopf und denke mit dem Herzen — hilf mir vor Wahnwitz, Sambero, sonst gehe ich zu Grunde."

Sambero hatte indessen eine Schreibtafel zur Hand genommen und mit großer Eile die Worte des Liebenden abgekürzt aufgezeichnet.

„Herrlich, herrlich!" rief er jetzt mit sichtbarer Freude, „sind diese Gedanken, es wäre Jammerschade, wenn sie verloren gingen, vielleicht könnt Ihr sie noch ein Mal gebrauchen zu einem süßen Billet. Ein Romanschreiber würde viel darum geben, hätte er Euch jetzt hören können."

„Du spottest meiner?" fragte Alexis erzürnt.

„Dann verdiente ich, daß Ihr mich ersäufen ließet in der nächsten Pfütze; erlaubt mir nur noch einige Worte aufzuzeichnen. Glaubt mir, erlauchter Herr, Ihr werdet nichts mehr ersinnen können, was einem Weibe mehr schmeichelte. So, nun erzählt weiter. Wie benahm sich der König, als er Euch seine Braut vorstellte?"

„Der König — ja — daß Du mich jetzt an ihn erinnerst, daran erkenne ich, daß Du sein Feind bist. Wie er sich benahm? Ei — vortrefflich, wie sich das von selbst

versteht, vortrefflich sage ich Dir, und ganz ausserordentlich gnädig. „„Seht hier,““ sagte er zu Amanda, indem er mich bei der Hand nahm und lächelnd zu ihr hinführte, „„seht hier den Herzog Alexis, meinen jungen Vetter. Er ist ein wackerer Kavalier und Reiter, aber Euerem Geschlecht nicht sehr wohl gewogen. Könnt Ihr es wohl glauben, daß ein so wohlgebildeter Mann wie er, und ein so junger Fürst, ausgemachter Weise die Frauen meidet und sich weit lieber auf wilden Rossen tummelt, als in der Nähe der Schönheit weilt?““ Du kannst Dir denken, welchen Eindruck diese Aeusserung auf alle Anwesenden machte. Alle lächelten, um nicht zu sagen sie lachten, und ich glaube ich erröthete, denn mir brannte das Gesicht und kaum wagte ich es, zu ihr emporzublicken und einige Worte zu stammeln. Amanda selbst schien das Unzarte der Bemerkung ihres hohen Verlobten zu empfinden, denn sie glühte vor Scham und Verlegenheit. Nach einigen üblichen Ceremonien entließ der König alle Anwesende, bis auf jene Personen, welche zu seiner Familie gerechnet werden. Auch ich mußte bleiben. Wir zogen uns in die inneren Gemächer zurück und ein kleinerer Cirkel bildete sich um das hohe Paar. Wie der König sich ausnahm an der Seite Amandas, kannst Du Dir denken. Amanda trug ein blaues, enganschließendes Kleid mit goldenen Sternen. Um die blendenden Schultern, und über den wogenden Busen war ein zartes Gewebe hingehaucht. Auf der Stirne glänzte in üppigen Locken befestigt ein prächtiges Diadem. Sie glich der Königin des Himmels an der Seite des Fürsten der Tiefe. „„Geliebte Prinzessin,““ sagte der König hier zu ihr, mit gewohnter Galanterie, „„seitdem ihr in meinen Mauern wohnt, habe ich aufgehört zu regieren. Doch habt Ihr bisher noch keinen Gebrauch von Eurer Gewalt gemacht; ich wünschte, Ihr ertheiltet mir heute Euren ersten Befehl, damit ich Euch durch schleunige Erfüllung desselben einen Beweis von meinem Gehorsam und von meiner Zärtlichkeit geben

könne.““ Amanda besann sich nicht lang, sondern bat — so innig und rührend, daß ich hätte weinen mögen — ihr erhabener Gemahl möge in Gnaden bewilligen, daß der Verbrecher, dessen Hinrichtung, wegen ihrer Ankunft nur aufgeschoben worden war, gänzlich freigelassen werde. Alle Anwesenden waren tief ergriffen, nur der König hörte mit strenger, finsterer Miene die Bitte Amandas. „„Wer hat es gewagt,““ rief er erzürnt, „„Euch um Fürsprache zu Gunsten dieses Ketzers, Gotteslängners und des Hochverraths Verdächtigen anzuflehen?““ Tiefes Schweigen folgte auf diese Frage. Amanda war erblaßt und zitterte wie das Laub auf den Bäumen. Der König bemerkte es. „„Es sei wie Ihr befehlt,““ sagte er endlich um sie zu beruhigen, „„aber unter der Bedingung, daß Ihr mir versprecht, Euch nie wieder für Ketzer zu verwenden.““ O Samboro, Du hättest dieses Engels Freude sehen sollen, als sie den Unglücklichen, wie sie meinte, gerettet sah durch Fürstenwort, sie vermochte nicht ein Wort des Dankes hervorzubringen, aber Thränen perlten aus ihren Augen und im Uebermaß ihrer voreiligen Dankbarkeit ergriff sie die welken Hände des Tirannen um sie mit ihren Lippen zu berühren. Aber Niemand theilte ihre unbesonnene Freude, denn nur ihr mochte es unbekannt sein, wie Severin II. Gnade übt an Ketzern. Ich sah ihn später seinem Beichtvater einen geheimen Befehl zuflüstern und ich müßte das boshafte Lächeln dieses Pfaffen nie gesehen haben, könnte ich nur einen Augenblick daran zweifeln, daß es um den unglücklichen Begnadigten geschehen war. Bald darauf kam der Pater Hyacinth und der König verfügte sich mit ihm in sein Kabinet. Ehe er ging, rief er mir scherzend zu: „„Herzog Alexis, Ihr müßt schon heute länger in Gesellschaft schöner Frauen verweilen, als es Euch vielleicht angenehm ist, vertretet indeß meine Person bei der Prinzessin und führt sie in den Park, wo ich meine Lieben mich zu erwarten bitte. Ich hoffe, Ihr werdet Euch heute Zwang anthun und Alles aufbieten, mei-

ner vielgeliebten Braut die Augenblicke bis zu meiner Wiederkunft zu verkürzen.““ Hierauf küßte er Amanda auf die Stirne und entfernte sich. Mein Herz schlug laut als ich diesen Befehl vernahm und ich säumte nicht ihn zu befolgen. „„Ich wünschte sehr,““ sagte ich zu der Prinzessin, ich glaube mit starkbewegter Stimme, denn mir fehlte der Athem, „„daß Ihr keine üble Meinung von mir faßt und des Königs Beschuldigungen als einen Scherz betrachtet.““ Süß lächelnd unter tiefen Erröthen legte sie ihre Fingerspitzen auf meinen dargebotenen Arm und folgte mir in den Park. Mich überfiel ein Frost als sie mich berührte, meine Augen wurden trübe, mein Arm zitterte. Stumm wandelten wir, gefolgt von der königlichen Familie, durch die Anlagen, als ich aber einen Augenblick — da wir eine Krümmung des Pfades einbogen — mit ihr allein war, faßte ich mir ein Herz und flüsterte ihr zu: „„Verzeiht mir, Prinzessin, aber ich kann es Euch nicht verhehlen, daß ich glaube Euer unglückliche Schützling werde nicht die nächste Nacht überleben — vielleicht kann ich ihn retten, ich möchte nicht leben, wenn ich es nicht könnte. Verrathet die Unglücklichen nicht, welche es gewagt haben, um Eure Fürsprache zu bitten. —““ Der günstige Augenblick war kaum benützt schon verschwunden, denn in der nächsten Sekunde kam der König zurück und dankte mir für die Unterhaltung der Prinzessin. Nie war er mir mehr verhaßt als in diesem Augenblicke. Amanda war sichtbar erschrocken. Oft verweilte ihr fragender Blick auf mir, aber ich glaube es lag kein Vorwurf in demselben. — Das ist die Geschichte des heutigen Tages. Auf Dich allein vertraue ich, Sambero. Du kannst helfen, daß ich mein Versprechen erfülle.“

„Wie soll ich, gnädiger Herr, Euch rathen und helfen,“ heuchelte Sambero, „ich ein armer unmächtiger Diener?“

„Ich bitte Dich,“ erwiederte der Herzog, „sprich nicht

so und verschone mich nur heute mit Deinen Verstellungskünsten. Hilf mir den Gefangenen befreien — "

„Bedenkt, gnädiger Herzog, was Ihr unternehmt, wider den Willen Eures Königs, ja wider sein Leben, heiliges Leben; denn der Unglückliche, den ihr befreien wollt, gehört zu seinen gefährlichsten Feinden. Schaudert Ihr nicht vor dem Gedanken an einen Königsmord."

„Ja, Samboro, ich gestehe es, der Gedanke war meinem Herzen fremd, aber er ist es gewesen. Es ist nicht das erste Mal heute, daß er in mir aufsteigt und seine Schrecken sind mir nicht so schrecklich mehr als der Gedanke, daß sie das eckelhafte Lager theilen soll mit diesem scheußlichen Auswürfling der Hölle. Nein, es ist nicht möglich — —. Doch laß das, ich kann heute nur noch einen Gedanken fassen und der zielt auf Erfüllung meines Wortes."

Samboro blieb eine Weile sinnend vor dem Lager des Kranken stehen, untersuchte dann die Wunden des Herzogs und prüfte den Pulsschlag. Dabei sah er den Jüngling mit scharfen, prüfenden Augen an, ergriff vertraulich seine Hand, und sprach sich beabschiedend:

„Seid ruhig, mein lieber Herr, Euer Wort ist so gut als erfüllt."

Noch in derselben Stunde verfügte sich Samboro auf einer leichtfüßigen Isabelle in die Hauptstadt. „Wenn das so fortgeht," sagte er zu sich selbst, indem er das Pferd bestieg, „so geht unser Marstall zu Grunde. Das ist heute schon das zweite Pferd, welches gehetzt wird — mag es ihm besser gehen als heute dem Rappen." So murmelnd schwang er sich in den Sattel, und hielt als ein kunstgeübter, sein Pferd liebender Reiter, das muthig fortstrebende Thier anfangs zurück, um es erst nach und nach in den schnellsten Lauf zu bringen, dann setzte er ihm die Sporen kräftig ein

und wie ein vom Sturm gejagter Schatten flog das Roß davon, Jedem nur eine kurze Erscheinung, dem es begegnete. Dennoch langte Samboro erst an, als schon tiefes Dunkel der Nacht die Erde bedeckte. Wir können ihm dießmal nicht auf allen seinen geheimnißvollen Wegen folgen, denn in dem königlichen Palaste verlieren wir seine Spur. Genug, er wußte binnen einer Stunde, daß der König seinem Beichtvater Auftrag gegeben, den gefangenen Verbrecher noch in dieser Nacht heimlich hinrichten zu lassen und morgen die öffentliche Meldung zu bringen, das derselbe sich aus Verzweiflung selbst entleibt, ehe ihm die Nachricht von der Begnadigung des Königs zugekommen wäre. Eine Stunde vor Mitternacht finden wir Samboro wieder in einem entlegenen Quartiere der Stadt, dessen verrufene Häuser nur vom niedrigsten Pöbel besucht waren. Er betritt die Schwelle eines dieser Häuser, und nimmt im dunkelsten Winkel einer schmutzigen Stube Platz. Eine äusserst künstliche Maske bedeckt sein gezeichnetes Gesicht und das schwarze Haar ist unter einer rothen Perücke verborgen. Im hellerleuchteten Vordergrund bemerken wir an einer runden Tafel sitzend, einige liederliche Gesellen mit verschmitzten gemeinen Physiognomien, welche wenig sprechen, desto mehr trinken und einem ihrer Genossen andächtig zuhören. Dieser wird nie müde, Zoten zu reißen und alle Anwesenden mit derben Witz zu hänseln, aber alle lassen sich seine Laune gefallen, denn es scheint, daß er die Zeche bezahlt. Wenn es wahr wäre, daß sich das Verbrechen stets auf dem Gesichte abzeichnet, so wäre der allein Sprechende gewiß nichts weiter als ein harmloser Buffo, der vor allen Dingen ein reines Gewissen haben mußte, um so korperlich wohl gedeihen und so unverwüstlichen Frohsinns voll sein zu können, wie Macuf, der den stattlichsten Bauch und das lachendste, gesündeste Gesicht in der ganzen Gesellschaft besitzt. Auch sagt er seine Grobheiten mit einer so unverkennbaren Bonhommie und drückt seinen Freunden so warm und

zutraulich die Hände, daß es scheint als kenne er kein schlimmeres Thun als die Unmäßigkeit im Trinken und die Unzucht, welche seinen Körper jedoch nicht entnervt hat. Er hat Samboro sogleich bemerkt und erkannt, aber er läßt sich dieß nicht merken und fährt eine Zeitlang mit seinen plumpen Späßen fort.

„Was sitzt denn dort für ein Tuckmäuser,“ fing er endlich an, als ob er Samboro erst jetzt bemerkte.

„Nehmts nicht übel, meine Herren,“ erwiederte Samboro, indem er mit einer Kreide auf dem Tisch rechnete, „nehmts nicht übel, daß ich mich nicht zu Euch gesellt habe, denn ich muß erst da eine Rechnung ins Reine bringen, die mir viel Mühe macht, denn die Ziffern wollen mir nicht in den Kopf.“

„Ich dächte doch,“ witzelte Macuf, „eure rothen Haare brächten Licht in die Sache. Ist es doch, als ob in Eurem Winkel der Vollmond aufgegangen wäre.“

„Wenn Ihr nichts Gescheideres wißt,“ antwortete Samboro im gleichen Ton, „als abgedroschene Dummheiten, dann schweigt lieber, denn was Euch betrifft, so glaube ich, daß Eure Nase mindestens eben so hell leuchtet als meine Haare.“

„Seht mir doch den patzigen rothen Hund,“ lachte Macuf, „der ist fast noch gröber als ich — aber er ist doch ein guter Kerl, stoßt an Kameraden, der Rothkopf soll leben!“

„Soll leben!“ riefen die Anderen.

„Nun,“ fuhr Macuf fort, „was habt Ihr denn da für ein Rechenexempel — 's wird wohl anderer Leute Geld sein, was Ihr da berechnet. Nun weißt Du was, Kamerad, ich will Dir helfen, das Rechnen verstehe ich — komm, ich will Dir die Sache gleich ins Reine bringen; aber da in dem Lärm dieser Trunkenbolde kann's nicht geschehen.“

Mit diesen Worten lud er Samboro ein, mit ihm in eine Nebenstube zu treten. Kaum hatten sie die Thüre hinter sich

verschlossen, so fiel Macuf dem Verkappten um den Hals und erdrückte ihn fast in seiner schwerfälligen Umarmung.

„Grüß Dich Gott, Kamerad — bist lange ausgeblieben und hast Dich um mich gar nicht bekümmert, das hat mich gekränkt, und wenn ich Dich so stolz hinter dem Herzog einherreiten sah und Du mich keines Blickes würdigtest, da dachte ich mir schon, der Hochmuthsteufel wäre in Dich gefahren, und Du vergäßest Deine besten Freunde. Oder wären wir nicht Freunde, beim heiligen Ignatius, haben wir nicht einander das Leben zu danken? Oder wärest Du nicht meines Gleichen — bist Du nicht so gut ein Spitzbube, wie ich — Tod und Teufel, oder schämst Du Dich einer zu sein? Daran thätest Du Unrecht, Bruder, unser Stand ist der mächtigste auf Erden, denn Grafen, Fürsten und Pfaffen und noch vornehmere Leute sind Spitzbuben wie wir. Glaube mir, es ist die einträglichste und ehrenvollste Profession von der Welt, ein Hallunke zu sein. Freilich das Geschäft wird immer schlechter, denn es gibt jetzt zu viele Pfuscher und je länger die Welt steht, desto größer wird die Zahl unserer Kameraden. Da lob ich mir die guten alten Zeiten, wo unser Einer noch eine Rarität war, da gab es noch was zu verdienen und man war angesehen und gefürchtet. Aber jetzt, Gott sei's geklagt, findet man auf jeder Straße mehr Schufte als ehrliche Leute. Nun, mag sein, wir werden doch nicht verderben, denn wir haben ein Mal das Renomme — nicht wahr Brüderchen? Dir gehts doch wohl? Was bringst Du mir Neues? Gibts wieder was zu verdienen?“

„Ja, Macuf, mehr als je — aber Du mußt ein ehrlicher Mann werden?“

„Was,“ schrie Macuf in komischer Entrüstung, „ich ein ehrlicher Mann — sage mir, was denkst Du von mir, glaubst Du, ich bin in meinen alten Tagen so ein Dummkopf geworden?“

„Ereifere Dich nicht, Brüderchen,“ tröstete Samboro,

„es soll Dir gut bezahlt werden. Sage mir, Freundchen, was bekommst Du von dem Pater Hyacinth für das heutige Geschäft um Mitternacht?“

„Bist Du mit dem Satan im Bund, Mensch; woher weißt Du, verdammter Spürhund, daß ich heute für den Pater etwas zu thun habe?“

„Das geht Dich nichts an, sage mir nur, wie viel bebekommst Du von dem Pater?“

„Nu — wenn Du es durchaus wissen mußt — aber gib mir erst Geld für das Geheimniß, Du weißt, ein Mann wie ich, thut nichts umsonst — so — Blitz so theuer bezahlst Du das? nun gut, Du sollst es wissen. Der Kerl wird alle Tage geiziger; denke Dir Bruder, für solch ein Geschäft nur zwanzig Goldstücke, das ist verdammt wenig, in meiner guten Zeit hätte ich darum nicht einen Finger gerührt, aber der Verdienst ist jetzt schlecht und zudem muß ich bei dem Pater ein Auge zudrücken, er ist guter Kunde.

„Wenn ich Dir nun hundert Goldstücke gebe und ein tüchtiges Pferd, das bereits gesattelt ist für Dich, obendrein, willst Du mir Dein Geschäft überlassen und Dich aus dem Lande scheeren?“

„Was sagst Du da,“ rief Macuf, indem er sich erzürnt stellte, „für solch einen Bettel soll ich mir die Kundschaft mit dem Pater verderben und meinen ganzen Erwerb aufgeben in dieser prächtigen Stadt, wo ich von allen gesucht bin, die Buben sind, aber nicht das Courage haben, ein Bubenstück auszuführen. Wo denkst Du hin. Das geht meiner Seele nicht. Zudem habe ich schon das Geld vom Pater in der Tasche — ich müßte es ihm wieder zurückschicken und da hätte ich doch nur 80 Goldstücke gewonnen. Nicht einmal eine runde Summe. Nein, das geht wahrhaftig nicht.“

„Nun denn, zweihundert Goldstücke!“ bot Samboro.

„Nein, Brüderchen, ich kann nicht.“

„Dreihundert.“

„Hm — das ließe sich schon eher hören, dreihundert Goldstücke, so viel giebt mir der Pater in einem Jahre nicht zu verdienen. Weißt Du was, Brüderchen, für vierhundert Goldstücke will ich Dir den Gefallen thun. Dir kommt es doch nicht auf die paar Gulden an, denn aus Deiner Tasche kommt das Geld gewiß nicht. Also vierhundert Goldstücke, nicht wahr Brüderchen, ich bin Dir ja gerne gefällig.

„Du sollst sie haben," antwortete Samboro.

„Topp, gib mir die Hand, der Handel ist geschlossen. Hier hast Du den Schlüssel, der öffnet das Hauptthor. Du trittst ein und sprichst im Namen des heiligen Ignatius. Darauf wird Dich ein Mann in den Kerker führen, wo der Gefangene sitzt, den ich erdrosseln sollte. Du kannst mit ihm machen was Du willst, aber Schlag Ein Uhr mußt Du den schwarzen Thurm verlassen, denn es soll Alles inkognito geschehen. Die Wachen werden Dich nicht inkommodiren, dafür ist gesorgt."

In diesem Tone gab ihm Macuf noch viele ähnliche Instruktionen und nach einigen Herzensergießungen wegen des nahen Abschiedes, forderte er das Geld und verließ mit Samboro eiligst die Schenke.

„Aber hundert Goldstücke mußt Du mir noch schenken," sagte Macuf als er schon auf dem Pferde saß. „Bedenke die weite Reise, die ich machen muß, 's ist theuer leben."

Samboro aber gab ihm einen Brief mit der Versicherung, der Empfänger werde ihm noch zweihundert Goldstücke bezahlen, und eilte angethan mit Macufs Mantel und Kapuze, nach dem schwarzen Thurm.

Es schlug eben Zwölf und eine Schaar schwirrender Fledermäuse umschwärmte das finstere Gebäude, als Samboro vor dem eisernen Thor des Gefängnisses ankam. Er pochte dreimal an das Schloß und sofort öffnete sich ein schwerer Thorflügel, der sich nur mühsam in seinen Angeln bewegte.

„Im Namen des heiligen Ignatius!“ sagte Samboro leise.

„Folgt mir,“ antwortete eine eben so dunkle Gestalt, die rasch forteilte. Samboro folgte, geleitet von dem spärlichen Lichte einer Lampe, durch finstere Gänge und über feuchte Treppen in einen tiefen Kerker, vor dessen Thüre sich der Unbekannte entfernte, seine Lampe zurücklassend. Leise öffnete Samboro die starken Schlösser, stieg behutsam einige Stufen hinab und suchte den Gefangenen. Mit schweren Ketten belastet lag der Unglückliche auf feuchtem Stroh, das Haupt an einen Stein gelehnt, bedeckt von einer zerlumpten Decke. Es war ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, aber sein scharf gezeichnetes Gesicht verrieth eine Festigkeit und Charakterentwicklung, welche seiner Jugend widersprach. Er schlief fest und ruhig, seine Wangen waren noch nicht erbleicht in der Kerkerluft, sein rüstiger Körper nicht vom Gram entkräftet. Samboro betrachtete ihn im Lichte der Lampe lange und mit Wohlgefallen.

„Wahrlich,“ sagte er, „das ist der Schlaf eines Gerechten! So schläft nicht das gemarterte Gewissen, nicht die feige Todesangst in einem Kerker, dessen Pestluft allein hinreicht das Leben zu vergiften. Keine kleine Seele kann so ruhig sein, umgeben von allen Schrecken einer grausamen Willkühr und keine unwürdige Leidenschaft kann in dieser Brust wühlen. O mein Quintus, nie habe ich Dich so gekannt, wie ich Dich jetzt kenne. Dein Geist ist stärker, wie die Leiden dieses Lebens. Wach auf, mein Quintus, wach auf!“

Der Jüngling hörte nicht und Samboro mußte ihn heftig rütteln, ehe er erwachte. Endlich schlug er die Augen auf, erhob sich rasch, murmelte schlaftrunken einige Worte und sah dem Retter starr ins Gesicht.

„Quält mich ein Traum,“ fragte er, „oder ist diese scheußliche Fratze Wirklichkeit. Willst Du mich tödten, Un-

hold, hier, hier ist meine entblößte Brust oder hier der Hals, mache nur schnell — ich fürchte den Tod nicht."

„Steh auf, mein Quintus — !"

„Quintus? wie," rief der Jüngling erstaunt, „Quintus? Wer nennt mich so hier im Kerker, Quintus! o dieser Name war mein Gebet hier und mein Trost. Wenn ich ihn höre, belebt sich mein Muth und nur eine Empfindung füllt meine Brust aus, ein Gedanke mein Gehirn — Freiheit oder Tod. Mir bleibt keine Wahl, ich gewinne Beides, Freiheit und Tod. Sprich, wer bist Du, der Du diesen Namen nennst."

„Kennst Du Samboro's Stimme nicht mehr, ist ihr Ton Dir fremd geworden?"

„Du Samboro — hier in diesem Kerker? möglich, denn Du bist überall und Dein wunderbares Treiben begreift kein Mensch, am wenigsten ich: fast könnte ich glauben, Du erscheinst mir hier als Büttel."

„Kennst Du keinen andern Namen der mir gehörte, als den genannten, mit welchem Du so finsteren Verdacht verbindest."

„O ja, Samboro, ich entsinne mich, aber ich werde Dich hier nie so nennen, denn Du bist nie wie man Dich nennt, und der Name, der Dir der heiligste sein sollte, ist für Dich nichts als eine Deiner Masken, hinter welchen Du verbirgst was Niemand kennt. Darum nenne ich Dich nicht so, Samboro — denn ich fühle keine Bruderliebe für Dich, wenn ich auch oft gezwungen bin, Dich zu bewundern. Lieben kann ich nur was ich begreife — Du bist mir ein undurchdringliches Räthsel."

„Ich bin nicht gekommen, um mit Dir ein Wortgefecht zu erheben," drängte Samboro, „komm und folge mir, Du bist frei."

„Frei? wirklich, durch Dich!" rief Quintus aufspringend in lebhafter Freude, „durch Dich, für den ich keinen Dank

habe? Wenn Du mich nicht betrügst, Samboro, dann will ich Dich um Verzeihung bitten wegen meines Verdachts, es kann Dich ja nicht befremden, daß gewöhnliche Menschen Dich verkennen. O die Freiheit und das Leben sind kostbare Güter. Ich war gefaßt, sie zu verlieren, aber dem, der mir sie wiedergiebt, will ich lieben, und sie ihm opfern, wenn es ihm frommen kann. Du weißt nicht, Samboro, wie dankbar Quintus sein kann."

Während der Jüngling so sprach, war Samboro emsig beschäftigt, seine Ketten entzwei zu feilen und nach kurzer Anstrengung fielen sie von seinen Gliedern. Nachdem er diese Arbeit, wovon seine Hände bluteten, vollendet, drückte er dem Jüngling einen Dolch in die Faust, warf ihm ein leichtes Gewand um die Schultern und zog ihn hastig fort. Niemand begegnete den Flüchtigen, denn Grauen über die That, welche er in dem Augenblick vollbracht glaubte und seine Gespensterfurcht, hielten den Schließer in seiner Kammer zurück. Das Thor war geöffnet, die Wachen schliefen und aus den Pforten stürzten athemlos Quintus und Samboro in die stille Nacht hinaus. Hier warf sich Quintus auf die Knie nieder, erhob die Hände gegen Himmel und rief schluchzend:

„Herr! Gott! vergieb, hab' ich Dich verkannt — jetzt
erkenn' ich Dich!"

Dann raffte er sich auf und folgte seinem Führer mit hastigen Schritten. Aus dem Fensterlein seiner Wachtkammer sah aber der Kerkermeister diese Scene, denn er harrte von hier auf den Meuchelmörder, um nach seiner Entfernung das Thor zu schließen. Als er aber zu seiner Ueberraschung zwei Männer davon eilen sah, schrie er, „Verrath! Wache! Auf, ein Verbrecher ist entsprungen. Auf, auf!"

Aber Niemand antwortete, denn die Wachen, welche einen starken Schlaftrunk erhalten hatten, konnten nicht erweckt werden, und so hörte den Ruf des Geängstigten Niemand als einige Gefangene, von welchen einer so fromm war, ein in-

brünstiges Gebet für den Entsprungenen zum Himmel zu senden. Die übrigen seufzten, lächelten freudig, beneideten. Unsere Flüchtlinge aber saßen bereits auf den Pferden, die mit funkensprühenden Hufen davonjagten. Die Nacht aber freute sich über das gelungene Werk und öffnete den Mantel, mit dem sie die Gegend bedeckt hatte. Der Mond lachte freundlich aus dem Gewölk und beleuchtete dienstfertig den Weg der Fliehenden.

„Wem dank ich meine Befreiung?“ fragte Quintus.

„Dem Herzog Alexis, Eurem künftigen Herrn!“ antwortete Samboro.

3.

In der königlichen Kapelle saß harrend der Pater Pius im Beichtstuhle und betete. Ihm gegenüber aber Pater Hyacinth, der uns bereits bekannte Beichtvater des Königs. Wenn man die beiden frommen Männer betrachtete, so konnte man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß sie sich so unähnlich waren, als ihre erhabenen Beichtkinder, als Amanda und Severin. Pater Pius, ein ehrwürdiger Greis mit kahlem, spärlich von weißen Locken umflossenem Haupt, mit seiner hohen weißen Stirne und der heiligen Klarheit im Gesicht, konnte wie er da saß mit erhobenen Blick und gefalteten Händen nichts anders als Ehrfurcht und Andacht erregen in den Herzen der Wenigen, denen es vergönnt war, der heiligen Scene beizuwohnen, die man eben vorbereitete. Dagegen erweckte die Gestalt und Geberde des gegenübersitzenden P. Hyacinth ganz andere Betrachtungen, die nicht weniger geeignet waren, die heilige Illusion, die hier waltete und die andächtige Stimmung der Gemüther zu zerstören. Sein aufgedunsenes, kupferiges Gesicht wendete sich verdrießlich und unstät nach allen Seiten, so daß man bald die Tonsur an dem mit struppigen Borsten bedeckten Scheitel, bald die weit vorspringende Nase zu sehen bekam. Bald schoß er aus den kleinen Schweinsaugen giftige Blicke nach den unbeweglichen Kollegen, bald öffnete er mit Geräusch die knarrende Tabaksdose, roch daran und schlürfte in jedes Nasenloch eine derbe Prise, bald räus-

perte er sich oder schnaubte durch die unschöne bewegliche Nase, die man besser einen Rüssel nennen könnte, laut trompetend in ein sorgfältig ausgebreitetes Taschentuch. Waren alle diese Verrichtungen vollbracht, dann langweilte er sich offenbar und blätterte zum Zeitvertreib in dem Brevier, das auf jedem Blatt unverkennbare Spuren seiner stets vom Tabak beschmutzten Finger trug, hier und da auch von gelben Tropfen befleckt war, welche schwerlich von Thränen einer andächtigen Rührung herrührten. Seine Geduld blieb jedoch nicht lange auf die Folter gespannt, denn der König trat bald aus einer Seitenthüre und nahm im Beichtstuhle Platz, neben dem Gitterfensterlein, welches wohl nicht die ärgsten Verbrechen zu hören gewohnt war, die das königliche Gewissen belästigten.

Gleichzeitig erschien Amanda, geleitet von ihrer Schwester, im einfachen Kleide, kniete erst mit Alinen in einem Betstuhl nieder und sammelte ihre Gedanken zur bevorstehenden Beichte. Es war die letzte Stunde, in der sie sich selbst angehörte, denn in der nächsten sollte sie, nach vorheriger Gewissensreinigung, eintreten in das Sakrament der Ehe.

Wir wagen es nicht, das Herz der Jungfrau durch Enthüllung zu profaniren, wagte sie es doch selbst nicht, das darin waltende Geheimniß zu erforschen, so bangte ihr vor klarer Selbstkenntniß, die doch so nothwendig war zu dem Geständniß, welches sie eben ablegen sollte. Gewiß aber ist es, daß sie nicht empfindungsleer das Heiligthum betrat, denn ihr Gesicht ist mit Todtenblässe überzogen und das Gebetbuch in ihrer Hand zittert so stark, daß es ihr zu entfallen droht und alle Buchstaben in ein schwindelndes Chaos verschwimmen.

„Fasse Dich doch, Schwester!“ flüsterte ihr Aline leichtfertig scherzend zu, „scheint es doch, als ob Dein Gewissen von den schwersten Sünden belastet wäre. Lasse doch den armen Pater nicht so lange warten und übergieb ihm Dein kleines Päckchen Eitelkeitssünden.“

Aber Amanda hörte sie nicht. Sie wollte beten, aber sie vermochte ihren Gedanken keine Worte zu geben. Das ahnte sie nicht, daß jene andachtsvollen Ideen, welche ihr Gehirn durchkreuzten, jene bange Gottesfurcht, mehr bedeuteten als das längste Formgebet. Endlich erhob sie sich und schwankte langsam dem Beichtstuhle zu. Der Priester empfing sie mit seinem Segen und er neigte sein Ohr an das Gitter, wo er bald den heißen Athem der Jungfrau wehen fühlte. Sie war nieder gekniet auf das Kissen und der Schleier fiel zufällig dergestalt vom Scheitel, daß er ihren Blick von Allem, was ausser dem Beichtstuhl war, trennte. So konnte sich die bange Jungfrau dieser Welt entrückt wähnen, um dem Himmel ihre Schuld zu bekennen.

„Ich arme, sündige Magd,“ beichtete sie mit bebender Stimme, „beichte und bekenne vor Gott dem Allmächtigen, daß ich oft und schwer gesündiget in Gedanken, Worten und Werken — insbesondere aber klage ich mich an — daß ich stets zu viel an den Eitelkeiten dieser Welt gehangen — daß ich mich zu wenig mit frommen Betrachtungen erbaut — daß ich meinen schwachen Willen verabsäumt habe zu stärken mit Gebet und Kasteiung. — So finde ich mich in dem wichtigsten Augenblicke meines Lebens — schwach und kraftlos — von bösen Zweifeln befangen, unschlüssig und wankend — zagend vor dem großen Schritt — den ich zu thun im Begriffe bin. — So erscheint mir der Tag, der mich freuen sollte — gleich einen Tag schweren Unheils — düster und traurig — und das was mir der Himmel bietet als eine unschätzbare Gnade — ist für mich ein bitterer Kelch — den ich weder zu leeren noch abzuwenden Kraft besitze. — Ich weiß nicht was ich thun oder lassen soll und unnennbare Angst ergreift mich, denke ich an das heilige Sakrament, in das ich eingehen soll in der nächsten Stunde. — Da dies Bekenntniß die einzige Schuld enthält, deren ich mich nach langer Prüfung, theilhaftig gefunden — obwohl ich gewiß noch Strafbareres begangen,

dessen Erinnerung von mir gewichen ist mit dem Trost des Gebetes — so bitte ich Euer Hochwürden, der Ihr ein gesalbter Diener Gottes seid, meine Kraft mit frommer Belehrung aufzurichten, damit ich nicht vergehe in der Angst meiner Seele und mich dann meiner Schuld zu entbinden im Namen des allerhöchsten Gottes, der auf mich niedrige Magd in Gnaden herabsehen wird."

Leises Schluchzen folgte diesem rührenden Bekenntniß und Pater Pius bebte vor Schreck und Erstaunen. Zum ersten Male mochte er in diesem Augenblicke das ganze Gewicht seines schweren Berufs gefühlt haben, denn er betete lang und inbrünstig zu Gott um Erleuchtung. Lauter und flehender wurde sein in lateinische Worte gefaßtes Gebet, als er merkte wie sein unglückliches Beichtkind in Thränen schwamm, wie sie selbst betete und schluchzte und zitterte. Das war mehr als die fromme Rührung einer gewissenhaften Sünderin, mehr als Reue über leichte Vergehungen, mehr als Buße für Augenblicke siegender Versuchung. Von ihm, dem Gesalbten Gottes, hoffte sie nun Trost und Rath — aber der bedrängte Greis wußte es selbst nicht, was hier zu rathen Pflicht war. Endlich faßte er sich entschlossen und sprach:

„Meine vielgeliebte Tochter. Was Ihr mir bekannt habt in christlicher Demuth, ist eine geringe verzeihliche Schuld — aber weit größer und schwerer zu sühnen wäre Euer Vergehen, wolltet Ihr erfüllt von diesen Zweifeln die Stufen des Altars betreten, wo Ihr auf Zeitlichkeit Eurem hohen Bräutigam angetraut werden sollt. Bittet Gott um Erleuchtung, prüft Euer Herz und beantwortet mir mit kindlicher Offenheit meine Fragen. — Liebt Ihr den Mann, dessen Gemahlin Ihr werden wollt?"

„Ehrwürdiger Vater — wie kann ich das, da ich ihn nie gesehen vorher? Zwar weiß ich nicht, wie das Weib ihren Gemahl und Herrn lieben soll und muß, und nur das

ist mir klar, daß ich ihn nicht liebe, wie ich meinen Vater liebe.“

„Habt Ihr einen entschiedenen Widerwillen gegen ihn und was macht ihn Euch verhaßt? Oder glaubt Ihr, daß es Euch dereinst noch möglich sein wird ihn zu lieben, so daß Ihr im Stande wäret, Glück und Unglück mit ihm zu theilen, daß Ihr hungertet, um ihn zu speisen, daß Ihr stürbet, um daß er lebe? Oder ist es nur eine Laune Eurer Schwachheit, daß er Euch so plötzlich mißfällt, von der Ihr hoffen könnt, daß sie vorübergeht, besiegt von Eurer Willenskraft? Prüfet Euch streng und antwortet mir dann.“

„Ehrwürdiger Vater,“ antwortete Amanda nach einigem Besinnen, „ich weiß es nicht, was mir so bange macht vor der Verbindung mit ihm, denn ich habe keinen Grund ihn zu hassen und folglich glaube ich keinen Widerwillen zu haben gegen ihn. Anfangs freute es mich sogar seine Gemahlin zu werden, aber seit wenigen Tagen — ich möchte fast sagen — Stunden, erfaßt mich peinliche Unruhe, wenn ich ihn sehe. Leicht mag es sein, daß ich diese Bangigkeit bekämpfe und Ihr mögt Recht haben, wenn Ihr sie eine vorübergehende Schwachheit nennt, aber Gewißheit — ehrwürdiger Vater, kann ich Euch darüber nicht geben. Nur das weiß ich gewiß, daß mir nie noch so zu Muth war, wie jetzt.“

„Liebt Ihr vielleicht einen Andern?“

„Nein, ehrwürdiger Vater!“

„Besinnt Euch, meine Tochter, habt Ihr nie einen Mann gesehen, dessen Bild Euch wachend und träumend vorschwebt, bei dessen Namen Euer Herz pocht, in dessen Nähe Ihr erröthet und den Ihr nicht anzublicken wagt, obwohl Ihr ihn gerne betrachtet —“

„Ja, das hab' ich,“ unterbrach ihn Amanda hastig.

„Also liebt Ihr einen Andern, Unglückliche?“

„Lieben — nein,“ antwortete sie gedehnt, „ich sagt' es Euch, Ehrwürdiger Vater, ich liebe keinen Anderen.“

„Dann, geliebte Tochter," belehrte sie der Priester, tief aufseufzend nach der überstandenen schweren Angst, „dann entschlagt Euch aller Gedanken, die nicht auf Eure Verbindung und Euren Gemahl Bezug haben, bittet Gott, daß er die Versuchungen von Euch entferne, und thut, was Ihr Euren Eltern zu thun gelobt, tretet mit andächtigem Herzen vor den Altar und erfüllet Eure Kindespflicht. Im Uebrigen überlaßt Gott die Fügung Eures Schicksals, und laßt das feste Vertrauen in seine Weisheit und unendliche Güte nie sinken, sollten die Zweifel nicht weichen in der Stunde der Entscheidung. Wenn Verführung und Gefahr Euch naht, wenn Schmerz und Gram Euer Herz berührt, wenn Ihr wankt und zweifelt — dann ruft ihn an um seinen Beistand und er wird Euch führen mit sicherer Hand durch alle Bedrängnisse, und wird Euch emporheben, wenn Ihr strauchelt auf der dornenvollen Bahn des Lebens. Folgt Eurem Herzen und bittet Gott, daß er Euch vor Irrthum bewahre. Damit Ihr aber nicht wieder in den bekannten Fehler zurückfallet, so will ich mir erlauben, Euch ein gutes Erbauungsbuch zu senden, worin ihr weisen Rath in jeder Bedrängniß finden werdet. Um Euch, hohe Jungfrau, Gelegenheit zu einer Gott wohlgefälligen Bußübung zu geben, will ich hiermit die Armen dieses Landes Eurer Wohlthätigkeit empfehlen und ich zweifle nicht, daß Ihr diesen eine eben so gute Mutter sein werdet, als dem Lande, welches Euch bald als seine Herrin begrüßt. Auch mir vergönnt es, hohe Braut, daß ich mich Eurer Huld und Gnade empfehle und seid versichert, daß ich mich stets bestreben werde, als Euer treuer Knecht meine Pflicht zu thun."

Hierauf richtete sich der Pater wieder empor, sprach ein kurzes lateinisches Gebet, und absolvirte die Sünderin segnend mit erhobener Stola. Amandas Thränen trockneten und eine heilige Ruhe kehrte in ihrem Herzen ein; aber wir zweifeln nach dem Geständniß, welches wir belauscht haben, daß sie dauerhaft sein werde. Es war zwar dem Pater Pius

gelungen, die harmlose Jungfrau zu bereden, daß ihre Angst nur eine vorübergehende Schwachheit sei, aber wir vermuthen nicht ohne Grund, daß sie sich Beide getäuscht haben.

Wenige Stunden nach der Beichte und Kommunion wurde Amanda im Dome feierlich mit dem Könige vermählt.

Es sei uns vergönnt, das Ceremoniengepränge bei dieser Gelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen. Augenzeugen berichten darüber sehr umständlich, aber Wenige hatten den Muth sich zu sagen, daß die hohe Braut in einem Zustande, der an Ohnmacht gränzte, dem Könige die Hand reichte und nahe daran war niederzusinken, als sie Ihr Gemahl vom Altar mit sichtbarer Anstrengung hinwegführte. Man sagt, auch sie habe die Rechte, woran sie den verhängnißvollen Ring trug, niedersinken lassen, als würde sie von einer schweren Last herabgezogen.

Die Sonne des nächsten Tages stand hoch am Himmel und sah trüb wie durch Thränen auf die Erde, als Amanda das Lager verließ. Sie hatte den Morgen in tiefem Schlafe zugebracht, nachdem ihr königlicher Gemahl sie verlassen hatte, und befand sich bei ihrem Erwachen so schwach und unwohl, daß sie sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Ihr Kopf war wüst und schwindlig, ihr Auge matt und blöde, ihr Gesicht bleich und gleichsam gealtert. Ihr vormaliger Freund, der Spiegel, war ihr heute zuwider, und sie wagte es nicht, einen Blick in seine unbestechliche Wahrheit zu werfen. Kaum vermochte sie sich der Begebenheiten des gestrigen Tages zu erinnern, und jene der Brautnacht schienen ihr ein abscheulicher Traum. Eckel, Abspannung, Verdruß waren in ihren Mienen und Bewegungen unverkennbar. Das blendend weiße und zerknitterte Nachtgewand schien ihr unrein, wie ihr eigner Körper, der noch vor Kurzem in unkeuscher Berührung seiner jungfräulichen Freiheit beraubt worden war. Mehr als je fühlte sie das Bedürfniß sich zu verhüllen, und gerne hätte sie auch das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt, Schmuck

und Gewänder, funkelnde Edelsteine und kostbare Stoffe lagen auf dem Fußteppich umher, ohne sie zu reizen, sie mochte alle die Kostbarkeiten nicht berühren und überließ es Ihren Frauen sie in Ordnung zu bringen. Lange saß sie in stummer träger Apathie an ihrer Toilette und beschaute die Gegenstände, welche sie umgaben, mit todten Augen, als ihr eine der Kammerfrauen ein Paket überbrachte sammt dem demüthigen Morgengruß und Glückwunsch ihres Beichtvaters. Sie öffnete dasselbe gleichgültig, und fand das, was ihr Pater Pius versprochen hatte, ein kostbar gebundenes Erbauungsbuch mit einem goldenen Schlößlein, zu welchem ein kleiner Schlüssel versiegelt beigelegt war. In dem Buche selbst aber lag ein Billet folgenden Inhalts:

„Die letzte Freude meines Lebens ist, es Euch melden zu können, daß es mir gelungen ist, den verurtheilten Gefangenen aus seinem Kerker zu befreien, in derselben Stunde, in welcher er von einem gedungenen Meuchelmörder erdrosselt werden sollte. Habt Ihr je wieder einen Wunsch, dessen Erfüllung so schwierig ist, so vertrauet mir und seyd versichert, daß ich stets bereit bin, mein Leben aufs Spiel zu setzen, um Euch gefällig zu seyn.

Alexis.“

In heftiger Bewegung verbarg Amanda das Billet rasch in ihrem Busen, obwohl sie in dem Augenblicke ohne Zeugen war. Ihr ganzes Wesen war plötzlich verändert und an die Stelle der entwichenen Apathie trat lebendige Leidenschaft. Jetzt waren ihr plötzlich wie durch einen Zauberschlag alle Räthsel und Zweifel in ihrer Brust gelöst, ihr Busen wogte hoch auf und ihre Wangen färbten sich mit glühendem Roth. Was ihr gestern noch unbegreiflich schien, was sie gestern noch vor Gott läugnete, mit der Unbefangenheit eines schuldlosen Herzens — das gestand sie sich jetzt plötzlich so unumwunden ein, daß es uns befremden könnte, bedächten wir nicht, daß die verflossene Nacht den Zauber der jungfräulichen Herzensge-

heimnisses vernichtet habe. Es war nicht mehr die unbefleckte Jungfrau von gestern, das unwissende, sich selbst nicht begreifende Mädchen; es war ein **Weib**, dem die Natur ihr heiligstes Geheimniß erschlossen, in der Umarmung eines ihr verhaßten greisen Wüstlings. Es hätte nicht der wenig räthselhaften Andeutungen in dem Billet bedurft, um ihr Klarheit über ihr Herz zu geben, der Name Alexis allein hätte hingereicht, es ihrem Verstande zu enthüllen, und ihr die Wahrheit bewußt zu machen, sie liebe Alexis und nur Alexis, sie hasse den Abscheulichen, der ihren Leib entheiligt. Hätte sie noch geglaubt an neue Selbsttäuschung, hätte auch der erste Eindruck den diese wenigen Zeilen auf sie gemacht, sie betrügen können, so würde eine Vorstellung, die in dem Augenblick unvermeidlich war, allein den Schleier vollends zerissen haben, der den Grund ihrer Empfindungen verhüllte. Dachte sie der Nacht und des Königs, verglich sie ihn mit Alexis und ward nur die Idee leise berührt, daß der letztere ihr von der Natur bestimmt war, daß er den Platz hätte einnehmen sollen in ihrem keuschen Brautlager, so mußte der leiseste Zweifel von ihr weichen über das was sie für Alexis empfand. Wirklich blieb diese Vorstellung nicht aus, und alle Nerven des zitternden Weibes wurden von ihr erschüttert. Nie war sie von einem Gedanken so ergriffen, und nie noch hatte die sanfte Amanda die Entdeckung gemacht, welche sich jetzt aufdrang mit Gewalt, daß sie das sei, was ihre Schwester zu sein heuchelte in alberner Koketterie, ein leidenschaftliches, heftig fühlendes Weib, das ihre Abkunft von maurischem Geblüt in ihren Adern fühlte. Keine Scene war es für das Auge kalter, empfindungsloser Zeugen, wie das schwache Kind von der plötzlich mit voller Naturkraft erwachten Leidenschaft, wir möchten sagen **mißhandelt** ward, und wir freuen uns, daß keine ihrer Frauen zugegen war, als sie der erste Sturm des Lebens innerlich erfaßte. Ihr Athem war Schluchzen und Gestöhne, und ein Strom von Thränen stürzte über

die brennenden Wangen. Oft nahm sie das von seiner Hand beschriebene Blatt aus dem Busen, hielt es vor die in Thränen erblindenden Augen, bedeckte es mit Küssen, drückte es an das klopfende Herz und verbarg es wieder tief im Busen, dicht am Herzen.

Von diesem Augenblicke an blieb die junge Königin in den Augen ihres Gemahls und ihrer äußeren Umgebung still sinnend in sich versunken. Bleiche Wehmuth lagerte auf ihrer Stirne und an ihrem Korallenmund, stille Seufzer rangen sich aus der, von dem süßen Geheimniß vollen Brust und sie lebte hinfort nur in banger Selbstbetrachtung, in tiefer innerer Beschauung. Es kämpfte in ihr ununterbrochen die gewaltige Liebe mit der Pflicht und jede Stunde zählte einen geheimen Sieg der ersteren über die letzte. Nach und nach näherte sich ihr Gemüth dem Zustande innerer Zerfallenheit und oft suchte sie Trost und Erleuchtung in dem Erbauungsbuch — aber wie wir glauben, vergebens. Sie verlangte daher nach dem Beichtvater, theils Aufschluß über seine geheime Verbindung mit Alexis, theils Trost und Rath von ihm hoffend. Aber man gab ihr mit kalter Miene den sie erschreckenden Bescheid, Pater Pius habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht — er sei gestorben. An seiner Statt schickte man der Königin den Pater Amadeus, einen wohlgebildeten Mann, der zu alt war um jung, zu jung um alt zu heißen.

Amadeus war ein Vetter des ehrenwerthen Pater Hyacinth und genoß sein volles Vertrauen — ein Umstand dem es Amanda zu danken hatte, daß man ihn, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, zu ihrem Beichtvater ernannte. Die Königin ließ ihn sich gefallen, denn sie wagte im Bewußtsein ihrer geheimen Liebe nicht, dem Willen ihres Gemahls zu widerstehen. Zwar konnte sie sich lange nicht entschließen, dem neuen Beichtvater so unumschränkt zu vertrauen, wie dem Pater Pius, doch fand sie an seinen Belehrungen

Gefallen und liebte es bald, sich mit ihm wiederholt über fromme Gegenstände zu unterhalten. Amadeus war wirklich ein ausgezeichneter Mann und er wußte die ernsten Lehren der Religion mit so viel Milde und Süßigkeit einzukleiden, daß er wohl nirgends besser an seinem Platz war, denn als Beichtvater der zarten Damen, welche die bittere Wahrheit der Seelenarznei nicht gern anders, als in einem süßen Vehikel nehmen. Dem schlauen Priester war es so bald gelungen, das Vertrauen der jungen Königin zu gewinnen, daß sie schon anfing vorbereitungsweise und mit allgemeinen Fragen sich ihrem Hauptanliegen zu nähern, als sie plötzlich eine Entdeckung machte, welche glücklicher Weise ihr ans Licht tretendes Geheimniß noch zu rechter Zeit in seiner Enthüllung aufhielt. Der fromme Beichtiger verstand es zwar meisterlich, sich mit süßer, einschmeichelnder Rede Vertrauen zu gewinnen, und verschlossene Herzen zu öffnen, aber er wußte sein eigenes nicht zu bewahren gegen die Macht sinnlicher Versuchung. Er war noch nicht oft bei der Königin gewesen, als er sich von einer Leidenschaft ergriffen fühlte, deren verbrecherische Gluth seine Sinne so gewaltig verwirrte, daß er darüber Ueberlegung und Schlauheit verlor. Natürliche Eitelkeit hatte ihn in der kindlichen Vertraulichkeit der Königin und in ihren warmen Herzensergießungen mit Recht ein gleichgestimmtes Gemüth erkennen lassen und daß er diese Stimmung zu seinen Gunsten zu deuten die Frechheit hatte, erinnert uns an die Rolle, welche der Pater Hyacinth früher gespielt. Auch Amadeus dachte daran und wenn er sich besann, wie leicht und glücklich es seinem Vetter gelungen war, die Bedenken einer Königin zu besiegen, so mußte er nothwendig für sich das Beste hoffen, denn er war sich bewußt, dem Pater Hyacinth an Geist und körperlichen Vorzügen überlegen zu sein. Er gab sich daher seiner kühnen Hoffnung nicht nur gänzlich hin, sondern zögerte auch nicht lange mit den stärksten Verführungskünsten auf das jugendlich reizbare Gemüth loszu-

stürmen. Da seine Lehren darauf hinzielten, ihr Pflichtgefühl zu erschüttern, so fand er eine gelehrige Schülerin, welche seine Worte mit Begierde verschlang, und alle seine Andeutungen und Argumente innerlich zu Gunsten ihrer immer wachsenden Liebe wirken ließ. Immer vertraulicher und offenherziger wurde Amanda, immer stürmischer und kühner der Beichtvater, bis endlich eine, für die Seelengeschichte Amandas höchst wichtige Unterredung ihr die Augen öffnete über die Absichten des glühenden Pfaffen. Amanda hatte ihm bereits verstehen lassen, daß sie sich nicht glücklich fühle, daß ihr königlicher Gemahl von ihr nicht geliebt und daß ihr Herz von Zweifeln und ihrem ehlichen Verhältniß gefährlichen Empfindungen erfüllt sei und eben als sie das Geständniß ihrer Liebe für Alexis ablegen wollte in den Schooß des heiligen Beichtgeheimnisses, brach Pater Amadeus mit einem Hauptangriff auf den sittlichen Verstand der hohen Frau los, von dem er das Gelingen aller seiner Pläne hoffte.

„Das Ehebündniß gekrönter Häupter,“ sagte er unumwunden und die Kraft seiner Rede mit deklamatorischem Eifer unterstützend, „ist selten etwas Anderes, als eine politische Maßregel zur Befestigung der Herrschergewalt, zur Sicherung der Thronfolge, zur Aufrechthaltung der regierenden Dynastie. Diese Maßregel wird meistens von hochwichtigen Interessen geboten, welche den Herzen der hohen Betheiligten fremd sind und geht nicht selten aus den Pflichten des Regenten gegen den Staat und seine Familie hervor. Es fehlt daher diesen Verbindungen meistens an der heiligsten Bedingung einer gottgefälligen Ehe, an dem beiderseitigen Einverständniß der Herzen, an wahrer Liebe, und die hohen Ehegatten erscheinen der Kirche als Opfer einer grausamen Pflicht, deren Erfüllung jedoch von ihr eine ausserordentlich milde und schonende Nachsicht in Bezug auf strenge eheliche Treue erheischt. Hienge nicht das Wohl und Weh ganzer Nationen an solchen Ehen, so müßte sie die Kirche, als dem heiligsten Willen

Gottes zuwider verdammen, da jedoch derlei Bündnisse, wegen ihrer heilsamen Beförderung des Wohls der Menschheit, als christliche Tugendopfer betrachtet, und von der Kirche geduldet werden müssen, so muß sie in Bezug auf die geheimen Herzensangelegenheit solcher über die Gesellschaft erhabenen Personen die Gesetze der Natur walten lassen und darf — um Menschen nicht übermenschliche Entsagung aufzubürden — jeder Handlung, welche denselben gemäß ist, kein Hinderniß in den Weg stellen. Darum gelten die moralischen Regeln, welche wir Diener der Kirche der niedrigen Gesellschaft einprägen, nicht auch jenen erhabenen Familien, welche auf der Menschheit Höhen stehen, zum Maßstab ihrer sittlichen Handlungen, und das was dem geringen Pöbelverstande ein heiliges, unauflösliches Band scheint und scheinen muß, ist ihnen nichts als eine Formalität, ein herkömmlicher Brauch, der nur seinem Scheine nach beobachtet werden darf. Die Kirche, welche jedwede Pflichtentbindung zu üben befugt ist, vermag auch hierin den erhabenen Sterblichen manche Ueberlast der sittlichen Obliegenheiten abzunehmen, damit die irdische Kraft nicht erliege, und aus dem frühen Hinfallen eines gekrönten Hauptes Unheil entstehe für die Völker der Erde, welche der Herr von seinen Auserwählten beherrschen läßt. Dazu hat der Erlöser auch in der Kirche eine Stellvertretung seiner Allmacht gestiftet, damit sie unterscheide, entbinde, deute und Jedem seine Pflichten anweise. Den Fürstengeschlechtern ist sie befugt, minder strenge Lebensregeln vorzuschreiben und manches Mysterium des heilsamen Volkswahns zu erschließen, ohne daß dadurch die ewige Seligkeit der ihrer Obhut anvertrauten Seelen gefährdet würde, denn gleichwie der Heiland durch seinen Erlösertod die Sünden der Welt hinwegnahm, so nimmt die ewig lebende Tochter Christi nach seinem göttlichen Beispiele auch jedwede Schuld von den Häuptern Jener, die sie liebt. Darum darf das fürstliche Herz eines gekrönten Gatten nicht mit selbsttödtender Resig-

nation auf die ihm beschiedenen größten Erdenfreuden verzichten, weil seine Hand sich zum Heil der Völker vermählt hat, und unvermählten Herzen gestattet die unerschöpfliche Milde der heiligen Kirche jede beliebige Wahl und jedweden Liebesgenuß, so lange öffentliches Aergerniß und absichtliche Profanation des Sakraments, von dem man weise Gründe hat, zu wünschen, daß es in den Augen des Pöbels stets heilig bleibe, vermieden wird. Durch diese Befugniß der Kirche steht es mir seinem eifrigen Diener zu, Eurer Majestät zartes Gewissen zu beruhigen, und Euch von jedweder grausamen, Euer von heiligen Empfindungen volles Herz fesselnden Pflicht zu entbinden, falls dasselbe eine andere Wahl getroffen haben sollte, als der erhabene Wille Eurer durchlauchtigsten Eltern."

Also schließend hatte sich der geile Pfaffe immer mehr der Königin genähert und jetzt erfaßte er in unverschämter Liebe eine ihrer zarten Hände, um sie an seinen Mund zu führen, aber kaum war sie demselben nahe gekommen, als sich Pater Amadeus von einem Stoß zurückgeschleudert fühlte, der einer Maulschelle ähnlicher sah, als seine Lüsternheit der demüthigen Zerknirschung des Glaubenseifers, die ihm besser ziemte. Aus dem siebenten Himmel seiner Entzückung herabgestürzt, in den tiefen Hintergrund des Beichtstuhles, und dort in weiche Kissen einsinkend, fand er hinreichend Zeit und Bequemlichkeit, sich über die widerfahrene Demüthigung zu ärgern und seine Thorheit einzusehen. Amanda ihrerseits erwartete dießmal nicht erst die Absolution des Pfaffen, sondern eilte in ihre Gemächer. Sie war höchlich erzürnt über die Unverschämtheit desselben, aber wir können es nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Lehren, welche sie zu hören bekommen, in ihrem Herzen gehaftet haben oder nicht.

Sie hatte bisher eine fromme Ehrfurcht für alle Gesalbte des Herrn und zum ersten Male in ihrem Leben war ihr ein Unwürdiger begegnet aus ihrer Zahl. Milden Sinnes wie sie

von Natur war und gewohnt dem Priesterworte blinden Glauben zu schenken, vielleicht auch eitel genug um Niemand dauerhaft zu zürnen, der von ihrer Schönheit geblendet wurde, hatte sie vielleicht die Beleidigung bald vergessen, aber, der ärgerliche Vorfall hatte sie über manches Vorurtheil jugendlicher Leichtgläubigkeit enttäuscht. Schwer könnten wir uns überreden, daß das ärgerliche Betragen eines Priesters ihren Glauben unerschüttert gelassen habe, ja wir finden uns sogar gestimmt, ein Dilemma aufzustellen, dessen Resultat der frommen gläubigen Christenschaar ziemlich unerfreulich scheinen dürfte. Entweder sie glaubte den Worten des Pater Amadeus und betrachtete die Freiheit, welche er sich herausgenommen, höchstens als eine verzeihliche Schwachheit — und in diesem Falle stand es schlimm genug um die sittlichen Grundsätze, welche sie in ihrer Kindheit empfangen — oder sie glaubte ihnen nicht und verachtete den lüsternen Pfaffen, in welchem Falle wir besorgen müssen, daß das Ansehen der Kirche und Religion in ihren Augen tief gesunken sei. In beiden Fällen aber mußte sie sich gewiß veranlaßt fühlen, der frommen Leichtgläubigkeit an die Unfehlbarkeit der Kirche auf immer zu entsagen, und in Zukunft in allen Zweifelssachen statt mit solchen, jeder menschlichen Schwachheit ergebenen Gottesdienern, mit ihrer Vernunft sich zu berathen.

Wenige Tage nach diesem Vorfall ließ die Mutter des Herzogs Alexis bei der Königin um Erlaubniß ansuchen, sich ihr vorstellen zu dürfen, und nachdem sie statt der Antwort eine schmeichelhafte Einladung erhalten hatte, dieß bald zu thun, machte sie sich eilends in Gesellschaft ihrer Tochter Angelika auf den Weg nach der Residenz. Sie entschuldigte sich bei der Königin wegen ihres bisherigen Ausbleibens mit eigener und der Unpäßlichkeit ihres geliebten Sohnes und fand bald einen schicklichen Vorwand Amanda ohne Zeugen zu sprechen.

„Ich muß Eurer Majestät, meiner gnädigsten Gebieterin,“

sagte die höfische Frau, „auch mein tiefes Bedauern zu erkennen geben über die zudringliche Vertraulichkeit meines unglücklichen Sohnes, mit welcher derselbe, sicherem Vernehmen nach, belästigt hat. Habt Nachsicht mit dem Armen und entzieht ihm darum nicht Eure Gnade, denn der bedauerungswürdige Zustand, in welchem sich seit Eurer Majestät Ankunft hier seine Sinne befinden, erfordert Euer Mitleid und wird gewiß Euren gerechten Zorn mildern.“

„Wie, er wäre unwohl — Herzogin,“ fragte Amanda sichtbar verwirrt.

„Ja, das ist er,“ klagte die Gefragte, „und ich fürchte bedenklicher, als daß ich ohne Kummer bleiben könnte.“

„O dann eilet zu ihm zurück, Herzogin, und verweilet nicht länger bei mir, indeß er leidet — er wird der mütterlichen Pflege bedürfen und sie gewiß schmerzlich vermissen. Ich bitt' Euch, Herzogin — geht.“

„Vordem, ja,“ sagte die Herzogin schmerzlich lächelnd, „würde ihm die Pflege seiner Mutter so gut gewesen sein, als die beste Arzenei, aber jetzt fürchte ich, entbehrt er mich mit leichterem Herzen als je. Zudem kann ich Eurer Majestät nicht verhehlen, daß ihn besonders der Gedanke quält, er habe sich durch sein unziemliches doch wohlgemeintes Betragen die Unzufriedenheit seiner königlichen Herrin zugezogen.“

„Wenn ihn das beruhigen kann,“ erwiderte Amanda mit Wärme, „so sagt ihm, daß ich nichts weniger als zürne, daß er sich meinen wärmsten innigsten Dank verdient, und daß ich es nie vergessen werde, was er gethan — sagt ihm, daß ich lebhaften Antheil nehme an seinem Befinden, daß es mich schmerzt ihn krank zu wissen, und daß ich neulich nicht so sehnlich die Begnadigung meines Schützlings gewünscht, wie ich seine baldige Genesung wünsche. Kurz, Herzogin, sagt ihm Alles, was Ihr für gut findet und was ihn meines aufrichtigen Wohlwollens versichern kann.“

„Könnte er diesen Trost aus Eurem Munde vernehmen,“

erwiderte die schlaue Herzogin, mit trüber zweifelnder Miene, „so glaube ich wohl, daß Ihn dieß emporrichten und heilsameren Einfluß auf sein Befinden üben würde, als die Heiltränke, womit ihn die Aerzte quälen; aber wenn ich es ihm hinterbringe, so bin ich gewiß, daß er meine freudige Post mit ungläubigem Lächeln aufnehmen und vermuthen wird, mütterliche Liebe habe ihm ein Mährchen zur Beruhigung ersonnen. Wenn Ihr ihm so gnädig seid — erhabene Frau — und es gern hörtet, daß mein Alexis durch Eure Huld genas, so gebt mir ein Zeichen, welches ihm bürgt für die Wahrheit dessen, was ich ihm sagen werde von Eurer Majestät unverdienter schonungsvoller Gesinnung. Wenn Ihr nicht glaubt, daß die Königin ein schuldlos Zeichen Ihrer Großmuth einer tiefgekränkten Mutter versagen müsse; wenn Euer Hochsinn es gestattet, einem Verzweifelnden, Sterbenden, einen Tropfen der Gnade zu opfern, so erfüllt meine Bitte und zählt darauf, daß ich Euch und daß er Euch danken werden mit den letzten Athemzügen unseres Lebens. Ihr seid gegen mich so gnädig und herablassend — selten widerfährt das einem Gast am hiesigen Hofe — ich kann es Eurer Milde nicht verhehlen, daß mein unglücklicher Sohn sich so weit vermessen, sein Auge bis zu Euch zu erheben, daß er Tag und Nacht, wachend und träumend nur Euren Namen nennt, und daß er sich wiederholt geäußert, er wünsche nichts als ein Zeichen Eurer Nachsicht und Gnade, nur einen Beweis von der Großmuth Eures Herzens und von Eurer Verzeihung — dann, dann wolle er gerne sterben oder in fernen Landen seine tollkühne Liebe zu Grabe tragen mit seinem Herzen unter Gebet und Bußübung, oder im Kampf gegen ein ungläubiges Volk verbluten. Ermeßt daraus, hohe Frau, wie unglücklich ich bin — ich wünschte ihn nie geboren zu haben, zu solchem Jammer.“

Bei diesen Worten brach die Herzogin in Thränen aus und sank im Uebermaß mütterlicher Bekümmerniß in ihren

Stuhl. Wir können es einer Frau von diesem Alter und diesen Erfahrungen nicht verdenken, wenn sie am Hofe gelernt hat Komödie zu spielen — denn nur als solche können wir die Scene betrachten, da Alexis nichts weniger als gefährlich krank, nur durch die uns bewußten Kontusionen und seinen, freilich einer gefährlichen Krankheit sehr ähnlichen Liebesunmuth auf dem Landsitze der Herzogin zurückgehalten wurde. Dennoch verfehlte die gefühlvolle Beredtsamkeit der Frau ihre Wirkung nicht bei Amanden, denn diese schlug in unverkennbarer Bewegung die Augen nieder und setzte den vielen Worten der Herzogin ein nicht weniger beredtes Schweigen entgegen. Nach einigem Sinnen von ihrer und Schluchzen von Seite der Herzogin, riß Amanda mit hastiger Bewegung ein kostbares Geschmeide von ihrem Hals, drückte es in die Hände der Herzogin und sprach bewegt:

„Bringt ihm das — ich glaube nicht, daß ich Recht thue — der Himmel mag es mir verzeihen — nun geht, Herzogin, ich bitt Euch, und kommt recht oft zu mir — ich wünschte in Euch eine Freundin — eine Mutter zu finden.“

Die Herzogin dankte ihr mit freudigem Lächeln, umarmte die reizende Majestät und brachte ihrem Alexis das kostbare Geschenk. Amanda aber suchte in der abgeschiedensten Einsamkeit des Parkes Luft für ihre athemlose Brust, Kühlung für die brennende Stirne.

Während dessen die Herzogin, begleitet von Samboro, nach ihrer Villa fuhr, ging es lustig her in der Wohnung des letzteren, wo dessen Gemahlin, Anastasia, die installirte und geprüfte Hof-Wehmutter, zwei seltene Gäste bewirthete, welche der Leser wohl schwerlich in dem Hause Samboros vermuthen wird. Es war der Pater Hyacinth und sein Kollege und Vetter Pater Amadeus, der sein Mißgeschick lang verschmerzt zu haben scheint, denn er befindet sich in der besten

Laune von der Welt. Ein gewaltiger Humpen, bis an den Rand mit Wein angefüllt, steht vor jedem der Ehrwürdigen auf dem Tisch, wo noch die Reste einer reichlichen Abendmahlzeit auf ungeheuren Schüsseln, welche ein eben so ungeheurer Appetit geleert haben mußte, umher liegen.

„Meine hochverehrte schöne Wirthin, liebenswürdige Anastasia, geprüfte Hebamme und tugendsame Ehegattin des großen Spitzbuben und unsers guten Freundes, Herrn Hieronymus Absalon Samboro," so redete Pater Hyacinth die Hausfrau weitläufig an, indem er ersticken wollte vor Lachen, „wolltet Ihr wohl die hohe Gnade uns unwürdigen Knechten Eures Willens erweisen und vergönnen, daß wir ein Wörtlein unter uns sprechen?"

„Recht gerne, meine hochwürdigen Herren," erwiderte Frau Anastasia, „obwohl ich nicht einsehe, warum Ihr Euch meinetwegen so plötzlich Zwang anthut. Ich bin es doch längst gewohnt, von geistlichen Zungen unfläthige Lieder und Flüche zu hören und was die ersten betrifft, so habe ich Euch noch nie mein Mißfallen darüber zu erkennen gegeben."

„Verzeiht, meine tugendsame Frau Anastasia, wir haben heute ernstere Dinge zu besprechen, welche nicht für ein weibliches Ohr passen, am wenigsten für das Eure. Wäre der hochbelobten Frau Anastasia ehrsamer Gemahl zu Hause, so könnte er an unserem Gespräche Antheil nehmen — wie er denn ohne Zweifel von uns davon unterrichtet werden wird — denn wenn wir auch gerechtes Bedenken tragen, Euch zu unserer Vertrauten zu machen, so haben wir doch nichts Geheimes vor Eurem würdigen Ehegemahl."

„Wenn das ist," erwiderte die neugierige Frau, „so könnt Ihr mich immer hier zuhören lassen, denn mein Gemahl sagt mir Alles."

„Da müßte er wohl ein größerer Dummkopf sein, als er ein Spitzbube ist," antwortete laut auflachend der Beichtvater des Königs, „wenn er einer solchen Plaudertasche, wie seine

Frau Anastasia Etwas sagte, von dem er nicht will, daß es binnen wenigen Stunden alle Nachbarn und das ganze Hofgesinde erfahren soll. Nehmt mir es nicht übel, Frau Samboro, Ihr könnt über nichts reinen Mund halten, als über die Schwachheitssünden des P. Hyacinth, zu welchen Ihr ihn selbst verleitet."

Ein anhaltendes Gelächter folgte diesem, mit vieler Bonhommie abgelegten Bekenntniß und Frau Samboro entfernte sich schweigsam und ärgerlich über die unverschämte Ostentation, mit welcher ihr geweihter Verehrer auf das schändliche Verhältniß, welches zwischen ihr und ihm obwaltete, anspielte.

„Fürwahr," sagte P. Amadeus ihr nachblickend, „ein köstlicher Bissen für die Begier eines Tonsurirten. Dein Geschmack, Vetter, ist nicht übel, so runde weiche Hüften, herrliche Brüste und frische Wangen gehören in unserer Stadt zu den Seltenheiten. Beim heiligen Ignatius, Du hast mehr Glück in der Liebe als ich."

„Dann liegt die Schuld nur an Deiner Ungeschicklichkeit," belehrte ihn der Vetter.

„Nu, nu," meinte Amandeus, „so gescheid wie Euer Hochwürden, glaube ich auch zu sein, und vielleicht bin ich noch verschmitzter als Du, aber es will nichts gelingen. Im Beichtstuhl der Königin habe ich ein Meisterstück abgelegt, aber es hat mir nichts eingetragen, als eine Maulschelle von der schönen Hand meines Beichtkindes. Das Laster habe ich ihr gepredigt mit einem heiligen Eifer und mit einem Aufwand von Spitzfindigkeiten, der Dir gewiß nicht zu Gebot steht."

Da hub Pater Hyacinth ein unauslöschliches Gelächter an. „Da kömmst Du schön an," rief er aus, „bei den Weibern, wenn Du glaubst mit Vernunftgründen ihre Sinne zu erwärmen. Ich habe all mein Lebelang keine anderen Mittel angewendet, die Weiber zu verführen, als Schmeichelei, Beta-

stung und gewaltsame Aufregung, und hätte ich mich dazu eines Meerstinzertrakts oder spanischer Fliegen bedienen müssen. Glaube mir, denn ich bin ein alter Praktikus und kann mehr sprechende Beweise meiner glücklichen Liebe aufweisen als mir lieb ist, die Weiber sind nicht mit Vernunftgründen zu besiegen, und Du hast sehr Unrecht, Dich vorher mit unnützer Gewissensberuhigung abzumühen. Die Weiber sind nicht so sprödtugendhaft, als sie scheinen. Hat man sie erst dem Wollustteufel in die Hände geführt, dann beruhigt sich ihr Gewissen schon von selbst, und Argumente wirken besser nachher als vorher. Das Laster muß man üben aber nicht davon sprechen — am wenigsten Weibern, die stets die Tugend auf der Zunge haben und nie den Anschein derselben opfern. Wenn sie sündigen, so thun sie dieß wie im Traume sich vergessend, aber selten wird Einer bei ihnen Glück machen, der sie einladet: Wollt ihr wohl so gefällig und verständig sein mit mir zu sündigen?"

„Du magst im Allgemeinen Recht haben," erwiderte Amadeus," aber auf meinen Fall paßt Deine praktische Weisheit nicht. Die Königin suchte bei mir Rath und Belehrung über den Zwiespalt ihres Herzens und offenbar hat sie mir gestanden, sie liebe den König nicht."

„Das ist mir auch ein wichtiges Geständniß!" spottete Hyazinth, „ich würde es nur wunderbar finden, wenn sie das Gegentheil gebeichtet hätte."

„Sie hat mir gestanden," fuhr Amadeus fort, „und wenn Du mir ein geneigtes Ohr schenken und deine albernen Zwischenreden unterlassen willst, so sollst Du Dinge hören, die Du mit Deinem kurzen Verstand und mit Hülfe Deiner abgedroschenen Pfaffenkünste wohl schwerlich herausgebracht haben würdest. Sie sprach viel von Liebe und wurde so warm wenn sie auf dieses Kapitel kam, daß mir kein Zweifel bleiben kann über die Quelle ihrer melancholischen Gemüthsstimmung. Ich sage dir, die Königin liebt und zwar mit

so heftiger Leidenschaft, daß sie sich höchst unglücklich fühlt an diesem Hofe und allem Anscheine nach zu verzweifelten Dingen entschlossen ist. Anfangs schmeichelte ich mir, daß alle ihre Herzensergießungen mir gelten, aber diese fatale Maulschelle hat mich eines Anderen belehrt und ich weiß nur so viel mit Gewißheit, daß der Glückliche, auf den sie ihr Auge in Gnaden herabgesenkt, sich hier befinde und ihr einen großen Liebesdienst erwiesen habe.“

„Das also sind die wichtigen Neuigkeiten, die Du seit der Entfernung des alten Thoren erforscht,“ rief Hyacinth mit grober Heftigkeit, halb lachend halb ärgerlich, „das sind alle Früchte der hohen Weisheit, der Du Dich rühmst? Glaube mir, Du taugst besser für eine Dorfgemeinde, als für den Hof, wo man die Menschen nicht gleich an plumpen Geberden erkennen kann. Das reizende Kind, die Königin, hat Dir den Kopf verrückt, sonst könnte es Dir eben so wenig neu sein als mir, daß sie einen Narren gefressen an dem schmucken Jungen dem Herzog Alexis. Ehe sie noch am Hofe erschien als unsere neue Gebieterin, wußte ich, daß es so kommen würde. Weißt Du denn nicht, daß alle Weiber in ihn vernarrt sind und kann es wohl anders sein? Giebt es denn einen süßeren Knaben als diesen vergötterten Alexis im ganzen Lande? hat irgend ein Milchbart so schönes Haar und so prächtig viel versprechende Schenkel wie der Herzog? Die Weiber müßten ja keine Augen haben, könnten sie kalt bleiben in seiner Atmosphäre. Und zumal ein junges Weib, die verdammt ist, einem alten siechen Griesgram die letzten spärlichen Funken verschwindender Manneskraft abzuholen, müßte kein Blut in den Adern und kein Gehirn im Kopfe haben, könnte sie Alexis sehen und nicht lieben. Die Königin ist nicht frei geblieben von dem Liebestaumel, in welchem hier alle Hofdamen nach Alexis girren, wie nach einem unerreichbaren Gestirn und das wundert mich nicht, aber merkwürdiger ist es, daß sie den trotzigen Knaben, der bisher den

Weiberfeind gespielt und alle Schürzen geflohen hat, ganz in Liebe und Narrheit umgewandelt hat. Kaum ist sie einige Wochen in der Residenz und schon sind Mittheilungen und Zeichen gewechselt worden, welche so gut sind wie Liebesbriefe. Noch weit mehr weiß ich von diesem Schleichhandel, aber ich habe meine guten Gründe nichts zu wissen, denn was kümmerts mich ob die Königin ihren Beichtvater oder ein Weltkind liebt: so lang es der König nicht sieht, kann ich auch blind bleiben."

„Das ist allerdings mehr als ich wußte," sagte Amadeus spöttisch, während Hyacinth einen Humpen leerte, „aber Deinem Witz hast Du Deine Entdeckungen gewiß nicht zu danken. Käme Dir in derlei Dingen nicht der allsehende Samboro zu Hilfe, so stünde es schlimm genug um Deine Allwissenheit. Aber ich rathe Dir, hüte Dich vor diesem Fuchs, denn ich wette, er läßt Dich nicht mehr wissen, als er eben für gut findet, und ich fürchte, er wird sein Vertrauen sich einst wieder theuer bezahlen lassen."

„Alberne Faselei," erwiderte Hyacinth, „ich kenne meine Leute und weiß wem ich vertraue. —"

Der Streit zwischen den beiden Vätern über diesen Punkt dauerte noch lang fort und immer mehr ereiferte sich Hyacinth, immer kälter, trockener, mürrischer wurde Amadeus. Der übermäßige Genuß des Weins wirkte verschieden auf die respectabeln Vettern und während der sanguinische Pater Hyacinth in lärmende Trunkenheit ausbrach, wurde die Zunge seines Kollegen immer steifer und seine Stirne immer finsterer. Jener lachte, fluchte und polterte abwechselnd, dieser erstarrte fast in finsterer Mißstimmung und hätten nicht flammende Blicke zuweilen aus den unheimlichen Augen Blitze hervorgeschossen aus der Schattennacht der überragenden buschigen Braunen, so würde man ihn für eine Statue gehalten haben. So wirkt das Feuer verschieden auf verschiedene Stoffe; so zerschmilzt dasselbe Element ein leichtflüssiges

Metall und härtet die weiche Lehmmasse zum Stein. Die Dämmerung war mittlerweile hereingebrochen und dunkeler wurde der Schauplatz, worauf zügellose Unmäßigkeit sich im Genuß erschöpfte.

„Sambero lebe!" schrie Pater Hyacinth immer wieder auf den alten Freund zurückkommend, „er ist mein bester Freund und ein Biedermann nach meiner Art. Ich wäre ein undankbarer Hund, könnte ich an seiner Freundschaft zweifeln, denn er ist eben so uneigennützig, als dienstfertig. Trinken wir nicht seinen Wein hier, und ist er nicht gastfreundlich wie Philemon? Nie hat er von mir oder durch mich einen Heller erworben und doch ist er die Gefälligkeit selbst. Glaube mir, Vetter, in Geldsachen erkennt man allein die wahre Freundschaft. Niemals hat er von mir Geld gefordert, aber stets war er hilfreich und bereitwillig, wenn ich welches brauchte."

„Ja wer nur deinen Geiz befriedigt," bemerkte Amadeus, „der hat den Weg zu deinem filzigen Herzen gefunden."

„Hätte ich auch bisher gezweifelt an seiner Freundschaft," fuhr Hyacinth fort, ohne auf den Einwurf zu achten, „jetzt könnte ich es nicht mehr. Du aber hast am wenigsten Grund ihn zu schmähen, denn er hat Dir einen großen Dienst erwiesen. Ohne seine Protektion wärst Du nicht was Du bist, Beichtvater der Königin. Sieh Bruder, ein Wort habe ich gesagt zu ihm im Vertrauen, daß mir der alte Narr — Pater Pius — längst zuwider gewesen, daß er mir überall im Wege steht, und daß ich wünschte Macuf wäre nicht aus dem Lande entwichen, aus guten Gründen — und binnen vier und zwanzig Stunden war der fromme Narr kalt. Sambero hat ihm einen so wirksamen Heiltrank für seine Gicht gemischt, daß er noch an demselben Abend alle Viere von sich streckte. Ist das nicht ein Meisterstückchen seiner Freundschaft. He? Sprich nur noch ein Wort gegen den Würdigen, so schmeiße ich Dir das Glas an den Kopf. So undankbar kann

keine Katze sein, wie Du bist, schwarzer Grillenkopf. Der gute alte Pius — es thut mir fast leid um ihn, daß er Dir geopfert wurde. Die himmlischen Freuden mögen ihn schadlos halten — trink Bruder — sein Wohl — er soll leben!“

„Laß die Todten ruhen!“ sagte Amadeus finster, denn es fing an unheimlich zu werden in dem dunkeln Raum, wo die ehrenwerthen Zecher saßen. Der Wind warf Sand an die Fenster und in der Stube krachte das alterthümliche Geräthe. Von dem versunkenen Tag war nichts mehr übrig, als ein blutrother Schein, dessen schwacher Strahl hereinblitzte in das verfinsterte Gemach.

„Wie, Du zögerst?“ lallte bereits stark betrunken Pater Hyacinth, und tappte mit dem Becher in der Luft umher, den Humpen seines Kollegen zu finden, um mit ihm anzustoßen, „glaube gar, Du fürchtest Dich vor Gespenstern — haha — lustig — stoß an — noch ein Mal: er soll leben!“

Pater Amadeus stürzte seinen Becher um auf den Tisch, und rief zornig und mit starker Stimme:

„Laß die Todten ruhn!“

Aber unbändig in seiner Laune war der viehische Trunkenbold, denn als ein ächter Weinheld kannte er keine Furcht so lange er betrunken war. Noch ein Mal erhob er den bis an den Rand gefüllten Pokal. Aber sein Kollege fiel ihm in den Arm und drückte ihn so heftig, daß er den Becher fallen ließ. Hartnäckig und erzürnt über den Frevel an dem kostbarsten Getränk, rang er sich los, füllte einen andern Becher und rief geifernd vor Wuth:

„Bei allen Teufeln mich sollst Du nicht hindern, zu trinken, so lange ich Lust habe. Zum dritten Male sage ich es: der Pater Pius soll leben — hoch — hoch!

Hierauf leerte er den Humpen auf einen Zug, aber kaum war sein Toast ausgebracht, als ihn eine derbe Faust anfaßte mit riesiger Gewalt. Es war Amadeus, der ihn mit fortschleuderte, denn dicht hinter dem Trunkenbold war plötzlich

eine gespenstige Greisengestalt aufgetaucht, und hatte drohend die Rechte erhoben. Der letzte blutigscheinende Sonnenstrahl beleuchtete sein Antlitz, und sein Auge schoß feurige Blicke auf die unheiligen Schlemmer.

„Beim heiligen Ignatius, sein Geist!“ kreischte der vorwitzige Thor, als er das Gespenst erblickte, und fort stürzten die beiden Pfaffen von dem Entsetzen gejagt. Immer noch kreuzte sich Hyacinth, als er bereits auf der Straße war; sein Kollege hatte Mühe, den feisten, zitternden Feigling fortzuschleppen. Seine Sinne waren verwirrt und im leisen Gemurmel vermischte er heilige Gebete und Beschwörungsformeln mit unverständlichen sinnlosen Worten. Seine Kniee wankten, seine Stimme bebte und sein wirres Selbstgespräch löste sich auf in Athem haschendes Röcheln. Amadeus, den der Schreck nicht so heftig ergriffen, und der bereits über den natürlichen Zusammenhang des Vorfalls nachsann, geleitete den Erkrankten in seine Wohnung, und eilte, Finsteres brütend, wieder in die Nacht hinaus.

4.

Eine laue Mondnacht mit malerischem Gewölk, welches hier und da das tiefe Blau des Sternhimmels mit zauberischen Tinten, gebildet aus Silberlicht und Dunkel, übergossen, lag über der reizenden Landschaft wie ein dunkelfarbiger Schleier über dem Antlitz einer schönen Jungfrau; aber das Leben schlummerte nicht. Auf rasselnden Zweigen wiegte sich Philomele, und geheimnißvolle Winde spielten mit duftenden Blumen, den Abendthau schüttelnd von zarten Blättern und kühlem Laub. In den Lüften flatterte mit leichten Flügeln in zahllosen Schwärmen, Lustwandelnde neckend mit ihrem Gesumme und leichten Stich, das Myriadenheer von Nymphen und Mücken, und zwischen dunkeln Blättern schwebte leuchtendes Gewürm. Auch im hohen Grase und dichtem Gebüsche wachte das Leben in den Thieren Aeskulaps, die gerne mit grünglänzenden Augen in das freundliche Gestirn blicken, welches ohne zu blenden leuchtet, und in den hellen, des Himmels herrliches Bild abspiegelnden Gewässern hüpften silberschuppige Fische im Mondenlicht, auf und niedertauchend in der Fluth, wie Lieblingsgedanken auf und niedertauchen im Lichtmeer der Ideen, ehe der müde Körper sich in den Schlaf findet. Die Menschen wachten ruhend. Süß und heimlich

kosend wachte die Liebe in lustwandelnden Pärchen und der Küsse und Seufzer waren mehr als der wahnstörenden, rauhen Worte, wachte in leisen Klagen und Liedern, in lieblichen Gesangsweisen und Lautentönen. Die Unschuld wachte in harmlosem Scherzspiel und fröhlichem Gelächter, die Freude in jauchzenden Jubeltönen, der Schmerz fern von dem Frieden der freien Landschaft, zwischen bergenden Mauern in Kummerthränen und Krankengestöhn. Die Bosheit schlich durch tiefe Schatten, den enthüllenden Mondenblick vermeidend in Gestalt eines finsterblickenden, ärmlich gekleideten Mannes im dunkelsten Grunde des Thales. Wir wenden den Blick von seiner gefurchten, mit frevelnden Gedanken bedeckten Stirne und schauen in die, heilige Ruhe strahlende, unbegrenzte Höhe des Aethers. Dort allein war der vollkommene Frieden des Unvergänglichen ausgegossen zwischen schwebenden Welten, denn die kleinen lichten Wölkchen, welche dort hinfliegen in stiller Hast, am tiefsten Grunde seines ewigen Baues, erscheinen dem Auge, das nur das ewig Erhabene, Unmeßbare erfaßt mit unnennbarer Sehnsucht, gleich leichtfertigen Gedanken einer kleinen Seele, als niedrige bedeutungslose, schnell vergängliche spurlos zerfließende Erdenschatten.

Dahin gerichtet war auch der schwärmerische Blick der klarsten geistigsten Augen im Thale von Navranjo und weiter darüber hinaus als der von der Schloßhöhe Schauende im Umkreise sieht. Die himmlischen Augen, deren irdisches Wesen nur durch die unwillkührliche, zeitweilige Verschließung der Augendeckel verrathen wurde — denn himmlische müßten das ununterbrochene Einströmen des Lichts ertragen können — gehörten der süß träumenden Angelika, welcher wir zum zweiten Male begegnen. Wie wir sie hier vom Monde bestrahlt hingehaucht sehen an das Geländer derselben Gartenterrasse, auf welcher wir sie zum ersten Male erblickten, nachlässig hingelehnt an die kräftigere Gestalt ihres neben ihr sitzenden Bruders, so erscheint sie uns gleich dem weißglänzenden Nebel

der sich dort an Felsen hängt, und es wird uns gewiß, ihr Wesen schwimme, wie jener in der mondhellen Nacht, so in seinem natürlichen Element. Sie ist ganz aufgelöst in Geist und Empfindung und selbst ihr leichtes Florgewand scheint entkörpert mit harmonischem Nebel sie zu umschweben. Sie hält in ihrer Linken eine reichverzierte, antik geformte Harfe, so daß ihre Fingerspitzen die Saiten berühren und hat ihre Rechte um den entblößten Hals des Jünglings geschlungen. Gefällige Weise rauschen durch die Saiten des Instrumentes, und sie darf nur die durchsichtigen weichen Finger wenig bewegen und die flüsternde Rede wird von lange klingenden Accorden begleitet. So spricht, singt sie wie Sappho, heiliger Begeisterung voll:

„In dem Meere möcht' ich schwimmen — das in dunklen Wogen dort die Stern' umfließt, — in die Fernen möcht' ich dringen — wo das ew'ge Licht entsprießt, — in die Sphären die umringen — eine Ewigkeit mit ihren Schwingen — in der Räume fernst' Geheimniß — wo die Sterne sich verdüstern — wo's kein Endziel giebt für kurzes Streben — wo in unendlicher Bewegung — in des Weltengeistes Lichtkreis — meine Sehnsucht sich erfüllt — und mein Himmelsdurst sich stillt. —.“

„Aus dem dunkeln Grund der Erde — seh' ich einen Baum entsprießen — und die Wurzeln sie umranken — und wie weiche Thränenweiden — seh' ich seine Lockenzweige — hüllend, leuchtend, düsternd, glänzend — ihren Boden ringsumfließen; — an den Zweigen hängen Sterne — und durch dunkles Laub — rauscht der ew'ge Lebensathem — weht hernieder auf die ird'sche Brust — heiligen Erstaunens voll — greift das staubgeborne kleine Herz, und durchbebet das Gebein — ein heil'ger Frost. — Von den lichten Zweigen möcht' ich — güldne Früchte lesen in den Schooß — und mein lechzend Herz möcht' ich erfrischen — mit dem Thau von jenen Blättern — und mit Sternen möcht' ich kosen — und erlau-

schen möcht' ich hoch vom Gipfel jenes Baumes — was die Sphären leise singen — und im Hören ließ ich gerne — in den ew'gen Harmonien — meinen ird'schen Geist verklingen."

Ihr Auge schwamm in Glanz und heftig wogte die weiße Brust unter dem Flor; noch ein Mal sah sie nach den funkelnden Gestirnen und warf sich dann ihrem Bruder an die gleichgestimmte Brust, sein Gesicht mit Küssen bedeckend. Alexis erwiderte mit Wärme die schwesterliche Umarmung, denn zum ersten Male begriff er seine schwärmerische Schwester, und fühlte mit ihr wie aus einer Seele.

„O, ich begreife Deine Sehnsucht, Angelika," sagte er, die ätherische Gestalt umschlingend, „und Deine Schwärmerei hat auch in meiner Brust genistet. Jene mit Sternen besäten Räume erfüllen auch mich mit räthselhaften dunklen Empfindungen, und wenn meine Stimmung von der Deinigen in Etwas unterschieden ist, so ist sie es nur in der minderen Heiterkeit und Ruhe, mit der ich den über uns mit all seiner verschwenderischen Pracht ausgegossenen Himmel betrachte. Und wäre ich nicht durch süße Bande, die alle meine irdischen Wünsche umfassen, gebunden, ich könnte nicht ohne Groll und Schmerz hinausblicken in diese enthüllte und dennoch unbegreifliche Ewigkeit. Im Anschauen dieses Geheimnisses verliert sich der menschliche Geist in trostlose Forschung, und alle Erdenweisheit verläßt uns dort, wo der Blick in dem wirren räthselhaften Glanz, wo tausend Welten in einen matten Funken sich zusammendrängen, eine unüberschreitbare Grenze findet. Ich könnte zürnen über meine Ohnmacht, daß ich gebunden durch ein unerbittliches grausames Gesetz, nicht hinausstreben kann aus dem kleinen Dunstkreis der Erde; daß es mir versagt ist, selbst jene Spanne des Raumes zu durchfliegen, welche den Körper trennt von dem hellleuchtenden Gestirn, wo doch mein Auge noch hinreicht, und wo die Idee noch einen festen Grund findet zum Aufbau sinnlicher Vorstellungen, zu ihren phantastischen Bildwerken aus zweifelhaftem

Lichte und irdischen Begriffen. Wie klein und erbärmlich erscheint der uns angewiesene Raum in dieser ungeheuren Ewigkeit, wo der schärfste Blick die Dimensionen seiner Endpunkte nach Sonnenfernen mißt, und wo der ungeheuerste Maßstab unserer Begriffe verschwindet, und Millionen Mal verdoppelt an keine Grenze reicht. Was ist die Zeit, die unsre Gedanken umfaßt, gegen diese aufgeschlossene Ewigkeit, wo der Welten Jahrtausendleben aufgeht und erlischt, kurz wie ein Blitz — wesenlos und ohne Einfluß auf des Universums Gesammtleben — unbedeutend wie ein Irrwisch. Was ist des Menschen kühner Geist in dieser klaren Weisheit, die aus Sternenmeeren uns anblickt, wie die Sonne auf einen Funken erbleichten Erdenfeuers; was ist die höchste Vernunft gegen diese ewige Nothwendigkeit, die — was der Geist von hunderttausend Menschengeschlechtern erschaffen mit undankbarem Ameisenfleiß — auflöst und entfernt in das ursprüngliche Wesen des Stoffes, wie der Sirocco den Schneestaub von dürren Zweigen leckt. Und doch fließt aus der trostlosen Nacht dieses unbegreiflichen Sternenhimmels selige Beruhigung dem vermessenen Geiste und sehnsüchtigen Herzen zu, denn mit Myriaden Sonnen beleuchtet die Natur die Gewißheit: die kleinste Existenz ist an das Weltleben gebunden und die kleinste Seele wird aufgenommen in den mütterlichen Schooß der Natur, aus dem sie entsprungen. Der kleinste Stoff hat seinen Antheil am ewigen Leben und alle Bewegung ergießt sich in seine Unendlichkeit."

„O mein Alexis, wie schön sprichst Du," sagte schmeichelnd Angelika, „so möcht' ich Dich immer hören, und wenn es Krankheit ist, was Deine Seele so gestimmt, so wäre ich fast versucht zu wünschen, Du wärest immer krank und so mild und freundlich gestimmt gegen Deine Schwester wie heute. Wenn Du wüßtest wie es mich schmerzte, wenn Du Deine Angelika so stolz und kalt von Dir gewiesen, und ihrer Schwärmerei gespottet, Du würdest nie wieder weichen aus

meinen Augen, Deine schwermüthige Schwester nie verlassen. Nie noch war ich so heiter und froh wie ich es heute bin, da Du ähnlich empfindest wie ich, wenn auch Dein männlicher Geist anders schwärmt, als die Phantasie des Mädchens, die ihren Verstand im warmen Herzen trägt. Begreifst Du nun, mein geliebter Alexis, warum ich die Nacht liebe und das einsame Lied in unbelauschter Schwärmerei? Oft habe ich es mit Wehmuth diesen freundlichen Gestirnen geklagt, daß Du mich verstoßen von Dir, daß Du vom gemeinen Leben erfaßt, die stillen tiefen Freuden der geistigen Betrachtung verschmähtest. Ich habe Dich wieder, mein Alexis, und entsage an Deiner Seite gern meiner Einsamkeit; meine Wehmuth ist zur Wonne geworden, seit ich Dich nicht misse. Mein theurer Bruder, ich bitte, ich beschwöre Dich, verlaß mich nicht wieder, verlaß Deine Angelika nicht wieder!"

„Wie aber wenn Du mich einst selbst verlassen wirst," erwiderte Alexis lächelnd, „wenn Du einst Gattin wirst und der Auserwählte Deines Herzens Deinen Gefühlen eine andere Richtung geben wird, wirst Du auch dann Dich nach Deinem Bruder sehnen?"

„Nie, nie, mein Alexis, werde ich Dich vergessen," antwortete Angelika heftig, „und bis jetzt begreife ich noch nicht wie ich es anfangen werde, einen andern Mann zu lieben. Ich liebe nur Dich, mein Bruder, und fast möchte ich wünschen, Du könntest auch kein anderes Weib lieben, als Deine Schwester. Lächle immerhin über das thörichte Mädchen, ich werde meinen Alexis keiner Gemahlin vergönnen — ja ich weiß nicht, ob ich nicht aufhören könnte Dich zu lieben, wenn ich Dein Herz theilen sollte mit Deinem Weib."

„Darüber kannst Du Dich beruhigen, Angelika, ich werde mich nie vermählen — nie — nie."

„O mein Alexis — wie glücklich bin ich, wenn Du Deinem Vorsatz getreu bleibst; auch ich werde dann nie eines Mannes Weib und mein Schicksal bleibe an das Deinige ge-

fesselt. Dir will ich meine geheimsten Empfindungen weih'n und mein Schwesterkuß soll Dir Ersatz leisten für die Liebe gemeiner Seelen, die der reinsten Tugendinbrunst nicht fähig sind. Aber schwöre mir es, daß Du nie Deine Schwester verlassen willst, um einem anderen Weibe anzuhängen in niedriger Sinnenliebe, welche dem Herzen seinen schönsten Frieden raubt."

„Frevle nicht, schwärmerisches Mädchen," verwies sie sanft und ernst der bleiche Jüngling, „frevle nicht an den heiligen Gesetzen der Natur, indem Du eine Empfindung schmähst, die kein Sterblicher aus seinem Busen reißen kann und die den Liebenden mit Gottkraft und Begeisterung erfüllt; frevle nicht an einer Empfindung, der Du es dankst, daß ich Dich begreife und liebe, die mir mit zauberischer Allmacht mein innerstes Selbst umgewandelt, die mir des Lebens schönste und heiligste Bedeutung gelehrt. Wohl ist die Bruderliebe harmonisch gestimmter Seelen ein schönes geistiges Gefühl, aber heiliger und gewaltiger ist die Liebe, welche die Natur in uns gepflanzt zu weisen Zwecken, jene schaffende an die Naturnothwendigkeit geknüpfte, hinreißende Liebe, welche Körper und Seele umrankt, sie verschmelzend in ein Wesen, welches allein vollkommen ist in der Einheit. Die schroffe Kraft des Mannes gestaltet sich erst in der Umarmung des Weibes, die hilflose Schwäche des Weibes erstarkt erst in Vermählung und die Befruchtung vervollkommnet sie, ihre Halbheit ergänzend. Unentwickelt und krüppelhaft aber bleibt der Mann ohne Liebe, und wie die Sonne die keusch in sich verschlossenen Knospen entfaltet, so enthüllt sich des Mannes Geist in der Sinnengluth der Liebe. Diese Liebe ist der unzerreißbare Gürtel, der das Leben umschließt, ist die Demantkette an der alle Existenzen hangen, die Bürgschaft der Ewigkeit. Diese Liebe ist das ewige Gesetz des Lebens und wer an ihm frevelt, opfert dem Geist der Tiefe, opfert dem Tode einen unendliches Leben verschließenden Keim. Noch kennst

Du, Angelika, die Allgewalt dieser Liebe nicht, aber sie wird Dich einst erfassen, und hinwegreißen aus dem Kreise der Wenigen, die Du über Alles zu lieben wähnst, und selbst Deine schwärmerische Schwesterliebe wirst Du ohne Thränen opfern für das Geheimniß der neuen Empfindung. Sie wird sich ausbreiten in Deiner engen Brust und alle die kindlichen Gefühle verdrängen, die jetzt dort in der Leere schwärmen und das Bild Deines Alexis wird aus Deiner Seele entweichen, um einem anderen Raum zu geben, um das sich all Deine Sehnsucht schlingen wird. Schwören soll ich Dir, daß ich dieser Naturbestimmung entsagen will; schwören soll ich Dir, daß ich mich selbst vernichten will, daß ich mich abtödten will mit sinnreicher Qual — nein, meine Schwester, das kann ich nicht wollen, und schlimm genug ist's, wenn ich es muß. Gewiß ist's, ich werde vergehen in zwecklosem Leben, gepeinigt von der Liebe, die Tausenden unnennbare Wonne gebiert, im Kampf mit einer unbefriedigten Leidenschaft — aber beschwören will ich meinen endlosen Jammer nicht, und den Fluch will ich nicht heiligen durch Selbstbindung, den ein zürnendes Geschick auf mein Haupt geladen. Wenn mein Unglück mich vernichtet, so kann ich es nicht hindern, aber meine Vernichtung zu wollen, wäre Selbstmord."

„Nicht Alles kann ich fassen, was Du sagst, Alexis," bemerkte Angelika nach einigem Sinnen, „aber so viel wird mir Armen klar, daß Du mich nicht liebst, wie ich Dich liebe. Mag er gewaltig sein, jener unheilige Sinnenwunsch, jene körperliche Liebe, aber gewaltiger ist sie nicht denn meine Schwesterliebe. Fordre das schwerste Opfer von mir und ich werd' es bringen und freiwillig schwöre ich Dir beim dreieinigen Gott — —"

„Halt ein, thörichtes Mädchen!" unterbrach Alexis die exaltirte Jungfrau, und ergriff ihre erhobene Rechte, „spiele

nicht mit Eiden und sprich keinen Schwur in unbesonnener Aufregung — sprich Angelika, was wolltest Du schwören?"

„Daß ich nie einen Mann lieben werde," schluchzte die Schwärmerin, „als Dich, daß ich Keinem angehören will, daß mein Blut und mein Leben Dir gehört, und meine Brust nie entweiht werden soll von der unreinen Gluth Deiner gerühmten Liebe!"

„Du bist ein seltenes Weib!" sagte Alexis erstaunt. „Glücklich mag sich derjenige preisen, dem Du einst angehören wirst, und möge die Zeit nicht fern sein, wo sich Dein Inneres Dir selbst erschließt, wo der arge Selbstbetrug Deiner Schwesterliebe von Dir weichen wird. Edle Seele, Du sollst nicht verkümmern in diesen unfruchtbaren Empfindungen, die Dich mehr ängstigen als beglücken."

Sprachlos und in Thränen schwimmend stand Angelika neben Alexis. Mit sanftem Zwang zog er sie hernieder auf seinen Schoos und versuchte ihre Thränen zu trocknen, aber sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und verbarg ihr Gesicht. Kaum fühlte Alexis das irdische Gewicht der zarten Gestalt auf seinen Knieen, und wie der Epheu schmiegte sie sich an ihn mit dem weichen warmen Busen, während ihre Arme mit kindlicher Innigkeit seinen Hals umschlangen. Kälter athmete die Nacht und Müdigkeit hing ihr bleiernes Gewicht auf die Augendeckel des Jünglings. Sie schlossen sich zu, und eben wollte Morpheus seine Stirne mit Lethe benetzen als es plötzlich im Gebüsch hell aufblitzte und ein donnernder Schuß mächtig hallend in der stillen Gegend das Schweigen der Nacht unterbrach.

„Jesus Maria!" stöhnte gleichzeitig eine männliche Stimme dicht hinter Alexis und auf dem Marmorboden der Terrasse stürzte in schwerem Fall eine lange plumpe Gestalt nieder. Angelika schrie laut auf und selbst Alexis bebte vor Schreck, indem er aufsprang und nach dem Gefallenen blickte. Röchelnd wälzte sich dieser in seinem Blute. In seiner krampf-

haft geballten Faust blitzte ein Dolch. Aus dem Gebüsch trat, von Pulverdampf umraucht, Samboro.

„Seid Ihr unverletzt, gnädiger Herr?“ rief er herbeieilend und ein entladenes Pistol wegwerfend; „ist er todt der Hund?“

Und wie ein geübter Waidmann faßte er den Leichnam beim Schopf, die Wunde untersuchend, die er ihm beigebracht, als wäre es ein gefallener Eber, und das Blut, welches seine Hände befleckte, nur der Schweiß einer wilden Bestie. Nachdem er gefunden, daß die Kugel in den Hinterkopf gedrungen und dort ein so tiefes Loch in den Hirnkasten geschlagen, daß er mit dem kleinen Finger fast bis an die Zirbeldrüse reichen konnte, faßte er den schwarz behaarten, von Blut bedeckten Kopf beim Ohr und wendete das Gesicht nicht ohne Mühe dergestalt um, daß er, trotz dem im Fall zerbrochenen Nasenbein und den gräßlich verzerrten Zügen, sich überzeugen konnte, daß der Unglückliche Niemand anderes sei, als Pater Amadeus. Auch fand sich zwischen den blutigen Haaren die Tonsur, und setzte es außer Zweifel, daß hier ein geweihtes Haupt, mit meuchelmörderischen Gedanken voll, eher von dem rächenden Verhängniß, als von dem Gewissen ereilt worden sei. Hätten aber alle diese Anzeichen trügen können, so würde die Kutte unter dem ärmlichen Bettlerkittel des Mörders und das rothe Ordensband an seinem Halse, woran irgend ein kostbares Zeichen der Huld des heiligen Vaters hing, die Erschrockenen überzeugt haben, daß kein gedungener Bandit, sondern ein mächtiger Feind in höchsteigener Person vor den Augen der Ueberraschten und von Abscheu Erfüllten ausblute.

Wirklich hatte sich Samboro in der Person des Buben nicht geirrt. Von dem übermäßig genossenen Wein erhitzt und gepeinigt von schwarzer Eifersucht und lechzender Geilheit, hatte er den elenden Entschluß gefaßt, seinen Nebenbuhler in das Reich der ewigen Freuden durch einen Dolchstoß zu befördern. Wäre er bei Sinnen gewesen und sein träges,

gallichtes Blut nicht in eine gewaltsame Aufregung gerathen, so würde er wohl schwerlich sich von seiner unsinnigen Rachelust haben überwältigen lassen, denn er pflegte nicht so ganz ohne Ueberlegung zu handeln und die natürliche Bosheit seines finsteren Gemüths ging nicht so weit, daß er bei nüchternem Verstande einen ganz zwecklosen Mord hätte vollbringen mögen. Wir sagen dieß nicht zur Entschuldigung des schändlichen Vornehmens, sondern zur Erklärung desselben. Nicht unwahrscheinlich hatte auch die in Samberos Hause erlebte Erscheinung des Pater Pius seine Galle aufgeregt, denn je stärker seine Vermuthung wurde, daß der vermeintliche Geist Niemand anderes gewesen, als Pater Pius selbst in höchst leiblicher Person, desto größer ward sein Aerger über seine dumme Feigheit, die in dem schrecklichen Augenblicke ihn an jeder näheren Prüfung der Geistigkeit des Gespenstes verhinderte. Da nun bösartige Menschen nie besser aufgelegt sind zu Schandthaten, als wenn sie sich zur Selbstverachtung gedrungen fühlen, so scheint es, daß auch dieser Vorfall beitrug, den Rachedurst des geilen Pfaffen zu beleben. In einen schlechten Kittel verkleidet, wie er gewöhnlich die öffentlichen Dirnen besuchte, machte er sich daher mit seinem blutigen Vorsatze auf den Weg nach der herzoglichen Villa. Hier schlich er unbemerkt durch ein offenes Pförtchen in den Garten, und näherte sich vorsichtig der Terrasse wo — wie er ohne Zweifel wußte — Alexis mit seiner Schwester unter Harfenspiel und Gesang die Abende hinzubringen pflegte. Allein der wachsame Diener des Hauses, Sambero, der seit einiger Zeit mehr als je besorgt schien, man werde seinem lieben Herrn nach dem Leben trachten, und daher stets vorbereitet war, allenfallsigen Gefahren zu begegnen, hatte den Mörder noch zu rechter Zeit bemerkt, und war so eilig, als er konnte, seiner Spur gefolgt. Eben war Amadeus auf der Terrasse angekommen und schon hatte er den blinkenden Dolch erhoben zu einem furchtbaren Stoß, als

Samboro, ein trefflicher Schütze, der seinem Gewehr mehr vertraute, als der göttlichen Vorsehung, den Kopf des Paters aufs Korn nahm, entschlossen losdrückte, und, wie wir gesehen haben, glücklich erlegte. Froher und stolzer kann kein Jäger sein, wenn er einen guten Schuß gethan, als Samboro nach dem seinigen, denn wenn es auch sonst schien, daß er wenig Freud' und Leid habe am Leben, so war er doch jedes Mal besonders guter Laune, wenn es ihm gelang durch kluge Vorsicht und eine entschlossene That ein Uebel abzuwenden von dem Haupte seines hochgebornen Lieblings und den tückischen „Zufall" zu entwaffnen. Wer wird es ihm in diesem Falle nicht gerne vergeben, daß er einigen Witzen Luft machte, die zum wenigsten unziemlich waren in Gegenwart der Schwester des Herrn, die er weniger beachtete, als es gerecht und schicklich war.

„Ei, sieh da," rief er lachend aus, indem er sein Haupt entblößte, „mein hochwürdiger Freund, der Pater Amadeus, Beichtiger Ihrer Majestät der Königin, haben sich herabgelassen zu dem christlichen Versuch, ein Lamm von seiner Heerde aus dieser lasterhaften Welt zu schaffen, ehe es noch der Sünde sich ergäbe. Gewiß, gnädiger Herzog, der fromme Mann hat die Sünde auf sein Haupt nehmen wollen, von der er fürchtet, Ihr möchtet sie begehen und dadurch Euer Seelenheil gefährden. Der würdige Mann! Möge er eingehen in den Schooß Abrahams und beim jüngsten Gericht auf der Seite der Gerechten stehen!"

Aehnliche Reden führte Samboro fort, während er bemüht war den Leichnam von der Terrasse wegzuschaffen. Alexis aber hatte Mühe seine ohnmächtige Schwester fortzuschleppen, denn vergeblich bat er Samboro, abzulassen von der Leiche und ihm Hilfe zu leisten.

„Wo denkt Ihr hin, gnädiger Herr," sagte Samboro, „mit meinen vom Schweiße dieses wilden Schweines triefenden Händen kann ich doch die Prinzessin nicht anfassen, und

zudem hat es mit ihr keine Gefahr, wohl aber mit diesem Aas, das noch vor Tages Anbruch verscharrt werden muß, sollen wir nicht böse Händel bekommen. Glaubt Ihr, des Königs Majestät würde es so hingehen lassen, daß er durch den Vorfall, würde er ruchbar, in Verdacht geriethe, diesen Biedermann zu dem Bubenstück, das er vollbringen wollte, vermocht zu haben. Thut mir den Gefallen, gnädiger Herr, und tragt Sorge, daß Niemand in den Park komme, ehe ich für dieses Mastvieh einen Schindanger aufgefunden."

Alles geschah, wie Samboro es wollte, denn sein geistiges Uebergewicht trat in allen das Haus betreffenden Angelegenheiten bei jedem wichtigen Vorfall gebieterisch hervor. Der Leichnam des Mörders wurde vergraben, die Blutspuren von der Terrasse getilgt, der Dienerschaft des Hauses ein Mährchen aufgebunden wegen des gefallenen Schusses, und am nächsten Morgen fand man keine Spur im Garten, welche auf ein außerordentliches Ereigniß hätte schließen lassen. Freilich vermißte man am Hofe bald den Beichtvater der Königin, und es gingen die seltsamsten Gerüchte von Mund zu Mund über das geheimnißvolle Verschwinden des Paters; aber Niemand ahnte die Wahrheit. Die meisten Vermuthungen knüpften sich an die plötzliche Krankheit des Pater Hyacinth, der seit der Erscheinung in Samboros Hause irre redete, und im Fieberwahn oft den Namen seines Kollegen nannte.

Nach der Mordscene im Thale von Navranjo, deren Zeugen wir eben gewesen sind, befinden wir uns mit den Helden unserer Geschichte in einer kurzen, ereignißlosen Zeit, wo wir Muße genug finden die verschiedenen Individualitäten, welche uns ein rascher Scenenwechsel dargestellt, in ihrem geistigen und körperlichen Leben zu beobachten. Am liebsten verweilen wir in dem freundlichen Navranjer Thale, wo Alexis am Tage

den Blumen, Zephyren, Bächen und Bergen, in der Nacht den Sternen seinen Liebeskummer klagt; wo Angelika's schuldloses Gemüth nach gaukelnden Idealen hascht wie leichtfüßige Kinder nach bunten Schmetterlingen. Sie lebt noch in dem kindlichen Zeitalter des Geistes, und wenn sie hält, was sie, wenn auch in den Worten unterbrochen, doch in Gedanken geschworen, so wird sie sich nie herausneigen aus der Welt der Träume, und die Engelein des Himmels werden müssen herniedersteigen, ihre Seele empor zu tragen in die lichten Regionen des christlichen Elysiums, damit sie zum Preis ihrer irdischen Kämpfe die Herrlichkeiten erschaue, womit der Gottsohn die Sternenkrone der heiligen, unbefleckten Jungfrau geschmückt. Der blutige Abend und der grausenvolle Moment, in dem sich ein scheußlich entstelltes Mördergesicht eingedrängt in die milden Wehmuthsbilder ihrer friedlichen Phantasie ist nicht ohne Folgen geblieben für ihr inneres Leben, das sich neu zu gestalten schien aus der gewaltsamen Störung seiner einförmigen Bewegung. Sie ist leidender und stiller geworden, furchtsam und sinnender; sie flieht scheu die Einsamkeit, welche sie so sehr geliebt, aber sie bleibt einsam in Gesellschaft anders fühlender Menschen und nur die vorwaltende Hauptrichtung ihres reichen Gemüths, die Liebe zu Alexis, ist unverrückt dieselbe geblieben. Bangend vor jeder Wahrheit, vermeidet sie zu erforschen, was ihr räthselhaft scheint, und nie sprach sie wieder von dem, was sie für den geliebten Bruder empfindet; aber die ängstliche Sorgfalt und tiefe Bekümmerniß, welche auf ihrer Stirne lagert, wenn sich seine Schritte von ihr entfernen, verräth deutlicher als Worte die Stimmung ihres zärtlichen Herzens. Alle ihre Lieben in der herzoglichen Villa sind ihr freundlich zugethan und behandeln sie mit zarter Schonung wie eine Nervenkranke, wofür sie in der That von ihrer Mutter und von dem ihr wenig angenehmen Diener Sambore gehalten wird. Zwar hat sie jetzt einen wichtigen Grund, dem Retter ihres Bruders nicht un-

freundlich zu begegnen, und mit Rührung dankte sie ihm sogar seine Unheil abwehrende Wachsamkeit, aber umsonst bemühte sie sich, das heimliche Grauen zu bekämpfen, das sie ergriff in seiner Nähe. Ein schützender Genius ist er dem Hause, das begreift sie, und furchtlos sieht sie Alexis scheiden, ist er mit ihm, aber wie Angst ergreift sie die schüchterne Vorstellung, er sei mit bösen Geistern im Bunde und wirke mit ihrer unheiligen Kraft.

Alexis ist, obwohl seiner Schwester ähnlich in seiner jetzigen Stimmung, doch keineswegs ihr geistesverwandt. Zwar liebte er es mit ihr zu schwärmen, aber nicht wie sie hing er an Luftgebilden einer kranken Phantasie, sondern baute seine Träume mit dichterischer Kühnheit, auf den festen Grund des Lebens, welches von ihm in seiner höchsten Bedeutung ergriffen, von Angelika ewig mißverstanden und idealisirt wurde. Die Liebe hat ihn früh zum Manne gemacht, und Körper und Geist hatten den ersten Sturm durchringend, einen gewaltigen Entwicklungsproceß vollendet. Seitdem er durch seine frohsinnige Mutter ein Zeichen von Amandens Huld erhalten, war es der Herzogin ohne Mühe gelungen, in ihm den süßen Glauben an die Gegenliebe der Königin zu erwecken. Manche strenge Tugendheldin wird die Mutter tadeln, welche eine verbrecherische Liebe so leichtfertig unterstützte, aber die Herzogin war weit entfernt, etwas Unerlaubtes in diesem Verhältniß zu sehen. Ihre Grundsätze machten es ihr sogar zur Pflicht, die gefährliche Leidenschaft des Sohnes mit Hoffnungen zu beruhigen, und Alles aufzubieten, einer Flamme Nahrung zu verschaffen, die sonst das theure Leben ihres heftigen Kindes aufgezehrt haben würde. „Freue Dich Alexis," rief sie ihrem Sohn zu, als sie aus der Residenz zurückkam, „Du hast Gnade gefunden vor den Augen der Königin, sie liebt Dich und Alles kann sich einst zum Guten wenden." Lachend gab sie ihm dann die goldne Kette und versprach ein baldiges „Abenteuer" wenn er anders versprechen wolle, ein folg-

sam Kind zu sein und keine Thorheiten zu begehen. Sie hatte bisher sich wenig um die sittliche und Geistesbildung des Herzogs bekümmert, und seine Erziehung, als er noch Knabe war, mehr ihrem Liebling Samboro überlassen, als den dazu aufgestellten Lehrern und Hofmeistern, die ihn in Wissenschaften und Künsten unterrichteten. Die sittlichen Grundsätze, welche dem jungen Manne eingeprägt wurden, hatte derselbe nur Samboro zu verdanken, der ihn mit allen trockenen Theorien verschonte, aber keine Gelegenheit verabsäumte, wo sich eine wichtige Lehre aus dem praktischen Leben ergab, sie seinem jungen Herrn und Zögling mitzutheilen. Die Früchte dieser Methode werden wir später bemerken. Jetzt aber, da Alexis in das Geschlechtsleben eintrat mit seiner ersten Liebe, glaubte sich die Herzogin zum ersten Male berufen, ihre, in diesem Bereich gesammelten Erfahrungen und Grundsätze auszukramen, um sein junges Herz vor der „schrecklichsten aller Verirrungen," vor der Schwärmerei, zu bewahren. Mit lachendem Munde gab sie ihm ihre Liebesweisheit, welche aus sehr prosaischen Elementen bestand, aber sie fand nicht immer einen gelehrigen Zögling an ihrem Sohne. „Das erste Stadium der Liebe, mein Sohn," belehrte sie ihn, „ist die Selbsttäuschung. Man fühlt da eine unendliche Sehnsucht und weiß nicht, welches ihr Ziel sein soll; man seufzt nach dem Monde, und begeht allerlei zwecklose Thorheiten; man begnügt sich mit Botschaften und das Höchste, was man begehrt, ist ein Händedruck, ein inniger Blick oder wohl auch ein Kuß. Hat man alle diese Seligkeiten genossen und damit die kostbare Zeit vertändelt, hat man sich gegenseitige Treue und ewige Liebe geschworen bei dem keuschen Mond, dann tritt das zweite Stadium der Krankheit ein und die Leidenschaft wüthet mit ihrer vollen Kraft. In diesem Stadium will man den Himmel stürmen und wenn es ein Opfer gilt, so ist es schneller gebracht, als überlegt. Man hat Beispiele, daß sich Liebende in diesem Stadium Glieder haben verstüm-

meln lassen, um lahm zu sein wie die Geliebte, und im grauen Alterthum sollen sogar Kriege geführt worden sein um den Besitz eines schönen Weibes. Noch muß ich bemerken, daß die Weiber in diesem Stadium nicht so närrisch sind wie die Männer, und daß die Kraftperiode der Liebe bei ihnen erst in dem sehnlich herbeigewünschten Stadium der Erkenntniß eintritt, wo sie bei den Männern nicht selten verschwindet. Dieses Zeitalter der Erkenntniß ist das Stadium der Begattung, welches aus der Krisis der Krankheit hervorgeht, in welchem die Liebe entweder untergeht oder vernünftig wird. Wird diese Krisis entweder gänzlich verhindert oder doch über Gebühr verzögert, so tritt die unglückliche Liebe ein, welche mit Selbstmord, Wahnsinn und Skandal endigt. Nur außerordentlich starke Geister oder äußerst phlegmatische Naturen, welche nur von einem Schatten der Krankheit überfallen werden, gleich den Kindern, welchen man die Pocken einimpft, überstehen sie und werden entweder ausgezeichnete Bösewichter, strenge stoische Phantasten, oder auch leichtfertige Wüstlinge und prosaische Menschen. Die unglückliche Liebe, mein Sohn, hat schon viele große Männer gemacht, aber selten Glückliche. Das ganze Leben kann von einer unglücklichen Leidenschaft, die sich nicht in der Begattung auflösen kann, verpfuscht werden. Frühes Altern, Lebensüberdruß, Apathie, Krankheit und baldiger Tod sind oft die Folgen der naturwidrigen Ausartung der unbefriedigten Liebe. Sie ist ein Strom, der plötzlich in seinem Lauf aufgehalten wird und seine Ufer überschwemmt, sich selbst in vager Ausbreitung verliert. Sie ist ein natürliches Unglück wie Dürre, Frost, Hagel und andere Naturereignisse, welche das Leben in seiner Entwickelung unterbrechen. Dagegen löst sich die glückliche Liebe in Glückseligkeit, Zufriedenheit und Ruhe auf, welche so lange dauert, bis die Brust von einer neuen Leidenschaft ergriffen wird, welche sich oft an denselben Gegenstand knüpfen kann, aber weit öfter in Folge des Naturstrebens nach Wechsel an-

dere Nahrung erheischt. Die unmittelbare Folge der Befriedigung ist das Wiederkehren der Besinnung. Einzig und allein auf diesem Wege entwickelt sich der Mensch naturgemäß, und seine Existenz wird eine gesund normale, glückliche, gewöhnliche. Wer über das Gewöhnliche vermessen hinausstrebt, der will die Schranken der Natur überspringen, jenseits welcher das Unglück und der Wahnsinn wohnt. — Die meisten Menschen leben nach dieser Theorie aus Instinkt, der so stark ist, daß er selbst bei den Einschränkungen der herrschenden moralischen und religiösen Satzungen, naturwidrigen Begehrens, normal fortwirkt und sich nicht stören läßt in den Funktionen, wozu ihn ein unwiderstehliches Gesetz zwingt. In unseren Sittenbüchern und auf unseren Kanzeln eifern unermüdlich fromme Zeloten täglich gegen diese Verderbniß der Zeit, und seit Jahrtausenden predigen sogenannte Priester und Weise, Schriftgelehrte und Philosophen Keuschheit und Enthaltsamkeit; aber seit eben so vielen Jahrtausenden thun die meisten Menschen immer nur das, wozu sie der Instinkt treibt, und sie halten sich lieber alle für Sünder, als daß sie die „Sünde" vermieden. Mit den schändlichsten und eckelhaftesten Namen hat man diese „Sünden" belegt, sie Ehebruch, Schändung, Verführung geschimpft, und doch hört jeder Pater im Beichtstuhl täglich das Bekenntniß dieser „abscheulichen Verbrechen" von Menschen, die wahrscheinlich nicht die schlechtesten der Gesellschaft sind. Was diese Thoren als Sünden bekennen, sieht man an Thieren und Pflanzen als einen Akt des Lebens an, und nur der Mensch, „weil er Vernunft" hat, soll diese dazu anwenden, sein natürliches Leben zu beschränken. Freilich haben wir die „Ehe" zur gesetzlichen Ausübung unserer natürlichen Funktionen, aber sie ist ein sehr beschränktes, den Naturgesetzen durchaus nicht entsprechendes Institut, ein Selbstverkauf, den nichts rechtfertigt, als ein altes Herkommen, und die in unserer gesellschaftlichen Ordnung bedingte Nothwendigkeit selbst das Zeugungsgeschäft nach einer gewissen

aristokratischen Form zu betreiben. Bei diesen meinen Grundsätzen, welche freilich im Munde einer Frau unzart klingen, weil sie mehr Wahrheit und Verstand enthalten, als man gewöhnlich unserem Geschlechte zumuthet, wirst Du, mein Sohn, dich nicht mehr verwundern, daß ich in Deinem Verhältniß zur Königin nichts finde was mich betrüben könnte, nachdem meine einzige Besorgniß über die Gegenempfindungen Deiner Geliebten so glücklich und schnell gehoben worden ist. Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter der keuschen Lukrezia, und wenn auch Amanda etwas befangen und gewissenhaft scheint, so ist doch von ihrer Strenge nicht so viel zu fürchten, als von ihrer Leidenschaftlichkeit zu hoffen. Darum sei ruhig, mein Sohn, und strebe nach dem Möglichen. Vielleicht wirst Du finden, daß Du es erreicht, daß es so ziemlich Alles war, was Du wolltest."

Das war beiläufig die Liebesphilosophie der Herzogin und wie es scheint, hat sie sich stets dabei wohl befunden, denn die Leidenschaft hat nirgends eine Spur hinterlassen auf dem noch wahrhaft schönen Gesicht. Alexis, der stets mit dem Bilde Amandas beschäftigt war, hörte von allen diesen Phrasen wenig oder nichts, was wir für ein Glück halten, da keinem Liebenden damit ein Gefallen geschieht, wenn man das Naturgeheimniß seiner Empfindung mit kalten unschönen Worten enthüllt. Er blieb daher in seiner rein poetischen Stimmung unangefochten von dem kalten Hauche einer nüchternen Lebensanschauung. Der erste Ausbruch seiner Leidenschaft war glücklich vorbei; glücklich vorbei, weil sein guter Genius die stärksten Hemmnisse hinweggeräumt und der Flamme Raum gegeben, damit sie nicht zerstöre, ehe sie leuchten kann. Seine Liebe war nun eine feurige, frei emporsteigende Erscheinung, deren inwohnende Kraft ausströmt in einen unendlichen Raum, ihre Blitze sendend in die stofflose Leere, wo sie kein Leben trafen das sie hätten vernichten können. Dieser Charakter der Ruhe, den die stärkste der menschlichen Empfindun-

gen angenommen, bildete sich aus der Gewißheit der Gegenliebe. Das sprachlose Zeichen derselben, welches er in seinem Busen bewahrte, war die erste Befriedigung und sie war für sein erstes bescheidenes Verlangen so vollkommen, daß er sich eine Zeitlang innerlich beseligt fühlte. Dauer ließ sich freilich von dieser Zufriedenheit nicht erwarten, denn die Wehmuth, welche sich über sein Wesen gegossen, verrieth zu deutlich dem Auge des Menschenkenners die reale Unvollkommenheit der Erfüllung seiner Sehnsucht, wenn es auch schien, daß sie ideal vollendet war. Indessen erwies sich die Idee — wie bei jedem Liebenden — so eiserner Kraft voll, daß sie sein ganzes Seelenleben umstaltete mit schöpferischer Hand. Sie gab dem Geist Richtung und Aufschwung, der schroffen Materie Gestalt, und jetzt erst war der Schöpfung edles Meisterstück auch innerlich vollendet. Er ward ein M a n n, als er ein Gott zu sein glaubte.

Die Herzogin wirkte mit sorglicher Geschäftigkeit für den Träumenden, und entwickelte bei der Lösung ihrer Aufgabe eine seltene Gewandtheit, Feinheit und Menschenkenntniß. Sie war recht eigentlich in ihrem Element und betrieb ihre Liebesintriguen mit so lebendiger zuversichtlicher Laune, daß sie beiden Liebenden einen guten Theil ihrer schwärmerischen Stimmung hinwegscherzte. Ungewöhnlich oft erschien sie bei Hofe und die Königin gewann sie lieb und zwar aus zwei Gründen, erstens weil sie die Mutter des Herzogs war und zweitens, weil sie viel und heiter sprach von ihrem Alexis. Die gute fröhliche Frau war so gefällig, schon am nächsten Morgen der ängstlichen Amanda die freudige Botschaft zu bringen, daß die ihm überbrachte Arznei Wunder gethan habe an ihrem Sohn, was natürlich die Besorgte ungemein tröstete. Sie verschwieg ihr auch nicht den blutigen Vorfall im Garten und diese Mittheilung im engsten Vertrauen, wie auch die Aufschlüsse der Herzogin über das Schicksal des Pater Pius überzeugten Amanda bald, wie nothwendig ihr eine

vertraute Freundin sei an einem Hofe, wo sie von Gefahr, Hinterlist, Kabale und lüsternen Begierden umlauert war und sie wußte das Glück zu schätzen, daß sie so schnell in der Herzogin eine solche gefunden. Die Furcht begünstigte die Vertraulichkeit zwischen den beiden Frauen, und bald kam es zwischen ihnen so weit, daß Amanda es nicht mehr verhehlte, wie unglücklich sie sich auf dem Throne ihres Gemahls fühle. Immer wärmer drückte sie ihre Dankbarkeit aus, die sie dem Herzog schuldig zu sein glaubte für die Rettung eines Menschenlebens, für die Beschützung eines würdigen Greises, und da sie die Herzogin mit schlauer Zurückhaltung nie geradezu ausforschte über die geheimsten Empfindungen, so blieb ihr am Ende nichts übrig, als selbst zu bekennen, daß es mehr als Dankbarkeit sei, was sie für Alexis empfinde. Aber sie beschwor ihre mütterliche Freundin das Geheimniß zu bewahren und ihrem Sohne nicht zu entdecken, was sie mit kindlicher Offenheit bekannt; sie verlangte von der Mutter nur Rath und Trost, damit sich ihr gebeugtes Gemüth aufrichte und erkräftigt werde, die Last des Schicksals zu tragen, die göttliche Prüfung siegreich zu bestehen. Natürlich ermangelte die Herzogin nicht, die Unglückliche zu trösten und zu beruhigen, indem sie dieselbe mit ihrer unverwüstlichen Laune und heiterem Scherz zerstreute. Zerstreuung, in raschem Wechsel des Vergnügens, sagte sie ihr, sei ein sicheres Mittel eine erwachte Leidenschaft im Keime zu ersticken, und sie werde ihrerseits mit ihrem Sohne dieselbe Kur versuchen. Sie müßten sich Beide nur recht oft überreden, daß sie sich nicht liebten und am Ende würden sie es gewiß selbst glauben — dafür verbürgte sie sich. Für Alexis wisse sie schon Rath, sie werde ihre mütterliche Autorität gebrauchen, damit er seine Liebe der Schwester der Königin zuwende und in ihrer Aehnlichkeit mit Amanda Ersatz suche für die bereits verbundene Königin, damit er ihr nicht wieder lästig falle mit seiner unschicklichen Vertraulichkeit und ihr Herz hinführo unange-

gefochten lasse. Aber alle diese weisen Auskünfte, deren Unzweckmäßigkeit sie selbst am besten kannte, gab sie der Betrübten mit einer Heiterkeit und Laune, die ihre ernstliche Meinung sehr verdächtigte. Auch ließ sie es nicht an beiläufigen Bemerkungen fehlen, welche nichts weniger ausdrückten, als die frivole Ansicht, es sei doch eigentlich kein gar so großes Unglück, wenn ihr Sohn der Königin und die Königin ihrem Sohne gefalle. Amanda konnte nicht klug werden aus ihrer mütterlichen Freundin, aber sie fühlte sich ungemein erheitert in ihrer Nähe, und entschlug sich alles Denkens über ihr vermeintliches Unglück.

Die Herzogin hatte es mit ihrem scharfen Auge bald bemerkt, daß die kleine niedliche Prinzessin Aline ihren Sohn mit ausnehmender Gewogenheit beehre. Auf die kindische Koketterie derselben baute sie ihren Plan, die Liebenden einander näher zu bringen, und das gefährliche Verhältniß den Augen der Welt zu verbergen. Alexis, der aufbrausende fröhliche Jüngling, war ungemein schweigsam und schüchtern geworden, es konnte den Damen am Hofe nicht lange entgehen und man mußte ein Auskunftmittel erdenken, den wahren Grund seiner urplötzlichen Veränderung der vorwitzigen Neugierde zu entziehen. Alexis, der in diesen Dingen stets seiner Mutter folgte, mußte sich bequemen, der kleinen verliebten Prinzessin seine Huldigung darzubringen und zwar durfte dieß nicht so heimlich geschehen, daß auch nur der geringste Zweifel hätte obwalten können über die schnell verbreitete Lüge: der spröde Herzog liege endlich gefangen in dem Liebesnetz des artigen Kindes, die dem Hofe wegen ihrer auffälligen Zierlichkeit eben so allerliebst vorkam, als sie dem ernsten Alexis lächerlich und abgeschmackt erschien. Die List gelang vollkommen; selbst der König wurde getäuscht, und sah das geheuchelte und affektirte Verhältniß nicht ungern. Schon in den ersten Tagen seiner Wiedererscheinung am Hofe hatte Alexis die Ehre, die hochpoetischen Phrasen der kleinen Em-

pfindlerin zu vernehmen und wäre er nicht stets so ungemein verlegen und zerstreut gewesen, so würde er auch nicht die zahlreichen Seufzer überhört haben, welche Aline ausstieß in seiner Nähe. Amanda wäre darüber fast eifersüchtig geworden, aber die Herzogin wußte ihr mit vieler Feinheit beizubringen, daß ihr gehorsamer Sohn nur ihrem mütterlichen Befehl gehorche, aber mit so viel Ungeschicklichkeit und theilnahmslosen Herzen, fügte sie lachend hinzu, „daß ich nicht weiß, soll es mich verdrießen oder belustigen.“

Je öfter sich die Liebenden sahen, desto unumwundener gestanden sie sich ihre Liebe in Blicken, Geberden, Seufzern; Alexis befand sich indeß in einer höchst peinlichen Lage. Aline klettete sich an ihn wie eine Schmarotzerpflanze und marterte den scheinbar Blöden mit unerschöpflicher Zärtlichkeit. Nur die Liebe konnte den stolzen Jüngling, dessen Auge Treue und Redlichkeit sprach, zu Allen, die es sahen, vermögen sein Possenspiel fortzusetzen, und nur die Liebe konnte die Regungen seiner Gutmüthigkeit unterdrücken, welche ihm oft kleine Gewissensbisse verursachten über den unzarten Mißbrauch, den er von der ihm schmeichelnden Gunst der Prinzessin machte. Die Vorstellung jedoch, daß es nur eitle Koketterie sei was sie Liebe nannte, und die lohnenden Blicke der Königin die um zarte Schonung baten, und Liebe zugleich überwanden alle Bedenken über die Redlichkeit seiner komödianten Huldigungen. Aline konnte zwar gar nicht begreifen, wie ein Mann so blöde sein könne, und sie ärgerte sich nicht wenig, daß sie ganz und gar nicht weiter kam mit ihrem Geliebten, daß er sie stets mit allgemeinen Redensarten unterhalte und alle Erklärungen und Ergießungen mit kindischer Schüchternheit vermeide, aber sie tröstete sich darüber, hoffte von der Zukunft das Beste. Die beiden Liebenden dagegen hatten keine Ursache zu ähnlichen Klagen. Jeder Tag hatte für sie eine neue Bedeutung und jede Zusammenkunft brachte, wenn auch in der vorsichtigsten Verhüllung, einen neuen Auf-

schluß auf mittelbarem oder unmittelbarem Wege. Die Herzogin Mutter hinterbrachte Amanden mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit jedes Wort ihres Sohnes und war indiskret genug, diesem Alles zu erzählen, was die Königin über ihn gesagt. Sahen sich die Liebenden dann wieder, so verriethen dankende, lohnende Blicke, daß man sich verstehe und um Alles wisse, und doch zürnte Amanda der Herzogin nicht über den unbefugten Ideenaustausch den sie mit bewunderungswürdiger Feinheit zu unterhalten wußte. Kühner wurde Alexis, weniger furchtsam Amanda; es gab Gelegenheiten zu doppelsinnigen Reden, zu Händedrücken, Seufzern, und nie ließ sie Alexis unbenützt. Den ersten Seufzer beantwortete das Erröthen der Geliebten, den ersten Händedruck strafte sie mit keinem strengen Blick, den zweiten erwiderte sie. Es kam bis zu Briefen, und Alexis, aufgemuntert von Sambero, hatte die Tollkühnheit, der Königin eine in der üblichen Form und in den von Sambero einst aufgehaschten Ausdrücken der Leidenschaft abgefaßte Liebeserklärung einzusenden. Er verlangte darin in den flehendsten Worten nichts als einige Zeilen von ihrer Hand, worin sie ihm Vergebung zusichere, weil er sie beleidige mit seiner Liebe und eine Locke von ihrem Haupte. Amanda zerfloß in Thränen, als sie diesen Brief erhielt und zeigte ihn sogleich der Herzogin, welche nicht wenig erzürnt war über die Kühnheit ihres Sohnes; aber da Amanda selbst die Fürbitterin machte für den geliebten Verbrecher, so entschloß sie sich endlich, die Antwort der Königin sammt der schönsten Locke von ihrem Haupt dem Herzog zu überbringen, und ihm gleichzeitig sein strafbares Betragen zu verweisen. Das Billet der Königin enthielt nur die wenigen Worte: „Ihr seid mir theuer, Herzog — Ihr wißt genug, um mich zu schonen.“ Aber der Grausame wird kühner je mehr sie ihm gestattet, bald werden die Zeichen, Briefe häufiger und Alexis schwört, kaum vierzehn Tage nach jener Antwort, er wolle nicht leben, wenn er

nicht aus ihrem eigenen Munde die berauschende Versicherung ihrer Gegenliebe vernehme. Und wirklich benutzt der Wagehals eine einsame Minute im königlichen Park und stürzt zu ihren Füßen, seine Bitte wiederholend. Amanda zittert; sie wagt nicht zu gewähren, nicht zu versagen und in der Herzensangst versagt ihr die Stimme. Er hat ihre Hand gefaßt und an seine Lippen gepreßt, Thränen benetzen sie — da neigt sich die Herrliche zagend hernieder und haucht einen Kuß an seine Stirne. „Mein Alexis!" stammelt sie und — flieht.

Monde waren seitdem geschwunden, reich an den kleinen Ereignissen der Liebe, und Amanda hatte mit ihrem königlichen Gemahl die Residenz verlassen, denn der König war leicht erkrankt und glaubte auf seinem Lustschloß — nahe am Thale von Navranjo — durch die reine Bergluft zu gesunden. Dorthin begleite uns der Leser auf dem einsamen Pfade, der aus dem Thalgrund sich durch Dornengebüsche und Wälder hinanwindet an eine hohe Mauer, die das Gebäude und den Garten umschließt. Wie ein riesiges Gespenst steigt die prächtige Villa in der tiefen Nacht empor. Alle Lichter sind erloschen oder von schweren undurchsichtigen Vorhängen verhüllt; auch der Himmel ist sternenleer und finster wie ein Sargtuch. Ringsum herrscht tiefe öde Stille und die Schritte der Wachen sind weithin hörbar. Horchend lehnt sich eine verhüllte Gestalt an ein verborgenes Pförtchen, das nur die Liebe in so schwarzer Finsterniß auffinden kann. An dem laut pochenden Herzen und tiefen stürmischen Athmen erkennen wir ihn, es ist Alexis. Er hört nichts, als die im Inneren des verschlossenen Raumes Bäume rauschen und vom Wind gejagte Blätter über den sandigen Pfad hüpfen, nichts als zirpende Insekten und das Herabfallen reifer Früchte. Leise öffnet er das Pförtchen und drängt die weichende Thüre langsam hinein, wo wildes Strauchwerk sich anstemmt und

verhindert, daß sie sich weiter öffne als nothwendig ist, um dem Jüngling knappen Raum zu geben, daß er sich schmiegsam hineindränge. Eine heftige Luftströmung droht die Thüre geräuschvoll zuzuwerfen, aber der Jüngling erfaßt sie mit beiden Händen und lehnt sie vorsichtig, kaum athmend, wieder zu. Scheu blickt er um sich, aber er findet sich mehr auf seinen Tastsinn angewiesen, denn auf die erblindeten Augen, die nichts entdecken in der dicken Finsterniß. Schwül ist die Luft, aber ein innerer Frost schüttelt ihn so stark, daß seine Zähne über der Zunge zusammenschlagen und seine Schritte wanken. Er greift mit der Rechten in seine Brust und legt die flache Hand auf die weiche zitternde Haut, dort wo das Herz in mächtigen Schlägen an die Brustwände schlägt, als wollte er ihm Ruhe gebieten. Er zögert eine Weile unentschlossen, mit trüben Gedanken kämpfend, weiter vorzudringen, aber bald eilt er von hinnen mit Hast und bricht sich durch das Gebüsch eine mühevolle Bahn. Endlich gewinnt er einen freien Platz, der mit feinen Sand bestreut, das Gebäude umgiebt. Hier vermag er die Gegenstände besser zu unterscheiden, aber nöthiger als je ist hier die äußerste Behutsamkeit, denn die plumpen Schritte der Wachen schallen vernehmlicher und ein wachsames Auge hätte leicht den Nahenden entdecken können. In wenigen Sekunden befindet er sich jedoch unbemerkt am Fuß einer hohen Kastanie, deren dunkle laubreiche Zweige bis an einen Balkon reichen, wo das spähende Auge des Jünglings ein zartes Gewebe flattern sieht. Dieß Zeichen der wachenden Liebe und Gefahrlosigkeit ermuthigt ihn von Neuem und unbedenklich klettert er an dem Stamme hinan. Schon schlägt das Signal an seine glühenden Wangen und eben will er das Geländer des Balkons erfassen, als ein morscher Zweig unter seinem Gewichte bricht und mit seinen dolchscharfen Splittern seine Brust aufschlitzt. Aber sein Glück ist mit ihm und der Unfall hat keine weiteren Folgen, als daß er auf einen stärkeren Ast herabsinkt und seine Bemühungen erneuern muß.

Wenige Augenblicke und er steht auf dem Balkon. Hier schlüpft er hastig in eine geöffnete Glasthüre und tritt auf den weichen Teppich des — Schlafgemachs der Königin.

Amanda wachte zitternd und kam dem Geliebten entgegen. Ein leichtes Nachtgewand umfloß wie Nebel ihre Glieder, deren vollendet schönes Ebenmaß in zarten Wellenformen sich verrieth. Der zart weiße Nacken und die oval gerundeten Achseln wie sie der weiblichen Jugend eigenthümlich sind, ehe die Formen sich mehr zusammendrängen in üppige Fülle, glänzten entblößt unter den dunklen Locken, die malerisch das herrlichste Inkarnat beschatteten.

„Um Gott, Du hast's gewagt — mein Alexis?“ lispelte das Schönheit strahlende Weib, während Alexis wie in staunender Anbetung auf die Kniee sank und sprachlos ihre Füße küßte.

„Und was willst Du von mir, Ungestümer, in dieser Stunde,“ und erröthend fügte sie hinzu: „an diesem Ort? Wohl gesteh' ich's, ich bin ein schwaches Weib und kann Dir in Nichts widerstehen. Daß Dein Fuß diesen Boden berührt — ist ein von mir verschuldetes Verbrechen, aber besinne Dich, was Du gethan, was Du gedroht, um daß ich Dir eine heimliche Zusammenkunft gestatte? Hast Du nicht geschworen, Dein Leben zu zerstören, wenn ich Dir nicht willfahre! Und mir das für meine unendliche Liebe, mir konntest Du diese Höllenqual der Angst um Dich vergönnen — o Alexis, das war nicht ritterlich.“

„O vergieb, Engel, vergieb mir diesen Frevel, ich will ja auch thun, was Du mir befiehlst, und wolltest Du einen Mord von mir, oder Selbstverbannung auf eine wüste Insel, ewige Entsagung in einem strengen Kloster, Selbstqual, mein Blut, mein Leben, meine Seligkeit — Alles, Alles, gern für Dich.“

„Wenn das wahr ist, mein Alexis, so gieb mir Dein ritterliches Wort, daß du meine Schwäche nicht mißbrauchen,

daß Du keinen Angriff auf meine Frauenehre unternehmen, daß du mich nicht berühren willst. Nur die Todesangst um Dich hat mich verleitet Dir zu gewähren — nur die Todesangst — hörst Du Alexis, sonst nichts und Gott ist mein Zeuge, daß mein Gedanke keusch blieb, als ich beschlossen Dich hier zu sehen."

„Nur die Angst hat dieß gethan," fragte bitter Alexis, indem er sich langsam aufrichtete, „dann erlaube Eure Majestät, daß ich den Platz räume für den hohen Gemahl, dem Ihr ewige Liebe geschworen. — Amanda," setzte er mit Heftigkeit hinzu, „Du hast mich zum letzten Mal gesehen."

Rasch eilte er gegen die Thüre des Balkons. —

„Mein geliebter Alexis, bleib — vergieb," rief schluchzend Amanda, indem sie ihm nacheilend zu seinen Füßen stürzte und sie umfing, „ich bin Dein, nur Dein, verlaß mich nicht zürnend."

Bebend vor Wonne hob sie Alexis empor — sein Arm umschlang die schlanke Gestalt und die brennenden Lippen begegneten sich zum ersten Kuß entzügelter Leidenschaft. Lange hielten sie sich so umschlungen und ganz sich hingebend hing das liebende Weib an dem Halse des Jünglings. Ihre Arme verschränkten mit magnetischer Kraft das geliebte Haupt und ihre Fußspitzen berührten kaum den Teppich — so kräftig hob sie der Arm des Theuern empor. Eine rothschimmernde Lampe beleuchtete aus dem Hintergrunde des Gemaches die herrliche Gruppe. Es war eine Scene voll antiker plastischer Schönheit, übergossen mit zauberischen Tinten — ein Phidias hätte sie zu seinem schönsten Bildwerk benutzt, ein Raphael hätte seinen Kunstgeist mit neuen Engelsgestalten befruchtet — aber das ganze heimliche Gemälde hätte schwerlich der Pinsel eines begeisterten Künstlers mit seinem ganzen Reichthum auffassen können. Alexis führte oder trug vielmehr seinen irdischen Himmel in Gestalt eines liebenden Weibes in das Halbdunkel des Gemaches, wo seidene Vor-

hänge das Lager der Grazien in Geheimniß hüllten. Ein marmorner Amor blickte dort aus einem Alkoven sinnend und schweigsam, den Zeigefinger an die Lippen pressend, hervor. Zu seinen Füßen brannte eine Opferflamme auf dem Altar der Liebe in antik geformter Phiole und erleuchtete den stillen Raum. Mit frevelnder Hand enthüllte er das Heiligthum des Schlafes und der Wollust — da rang sich Amanda aus seiner Umarmung los und stumme Angstblicke flehten um Erbarmen. Sie krümmte sich sträubend nieder und suchte zu entkommen, aber unerbittlich und mit überlegener Kraft sie umrankend, ringend, schmachtend, kämpfte der Jüngling mit der spröden Liebe der Unterliegenden. Alexis fühlte nur sein brennendes Blut, nur die entzügelte Begierde, er sieht die Thränen nicht, die auf den heißen Wangen der Dulderin schnell vertrocknen, nicht die glühende Schaam, welche sie in sich selbst verbirgt und nach einem langen heißen Kampf ergibt sich erschöpft die Schöne in ihr süßes Unglück. Sie sinkt ermattet auf die seidenen Kissen und duldet es ohne Widerstand, daß Alexis sie mit schonungslosen Armen umschließt, die glatte, sammtweiche Haut ihres Nackens mit saugenden Lippen berührt. Alexis hat sie so an sich gezogen, daß ihre Füße den Boden nicht mehr berühren. Ihr Haupt neigt sie, die Brust des Jünglings umspannend mit den Armen, an seine Achsel, ihre Augen bergen sich in seinen dunkeln Locken und wollen das tugendräuberische Beginnen des Stürmischen nicht sehen. Schon fühlt sie mit angstbeklommenem Herzen, wie seine Hände die entblößten Schultern berühren, das Gewand wird von ihnen herabgedrängt über den süßen Rücken, und während sich dort blendende Reize enthüllen, rauscht die Hülle unbemerkt, aber fühlbar der Zitternden vorn über den wogenden Busen, die weichen Seiten und zarten Arme. Sie fühlt sich bis an den Gürtel entblößt und heftiger pocht ihr Herz der frevelnden Hand entgegen, als sie halb die Brust, halb die Seite berührend nach

seinem hörbaren Schlage fühlt. Aber sie weilt nicht lange an der süßen Stelle und eilt den Gürtel zu lösen. Ein leiser Schrei und er ist gelöst. Leicht wogt das Gewebe herab und mit den warmen Fingern drängt es Alexis Hand mit lüsterner Langsamkeit an den Rücken herabstreifend, über die glatten Lenden und Hüften. Er hebt sie umarmend, küssend empor und wirft das Gewand halb zerrissen von der entkleideten Huldin. Es sei uns vergönnt das Auge zu weiden in künstlerischer Begeisterung an der schönsten Schöpfung der Natur. Wie sie dasitzt auf einem der zartgeformten Beine, das andere zur Hälfte angeschlossen mit fast jungfräulicher Verschämtheit, zum Theil herabfließend in ein süßgeformtes Knie und mit der feinen Fußspitze nach dem Boden strebend, mit dem ganz sichtbaren Nacken, und Rücken der sich dicht an den weichen Kissen, wo sich malerische Falten bilden, in einer leichten Linie spaltet, mit dem vom Kusse des Geliebten zurückgebogenen Haupt, von wo die ganze Gestalt in Wellenlinien herab bis an die noch nicht vollkommen gerundeten Lenden, wo ein leiser Schattenpunkt andeutet, daß sich die Muskeln gespannt haben in süßem Streben, um in der Berührung das Geheimniß des Schooßes zu verschließen, und von hier über die Wangen der jugendlich weichen Schenkel und über die runden Waden bis an den schattigen Knöchel — ist sie ganz Correggios Anmuth hauchende J o, wie sie Jupiter aus Wolken den Arm herausstreckend ihre Seiten umfassend k ü ß t. Nur der Ausdruck im Gesichte ist abweichend von diesem Vergleichungsbild, denn statt des heiteren Lächelns und der jugendlich frischen Wangen, statt dem strahlenden, frohe Lust verkündenden Blick des Mädchens, welches entzückt ist von der Liebe eines Gottes, findet man auf den sanften Zügen Wehmuth und Schaam ausgegossen und neben den leidenschaftlichen Geberden der verzehrenden Wollust verräth ein unbeweglicher Schatten auf der Stirne Traurigkeit und das Bewußtsein der Schuld. Die vordere Hälfte des herrlichen

Körpers entfaltet wo möglich noch mehr Reiz und Schönheit, denn sie bietet dem Auge eine Mannigfaltigkeit der Formen dar, die alle Sinne berauscht. Zarte, weiche Knospen sind ihre kleinen in rosige Spitzen auslaufenden Brüste, und zwischen ihnen fließt, wie zwischen Lilienhügeln ein wonnevolles Thal herunter nach der Stelle, wo zwei schattige Linien den Oberleib von dem unteren trennen. Hier beginnt die klare Form des Leibes, der von den Hüften beschattet, den Raum ausfüllt bis zum Schooße, worin er sich in einer kleinen wonnigen Welle verliert. Die ganze Gestalt aus Wellenformen, himmlischer Klarheit, Lilienweiß und durchscheinendem Rosenroth geschmolzen, ist noch voll jungfräulicher Zartheit, noch nicht ganz vollendet, nicht entfaltet, gleich einer kaum aufblühenden Rose, die noch voll süßen Geheimnisses erst im Begriff ist, sich im Sonnenblick der Liebe ganz zu entfalten. Die Formen sind nicht ganz vollendet, nur desto reizender.

Auch Alexis hat mit Hast die Kleider von sich geworfen und zeigt nackt wie ein junger Gott kühnere, aber eben so wenig vollendete Formen. Fast weiblich gerundet sind seine Schenkel und Arme, und nur die schmäleren Hüften, die breite Brust verrathen den werdenden Mann, während die weiche Rundung der Fleischpartbien noch an den Knaben erinnert. Er gleicht Ganymed an jugendlicher Schönheit, oder dem Amor, wie er abgebildet wird mit der jugendlichen Psyche.

Sie sinken hin und der Jüngling glaubt zu sterben im Uebermaß nie gefühlter Wonne. Sie ist in ihrem höchsten Grade fast nicht zu ertragen und unwillkührlich dringt aus seiner bebenden Brust ein leiser Schrei — denn wie sich der größte Schmerz in einen wonnevollen Tod auflöst, so wird die größte menschliche Wonne in ihrer höchsten Steigerung zum Schmerz. Diese wichtigen Augenblicke stellen sich ein im ersten Genuß der Liebe und im Sterben. Sie bezeichnen

die Grenzpunkte, den Eintritt durch Zeugung, den Ausgang durch Tod.

Erst als das schaamglühende Weib sich von der süßen Last ganz bedeckt fühlte, öffnete sich ihr verschlossener Schooß und Leiber und Seelen der Liebenden vermählten sich zu *einem Wesen* in getrennten Formen. Die Natur feierte einen Triumph mehr über die Unvernunft menschlicher Gesetze. Die Liebenden empfingen mit Wonneschauer die Heiligung erfüllter Naturbestimmung. Aus ihrem entbundenen Wesen entsprang ein neuer Funke des Lebens und da fanden sie ihr Selbst verwandelt wieder. Der heiligste Akt des Lebens war vorbei, das schwerste Räthsel gelöst. Der Jüngling staunte, als er erwachte aus dem süßen Traume. Ein neues Leben war ihm aufgegangen. Das Ideal war weinend davon gezogen, aber die Wirklichkeit reichte ihm süßen Nektar aus dem Lippenkelch eines schönen Weibes; schüttete ihr Füllhorn aus in seinen Schooß.

„O mein süßer Alexis," lispelte Amando, ihn mit Küssen bedeckend, „Du bist mein Gemahl, Dir gehör ich an mit Leib und Seele, und nie, nie werd ich lassen von Dir. Wirst auch Du mich ewig lieben, wirst Du nicht erkalten, wenn Du fern bist von Deiner Amanda? Schwöre mir, Alexis, ewige Liebe."

Alexis schwor und Amanda fuhr fort in den zärtlichsten Betheuerungen den sprachlosen Jüngling mit stets sich erneuernder Innigkeit umschließend. Stunden schwanden in wiederholtem Genuß und in Erschöpfung endlich beruhigte sich ihr heißes Blut. Alle Nervenkraft war verschwendet und erst in der Abspannung fühlten sie ihre Blöße wieder. Unter leisem Geflüster und den Tändeleien entkräfteter Wollust bekleidete Alexis sich und Amanda mit den theilweise zerrissenen Gewändern, doch ging dieß nur langsam von statten, da Alexis jede Blöße küßte, ehe er sie verhüllte und immer wieder enthüllte mit unermüdeter Geschäftigkeit. Endlich richtete

er sich empor und zog Amanda zu sich auf den Schooß. So sprachen und küßten sie noch, selten sich erinnernd der schwindenden Zeit und sie umgebenden Gefahr und lauschten auf das Geflüster in den Zweigen der Kastanie. Heimliche Stille herrschte rings umher, aber Amanda fürchtete sich nicht in den Armen ihres Alexis. Immer wieder sagte sie ihm wie sie ihn liebe und immer wieder fand sie, daß sie ihm noch nicht Alles gesagt habe, was sie wollte und nicht Worte hatte dafür. Sie weinte und klagte nicht mehr und tief in der frohen Brust schlief das Gewissen. Auch von Alexis war die schmerzliche Wehmuth gewichen und die Befriedigung erfüllte seine Seele mit ernster Freude. In dieser Stimmung idyllischer Zufriedenheit wurden sie jedoch plötzlich durch ein fernher jammerndes Klaggeschrei aufgeschreckt. Amanda bebte zusammen und mit weinerlicher Angst fragte sie: „Hörst Du nichts Alexis?“ Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte der Jüngling und gerne hätte er die Bangende überredet, daß er Nichts höre, aber lauter und lauter wurde das seine Haare emporsträubende Jammern; stärker, schneidender wurden die schrecklichen Töne, und schneller als Alexis sich aufgerafft hatte im Entsetzen, durcheilten sie die benachbarten Säle und Gemächer des Schlosses. Thüren hörte man aufreißen und zuwerfen und wie ein heulender Sturm schien es alle Räume zu durcheilen. Alexis fand nur noch Zeit seinen Degen zu ergreifen, denn schreiend polterte es bereits an der Thüre des Schlafgemaches und herein stürzte durch die gewaltsam zerbrochenen Angeln, todtenbleich und gräßlich entstellt vom Entsetzen die lange magere gespenstige Gestalt — des Königs.

„Amanda, Amanda, wo bist Du — Hilfe — ein scheußliches Gespenst — verfolgt mich —“ so schrie der von grausenvollen Träumen gemarterte Alte, die starren Hände ausstreckend nach Amanden. Sein struppiges Haupthaar hatte sich hoch empor gesträubt und seine nackten Beine wackelten.

Unfähig zu denken, flüchtete sich die Königin zu Alexis, der noch nicht völlig bekleidet und mit dem entblößten Degen bewaffnet, erschrocken dastand. Bei dem Schein der Lampe sah man sein von Blut beflecktes Hemd und seine erblaßten Züge, so daß er selbst einem Todten mehr ähnlich war, als einem Lebenden. Kaum erblickte ihn der König, als er wie von einem fürchterlichen Schlag plötzlich getroffen, neuerdings so entsetzlich aufschrie, daß Amanden der Puls in den Adern stockte.

„Portius!" schrie der König wieder fortstürzend, „die Todten stehn auf — Hilfe — Hilfe — Hilfe!"

Dicht vor der Thüre des Schlafgemaches stürzte er wie todt nieder, und schon hörte man herbeieilende Schritte und Stimmen der Erwachten in allen Theilen des Schlosses. Den Augenblick schnell gefaßt wahrnehmend, raffte Alexis seine Kleider zusammen, schnell wie ein Gedanke eilte er über den Balken auf die Kastanie, und ließ sich an der rauhen Rinde, im Herabsinken Hände und Kniee sich schindend, herab. Schon war er jenseits der Gartenmauer, als die Dienerschaft dem ohnmächtigen König zu Hilfe kam, ihn in sein Schlafgemach zurück brachte, und wenig erstaunte über einen der „gewöhnlichen" Zufälle des kranken Monarchen.

5.

„Hochwürdiger Bruder in Christo!“

„Nachdem ich vernommen, daß der Herr sich Eurer gnädig erbarmt und Euch gewürdigt hat einer schweren Züchtigung, nachdem ich ferner vernommen, daß Ihr nach Ueberstehung einer langen schmerzlichen Krankheit zurückgekehrt seid auf die längst verlassene Dornenbahn der kirchlichen Tugend und Euch schwere Bußen auferlegt habt, und die strengste priesterliche Abstinenz, um mit Reue und Kasteiung die Schuld zu tilgen, welche Ihr in einem sündhaften gottlosen Lebenswandel auf Euer Gewissen gewälzt; so will ich, den die ewige Versehung und Langmuth zum Werkzeug seiner Gnade auserwählt, nach dem versöhnenden Beispiel unseres Erlösers, Euch, meinem reuigen Mitbruder und ehmaligen Verfolger gerne das mir zugefügte Unrecht verzeihen und das angsterfüllte Gemüth eines gereinigten Sünders von einem argen Wahn befreien, der Euch, wie man mir sagte, Tag und Nacht mit fratzenhaften Ausgeburten Eurer Phantasie quält und so nicht nur Eure Ruhe, sondern auch den frommen Glauben in seiner Reinheit gefährdet. Ihr wolltet mich — Gott hat es Euch verziehen und ich bete täglich, daß er es Euch nie wieder entgelten lasse — durch einen Mord aus dem Wege räu-

men, weil ich manchem sündhaften Beginnen Eurer heillosen Verblendung entgegen war. Aber der Herr, der jedes Haar auf unserem Haupte gezählt hat und über jeden Gerechten wacht, hat mich in seinen Schutz genommen und das finstere Gemüth des Sünders erleuchtet, dessen Ihr Euch zur Ausführung des gottlosen Vorhabens bedienen wolltet. Statt mir Gift zu geben, hat mir Sambero nur einen starken Schlaftrunk beigebracht, dessen Wirkung so wunderbar war, daß ich für todt gehalten wurde und mich so Eurer blinden Rache entzogen — durch Mithilfe eines geistlichen Bruders — während ein mit Steinen angefüllter Sarg mit allen üblichen Ceremonien zur Erde bestattet wurde. Sambero hielt mich einige Zeit lang in einem Niemand bekannten Gemach seines Hauses verborgen. Da fügte es die unerforschliche Weisheit Gottes, daß Ihr mit Eurem seligen Vetter, dem Pater Amadeus, dem Gott seine Sünden verzeihen möge, in einer Stube, die nur durch eine geheime Thüre von meinem Asyl getrennt war, zusammentreffen mußtet, allwo ich Ohrenzeuge so lasterhafter Reden wurde, daß ich mich im frommen Eifer für die Sache Gottes nicht enthalten konnte, herauszutreten aus meinem Gefängniß, um die gottvergessenen Diener der Kirche streng zurecht zu weisen. Euer böses Gewissen hat Euch jedoch in mir einen Geist sehen lassen, und ehe ich noch im Stande war meinem Zorn Worte zu geben, eiltet Ihr von Entsetzen erfaßt von hinnen. Mich selbst trieb es von dannen, denn Euer Gespräch mit dem Pater Amadeus überzeugte mich, daß ich mich in einem Hause der Sünde befand, wo ich nicht länger des Schutzes eines Menschen genießen wollte, der wenigstens auf eben so schlimmen Wegen wandelt wie Ihr damals, als Ihr sein Freund zu sein versichertet. Ich folgte Euch daher sogleich nach und begab mich hierher, in das Kloster St. Jakob, wo mich der gottesfürchtige Prior so lange vor der Welt verborgen hielt, bis Eure schwere Prüfung so siegreich bestanden war. Jetzt aber da ich höre, daß

Ihr zur Heerde der Gerechten zurückgekehrt seid, mag ich nicht länger schweigen und überlasse es Eurem Gewissen, hinsichtlich meiner Person zu verfügen, wie es Euch gerecht und billig dünkt. Längst hätte ich hervortreten, und den ganzen Vorfall dem weisen Urtheil der Obersten Eures Ordens überlassen können, aber ich will nicht, daß die Welt Aergerniß nehme an Euch, und daß Ihr in Eurer aufrichtigen Besserung gestört werdet. Um mir Eure Dankbarkeit für diese Schonung zu beweisen, könnt Ihr nichts thun, als in Frömmigkeit verharrend, auch alle die Mitschuldigen Eurer Verbrechen dem Reiche der Finsterniß zu entziehen, dem sie verfallen sind, wenn sie auf der Bahn des Lasters verharren. Vor allen Dingen empfehle ich mein gewesenes Beichtkind, die junge Königin, deren Herz von eitelirdischen Dingen und von gefährlichen Zweifeln erfüllt ist, Eurer priesterlichen Obsorge. Sollte sie — wie ich fast fürchte — bereits auf Abwege gerathen sein, so bemüht Euch, sie wieder auf den Pfad der Pflicht und Tugend zurückzuführen, besonders aber mögt Ihr Sorge tragen, sie den Verführungen der Herzogin — welche eine leichtsinnige, unfromme Frau ist — zu entziehen. Was den König betrifft, so kennt Ihr Eure Pflicht und ich glaube, Ihr werdet Euch kraft Eures heiligen Amtes den Segen des Landes verdienen. Hütet Euch übrigens vor Sambero und bewacht seine Schritte, wenn Ihr auch nicht vermögt, diesen hartnäckigen Geist zu bessern und zu bekehren. Ich habe mehr als einen Grund zu glauben, daß derselbe Arges brütet und staatsgefährliche Absichten unter der Anscheinlosigkeit seiner Stellung und seines geheimnißvollen Thuns verbirgt. Begebt Euch jeder Gemeinschaft mit ihm und stärkt Euch mit Gebet, damit er Euch nicht überliste. Das Verschwinden Eures Kollegen ist mir selbst räthselhaft, doch kann gewiß Sambero darüber den besten Aufschluß geben. Zweifelt indeß nicht, daß er jenseits dieser im Argen liegenden Welt sich befinde — vielleicht gelingt es mir noch, Euch Gewißheit dar-

über zu verschaffen. Betet für seine arme Seele und laßt den heiligen Eifer der wahren Frömmigkeit nicht erkalten. Gott gebe Euch seinen besten Segen zu den schweren Werken, die Ihr zu vollbringen habt. Lasset Euch nicht entmuthigen, wenn Euch Hindernisse begegnen, wenn der Böse sich waffnet gegen Euer gottseliges Beginnen. Si Deus pro nobis, quis contra nos? Gott stärke und erleuchte Euer Hochwürden!

P. Pius.

Diesen Brief erhielt Pater Hyacinth, nachdem er wieder in der Hofkapelle seine erste Messe gelesen hatte. Wir ersehen daraus, daß Pater Pius wenig oder nichts von Amandens verbotenem Liebesverhältniß wußte — vielleicht nicht mehr als sie ihm selbst gestanden im Beichtstuhl, und daß Sambero nicht unwahrscheinlich auch diesen ehrwürdigen Priester, ohne ihn seines Vertrauens zu würdigen, zum blinden Werkzeug seiner Pläne mißbraucht hat. Wir sehen wie Sambero bei allen Partheien seine Freunde hat, aber Keinem mehr vertraut als sich selbst. Er ist einer von den Vorsichtigen, die dem Himmel ihre Huldigungen darbringen, aber nie vergessen, auch der Hölle ihren Tribut zu bezahlen — doch haben wir Grund von Sambero zu glauben, daß er weder an die eine, noch an den Andern glaubte.

Der Pater Hyacinth zerfloß in frommer Rührung, als er diesen Brief seines edlen Mitbruders las, und nicht wenig wurde er dadurch in seinem längst gefaßten Vorsatz sich aufrichtig zu bessern, bestärkt. Es ist ein äusserst seltener, ja fast unbegreiflicher Fall, daß ein Mann in dem Alter noch seine Denk- und Handlungsweise völlig verändert, darum wird es nicht überflüssig sein, zu untersuchen, worin die Besserung des frommen Mannes besteht, und durch welche heroische Mittel sein Geist dahin gebracht wurde, aus dem gewohnten Geleise herauszutreten. Ein Jahr körperlichen Leidens, die Folge seiner früheren Lebensweise, durch die vermeintliche

Geistererscheinung nur beschleunigt, nicht herbeigeführt, hat alle seine physischen Kräfte aufgezehrt, und wir sehen nur noch einen Schatten von dem feisten Beichtvater vor uns. Sein Körper ist abgemagert, sein Gesicht mit Falten und blau auf gelbem Grund erscheinenden Pusteln bedeckt, sein Haar ist zur Hälfte ausgefallen, zur Hälfte grau geworden. Die gräßlichen Schmerzen die er ausgestanden, haben alle seine Nerven abgestumpft, und sein Blut fließt träg und teigig durch seine Adern. Die frivole Laune des Alten ist durch diese Veränderung zur ängstlichen Hypochondrie geworden, deren Ursprung in peinlichen Unterleibsbeschwerden zu finden ist. Wir glauben daher, daß seine Besserung ihren wichtigsten Grund in seinen Verdauungswerkzeugen habe, und in der allgemeinen Impotenz des entnervten, aller Energie beraubten Körpers. Der Arzt hat ihm das Trinken untersagt, und die frühzeitige Altersschwäche, die ihn ergriffen, versagt ihm ohnehin jeden weiteren Geschlechtsgenuß. Kein Wunder, daß Pater Hyacinth unter solchen Umständen aus der Noth buchstäblich eine Tugend machte, und hinführo den Anfechtungen der weltlichen Freuden besser widerstehen konnte mit strenger Abstinenz. Er wurde daher, was er schon ein Mal gewesen, als keuscher Novize, ein frommer Zelote, der in strengen Andachtsübungen Gott gefällig zu werden sich bestrebte. Die Beispiele solcher Sinnesänderung sind nicht selten, und eine ganz gewöhnliche Erfahrung ist, daß ergraute Sünder, hat sie die physische Kraft ein Mal verlassen, den Rosenkranz ergreifen, um in den paar Jahren, die sie noch zu leben haben, ein ganzes sündhaftes Leben wieder abzubüßen. Ueberdieß hielt sich Pater Hyacinth für keinen so schweren Sünder, als er wirklich war, und seine ehemaligen Ausschweifungen im weltlichen Genuß waren das einzige Verbrechen, dessen er sich schuldig fand.

Die Königin lag indessen schwer darnieder. Seit drei Monaten war sie — äusserst schmerzlich — von einem kran-

ken Mädchen entbunden, das, wie man sagte, in den ersten Tagen gestorben war. Sie verlangte nach geistlichem Trost und man schickte ihr den Pater Hyacinth, der sich ihr selbst als ein reumüthiger Sünder vorstellte — den Gott hart gezüchtigt mit unsäglichen Leiden. Dieselbe Vorstellung hatte auch die schöne Kranke ergriffen und darum begehrte sie nach dem Troste der Religion. Sie hatte eine schwere Geburt überstanden und in Folge derselben so an Kräften gelitten, daß sie ihrer Auflösung entgegen sehend, nur noch für das Heil ihrer Seele besorgt war. Sie hatte schwer gebüßt für den süßen Augenblick der Wollust und Alles was unmittelbar auf die Sünde erfolgt war, die schreckliche Scene in ihrem Schlafgemach, ihre von mancherlei körperlichen und Seelen-Leiden begleitete Schwangerschaft, das Unglück ihrer Schwester, wovon wir noch sprechen werden, die Entbindung und darauf folgende schmerzliche Krankheit, der Tod der Frucht verbrecherischer Liebe, Alles das sprach so deutlich den gerechten Zorn des Himmels aus — daß sie hätte kein schwaches, von Vorurtheilen befangenes Weib sein müssen, um diese Unglücksfälle auf eine natürliche Weise zu erklären. Die Leidenschaft war in dem hinfälligen siechen Körper, der keine Spur mehr von der ehemaligen Formenschönheit trägt, gänzlich erstorben, und ihre Liebe zu Alexis erzeugte keinen andern Wunsch, als den trübseligen, bald aus diesem irdischen Jammerthale befreit, und dereinst jenseits — wenn Beide ihre Seele von Schuld gereinigt, mit ihm vereinigt zu werden. Sie hat alle Gemeinschaft mit ihm abgebrochen und uneröffnet die Briefe, welche ihr die Herzogin von ihm überbrachte, zurückgeschickt, ja endlich selbst die Herzogin gebeten, sie ferner nicht mehr zu besuchen. Alexis hörte daher nichts mehr von der geliebten Kranken, als das was ihm Samboro hinterbrachte, dessen Frau ihr beigestanden in den Geburtsnöthen und sie auch dann noch fleißig besuchte. Er erfuhr auf diesem Wege, daß sie im Traume noch oft seinen Namen nenne, aber wachend jedes Gespräch vermeide,

welches auf ihn Bezug nahm. Die Resignation des Todes hatte sich ihres Gemüths bemächtigt, und war in religiöse Bußfertigkeit und fromme Sehnsucht nach den ewigen Seligkeiten der christlichen Walhalla übergegangen.

In dieser Stimmung traf sie der Beichtvater des Königs, nun auch der ihrige. Die ungeheuchelte Pietät seiner Ermahnungen verfehlte ihren Eindruck nicht, besonders da Hyacinth das erbauliche Gespräch mit dem Bericht von seinen eigenen Leiden und mit dem Bekenntniß begann, daß er sie nur als die Strafe des Himmels betrachte. Bei dieser Betrachtung blieb er stehen und da er bemerkte, wie Amanda im Bewußtsein ihrer eigenen Schuld schwieg und in Reuethränen ausbrach, so machte er mit sanftmüthiger Aufrichtigkeit seine Anwendung auf den körperlichen und Seelen-Zustand der Zerknirschten, indem er ihr deutlich zu verstehen gab, daß sie als fromme Christin denselben ebenfalls aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten habe. Dann stellte er ihr vor, wie nothwendig es sei, daß sie sich selbst zu ihrer Schuld bekenne, denn nur in der Erkenntniß des Bösen liege die Bürgschaft für die Verzeihung des Himmels. Er schilderte ihr in frommer Verzückung die Freuden, welche dereinst die Gerechten genießen werden, und die entsetzlichen ewigen Qualen, zu welchen jene verdammt werden, welche ohne Erkenntniß und Bereuung ihrer Sünden diese Welt verlassen und beladen mit der irdischen Schuld vor den Richterstuhl des Ewigen treten. So bereitete er die Kranke zur Beichte vor, und zum ersten Male seit langer Zeit erlebte er wieder die schönste Genugthuung, welche sich ein Priester in seinem Berufe erwerben kann, sein Beichtkind tief ergriffen zu sehen von den eindringlichen Worten seiner unverstellten Gläubigkeit.

Die Hände faltend richtete sich Amanda empor und mit erhobenen, in Thränen schwimmenden Augen, betete sie inbrünstig zu Gott und den Heiligen. Ihr bleiches abgespann-

tes Gesicht sprach in scharfen Zügen den Seelenschmerz des Schuldbewußtseins aus, und wäre ihre welke Brust entblößt gewesen und das vertrocknete Haar nicht eingebunden in weiße Tücher, so würde sie der büßenden Magdalene geglichen haben, an die sie in dem Augenblicke dachte. Nicht lange kämpfte sie mit Zweifeln, und als der Pater seine andächtige Rede geschlossen hatte, legte sie weinend das Bekenntniß aller ihrer Sünden ab. Sie verschwieg dem Pater auch nicht das Geringste von dem, was sie sich zur Schuld anrechnete, und erzählte mit gewissenhafter Ausführlichkeit alle ihre Vergehungen von dem Augenblicke ihrer Ankunft in dieser Residenz an bis zu ihrem ersten unumwundenen Sündenbekenntniß. Sie gestand, in geheimem Liebesverständniß mit einem jungen Mann gestanden zu haben, dessen Namen sie verschweigen zu dürfen sich erbat. Sie beichtete jeden verstohlenen Blick, jeden Händedruck, und ihr Hauptverbrechen, den begangenen Ehebruch, dem sie alle ihre Leiden zu danken hatte, und zerfloß dann in Reue und schonungslose Selbstverklagung. Sie erklärte sich bereit, selbst ihrem Gemahl das begangene Verbrechen zu gestehen, ermächtigte den erstaunten Priester, dieß in ihrem Namen zu thun, und bat ihn um Fürbitte bei demselben, damit er ihr verzeihe noch ehe sie abgerufen werde aus diesem Leben. Nachdem sie so ihr beängstigtes Gewissen von einer schweren Last befreit, sank sie ermattet zurück in ihr Lager, die Trostsprüche des Priesters in andächtiger Ergebung zu erwarten. Pater Hyacinth erfüllte auch diese Pflicht mit einer Salbung, die seinem Gemüthe bisher fremd gewesen war und sicherte der zerknirschten Sünderin die Verzeihung des Himmels zu. Amanda sank darauf zum ersten Male in ihrer Krankheit in einen ruhigen langen Schlaf und als sie erquickt und wunderbar gestärkt wieder erwachte, dankte sie dem Himmel für dieses erste Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade.

In der herzoglichen Familie herrschte der Frohsinn eben so wenig als in dem königlichen Palaste. Alexis hatte sich aus Ueberdruß der unaufhörlichen Schwärmerei seiner Schwester, die ihm seit langer Zeit, vielleicht seit jener Nacht im Schlafgemach der Königin nicht mehr behagte, von seiner Mutter getrennt und seinen eigenen Palast bezogen. Uneinigkeit und Mißstimmung hatte alle Glieder des Hauses von einander geschieden, und alle bisherigen Verhältnisse umgestaltet. Die Mutter grollte auf ihren Sohn, und hatte Sambero ihre Gunst entzogen, aus unbekannten Ursachen; Angelika, von der Mutter stets hart angelassen, in übler Laune, weinte Tag und Nacht, und Alexis bekümmerte sich um Beide so wenig als möglich. Nur zwischen Alexis und seinem Diener herrschte noch die alte Vertraulichkeit — nur waren sie Beide unwirsch und trocken. Das mißfällige prosaische Wesen Samberos hatte auch den Jüngling angesteckt, aber nicht dessen grotesker Humor, der ihn selbst in der Schicksalskrisis, welche seinen Herrn und Liebling zu verderben drohte, nicht verließ.

Die Tugendstrenge, mit welcher Amanda plötzlich gegen Alexis verfuhr, war wenig geeignet seinen heißen Wunsch nach ihrem vollständigen Besitz zu ersticken. Er betrachtete sie seit jenem Abend als sein Weib, und die lange Entbehrung ihrer Umarmung hatte seiner Willenskraft eine furchtbare Stärke gegeben, und unerschütterlich fest war sein Entschluß, es koste was es wolle — die Theure zu erringen. Jene vage Leidenschaft, die nach Idealen strebt, und sich zu gestehen schämt was sie will, war in seiner Brust erloschen, aber ihre Stelle nahm ein männlicher Wunsch ein, der sich seines Zweckes wohl bewußt war. „Mein Weib soll sie werden vor Gott und der Welt, und keine Macht der Welt soll mich hindern, das zu nehmen, was mir gehört durch Naturbestimmung.“ In diesen Worten sprach er nicht selten seinen Vorsatz aus, aber nicht leicht war die Erreichung seines fernen Zieles. Hätte er die Macht des tausendjährigen Vorurtheils gekannt, wel-

ches sich, ein unüberwindliches Hinderniß, zwischen ihm und Amanda stellte, er würde sein eitles Vorhaben schnell aufgegeben haben. Aber der Jugend scheint nichts unmöglich, und weil sie hohe Kraft in sich verspürt, vergißt sie die durch Erfahrung konstatirte Thatsache der Unkraft des Einzelnen. Selbst die Krankheit Amandens schien seinem kühnen Trotz nichts denn eine Drohung des Schicksals, und hätte man ihm ihren Tod gemeldet, er würde ungläubig ausgerufen haben, „wie — es ist unmöglich, sie kann jetzt nicht sterben!“ Und doch schwebte sie täglich in der wirklichsten Gefahr der Auflösung ihres Daseins.

Es kann nicht befremden, daß er in dieser Stimmung nicht länger Lust hatte, sein Scheinverhältniß mit Alinen fortzusetzen. Lange schon war er von ihr entfernt, und seit Amanda krank darnieder lag, sah sich Aline gänzlich von ihm vernachläßigt. Mit ihrer allmähligen physischen Entwicklung verlor sich auch der leichtfertige Anflug von Koketterie, und eine wahre Empfindung entsprang aus ihren Bemühungen sich zu überreden, daß sie liebe. Erst als Alexis sich von ihr entfernt hatte, fühlte sie, daß sie wirklich liebe, und vergebens suchte ihr weiblicher Stolz nun hinweg zu läugnen, was sie noch vor Kurzen sich nicht ohne Anstrengung einredete. Mit dem Schmerz über ihre verschmähte Hingebung erwachte die Eifersucht. Ihr scharfes Auge entdeckte bald die Ursache ihrer Zurücksetzung, und sie verfiel in eine Art Raserei, als sie fand, daß man mit ihr gespielt wie mit einer Puppe, um ein geheimes Verhältniß kunstvoll zu maskiren. So empfindliche Beleidigung und systematische Verhöhnung war ihr unmöglich zu ertragen, ohne dafür Rache zu nehmen, und als eine kleine schwache Seele verschmähte sie kein unwürdiges Mittel, dem Betrüger zu zeigen, daß man sie nicht ungestraft verletzen könne. Ein heftiger Auftritt mit der Königin war die erste Folge ihrer Entdeckung, und obwohl Amanda damals schon kränkelte und wohl Schonung verdient hätte, so konnte sich

die Zürnende doch nicht enthalten, sie mit den bittersten Vorwürfen, ja sogar mit Schimpfreden zu überhäufen — denn diese war es ja, wie sie glaubte, die mit dem Geliebten den betrügerischen Plan entworfen oder doch seine Ausführung geduldet hatte. „Ich hasse, ich verabscheue Dich," schrie sie der Gekränkten zu, „und nie wieder mag ich Dich Schwester nennen." Amanda mußte sich zu entwürdigendem Flehen herablassen, um die Rasende abzuhalten, noch in derselben Stunde dem König ihre Entdeckung mitzutheilen. „Mag es sein," sagte sie endlich Schweigen gelobend, „was liegt auch daran, wenn ein Mann betrogen wird, gewiß ist auch der König ein Betrüger und leidet nur Vergeltung, denn das ganze Geschlecht ist niederträchtig und verabscheuungswürdig. Ich will mich in ein Kloster sperren, um keines dieser Ungeheuer je wieder zu sehen." An Alexis schrieb sie aber zur Stunde noch einen Brief folgenden Inhalts:

„Edler Herzog!

Ich wünsche vor allen Dingen, daß Ihr im Bewußtsein Eurer Unedelheit diese Anrede nicht für Ironie haltet. Ihr habt mich auf schändliche Weise betrogen, und ein Meister seid Ihr, das muß ich gestehen — in der unverschämtesten Heuchelei. Ihr solltet ein Schauspieler werden und schlechte Menschen spielen — Ihr müßtet Aufsehen machen. Wenn es Euch schmeichelt, so empfangt mein Geständniß, ich bin ein albernes Kind gewesen, aber bildet Euch nicht ein, daß ich Euch je geliebt habe. Immer waret Ihr mir gleichgültig, und wenn ich Euch einer Gunst würdigte, so kommt das von dem verzeihlichen Irrthum, durch den ich Euch für besser gehalten habe, als Ihr seid. Jetzt aber verachte ich Euch. Was Eure Mutter betrifft, so glaube ich, daß sie Eurer würdig ist. Sagt ihr das, und laßt es Euch nicht beikommen vor mein Angesicht zu treten, damit ich nicht Eure und meiner Schwester Schande im Zorn über Euren Anblick offen-

kundig mache. Empfangt die Versicherung meiner äusserſten Geringſchätzung mit der Gleichgültigkeit, welche Menſchen Eurer Art natürlich iſt und ſeid froh, wenn Ihr bald hört, daß ich ein Land verlaſſen habe, wo es Männer von ſo unritterlicher Geſinnung gibt.

Aline.“

Ein zürnendes Weib iſt immer lächerlich, daher iſt es erklärlich, daß Alexis von dieſem fulminanten Brief mehr beluſtigt als beleidigt wurde, doch bedauerte er aufrichtig, das gekränkte Mädchen, deren Zorn nur zu deutlich verrieth, daß er ihr theuer geweſen, ſo bitter getäuſcht zu haben. Je mehr er fühlte wie unwürdig ſeine Heuchelei geweſen, deſto begieriger wurde er, alle die verhaßten Schranken zu durchbrechen, welche ihn zu ſolcher Selbſtverläugnung gezwungen.

Unbefriedigtes Begehren, zumal wenn es die heftige Natur der Liebe trägt, erzeugt immer einen Aufſchwung der Kraft, der nicht ſelten ans Ziel führt. So fand ſich auch Alexis durch ſein Unglück ſo ſehr erkräftigt, daß er mit wilder Sehnſucht nach einem Wirkungskreiſe verlangte, und peinlich war ihm ſeine Unthätigkeit. In ſolcher Gemüthsverfaſſung haben ſich Aeltere in den Kampf geſtürzt und Ruhe geſucht in exaltirten Handlungen. Nahe genug lag ihm der Gedanke, den Thron des greiſen Wüſtlings niederzuſtürzen, und ſich des Reiches, und was ihn für jetzt mehr war, des unglücklichen Weibes zu bemächtigen, und er erfaßte ihn mit Begierde, aber Sambero hielt ſeine Ungeduld zurück und ſchien zu hoffen, der immer ſchwächer werdende kranke König werde durch ſeinen baldigen Hintritt eine gewaltſame Handlung überflüſſig machen, die einem Verbrechen ähnlich ſein konnte. Unthäthig war er aber darum nicht, denn täglich erwartete er den Ausbruch eines Sturmes. Wachſam belauerte er jeden Augenblick, und mit raſtloſer Thätigkeit traf er umfaſſende Vorkehrungen, welche den thatgierigen Jüngling glücklich beſchäftigten, aber auch das Mißtrauen des Hofes nährten. Sam-

boro wußte, daß man daran denke, Alexis durch ein neues Thronfolgegesetz seines Rechts zu berauben, und traf demnach seine Anstalten mit unbesiegbarer Geistesgegenwart. Häufig verschwand er aus Aller Augen, kam wieder und verschwand wieder, ohne daß Jemand seine Geschäfte kannte oder errieth. Der Palast des Herzogs war seit einiger Zeit ungewöhnlich stark besucht von Personen aus den höchsten Ständen, die um die Gunst des Thronerben buhlten, von geheimnißvollen Fremden, Boten und Offizieren. In dem Maße, in welchem des Herzogs Ansehen stieg in den Augen des Volks und Adels, verringerte sich die Achtung und Furcht vor der Majestät, die täglich unkräftiger regierte, und die Zügel der Staatsgewalt schlauen Emporkommlingen und Pfaffen überließ. Auf Anrathen Samboros zeigte sich Alexis häufig auf öffentlichen Straßen und Plätzen, und ward überall mit unverhohlenem Jubel begrüßt. Die Unzufriedenheit mit dem schwachen Regimente des siechen Monarchen wuchs mit jeder Stunde und veranlaßte eine Aufregung der Gemüther zu Gunsten des jungen Prinzen, welche sichtbar künstlich unterhalten wurde. Severins argwöhnischem Gemüthe entgingen alle diese Anzeichen einer nahenden Gefahr nicht, aber feig und träge, wagte er nichts zu unternehmen, was ihn von seinen Besorgnissen hätte befreien können. Seine Furcht aber wurde zur Verzweiflung, als er vernahm, wie selbst seine scheinbar getreuesten Beamten dem Götzen des Volks in der Person des ehrgeizigen Prinzen ihre Huldigungen brachten, während sie den Dienst für ihren rechtmäßigen König beispiellos vernachläßigten. So verhielten sich die Sachen, als der König, am Tage der Beichte seiner Gemahlin, von dem Pater Hyacinth um Gehör für eine wichtige geheime Mittheilung ersucht wurde.

Am Abend desselben Tages sah man alle Fenster des herzoglichen Palastes erleuchtet, die Straßen von Menschen angefüllt, und prächtige Karossen, die ihren Inhalt in die prächtig illuminirten Salons entleerten. Der Herzog gab ein

Fest, ungeachtet die Königin schwer krank darnieder lag — was die Menge nicht weniger befremdete, als der zahlreiche Besuch, dessen er sich erfreute. Die Elite des Adels war hier versammelt — wie es dem Eingeweihten bekannt war, zu ernsteren Zwecken, als es schien. Die Damen entfernten sich bald, und zwar mit verdrießlichen Mienen, denn sie hatten wenig Vergnügen gefunden. Den zurückgebliebenen Männern wurde es bald klar, daß sie der Prinz nur zu sich geladen, um sich ihrer Gunst zu versichern, was ihm ohne Künstelei gelang. Seine feinen, freundlichen Manieren bestachen alle Gemüthsmenschen, während die strengeren, von dem Manne ihrer Hoffnungen mehr als Liebenswürdigkeit fordernden Denker sich überrascht fühlten durch sein geistreiches Gespräch, welches mehrere nicht alltägliche Dinge berührte und die geläuterten Ansichten eines früh gereiften Verstandes verrieth. Kraft und Würde bezeichneten seine Ausdrucksweise und das Feuer, mit welchem er sprach, wenn ein kühner Gedanke ihn ergriff, offenbarten einen ungewöhnlichen Geist. Nicht übersehen wurde von seinen Bewunderern der das jugendliche Gesicht veredelnde Ernst seiner Stirne, der freilich einen ihren Kombinationen fremden Grund hatte, aber dem ungeachtet ihm wohl stand im Angesichte der vornehmsten und mächtigsten Personen des Reiches. Schneller, als der Prinz es selbst gewollt — denn er ward hingerissen von dem raschen Fluge seiner Ideen, gerieth er in das Gebiet der Philosophie und Staatskunst — da schlichen sich allmählig die feigen Partheilosen davon, und um den beredsamen Jüngling blieb endlich nur ein enger Kreis von furchtlosen Männern zurück. Jetzt entwickelte der Herzog die ganze Kraftfülle seines erleuchteten Geistes in hinreißenden Demonstrationen und reizenden Phantasiegemälden, welche nichts Geringeres darlegten, als seine Vorstellung von einem glücklichen Volke und glücklichen Regenten. Wie wenig diese kühnen Ideale dem Zustand des Landes glichen, konnte man selbst taub an

den leuchtenden Augen und dem schmunzelnden Wohlgefallen abmerken, womit der in der Ferne stehende Samboro die Rede des Begeisterten aufnahm. Köstliche Weine wurden kredenzt und in wachsender Aufregung riefen die bewundernden Zuhörer ihrem Wirth eben ein donnerndes Lebehoch zu, als geräuschvoll die Wache des Königs hereintrat, und im Namen des Monarchen alle Anwesenden, mit Inbegriff des Prinzen, verhaftete.

„Hier bin ich König — in meinem Haus!“ schrie wüthend der erhitzte Prinz, und der erste ihm unehrerbietig genahte Offizier stürzte durchstochen von einem gewaltigen Degenstoß blutend zur Erde. Aufgemuntert von diesem Beispiele griffen alle Anwesenden nach ihren Waffen und ein blutiges Gemetzel schien unvermeidlich, als durch den tobenden Lärm eine starke Stimme ertönte:

„Ergebt Euch, Herzog!“ rief sie Alles übertäubend, „kein Haar wird dem künftigen König dieses Landes und seinen Freunden gekrümmt, so wahr ich lebe! Eher beleuchtet die nächste Sonne den Leichnam eines Tyrannen, als Einer von Euch gekränkt wird an seinem Recht und seinem Gut und Leben.“

Mehrere der Anwesenden überfiel ein heimliches Grausen und wie aus Ehrfurcht vor dieser Stimme ergaben sich Alle willig dem weit überlegenen wohlbewaffneten Haufen der Wache. Es lag so viel Zuversicht und Stolz in den ausgerufenen Worten, daß es Keinen gab unter den willig Gehorchenden, der an der Macht des Rufenden, sie Alle in Schutz zu nehmen, gezweifelt hätte. Und dennoch war es nur ein gemeiner Diener des Herzogs — Samboro, der durch eine verborgene Tapetenthür entweichend, jene Worte ausrief, welchen von den vornehmsten Personen Folge geleistet wurde! Später wußten sie sich selbst ihr blindes Vertrauen nicht zu erklären, und gaben bald der Ueberraschung, bald dem eine schlafende Erinnerung berührenden Klang der Stimme und

ihrer besonderen Kraft die Schuld des gemeinschaftlich gefühlten Eindrucks, aber nur Alexis gestand es sich ein, daß Samboros geistiges Uebergewicht in diesem Augenblicke entscheidend eingewirkt habe auf die Ueberraschten, denn der Moment einer mit der Plötzlichkeit des Blitzes hereinbrechenden, schwache Seelen verwirrenden und des Bewußtseins beraubenden Gefahr, ist die Feuerprobe großer Geister und ihr Glanzpunkt. Nur ungewöhnliche Kraft widersteht dem Plötzlichen mit eiserner Fassung.

Sambore war verschwunden, und vergeblich suchte der Kommandant der Wache die Thüre ausfindig zu machen, durch die er entschlüpft war. Der Mann war ein Muster soldatischer Pünktlichkeit, wie es schien, denn eingedenk seiner Ordre „alle Anwesenden zu verhaften," fand er es nach einigen Bemühungen überflüssig, ja sogar seinem Auftrag zuwider, diejenigen, welche sich hinwegbegeben hatten, zu verfolgen. Er warf daher einen stolzen überschauenden Blick auf seine Gefangenen, und nachdem er gefunden, daß sich wirklich alle „Anwesenden" in seiner Macht befänden, führte er sie triumphirend ab in den „schwarzen Thurm." Vor dem herzoglichen Palaste ließ er jedoch zwei Posten zurück, welche den Auftrag erhielten, Jedermann herein, aber Niemand heraus zu lassen.

„Wie gesagt, Frau Sambore, Euer ewiges Seelenheil steht auf dem Spiele und ich muß Euch kraft meines Amts und nach dem heiligen Gesetz der Kirche, exkommuniziren, wenn Ihr nicht die Wahrheit bekennt." So beschloß der Pater Hyacinth einen langen Straf- und Bekehrungssermon, worin er ziemlich weitläufig von den Höllenqualen der Verdammten gesprochen hatte, um die Geängstigte zum Geständniß eines Geheimnisses zu bringen, an welchem, wie es schien, dem Pater sehr viel gelegen war. Eine der Kammerfrauen der

Königin hatte ihm nämlich im Beichtstuhle eröffnet, daß sie, von der Hebamme, welche bei der Königin die Geburtshilfe verrichtete, durch ein ansehnliches Geschenk bestochen, den gesunden Knaben, von dem die Königin genas, bei Seite geschafft und mit Hilfe der Hebamme ein krankes, schon einige Tage altes Mädchen untergeschoben habe. Ueber das Schicksal des geraubten Kindes, setzte sie hinzu, könne nur Frau Samboro Auskunft geben. Der Pater Hyacinth eilte sonach, erschrocken über die ungeheuren Frevel, welche ihm seit Kurzem bekannt geworden, zu der verführerischen Frau, welche er nie wieder zu besuchen sich vorgenommen hatte. Da jedoch seine Pflicht ihm diese neue Prüfung auferlegte, so unterzog er sich derselben ohne Murren, versäumte aber nicht, auf dem Wege nach dem Hause Samboros mit frommen Gebeten seine Seele zu stärken, auf daß sie desto gewisser den Begierden des Fleisches widerstehe. Als er die Thüre des Gemaches öffnete, wo er so schreckliche Angst ausgestanden, schlug er sich zum letzten Male auf die Brust und begrüßte die erstaunte Frau mit dem ungewöhnlichen Gruß: Pax tecum! Er hatte sich vorgenommen, ohne Umschweife zur Sache zu schreiten und hielt redlich Wort, denn er hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, so fing er auch schon in wenig schmeichelhaften Apostrophen an, ihr begreiflich zu machen, daß sie eine große Sünderin sei. Frau Samboro war anfangs sehr geneigt, den Eifernden mit einem lauten Gelächter zu unterbrechen, aber Pater Hyacinth begann mit vieler Geläufigkeit der Zunge ein Register ihrer Sünden abzuzählen, das ihr die Laune verdarb. Noch unlustiger wurde ihr zu Muthe bei den schauderhaften Verheißungen des exaltirten, mit seinen fleischlichen Schwachheiten angsterfüllt kämpfenden Priesters, der ihr Thun Satanstreiben nannte, dessen gerechte Belohnung nur im tiefsten Höllenschlund, wo Heulen und Zähneklappern, zu finden sei. Mehrere Male versuchte die Arme den heiligen Strom seiner Rede zu unter-

brechen, konnte aber mit ihrem ziemlich kräftigen Organ nicht durchdringen, denn so oft er das Vorhaben der Sünderin bemerkte und sie näher kommen sah, wich er, alle Berührung sorgfältig verhütend, einige Schritte zurück, und befleißigte sich einer solchen Vernehmlichkeit, daß Frau Anastasia sich gezwungen sah nachzugeben, wollte sie nicht allen Nachbarn in der Runde die schonungslose Aufzählung aller jener Handlungen hören lassen, deren sie sich wohl bisweilen zu freuen, nie aber zu rühmen pflegte. Sie fügte sich daher mit christlicher Geduld in das Unvermeidliche, und hörte ohne Murren das Alpha und Omega der donnernden Philippika unverdrossen an. Sie besaß sehr starke Nerven, aber als der Pater seine Anzüglichkeit bis zur Verdammung trieb, da überfiel sie Angst und Entsetzen, denn obwohl sie keine erbaulichen Tugenden besaß, und so selten als möglich sich mit heiligen Uebungen beschäftigte, so fürchtete sie doch den Teufel, trotz der andächtigsten Christin. Sie war eine von jenen unliebenswürdigen Weibern, welche Freigeisterei affektiren, aber in wichtigen Lebensstunden und in der Sterbestunde begierig nach dem kleinsten Troste des Glaubens haschen, und an die Hölle nicht ohne Schaudern denken können. Sie verdient jedoch mehr Mitleid, als Tadel, denn in der Schule der beiden Männer, welche den größten Einfluß auf sie ausübten, des Pater Hyacinth und Samboros, konnte das schwache Weib schwerlich zu einer Festigkeit im Glauben oder Nichtglauben gelangen. Sie wußte zwar, daß ihr Gemahl weder an den Himmel noch an die Hölle glaubte, aber je weniger er daran glaubte, je mehr wünschte er und gab diesen Wunsch oft unumwunden zu erkennen, daß sie daran glaube. Der P. Hyacinth dagegen verführte sie zu sehr unfrommen Handlungen, aber er gestand ihr nun, daß sie Sünden gewesen seien, die Beide büßen müßten. Er habe seinen Theil der Schuld gesühnt mit frommen Werken, sagte er, und hoffe sie werde nun seinem Beispiele nachahmen. Endlich wurde die verstockte

Sünderin auch dermaßen gerührt, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach und sich zu Allem bereit erklärte, was er von ihr verlangen würde. P. Hyacinth, der nun nicht länger mehr an der Aufrichtigkeit ihres Schmerzes zweifeln konnte, rückte nun mit seinem Anliegen heraus, und fragte mit strenger Stimme, wo sie den neugebornen Prinzen verborgen habe. Frau Anastasia aber, erschreckt von dieser plötzlichen Frage, schwor uneingedenk ihres christlichen Vorsatzes, hoch und theuer, daß die Königin keinen Prinzen geboren, und daß die Anschuldigung der Unterschiebung eines Wechselbalgs eine gottlose Verläumdung sei, durch welche sie ihre boshaften Feinde ins Unglück stürzen wollten.

So weit war die Szene vorgerückt, als der Pater von dem langen fruchtlosen Stehen bedeutende Mattigkeit an den Gliedern verspürend in jene Drohung ausbrach. Nicht so erschrickt ein Deliquent, wenn er sein Todesurtheil vernimmt, oder ein jüdischer Wechsler, wenn er die Nachricht von einem ausgebrochenen Bankerott seines Schuldners vernimmt, oder ein fetter Abt, wenn er hört, daß ihm die Fässer voll des köstlichsten Weines gesprungen, als Frau Anastasia erschrak bei der Androhung der Exkommunikation. Schon roch sie Schwefel und sah im Geiste kleine, langgeschwänzte Teufelchen sie umflattern, denn die Exkommunikation oder Ausschließung von allen Wohlthaten der Kirche übergab sie, wie sie fest glaubte, noch bei lebendigem Leibe dem Teufel. Bisher hatte sie die Gewissensleiden wegen ihres unsittlichen Lebenswandels ziemlich erträglich gefunden, und da die katholische Lehre versichert, der Gerechteste begehe hienieden täglich sieben Sünden in Gedanken, Worten oder Werken, so schien ihr die Zahl der ihrigen nicht sehr bedeutend, und das Bewußtsein derselben belästigte sie wenig oder gar nicht bei der tröstlichen Aussicht, sich jeden Augenblick im nächsten Beichtstuhl von denselben reinigen zu können. Sie betrachtete ihre Seele wie ihre Wäsche, welche im Gebrauch schmutzig wird, und als

eine reinliche, ordnungsliebende Frau war sie gewohnt, dieselbe am Ende jeden Monats in Reue und Leid einzuweichen und dann in der Beichte zu reinigen. Freilich könnte man ihr vorwerfen, daß sie ihre Seele nicht mit so vieler Behutsamkeit rein hielt wie ihre feinen Hemden, im Grunde kann man ihr aber das nicht verdenken, wenn man erwägt, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrer Seele und ihren Hemden obwaltete, und daß es ihr weit weniger Plackerei machte, die erste zu reinigen. Nichts desto weniger verursachte ihr der Gedanke an die künftige Unmöglichkeit der Seelenreinigung die größten Schmerzen. Pater Hyacinth sah sie darob erbleichen und freute sich des erwünschten Erfolgs, fest entschlossen, der Geängstigten, sobald sie ihr Geständniß abgelegt haben werde, einen Ablaß für alle ihre Sünden auf ein ganzes Jahr zu ertheilen. Das alte Wohlwollen für Frau Anastasia war nicht erloschen in seinem großmüthig gestimmten Herzen, und gerne erwies er der Menschheit geistliche Wohlthaten, deren Spendung ihm nichts Anderes kostete, als Worte und eine segnende Bewegung der Hand.

„So weit ist es also gekommen mit mir,“ schluchzte Anastasia gänzlich zerknirscht, „glaubt mir, hochwürdiger Pater, das habe ich nicht verdient, denn ich war stets ein frommes gottesfürchtiges Weib, aber mein Mann hat mich zum Bösen verleitet, er hat alle Schuld und Verantwortung, ich will aber auch nichts mehr mit ihm zu thun haben. Sagt mir nur, daß es noch nicht zu spät ist zu meiner Besserung, und daß ich Verzeihung finden werde, so will ich Euch Alles gestehen.“

„Die Rückkehr eines Sünders auf die Bahn der Tugend ist nie zu spät und unerschöpflich ist die Gnade Gottes. Er ist mehr erfreut über ein wieder gefundenes, verirrtes Lämmlein, denn über Tausend Gerechte.“

„Ach, hochwürdiger Pater,“ erwiderte Anastasia, „wenn das wahr ist, dann möchte ich wohl noch warten, bis ich mit

meinem Manne gesprochen und versucht habe, ihn selbst zum Geständniß zu bewegen. Er ist doch mein Gemahl, und es kann mir unmöglich gleichgiltig sein, wenn ihm ein Leides geschieht, denn was ich euch zu sagen habe, kann ihn wohl ins Unglück bringen, und mich dazu."

„Weich von hinnen, Satanas, und laß von diesem Weibe!" schrie der Pater erzürnt über den Rückfall der Sünderin und faßte sie bei den Schultern, als wollte er sie dem Bösen entreißen. Anastasia schrie laut auf, denn es war ihr wirklich, als ob sie der Teufel mit seinen Krallen anpackte, da sie den Pfaffen so außer sich sah. Dieser wohl angebrachte Exorzismus brachte ihre Vernunft vollends aus dem Gleichgewicht — sie warf sich nieder auf die Kniee und gestand mit athemloser Eile, Samboro habe sie durch außerordentlich glänzende Versprechungen verleitet, der hohen Entbundenen ein fremdes Kind unterzuschieben, und für den Fall der Geburt eines Prinzen wäre dieses, auf ihre Veranlassung, wie er bereits wisse, von der ersten Kammerfrau der Königin bereit gehalten worden. Sie habe ferner ihrem Gemahl schwören müssen, den neugebornen Prinzen sogleich zu ersticken, damit er sich nicht durch sein Geschrei verrathe, aber sie habe geglaubt, einen so vermessenen Eid nicht halten zu dürfen, und da die Gebärende aus Schamhaftigkeit Niemand bei sich duldete, als sie und ihre Kammerfrau und gleich nach der erfolgten Entbindung in eine tiefe Ohnmacht gefallen sei, so wäre es ihr leicht gelungen, den Prinzen, ohne daß es Jemand bemerkt hätte, zu entfernen. Samboro lebe in dem Wahne, derselbe sei gleich nach der Geburt umgebracht worden, aber dem wäre nicht so, und das Knäblein lebe im besten Wohlsein, gepflegt von einer armen Bauersfrau in einem benachbarten Dorfe. Und habe sie sich solchergestalt, verführt von ihrem Gemahl, eines Verbrechens schuldig gemacht, so glaube sie doch durch Rettung des Kindes sich ein gleich großes Verdienst erworben und keineswegs den Zorn des Himmels

verdient zu haben. An der ganzen Sache sei nur Samboro schuld, doch wünschte sie, daß er durch ihr Geständniß in kein Unglück gerathe, denn er sei doch nun ein Mal ihr Gemahl, obwohl er nie ein zärtlicher gewesen, und sie habe um so mehr Grund sich für ihn zu verwenden, da es ihr selbst schlimm gehen würde, sollte er verfolgt werden. Sie fürchte, setzte sie hinzu, weit weniger den Arm der Gerechtigkeit, wenn sie von Samboro beschützt werde, als Samboro, wenn sie auch von der Gerechtigkeit in diesem Lande, wovon ihr derselbe sehr weitläufige Begriffe beigebracht, gegen ihn beschützt würde. Es sei fast außer Zweifel, daß Samboro in Verkehr mit bösen Geistern stehe, und es gingen selbst hier im Hause unheimliche Dinge vor, die Wände hätten hier Ohren und es ließen sich nicht selten Geräusch und Stimmen vernehmen, von welchen sie nicht wisse, woher sie kommen. Oft erscheine Samboro plötzlich im Hause, ohne daß ihn Jemand hereinkommen sah, und verschwinde wieder eben so plötzlich und geheimnißvoll. Alles Forschen darüber habe er ihr aufs Strengste untersagt. Sie könne von nun an keinen Augenblick länger in diesem Hause verweilen, denn wer stehe ihr gut dafür, daß Samboro nicht die ganze Unterredung mit angehört habe, denn er könne sich unsichtbar machen und selten bleibe ihm Etwas verborgen, was er zu wissen wünschte.

Ein helles Lachen erfolgte auf diese Mittheilungen der Frau Anastasia, welche eben zur Erde sah und unwillig erröthend ihr Befremden über die gute Laune des Paters zu erkennen gab. Sie glaubte, der fromme Mann habe sie zum Besten gehabt und fing an, ihre Voreiligkeit zu bereuen, aber die Angst, welche diesen ergriffen hatte, entriß sie bald ihrem Irrthum. Auch er hatte das Gelächter gehört, aber sogleich eingesehen, daß der böse Feind sich in dem Gemach befinde.

„Apage satanas ex societate piorum!" rief er entsetzt und focht mit den Händen gegen die Geister der Tiefe. Ana-

stasia aber ergriff zitternd seine Kutte und ließ sich von ihm fortschleppen, um dem Zorn der Hölle zu entgehen.

Sie hatte sich nicht geirrt. Sambora hatte in dem verborgenen Nebengemach Wort für Wort, die Bekenntnisse und Lobreden seiner bekehrten Ehehälfte mit angehört, war aber dadurch weniger erzürnt, denn belustigt worden, denn er wußte, daß die Verschwiegenheit seiner Gemahlin ein sehr unzuverlässiges Ding sei. Auf geheimen Wegen verließ er nun schleunigst sein von Spionen bewachtes Haus, und eine Stunde später treffen wir ihn zu Pferde rasch trabend in einer uns unbekannten Gegend, wo er jedoch unmöglich fremd sein konnte, da er es für rathsam gefunden, einer künstlichen Maske sich zu bedienen. Wir lassen ihn unbeobachtet seinen Weg fortsetzen und überblicken die wichtigsten Ereignisse der Zeit von Amandens verhängnißvollem Beichtbekenntniß an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke.

Ohne Zweifel war P. Hyacinth schuld an der auffallenden Verhaftung des Herzogs, denn der König ward von ihm noch in derselben Stunde von den Geständnissen der Kranken unterrichtet. Auch waren Inzichten vorhanden, welche es fast außer Zweifel setzten, der Herzog konspirire mit den Unzufriedenen zum Umsturz der Regierung, und eine aufgefangene Korrespondenz von einem auswärtigen Hofe bestätigte diesen Verdacht, denn es ward ihm darin in unzweideutigen Ausdrücken Hilfe geboten für den Fall des Gelingens eines wichtigen Planes, der nicht näher bezeichnet war. Das Volk hatte schnell den Vorfall in Erfahrung gebracht und seine Unzufriedenheit ließ sich unschwer erkennen an den häufigen Zusammenrottungen und lautem Murren. Die Stadt wimmelte von fremden und müßigen Menschen, welche den Saamen des Aufruhrs überall aussäeten, wo sie einen empfänglichen Boden fanden. Man sprach öffentlich von den Lastern des Hofes, der grausamen Willkühr des Tyrannen, von Bedrückungen und Lasten aller Art, und Niemand wagte es, den Unzufriede-

nen Ruhe und Schweigen zu gebieten, weil es fast ausgemacht schien, daß eine große Staatsveränderung statt finden werde, und daß nichts gefährlicher sei, als sich in so unheilschwangerem Augenblick zu der schwachen und tödtlich verhaßten Partei des Königs zu bekennen. Man hörte von fremden Kriegsschaaren, welche sich den Reichsgränzen näherten, ja man vermuthete sogar, daß sich eine bedeutende Anzahl derselben verkleidet im Innern der Stadt befinde.

Der P. Hyacinth, der einzige im Interesse des Königs aufrichtig Thätige, machte Entdeckungen über Entdeckungen, aber je mehr er deren machte, je größer wurde seine Angst, denn inmitten der stets wachsenden Gefahr erkannte er seine eigene und des Hofes Schwäche. Sein Einfluß war gebrochen und alle die geheimen Triebfedern seiner Kabale versagten ihm. Einziges Hilfsmittel schien ihm ein schleuniges Blutgericht über Alexis und seine Mitgefangenen, Herbeischaffung des geraubten Prinzen, gegen dessen Anerkennung sein Gewissen nichts einzuwenden hatte, obwohl es weniger als zweifelhaft war, daß dieser rechtmäßige Erbe des Thrones auf eine unrechtmäßige Weise erzeugt worden sei. Der König empfing alle seine Berichte mit einer gefährlichen Uebellaune und stets mußte der Pater die ersten Ausbrüche seines Zornes bitter empfinden. Waren diese vorbei, so überließ ihm der feige Wüstling, selbst unfähig einen Gedanken zu fassen, die Sorge, alle die drohenden Gefahren von seinem königlichen Haupte abzuwenden, und ersäufte in Schwelgerei und Wollust seine eigene Angst.

Amanda harrte vergeblich auf ein Zeichen der Verzeihung ihres Gemahls und stündlich verschlimmerte sich ihr Zustand. Verlassen von Allen, die sie liebte, selbst des geistlichen Trostes des vielbeschäftigten Pater Hyacinth entbehrend, erfuhr sie nichts von alle dem, was um sie vorging, und nur an den bekümmerten Mienen ihrer Frauen, welche sich insgeheim die Neuigkeiten des Tages zuflüsterten, konnte sie erkennen, daß

Außerordentliches sich begebe. Sie fand keinen Trost mehr in frommen Betrachtungen, keine Hoffnung in irdischen Gedanken, die Welt hatte sie verlassen, der Himmel wollte sie nicht aufnehmen. Oft hörten sie die Frauen schmerzlich klagen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ und mitleidig wünschten sie der Leidenden baldige Erlösung.

Nur Alexis dachte ihrer im Gefängniß. Schwere Fesseln belasteten seine Glieder und erdrückten die kühne Sicherheit des Selbstgefühls, schwächten das Vertrauen in die Allmacht seines Freundes und Beschützers Sambero. Der Gedanke, Amanda könne sterben, ihm fluchend sterben, erwachte in seinem von Trauer und Kleinmuth erfüllten Gemüth und unterdrückte alle Regungen des Ehrgeizes. Das Unglück, welches ihn gerade in dem Augenblick überraschte, da er, wie Cäsar, nur an sein Glück glaubte, versetzte seinen Geist wieder in die Welt des Idealen, und alle seine eitlen Wünsche und Hoffnungen richteten sich in dieses Reich des Truges. Nur einen Blick der Verzeihung wünschte er von Amanden zu sehen und dann zu sterben. Er machte sich Vorwürfe, das heitere Leben dieses Engels getrübt zu haben mit seiner Leidenschaft, und gerne hätte er mit seinem Blute ihr den geraubten Frieden erkauft. Pater Hyacinth beehrte ihn wiederholt mit seinem Besuche, um ihn zum Eingeständniß seiner vereitelten Entwürfe zu bringen. Er wies auch nicht unverständlich auf sein sündhaftes Verhältniß zu Amanden hin und versuchte furchtsam dem trotzigen Jüngling die Religion ins Gedächtniß zu rufen. Alexis war zu mild gestimmt durch die Erinnerung an Amanden, um dem Pfaffen härter zu begegnen, aber dennoch war er wenig erfreut von diesem Besuche und rieth gutmüthig, seine Einsamkeit nicht weiter zu stören. Pater Hyacinth glaubte jedoch in der ungewöhnlichen Sanftmuth des Herzogs einige Zerknirschung zu bemerken, und fuhr in seinen Ermahnungen fort, bis ihm ein ernster verächtlicher Blick die Thüre wies. Noch glaubte der Pa-

ter bemerken zu müssen, daß die irdischen Freuden für den Gefangenen am längsten gewährt haben dürften, und daß es Zeit sei, sich um die Ewigkeit zu bekümmern, aber dieß wagte er nur im Zurückweichen, denn der unerbittlich schweigende Sünder machte eine Bewegung mit der Hand, welche zur rechten Zeit den höher gesteigerten Unwillen zu erkennen gab. Beleidigt durch dieses Betragen, beschloß der ehrenwerthe Pater den Untergang des Hartnäckigen, und nicht unwahrscheinlich wäre der Gefangene seiner Rache verfallen, hätten nicht höhere Mächte über ihn gewacht. Der König unterschrieb noch an demselben Tage ein geheimes Todesurtheil, welches binnen achtundvierzig Stunden vollstreckt werden sollte.

6.

Versammelt im geheimen Rath saß das Decemvirat in einem öden Saale des halb verfallenen Stammschlosses der Fürsten Portius. Längst fehlten hier Fenster und Thüren, und der Wind hatte freies Spiel, eben so innerhalb wie außerhalb der Mauern — kaum daß sich die nächtlicher Weile hier zusammengekommenen Brüder vor dem Regen geschützt finden, der in dem Augenblicke vom Himmel strömt und die Nacht noch mehr verfinstert. Die hochgewölbte Halle wird von einem in der Mitte derselben auf einer Art Herd, der wohl einst eine edlere Bestimmung hatte, angelegten laut prasselnden Feuer erleuchtet, in dessen Umkreis man zehn Männer, in dunkle Mäntel gehüllt, sitzen sieht. Im Hintergrunde der Halle sind zehn Pferde angebunden, welche schnaubend und von den Mähnen den Regen schüttelnd mit gespitzten Ohren nach dem Feuer blicken, und mit ihren Hufen die ohnehin zerbrochenen Marmortafeln des Fußbodens zerstampfen. Sie dampfen aus den weit geöffneten Nüstern Nebelwolken in die kalte Luft und scheinen mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo sie ihre Reiter wieder aus dem unheimlichen Gemäuer hinausführen und besteigen werden.

Nachdem sich die „Zehn" geräuschlos auf Schutt und

Säulenstumpfe gesetzt hatten, erhob sich Bruder Primus, in dem wir Sambero erkennen, und rief mit starker Stimme:

„Brüder! ich frage Euch im Namen des Gesetzes unter uns, was habt ihr geschworen, als uns die Noth des Vaterlandes zusammenrief?“

„Wir haben geschworen,“ antwortete Quintus rasch im Namen der Ueberraschten, indem er schnell hervortrat, „wir haben geschworen, das Vaterland von einem Tyrannen zu befreien und heute oder nie ist ein Tag des Gerichts.“

Bei diesen Worten stieß er heftig sein Schwert in das lockere Gemäuer des Herdes und setzte hinzu:

„Dieß ist unser Evangelium!“

„Bruder Secundus,“ fuhr Sambero fort und runzelte die Stirne, „antworte Du für die Zehn, was haben wir geschworen in den Tagen der Vaterlandsnoth, denn was uns Quintus sagte, ist nicht die Formel unseres Eides.“

„Wir haben geschworen,“ antwortete eine feste ruhige Stimme ohne Aufregung, „die Freiheit und das Recht zu schützen gegen jede Anfechtung der Einzelkraft und dem Wohl des Vaterlandes die unsrige zu weihen. Wir haben geschworen, gegen Gewaltherrschaft uns aufzulehnen nach unserem guten Recht und was wir vermögen zu thun, um die Nation aus den Banden des Vorurtheils und Wahnglaubens, der Despotie alleinherrschender Fürsten zu befreien, das Reich der Lüge und Willkühr zu zerstören. Wir haben endlich geschworen, in allen Zeiten und Lagen gemäß unserem Bekenntniß zu handeln, welches wir gemeinschaftlich abgefaßt und als ewige Grundlehre unserer Brüderschaft festgestellt haben.“

„Ich verlange im Namen der Zehn dieß Bekenntniß zu hören,“ forderte Primus den Bruder Secundus auf und die übrigen Mitglieder pflichteten ihm schweigend bei, während dieser ein Pergament entfaltete. Er las hierauf mit lauter Stimme folgende Konfession:

„Wir, die für Recht, Freiheit und Wahrheit vereinigten

Brüder, deren Anzahl und Name **Zehn** ist, bekennen uns mit unwankendem Vollglauben zu nachfolgenden Vernunftsätzen, welche wir bei Konstituirung des Vereins aufgestellt, reiflich erwogen und beschworen haben:

I.

Des Menschen unbestreitbare natürliche Bestimmung ist die möglichste Freiheit seiner Kraft und Glückseligkeit seiner Empfindung.

II.

Nach Beiden zu streben ist sein natürliches Recht.

III.

Die Nothwendigkeit in Gesellschaft zu leben, wo Jeder nach Erfüllung seiner Bestimmung strebt, erzeugt seine **Pflicht** — die Mutter des Gesetzes. Er ist verpflichtet Keinen seines Geschlechts in Erfüllung seiner Bestimmung zu hindern, und da, wo sein eigenes Recht mit seiner Pflicht nicht vereinigt werden kann, entsteht die Nothwendigkeit des Vertrags oder des Gesetzes — dessen vernunftgemäßer Erfolg die **Theilung** und **Gleichheit**.

IV.

Die Aufopferung des eigenen Rechts zu Gunsten der Freiheit und Glückseligkeit einer Gesellschaft ist die **Tugend**.

V.

Die Beeinträchtigung eines Anderen oder der Gesellschaft in ihrer Freiheit und Glückseligkeit ist **Verbrechen**; das Streben nach vertragswidriger Ausdehnung des eigenen Rechts, die willkührliche Störung des gesetzlichen Gleichgewichts ist Laster. Jede andere Handlung, welche nicht aus diesem Streben hervorgeht, ist erlaubt.

VI.

Eine naturrechtliche Verfassung der Gesellschaft ist diejenige, wo das größere Recht bei der größeren Kraft ist, und eine naturrechtliche, aus unzureichendem Raum und Besitz zum Vollgenuß des Einzelrechts, entspringende Einschränkung der

Freiheit, in jener Gesellschaft, wo sie und ihr Gesetz den Einzelnen, nicht der Einzelne die Gesellschaft beschränkt. Jeder andere Zustand der Gesellschaft ist ein unrechtmäßiger und unglücklicher.

VII.

Das natürliche Gleichgewicht — wo es gestört ist — herzustellen, ist der Zweck der Staatsbürgerthätigkeit.

VIII.

Ein Gesetz oder Vertrag ist nur dann noch gültig, wenn er dieses Gleichgewicht erzielt und befestigt, das ist, wenn er vernünftig ist.

IX.

Aus der Störung des Gleichgewichts in Recht und Besitz entsteht die Nothwendigkeit und das Recht des Kampfes, das ist der Versuch, sein Recht mit seiner Kraft ins Verhältniß zu stellen. Jeder Einzelne, der sich in seiner Freiheit und Glückseligkeit unverhältnißmäßig beeinträchtigt sieht, d. h. wenn ihm die gesellschaftlichen Verträge und die gesellschaftliche Verfassung weniger Freiheit und Glückseligkeit gewähren, als er bei einer vorausgesetzten gleichmäßigen Vertheilung aller Mittel dazu ansprechen könnte, hat das Recht des Kampfes.

X.

Der Kampf ist entweder ein physischer oder ein moralischer. Der erstere ist thierisch, der zweite aber das natürliche Auskunftmittel des höher begabten Menschen. So lange der Mensch im Rechtskampfe mit der moralischen Kraft ausreicht, ist es eine Entwürdigung seiner höheren Natur, wenn er von der physischen Gebrauch macht.

XI.

Die oberste Richterin über das Recht des Kampfes ist die Vernunft.

XII.

Ihre Aussprüche nach seinen Kräften zu unterstützen und

zu Gunsten seiner oder der Wohlfahrt der Gesellschaft geltend zu machen hat jeder **Einzelne** das **Vernunftrecht**, welches ihn allein vom Thiere unterscheidet. Jede gesellschaftliche Verfassung, in welcher Mehrzahl der Stimmen entscheidet, ist eine thierische, weil man auf diese Weise der physischen Gewalt das Recht überläßt und die Vernunft ihr unterordnet. Nicht die Mehrzahl der Körper in einer Gesellschaft, sondern nur die **Vernunft** muß souverän sein.

XIII.

Die größte und mächtigste Feindin der Freiheit und Glückseligkeit ist die menschliche Unvernunft mit ihrem Gefolge von Vorurtheilen und Irrthümern. Sie hat die despotische Alleinherrschaft gestiftet, die Mythologien und Religionen erdacht, die National- und andere Vorurtheile den Menschen eingeimpft, den Ehrgeiz bewaffnet und alle Uebel verschuldet, unter welchen die Menschheit seufzt. Gegen sie kämpft jede irdische Macht vergebens, denn sie ist im Besitz aller physischen Mittel und widersteht mit roher Thierkraft dem edelsten Enthusiasmus wahrer Tugend und der Freiheitsliebe. Nur die **Vernunft** vermag etwas gegen sie.

XIV.

Nur was die Vernunft gebietet ist wahre Tugend, denn in ihr ist die Wahrheit und Glückseligkeit. Sie ist die höhere Natur des Menschen, die äußerste Veredlung des thierischen Instinkts. Ihr kommt die Allmacht der Souveränetät zu und des Menschen heiligste Pflicht ists, sich unter ihr Gesetz zu beugen.

XV.

Ein vernünftiger, oder was dasselbe ist, ein tugendhafter Zweck heiligt alle Mittel. Ein vernünftiger Tugendzweck ist aber immer nur der erreichbare und das Streben nach dem Unerreichbaren, Unmöglichen ist Verblendung, Irrthum, und ist man sich dieser Unmöglichkeit bewußt, Laster, Tollheit, Fanatismus. Der Vernunft ist es erlaubt großen Zwecken

Einzelwesen aufzuopfern und in der Alternative zwischen gegebenen Uebeln das kleinste zu wählen. Die Vernunft darf nichts dem Zufall überlassen, als das was sie nicht vollbringen kann.

XVI.

Jeder Vernünftige hat das Recht und die Pflicht die Unvernunft der Gesellschaft mit vernünftigen Mitteln zu bekämpfen. Wer an diesem Rechte zweifeln kann, besitzt es nicht, denn die Vernunft hat ihn nicht mit ihrer allgewaltigen Ueberzeugung ergriffen.

XVII.

Der Vernünftige darf und kann sich keinem menschlichen Tribunal unterwerfen, denn ihn beseelt das höchste Recht und die Tugend. Die Vernunft allein ist frei.

Dieß ist in die wesentlichsten Punkte zusammengefaßt die Konfession der „Zehn" und wir Alle Endesgenannten haben sie auf ewige Zeiten beschworen bei dem Allerheiligsten des menschlichen Gedankens, bei der Vernunft, bei der schönsten und edelsten Empfindung des Herzens, bei der Liebe und bei dem erhabenen Selbstgefühl der tugendvollen Reinheit unseres Willens und unserer Kraft, dem männlich stolzen Bewußtsein, bei der Ehre!

Dieser Konfession sind im Anhange beigefügt die besonderen Statuten des Vereins der Zehn. Sie lauten:

In Erwägung der Noth unseres Vaterlandes und der Ohnmacht des Einzelnen haben die Zehn sich vereinigt, um der vorstehenden Konfession gemäß rastlos und mit Aufwand aller ihrer vereinigten Kräfte die Wohlfahrt des Vaterlandes, die Freiheit und Glückseligkeit aller Mitglieder der Nation zu befördern und die Gesellschaft dem natürlichen Rechtszustande näher zu bringen. Aus diesem Zweck und aus unserem Bekenntnisse entspringen nachfolgende besondere Gesetze.

Im Namen und in Kraft der Gesellschaft darf kein Beschluß anders, als einmüthig gefaßt werden rc.

Diesen Artikeln folgten noch viele andere, welche wir als unwichtig für unsere Geschichte übergehen. Nachdem Bruder Secundus alle wichtigen Akten der Gesellschaft abgelesen und jeden Einzelnen gefragt hatte, ob seine Ueberzeugung noch dieselbe sei wie bei Gründung des Vereins, nachdem endlich Alle dieß bejaht und neuerdings durch die übliche Eidesformel bekräftigt hatten, nahm Bruder Primus das Wort, um den Verbündeten den Zweck der heutigen Versammlung darzulegen und einen Vortrag zur Fassung eines Beschlusses zu machen. In seiner würdevollen, stolzen Haltung und dem tiefen heiligen Ernst seiner Rede offenbart sich nichts von der zweideutigen Natur Samboros. Sein ganzes Wesen scheint sich veredelt zu haben und Keiner unter den Zehn mochte sich in diesem Augenblicke erinnern, daß ein niedriger Diener das Wort führe im Angesichte der hochgebornen, außer diesen morschen Mauern einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmenden Verbündeten. Eine mächtige, große Idee nur konnte sie die gesellschaftliche Ordnung der Wirklichkeit so weit vergessen lassen, daß sie den Kammerdiener eines vielleicht Ebenbürtigen, als ihren Aeltesten mit sichtbarer Ehrfurcht betrachteten, und nur durch imponirende Geistesgewalt und große, der Gesellschaft oder ihrem Zweck geleistete Dienste, vereinigt mit der vollsten Ueberzeugung von der Unzweideutigkeit seiner Gesinnungen konnte das Gefühl des Mißbehagens unterdrücken, welches selbst den Vorurtheilslosen ergreift, sieht er einen Menschen aus der niedrigen Klasse der Herrendiener sich nahe gestellt. Hier oder nirgends im Leben erschien Samboro in seiner wahren Gestalt und nur einen gab es unter den Zehn, der daran gezweifelt hatte — den Jüngling Quintus, der als Verbündeter Mann geworden war. Seit seiner Rettung aus dem Kerker war auch von ihm das Miß-

trauen gewichen und aufrichtige Ehrfurcht an dessen Stelle getreten.

„Geliebte Brüder!“ sprach Primus, „wir haben uns so eben alle unsere Pflichten ins Gedächtniß gerufen und die Ansichten und den Zweck, worüber wir übereingekommen sind, neuerdings geprüft, und Keiner von uns ist wankend geworden in dem heiligen Vernunftglauben, der uns beseelt. Nicht lange wirken wir vereinigt für unseren großen Zweck und Großes haben wir vollbracht durch die Kraft der Einheit, der Vernunft und Wahrheit. Das Glück hat unsere Unternehmungen gesegnet. Viele Unglückliche haben wir gerettet, befreit aus pestathmenden Kerkern und den Händen der Büttel. Tausende von Nothleidenden und Bedrückten haben durch uns Hilfe und Recht gefunden. Aber die Quelle des Elends und Jammers in unserem theuren Vaterlande ist nicht erschöpft, die Macht der Unvernunft nicht gebrochen, die Willkühr eines grausamen, mit Schande und Fluch bedeckten Tirannen nicht vernichtet. Das hirnlose Ungeheuer, der Wahn, hebt tausend Häupter empor, und aus jeder Wunde, die wir ihm geschlagen, entspringen vervielfältigte Gliedmaßen, deren unvernichtbare Kraft das Heil der Nation erdrückt. Die rohe Gewalt erneuert täglich ihre Anstrengungen das Gewicht des unerträglichen Joches, unter welchem wir schmachten, zu vermehren, und täglich sinnreicher wird die Grausamkeit des aus tausend Augen schielenden Mißtrauens des Fürsten, der den vaterländischen Thron entehrt. Ruhm und Ehre, Glück und Kraft ist von uns gewichen und der Name des Vaterlands ist zum Gespötte der Nachbarvölker geworden. Die Zeit, welche diesen stets freundlichen Wechsel, Reichthum, Wissen und Erkenntniß bringt, hat für uns nur Schmach und Elend, Finsterniß und Kummer. Ich klage Severin II., König dieses Landes, der ungeheuren Schuld an diesen ungeheuren Uebeln an!“

„Auch wir klagen ihn dessen an!“ riefen die übrigen Verbündeten, ihren Aeltesten stürmisch unterbrechend.

„Ich klage ihn an der Mißhandlung aller Menschenrechte, der Plünderung seines Volkes, der grausamsten Ungerechtigkeit gegen Unbescholtene, der despotischen Unterdrückung aller Wort- und Gedankenfreiheit, der absichtlichen Entsittlichung und Verfinsterung, des versuchten körperlichen und Seelenmordes an unserem Vaterlande. Ich klage ihn an des Hochverraths an der Menschheit, ich nenne ihn rechtlich klagend einen Mörder und Dieb, und fordere Euch auf zum Gericht über ihn! Sprecht Brüder, haben wir ein Recht ihn zu richten?“

„Wir haben das Recht der Vernunft,“ antwortete Tertius unter dem beistimmenden Zuruf der Uebrigen, „zu richten über jeden Feind der Menschheit und des Vaterlandes.“

„So sprecht ein Urtheil über ihn, versammelte Brüder!“ fuhr Primus fort, „denn kostbar sind die Augenblicke, dringend ist die Noth, günstig die Gelegenheit dem Vaterlande eine große segenbringende That zu opfern.“

„Ehe ihr richtet über den Feind des Vaterlandes,“ wendete Secundus ein, „vergönnt mir ein Wort der Milde und Besonnenheit. Die Vernunft, welche uns ein Recht gibt, Verbrecher dem gemeinen Wesen unschädlich zu machen, gebietet uns auch angemessene Vorsicht. Wir haben geschworen physische Gewalt nur in den äußersten Fällen anzuwenden und jeden Zweck genau zu prüfen, um zu ergründen, ob er auch wohlthätig, vernünftig und erreichbar. Die Noth des Vaterlandes ist älter, als unser Verein, doch haben wir bisher nur moralische Mittel gegen sie angewendet und, wie uns Bruder Primus bemerkte, mit glücklichem Erfolg. Ich frage die versammelten Brüder, ob sich die Lage des Vaterlandes so wesentlich verändert habe, daß eine Aenderung in unserem bisherigen Verfahren nothwendig wäre, ob ein gewaltsames Mittel unserem Vaterlande Heil bringen könne,

ob nicht vielmehr größere Uebel zu befürchten seien von unserem Gewaltschritt, als die, welche wir abwenden wollen? Ich kenne die Veranlassung unserer heutigen Versammlung. Der König hat ein neues Verbrechen begangen und das Leben edler und hoher Personen, welche dem Bruder Primus besonders theuer zu sein scheinen, steht in dringender Gefahr, aber ich erlaube mir die Brüder zu erinnern, daß diese Gefahr nur Personen betrifft, nicht das gesammte Vaterland, daß selbst der Tod derselben ohne Bedeutung ist und ohne Einfluß wäre auf das allgemeine Wohl, welchem wir allein unsere Kraft geweiht. Ich stimme daher für Aufschub des Gerichts, bis wichtigere Interessen uns dazu vermögen werden."

„Wichtigere Interessen?" rief Quintus mit finsterer Wuth. „Wie lange wollen wir das aufschieben und verzögern, was uns eben das Alter unserer Noth gebeut? Hier stehen wir auf Trümmern, die laut sprechen von einer himmelschreienden That des Tirannen, die Manen des ermordeten Portius, dessen Geschlecht hier einst hauste, umschweben uns und wir unkräftige Söhne einer fluchbeladenen Zeit sprechen zögernd und unmuthig von Milde gegen den unverbesserlichen Vaterlandsfeind, dessen Spuren Gräuelthaten sind. Wahrlich, größere Grausamkeit ist nichts, als diese Milde und keine größere Gefahr kann es geben für das Vaterland, als das Leben dieses gekrönten Würgers. Eine herzlose, hochverrätherische Mäßigung predigt Ihr uns, Bruder Secundus. Einen großherzigen, edlen Jüngling und seine Freunde sollen wir hinschlachten lassen vor unseren Augen, weil ihr Tod ohne Bedeutung wäre für das Vaterland. Bei meiner Ehre schwöre ichs und bei Gott, wenn ich diesen neuen Frevel an der Menschheit nicht hindern kann, so will ich ihn rächen mit diesen meinen eignen Fäusten, und Bahn will ich mir brechen zu dem Leichnam des verfluchten Mörders und ihn erwürgen, mit meinen Zähnen zerfleischen. Ich reiße mich los aus diesem feigen Bund, beschließt ihr Anderes, als seinen Tod,

und allein will ich vollbringen, was ihr nicht zu beschließen gewagt."

„Mäßigt Euch, Quintus," beruhigte Primus den Zürnenden, es ziemt den Brüdern dieses Bundes nicht in Leidenschaft zu erbrennen und nur, weil Ihr der Jüngste seid von uns, mögen wir es ohne Rüge dulden, daß Ihr den Gesetzen zuwider handelt, denn es ist ein edler Zorn, der Euch entflammt. Was aber die weisen lobenswürdigen Bedenken unseres Bruders Secundus betrifft, so hoffe ich sie durch wahrhafte Darstellung unserer Lage zu beseitigen. Nicht unbedeutend für das gemeine Wohl des Vaterlandes ist das zu besorgende Unglück, der Tod des Herzogs Alexis, denn das Volk betrachtet ihn als den Erben des Thrones und liebt ihn. Seine Verhaftung allein hat die Gemüther aufgeregt, und fiele sein Haupt so ist ein allgemeiner Aufruhr unvermeidlich. Wollt Ihr denn, Bruder Secundus, die Verantwortung der Gräuel auf Euer Gewissen laden, die die Volkswuth vollbringen wird, wollt Ihr das Wohl des Vaterlandes einem rasenden Pöbel anvertrauen und ein müßiger Zuschauer sein, da Ihr Kraft besitzt im Vereine mit uns zu wirken? Wohl gebietet uns das abgelegte Bekenntniß des Vernunftglaubens weise Mäßigung und Vorsicht, aber sie verbietet uns auch so wichtige Dinge dem blinden Zufall zu überlassen. Wir haben die Wahl zwischen einem gewissen Unglück und einem sehr unwahrscheinlichen, welches der weise Bruder befürchtet. Keine Auskunft bleibt uns als das Gericht, die Gewalt. Alle moralischen Mittel sind erschöpft und schwerlich würden wir mit solchen einen blinden aufgeregten Volkshaufen in seinen Ausschweifungen bezähmen. Gerecht ist der Unwille der Nation und unsere Pflicht ists seine Ausartung zu verhüten. Mächtige Nachbarvölker sind bereit bei der geringsten Bewegung hereinzubrechen in unsere Provinzen um die ihnen zugefügten Beleidigungen an Severin zu rächen. Uns

kommt es zu durch ein schleuniges Gericht zu verhindern, daß ihre Rache nicht auch dem Vaterlande schädlich werde."

„Gern füge ich mich in Eure bessere Weisheit," erwiderte Secundus, „doch wünschte ich, daß die Brüder vorerst noch reiflich erwögen, ob wir ein Recht haben das zu thun, was hier die Nothwendigkeit zu gebieten scheint, ob wir uns nicht täuschen, wenn wir glauben, die Vernunft gebiete das Gericht. Auch sprecht Ihr von dem jungen Herzoge, als von einem Erben des Thrones, obgleich die Grundsätze dieses Bundes auf eine vollständige Befreiung der Nation, auf Vernichtung der Alleinherrschaft dringen."

„Unbestreitbar und göttlicher Natur ist unser Recht," antwortete ihm Primus, „den Wolf zu tödten der unsere Heerden zerfleischt, die Feuersbrunst zu verlöschen, welche unsere Wohnungen zerstört, das kranke Glied vom Körper zu trennen, das unser Leben zu vernichten droht, den Auswuchs vom Baume zu schneiden, der seine beste Kraft erschöpft."

„Wohl passen Eure Gleichnisse auf das Unglück des Vaterlandes, und weisen auf dessen Recht zur Selbsthilfe und Nothwehr hin, aber ich bitte meinen Bruder zu bedenken, ob das Recht auf uns übertragen werden darf, ob wir die Hirten der gefährdeten Heerden, die Besitzer der brennenden Wohnungen, ob wir der kranke Körper, der ausgewachsene Baum sind, von denen er spricht, kurz, ob wir das Vaterland und seinen Willen repräsentiren können oder nicht. Kommt es dem Vaterlande zu sich selbst zu helfen, so werden wir uns dem großen Körper der Gesellschaft anschließen und in seinem Geiste wirken müssen, nicht aber als ein getrennter Bund von individueller Kraft und individuellem Willen. Wir sind nur berufen das Vaterland und seine heiligen Interessen mit unserer Einzelkraft zu unterstützen und es dünkt mir ein vermessenes Vorgreifen und eine Beeinträchtigung der Rechte der Gesellschaft, wollen wir in ihrem Namen entscheidende Thaten vollbringen."

„Wohl wäre es Pflicht," fuhr Samboro fort, „unsere Einzelkraft so bescheiden einzuschränken, wie Ihr zu wünschen scheint, wollten wir uns weigern die Verantwortung unserer Thaten selbst zu tragen, aber wer von uns wäre so schwach in seinem beschworenen Glauben nicht jede Handlung, welche wir hier vereint und unseren Grundsätzen gemäß beschließen, selbst zu vertreten, wer von uns wäre so feig seine bessere Ueberzeugung dem zweideutigen Willen der Gesellschaft zu opfern? Das Vaterland ist ein ohnmächtiger Kranker, der sein Uebel nicht kennt und sich nicht zu helfen weiß, wer wollte das Recht des Arztes bezweifeln, der die Kenntniß des Uebels und den aufrichtigen Willen hat es zu heben, seine Heilmittel anzuwenden, selbst wenn dem Kranken die Besinnung fehlt um einzuwilligen in die Heilung? Uns ermächtigt die Vernunft und die Heiligkeit unsres Zweckes zu Allem, was wir billigen und für Recht erachten. Wir alle haben nur ein Interesse, das des Vaterlandes, wir alle sind bereit ihm alle Opfer zu bringen, welche wir bringen können, den letzten Blutstropfen zu verspritzen für sein Wohl. Wer im Gefühle dieser Gesinnung ist, der ist im Gefühle seines Rechtes. Das Leben eines Menschen ist, selbst wenn es das eines Gerechten wäre, ein kleines Opfer für das allgemeine Wohl — so sagt Ihr selbst, Bruder Secundus, und bereitwillig lasset Ihr Euch finden die edelsten Personen des Landes hinzugeben für den großen Preis. Ihr haltet es nicht für unrecht, nicht für pflichtwidrig ein so kostbares Opfer vollbringen zu lassen, Ihr muthet Euch ein großes Recht zu dieß zu dulden, und daran erkenn ich die Stärke Eures Vernunftglaubens, aber Ihr zögert ein weit kleineres Opfer zu bringen, das unsere Pflicht erheischt und daran will ich nur Eure weise Mäßigung erkennen. — Ihr protestirt ferner gegen die wahrscheinliche Fortdauer der Alleinherrschaft, gegen die wahrscheinliche Erhebung des Prinzen Alexis auf den erledigten Thron und findet diese unseren Grundsätzen nicht angemessen.

Aber ich sprach von diesem zu erwartenden Ereigniß, nur als von einer Thatsache, die ich voraussehe — nicht wie von einem Zweck, den wir erreichen wollen. Wir werden jedoch diesen Fall nicht hindern können — selbst wenn wir es wollen dürften — bei dem gegenwärtigen Zustand der Aufklärung, der Sitten und Gewohnheiten im Vaterlande. Die Befreiung der Gesellschaft ist unser fernstes Ziel — vielleicht erst den Enkeln erreichbar, die Bestrafung der Ungerechtigkeit, die Entfernung einer drohenden Hauptgefahr aber ist unsere nächste Pflicht. Haben wir diese erfüllt, dann wollen wir berathen, was wir weiter vermögen für das Wohl des Vaterlandes."

„Schreitet zum Gericht!" riefen die Zehn entschlossen. Bruder Primus aber erhob sich mit gezücktem Schwerte und fragte feierlich und gemessen:

„Bruder Secundus! habt Ihr noch etwas einzuwenden gegen das Gericht."

„Klagt und richtet!"

„Ich klage Severin II., König dieses Landes, des Hochverraths, Mords, der Blutschande, des Raubs und der Unterdrückung der Menschheit an. Wer mich der Lüge zeihen kann, erhebe sich gegen mich zum Zweikampf auf Tod und Leben!"

„Ihr sprecht die Wahrheit!"

„Habe ich wahr gesprochen, so verdient der Angeklagte den Tod. Ich richte ihn im Namen des Gesetzes und die Blutschuld falle auf mein und Euer Haupt. Wer diesen Spruch gerecht findet, erhebe sein Schwert zum Zeichen, daß er mit richte und mit vertrete, was wir einmüthig beschließen, einmüthig vollbringen."

Neun Schwerter blitzten empor und wilder Schrei der Rache erscholl in den Ruinen der Veste Portius. Erschreckt fuhren die Rosse zusammen, ein plötzlicher Windstoß verlöschte die nahrungslose Flamme auf dem Herde und das Schwert

des Quintus stürzte um. Er ergriff es mit wilder Freude und indem er es hoch emporschwang schrie er:

„Ich will das Urtheil vollstrecken!“

„Es sei,“ bewilligte Primus, „wenn unsere Brüder es so wollen; doch sterbe der Verbrecher nicht durch offene Gewaltthat und das Volk muß zweifeln, ob er eines unnatürlichen Todes verblichen.“

Lange noch besprachen sich die „Zehn“ über zu treffende Maßregeln und erst die Morgensonne trennte die Verbündeten. Sie schien matt durch dichte Regenwolken, welche Ströme herabgossen auf die Erde. Heftige Winde brausten durch die Ruinen und neuerdings zerfiel morsches Gemäuer in Schutt und Staub. Zehn in gleichfarbige Mäntel gekleidete Männer schwangen sich auf wiehernde Rosse und in wenig Augenblicken zerstoben sie, in verschiedenen Richtungen davon jagend. Primus war der letzte. Ein knirschender Rappe erwartete mit Ungeduld seinen Reiter, aber ruhig und sich wenig kümmernd um des Thieres Begierde, den vorangeeilten Pferden nachzufliegen, setzte sich Primus in den Sattel, hielt mit kräftiger Faust die Zügel zurück und zögerte, hinschauend auf die zerfallenden Trümmer. Schäumend im hemmenden Gebiß bäumte sich das ungeduldige Roß, noch ein Mal sah Primus nach den Ruinen und langsam die flache Hand ausstreckend nach den Mauern, wendete er sich düster weg und — entfloh.

„Allah! — wie hast Du mich erschreckt, mein Alcanor!“ rief Zaire, die Tochter der Wüste dem verkappten Quintus zu, indem sie ihn durch eine verborgene Thür in prächtige Gemächer führte. Ein weißer, langer Bart umfloß sein Kinn und ein ärmlicher Mantel verhüllte die der Greisenmaske widersprechende Kühnheit der kräftigen Mannsgestalt. Mürrisch warf er auf den Teppich des orientalisch verzierten Gemachs das vom Regen triefende Bettlerkostüm und warf sich

wie vom schnellen Lauf erschöpft auf eine weiche mit Seide überzogene Ottomanne. Die verschwenderische Ausschmückung der Wände und Fenster schienen ihm wenig zu gefallen, denn er warf verdrießliche Blicke auf sie und wendete sich mit keuschem Erröthen ab von den reizenden Gemälden und Bilderwerken, die ein unzarter Geschmack hier zusammengehäuft wie in einem Tempel der Wollust. Keine üppige Szene aus Ovids Metamorphosen war hier vergessen und überall sah man nackte Gestalten der Götter und Göttinnen altgriechischer Mythologie. Hier badete Diana, belauscht von Aktäon, und zeigte dem Zuschauer das herrlichste Lendenpaar, dort ertheilte Paris der Venus den Preis der Schönheit, während die beiden Nebenbuhlerinnen ihre fruchtlos enthüllten Reize vor Aerger zu verbergen vergessen. In diesen drei Gestalten sah man die Schönheiten des weiblichen Körpers von allen Seiten. Venus, stolz auf ihre Schönheit, ist ihrem Schätzer und dem Zuschauer mit dem Gesicht zugewendet und entfaltet alle Reizfülle des Vorderleibes, die zart gerundeten Brüste, den geheimnißvollen Schooß und die ätherisch geformten Glieder. Zu ihren Füßen liegt herabgesunken in weiche Draperie das Gewand. Juno hat sich erzürnt abgewendet, und wer ihren schneeigen Rücken, die vollen Hüften, Schenkel und Waden sieht, muß schwören, daß Venus selbst keine größeren Schönheiten aufzuweisen habe. Dicht neben diesem Gemälde sieht man die Göttin, welche eben den Preis erhalten, mit Mars in dem von Vulkan geschmiedeten Netze liegen, während unfern von Beiden Jupiter die geraubte Europa umarmt. Aehnliche Darstellungen bedecken alle Wände und wäre auch nicht eine antike Statue vorhanden, welche ein lüsternes Mädchen am Altar des Priapus ihre Keuschheit opfernd darstellt, so könnte doch kaum ein Zweifel über die Bestimmung dieser Räume obwalten.

Umgeben von allen diesen Herrlichkeiten befand sich die Sultanin Zaire, wie sie sich nannte, ziemlich vergnügt,

denn ihr hoher Herr und „Gemahl" befriedigte alle ihre Launen und Wünsche mit dienstfertiger Galanterie. Unfähig die europäischen Sitten zu begreifen und die Familienverhältnisse aus anderem Gesichtspunkte zu betrachten, fand sie sich hochgeehrt durch die Gunst des Monarchen, der sie zu einer seiner Frauen erwählt habe, wie die Betrogene meinte. Der König versäumte seiner Seits nicht, was beitragen konnte die Täuschung der Favorite zu erhalten, und verschwendete ungeheure Summen, um sein Serrail mit würdigem Glanze auszustatten. Eine prächtige Villa war ganz zu diesem Zweck umgeschaffen worden; herrliche Gärten mit ausländischen Blumen und Bäumen umgaben sie, alle Kostbarkeiten des reichen Orients schmückten ihre Gemächer, und Wohlgerüche umdufteten überall die reizende Türkin. Ihr Fuß trat nur auf kostbare Stoffe und ihren süßen Leib schmückten prächtige Gewänder, goldenes Geschmeide und glänzende Edelsteine. Zum Zeitvertreib dienten ihr bunt gefiederte Papageie, blaunäsige Paviane und weichhaarige Schooßhunde. Auf ihren Wink eilten Negersklaven herbei die Befehle der hohen Herrin demüthig zu vernehmen und die Frauen hatten nichts anderes zu thun, als Zairen zu schmücken, sie aus- und anzukleiden, im Bade zu bedienen und das weiche dunkle Haar mit wohlriechenden Essenzen zu salben. Nichts fehlte dem kindischen Herzen der Tochter Al-Raschids, als ihre Gespielin Zuleima, denn den leisen Wunsch wagte sie sich nicht zu gestehen, daß ihr Sultan so jung und wohlgebildet sein möge, wie Alcanor, der schlanke Knabe von Damask, dessen sie sich so oft mit stillen Seufzern nach ihrer Heimath entsann und mit dessen Namen sie gerne den ihm gleichenden Quintus begrüßte. Leichter als Alcanor hatte sie ihren Vater, einen mächtigen Pascha im Lande der Beduinen, vergessen und die Ruinen von Palmyra in der Wüste, wo sie geboren, und die Höhen des Libanon, an dessen Fuß sie erzogen worden war. Sie sehnte sich nicht mehr zurück unter die finsteren Brauen ihres strengen

Vaters und war sogar nicht böse auf ihres Vaters Bruder, den Kaufmann Dschebel-Nebbin-Al-Raschid, der sie auf einer Geschäftsreise dem Könige geschenkt oder vielmehr verhandelt hatte. Sie vermißte ja mitten in dem fremden Lande nichts von den gewohnten Lebensgenüssen und durfte die Weise ihrer Heimath nicht nach fremdem Muster gestalten und selbst die eigenthümliche malerische Kleidung ward ihr vergönnt beizubehalten. Weite batistene Beinkleider verhüllten ihre Glieder und ein kurzes, hellblaues Gewand von Seide umfing Brust, Schultern und Hüften der schlanken Orientalin. Ihr Haupt bedeckte ein leichter seidener Turban, geschmückt mit dem Gefieder des Paradiesvogels und an ihrer Stirne funkelte in diademartiger Einfassung ein kostbarer Rubin.

„Ach, wie bleich bist Du, Alcanor," fragte Zaire den Erschöpften und die liebevolle Besorgniß des kindlichen Gemüths hauchte ein Wölkchen auf die klare Stirne der Favorite, „Dein Auge glänzt nicht mehr so feurig wie der Abendstern, Deine Wange ist weiß wie die Wüste im Mondschein — sprich Alcanor, was fehlt Dir?"

Quintus schwieg und betrachtete traurig das bekümmerte Mädchen. Sie setzte sich an seine Seite und umschlang mit dem weichen warmen Arm den Nacken des Jünglings, aber dieser drängte sie sanft zurück und stützte sinnend seinen Kopf in die Hand.

„Immer bist Du noch kalt wie Herbstfrost, Alcanor, und nie nahst Du mir freundlich. Du bist stolz wie ein Abkömmling der Dschengis-Khans und noch mehr, denn ein solcher würde die Blume der Wüste, wie mich Alle nannten in der Heimath, nicht verschmähen. Du liebst mich nicht, Alcanor, und doch was willst Du bei mir, wenn Du mich nicht liebst? Du hast mich gesucht und die Rache des Großherrn gewagt und doch bringst Du nur kalte Blicke? Ich kenne weder Deinen Namen noch Dein Geschlecht und Deinen Stand und doch muß ich Dich lieben, denn Du gleichst Alcanor

wie der Abendstern dem Morgenstern. Aber er war nicht so traurig und würde Zaire lieben. Was willst Du bei mir, wunderbarer Fremdling, zum dritten Male sehe und sprech ich Dich und noch hast Du mir kein Wort gesagt von Deiner Liebe. Zaire ist recht traurig."

Als sie sah, daß Quintus sie reden ließ, ohne zu antworten, fing sie an zu weinen.

„Sprich, Alcanor, was hat Dir Zaire gethan, daß Du sie nicht liebst. Habe ich Dich beleidigt mit albernem Geschwätz, o so verzeih mir, sprich, was muß Zaire thun um Dir zu gefallen."

„Zaire würde das nicht thun, was ich von ihr verlangen könnte," antwortete Quintus trocken.

„O doch, Alcanor — Zaire wird es thun, wenn Du sie liebst. Soll ich Dir ein Lied singen nach der Weise unseres Landes, oder soll ich die Cymbel schlagen und tanzen? O, Zaire kann Alles, sie hat tanzen gelernt von den Odalisken und wenn sie sang, sagte man, Behmer, der Amschaspans, der Genius der Vögel habe ihr den Gesang gelehrt. Soll ich Dir das Lied singen von der Liebe Sehnsucht, welches der gepriesene Ibn Arab Schah gedichtet? Ich sing es so gerne wenn Du nicht bei mir bist."

„Was ich von Dir verlangen möchte, ist nicht Spiel, nicht Gesang, sondern eine ernste That."

„Ich verstehe Dich, mein Alcanor, Du willst, ich soll Deinen Propheten anbeten und der Sultan sagte mir dasselbe. Er ließ mein Haupt mit Wasser begießen und nannte mich eine Christin — aber ich bete nur zu Allah. Doch wenn Du es befiehlst, Geliebter, so will ich künftig nur Euren Propheten anrufen. Ich weiß es, Ihr verachtet unsern Glauben — auch wir schätzen in unserem Lande die Ungläubigen gering. Gerne will ich Dir den Gefallen thun und nach Eurer Weise beten, aber wirst Du mich auch dann lieben?"

Quintus umschlang lächelnd das naive Mädchen, welches

ihm ihren Glauben opfern wollte. Dankbare Blicke weilten auf ihrem Augenpaar.

„Du irrst, schöne Zaire, ich will nicht, daß Du Deinen Propheten verleugnest und ich könnte Dich nicht lieben darum. Ich kann nicht lieben, was ich nicht ganz und ungetheilt besitze, und Deine Schönheit hat für mich keinen Reiz, so lange sie von der Umarmung Deines Sultans, wie Du den König nennst, entweiht wird."

Er stellte ihr nun das Verächtliche ihres Verhältnisses mit grellen Farben dar und suchte ihr begreiflich zu machen, wie die Sitten dieses Landes die Frauen ehren. Er sagte ihr, sie sei nicht die Frau des Königs, und als Favoritin desselben nicht mehr geachtet, als die feilen Dirnen in den Straßen von Konstantinopel, welche von dem Janitscharenpöbel mißhandelt und ausgepeitscht würden. Alles, was sie umgebe, sei Betrug und Täuschung, und wenn sie einst dem König nicht mehr gefalle, so werde er sie ohne Zweifel der Schande und Armuth preisgeben, wie schon viele ihrer Vorgängerinnen. Sie werde dann den Rest ihrer Reize den Lüsten des Pöbels weihen müssen, um ein armseliges Dasein zu fristen, bis sie von Mangel und Entbehrung, von schändlichen Krankheiten erschöpft ihren Geist aufgebe, oder bis man sie in einer öffentlichen Strafanstalt mit dem verworfensten Gesindel in Gesellschaft einsperre zur niedrigsten Arbeit — denn obwohl der König selbst sich allen Ausschweifungen ergebe, so werde doch die unsittliche Aufführung öffentlicher Dirnen aufs Grausamste bestraft.

Zaire erstaunte nicht wenig über diese Reden, denn Niemand hatte bisher gewagt sie der künstlichen Täuschung zu entreißen und ihr begreiflich zu machen, daß sie für die Befriedigung der Begierden eines Königs nichts zu erwarten habe, als Schmach und Elend. Sie weinte heftig, sprang auf und zückte einen Dolch gegen das Bildniß des Königs, der sie so arg betrogen. Sie schwor beim großen Propheten,

die Schmach, welche man der Tochter Al-Raschids angethan, zu rächen und lieber zu sterben, als länger die Gunst eines Wüstlings mit verworfenen Dirnen zu theilen. Sie, um welche einst Mahomed Hussein Pascha von Egypten gefreit, die der Großherr selbst unter die ersten Frauen des Harems aufgenommen haben würde, sie, die Tochter Al-Raschids werde nicht leben ohne Ehre. Heftig schmähte sie dieß schlechte Land der falschen ungläubigen Giaurs und verwünschte den Verrath des niederträchtigen Oheims, der sie hierher verkauft habe. In eben dem Grade, in welchem Quintus seine Darstellung ihrer Lage, übertrieb auch sie in Worten und Vorstellungen den Glanz und die Herrlichkeit ihrer Heimath, den Ruhm ihres Geschlechtes, den Reichthum und die Macht ihres Vaters Al-Raschid. Sie gedachte nicht des trostlosen Zustandes, in welchem ihre Familie durch einen jener, in barbarischen Ländern so häufigen Wechselfälle der ephemeren Macht und Größe gerathen war, sondern forderte gebieterisch in die Paläste des großen Pascha zurückgebracht zu werden, ohne zu ahnen, daß in dem Augenblicke eine ärmliche Hütte in Karamanien allen Reichthum des von seiner Höhe gesunkenen Vaters umschloß.

Quintus ließ das gekränkte Weib austrasen bis zur Erschöpfung, denn im Zorne hatte sie ihren Aleanor gänzlich vergessen. Endlich aber erinnerte sie sich seiner und beschwor ihn sie zu befreien „aus den Klauen des Tiegers, aus dem Rachen des falschen Kaimans, des verfluchten Giaurkönigs," den sie in den Abgrund der Hölle verwünschte. Sie versprach ihm und rief Allah zum Zeugen ihres Schwures an, Alles zu thun, was er von ihr verlangen werde, wolle er sie zum Lohn aus diesem Hause entführen und nach der Sitte seines Landes zum einzigen Weibe nehmen. Quintus benutzte diese Stimmung mit Hast und gelobte ihr Erfüllung ihres Wunsches wenn sie seinem Verlangen willfahre — und dem Tirannen ein stark wirkendes Gift, welches er mitgebracht, in den Früh-

trank mischen wolle, welchen der König bei ihr einzunehmen pflege. Zaire versprach es ihm und der erste Kuß des spröden Jünglings verwebte die Liebenden zu einem ewigen unauflöslichen Bund, entzündete das Blut der Türkin zu wüthenden Begierden.

Die Natur hatte ihr kolossales Gleichniß beendigt, der Sturm hatte ausgetobt und alle Gegenden lagen verwüstet durch seine Gewalt. Zahllose Bäume lagen gebrochen oder entwurzelt in den Wäldern, reiche Saatfelder waren von den Fluthen hinweggeschwemmt, viele Häuser der Landbewohner abgedeckt, die Garben auf den Feldern zerrissen und in alle vier Winde zerstreut: der zurückgetretene Strom spühlte verstümmelte Leichen, zertrümmertes Hausgeräth und zersplittertes Gebälk an das Ufer. Allenthalben sah man die traurigen Spuren des nächtlichen Orkans und halbnackte Menschen beweinten ihren zerstörten Besitz an Acker und Frucht. Finster blickende Väter zählten die Häupter ihrer Lieben und manches fehlte. Da stieg aus der tiefen Nacht des Ostens ein leuchtender Cherub, der Tag, empor und die zerrissenen Wolken entflohen, die Klarheit des Aethers enthüllend, nach der Abendgrenze des Horizonts. Mit ihnen entwich eine dunkle schwere Zeit, eine in Angst durchlebte Sturmnacht des Lebens der Menschheit. Das Licht streute eine neue reiche Saat auf den zerwühlten Boden, damit ein neues Zeitalter erblühe aus dem zersetzten Leben des verblichenen. Es war ein hoffnungsreiches Erwachen auf Gräbern, ein ruhiges, wieder hoffendes Lächeln nach einem heftigen, verwundenen Schmerz.

„Seht, welch' ein schöner Morgen nach dieser schrecklichen Nacht!“ riefen die staunend Erwachten, „Gott, was ist Alles geschehen in ihr — der König ermordet, die Gegend

überschwemmt — Aufruhr in der Stadt — wahrlich ein Unglück kommt nicht allein — wollte Gott, wir hätten Alles Uebel überstanden — es war eine schwere, schwere Zeit!"

Wirklich war diese Nacht voll Verhängniß für das ganze Land, noch mehr aber für die handelnden Personen unserer Geschichte. In ihr ging das Geschlecht der Gaudiner, die Regierung des Pfaffenthums und der blinden Despotie, in ihr ging die lachende Jugendzeit unseres Helden unter. Des Lebens tiefster Ernst hatte ihn angeweht mit kaltem Hauche und äußerst stark muß das Gemüth des jungen Mannes sein, kann es sich auf den Höhen des Thrones erheitern. In dieser Nacht starb Severin, in dieser Nacht haben wir gleich am Anfange dieser Geschichte den nächtlichen Wanderer begleitet und sind Zeugen gewesen von der finsteren That die er vollbracht. Kein Zweifel kann dem Leser bleiben über ihn — es war Sambero. Das Opfer seiner herzlos berechnenden Klugheit aber war Amandens geraubter Knabe. So war jedes Hinderniß hinweggeräumt und die Leichen der Ermordeten dienten dem Prinzen zu Stufen auf die Höhe des Thrones. Möchten dem Ehrgeiz eines Fürsten nie größere Opfer gefallen sein und jedes unvermeidliche Verbrechen aus keinem schlimmeren Beweggrund entspringen. Die „Zehn" hatten gerichtet über einen König, Sambero über die Zehn, ihn selbst richte am Schluß seines Lebens die Vernunft.

In der Residenz bewegte sich am Morgen die Bevölkerung geräuschvoll durch die Straßen. Das königliche Schloß war von einem Haufen Müßiger umgeben, die, gewohnt keine Stimme zu haben in Sachen des Vaterlandes, sich fragten: „wer wird nun König werden?" Noch stritt man sich über diese Frage und die seltsamsten Gerüchte gingen von Mund zu Mund, als A l e x i s zu Pferd an der Spitze der Vornehmsten des Reichs in den Straßen erschien. Blasse Wehmuth bedeckte sein Angesicht und stumm durch die wogende Menge

furchtlos reitend im gemessenen Schritt begrüßte er das Volk. Da erscholl ein Schrei aus tausend Kehlen:

„Heil uns'rem König Alexis!“

An den Fenstern und auf den Balkons der Häuser und Paläste aber standen zarte Frauen mit wehenden Tüchern und pochendem Herzen, warfen Blumen und Kränze herab und riefen dem dunkel gelockten stolzen Jüngling zu, hingerissen von Patriotismus und geheimer Liebe:

„Heil uns'rem König Alexis!“

Zweites Buch.

Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder eine Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung. Wer hat sie? Der Mittwochs gestorben ist. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für den Todten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Mißgunst giebt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. — Ehre ist ein bloßer Leichenstein und so ist mein Katechismus.

Fallstaff in Shakespeares Heinrich IV.

1.

„König! König Alexis!“ so rief der Neugekrönte im einsamen Selbstgespräch und betrachtete die vor seinen Augen auf rothsammtenen Kissen liegenden Reichsinsignien, die Symbole seiner Gewalt und Größe, Krone und Szepter mit verwunderten sinnenden Blicken. „Ist's auch wahr, kein Trugbild eines Fiebertraumes, dieß kostbare Kleinod, die größte Zierde eines menschlichen Hauptes ist mein?! König, Herr, über Millionen, über ein weites schönes Land, das zwei Meere bespühlen — König heut und noch vor wenigen Tagen ein ohnmächtiger Gefangener, ohne Wunsch und Hoffnung, in schwere Fesseln geschmiedet. König! welch' ein ungeheurer Begriff! Mein das herrliche Reich, mit allen seinen Schätzen, Städten, mit all' seinem Naturreichthum, mit allen Menschen, mein das Gold in der Erde Schacht, mein die herrlichsten Früchte der Oberfläche, und mein die Wesen, welche sie ernähren. Wo ich hingreife, faß' ich mein Eigenthum, wo ich hinschaue gebietet mein Wille, und was ich denke, was ich wünsche — ist geschehen, ist erfüllt. Dieses gährenden Hauptes kühne Pläne — sind vollbrachte Thaten, dieses stürmische Streben meiner Brust kennt kein unerreichbares Ziel. Meine Kraft hat Millionen Arme, und einen ungeheuren Spielraum, ich

lebe mit Millionen Körpern, sehe mit Millionen Augen. Mein Wille ist Allmacht, mein Zorn ist Krieg, mein Leben ein Zeitraum der Weltgeschichte. Meine Stimme und mein Arm reicht über den Ozean, auf meinen Wink erstehen Städte, die viele Geschlechter überleben, auf meinen Wink öffnen die Berge ihren Schooß, wenden die Flüsse ihren Lauf. Das Meer schränk' ich ein mit meinem Fuß und über seine Wogen gleitet mächtig meine Hand. Aus seinem Grund hole ich mir meinen Tribut, Perlen und Korallen, auf seinen Gewässern tödt' ich den Hay und meine Netze erfüllt das Volk der Fische. Und der stolze Mensch mit seiner Allem gebietenden Kraft, mit seinem alle Geheimnisse der Natur ergründenden Verstand, mit seiner Herrschaft über das organische und unorganische Leben ist mein Unterthan. Was Millionen vollbringen mit vereinter Kraft, ist mein Werk und jedwede Menschenthat geht aus meinem Geheiß, aus meiner Billigung hervor. Jeder ist mir sein Leben und seinen Besitz schuldig, auf meinen Befehl hört er auf zu leben und all' sein Thun muß er modeln nach meinem Gesetz. Und wollt' ich mich baden im Menschenblut — ich könnt' es. Keine sichtbare Macht ist über mir und hoch steht mein Thron über der Menschheit. Kein menschliches Tribunal richtet über meine Thaten, und nur dem eigenen Verstand, dem eigenen Gefühl folg' ich. Meine Gnade beglückt, mein Zorn vernichtet. Tausende kann ich schlachten zum Zeitvertreib, ihr Eigenthum kann ich vergeuden, ihre Töchter und Frauen, die Schönsten des Landes kann ich mir aneignen. Und bin ich würdig dieser Allgewalt? Noch hab' ich nichts gethan, was meinen Werth bewiese, kaum noch bin ich Mann und schon gehorchen mir Greise, und wär' ich ein hilflos schwaches Kind — sie gehorchten mir. Ich bin nicht mehr als ein schwacher fehlbarer Mensch, nicht erhaben über die Leidenschaft, nicht erhaben über menschliche Urtheilskraft. Bessere und Weisere mag es geben im Lande und doch bin ich der Mächtigste. O, die Menschen sind

leichtsinnige Thoren, so ungemessene Gewalt einem Erdensohne zu lassen — der Beste seiner Zeit und eines Jahrhunderts ist ihrer unwerth. Einem Gott voll übermenschlicher Weisheit, voll selbstständiger unerborgter Gewalt, käme es zu den Szepter zu schwingen über die Menschheit."

„Und doch möcht' ich sie nicht missen, diese göttliche Gewalt und Keinem Andern sie vergönnen. Nicht erworben und verdient hab' ich sie, denn wer vollbrächte so göttliche That, um solchen Preis zu verdienen? Der Himmel hat sie mir geschenkt und ohne Mühe hab ich Besitz genommen von ihr, aber das schwöre ich beim allmächtigen Gott, der unsere Herzen kennt, daß ich nichts thun will mich ihrer unwerth zu zeigen. Die Thränen will ich trocknen, die mein Vorgänger fließen gemacht, die Wunden will ich heilen, die er seinem Volke geschlagen, und in Vergessenheit sollen alle Greuel und Verbrechen seiner Zeit versinken. Nur Glückliche soll es in meinem Reiche geben und die finsteren Vorurtheile sollen verschwinden vor den Augen meines Volks. Ich will die Binde lösen, die seinen Blick, die Fesseln, die seine Kraft gefangen gehalten, in meinem Reiche soll Licht und Glückseligkeit, Macht und Ruhm auferstehen aus den traurigen Trümmern meines zerstörten Vaterlandes. —"

„Heil unsrem König Alexis!" rief unter den Fenstern des Palastes ein zahlreicher Volkshaufe, der im Taumel der Freude über die glückliche Veränderung fast immer die Residenz umschwärmte.

„Heil, Heil unserem König!" wiederholte sich auf allen Seiten der allgemeine Jubelruf.

„Heil meinem Volk!" antwortete Alexis, indem er freudig überrascht aufsprang und mit freundlichen Winken die Jubelnden begrüßte. „Heil Allen, die unter mir geboren werden. O, wie ich sie liebe, diese frohen Menschen, was ich mein nenne, will ich ihnen opfern und leben und wachen will ich für sie wie ein guter Vater für ihr Wohl. Ich will nicht

froh sein, wenn ich weiß, daß Einer unter ihnen weint, ich will nicht ruhen, wenn ich weiß, daß ihnen meine Thätigkeit frommen kann. Segnen sollen mich noch ihre Enkel und meiner Zeit und meinem Namen will ich ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte bauen. So lange ich lebe, soll mich mein Volk lieben und keinen Fluch will ich auf meine Krone laden."

So schwärmte der junge Monarch und Freudenthränen stürzten aus seinen Augen auf die blasse Wange. Samboro, der unbemerkt hereingetreten war, blieb mit Wohlgefallen horchend an der Thüre stehen, weniger aus Ehrfurcht, wie es schien, denn aus Neugierde die lauten Gedanken seines gekrönten Herrn zu belauschen.

„Ohne Fluch wird es nicht abgehen, hoher Herr!" sagte Samboro, indem er hervortrat, „es hat noch Keiner regiert auf diesem Erdenrunde, den nicht Tausende verwünscht hätten. Volksgunst ist ein gar unverläßlich Ding, sie läuft ab und zu wie der Sand in der Uhr. Heute schreit der Haufe „Heil" und morgen „crucifige!" Ihr könnt Euch keinen Segen verdienen ohne Fluch auf Euch zu laden, auch geschieht es bei Regenten eben so häufig, daß sie Segen verdienen, wenn sie Fluch erndten, und Segen erndten, wenn sie Fluch verdienen. Wäre ich ein Sokrates und Ihr mein gelehriger Zögling, so würde ich Euch sagen, kümmert Euch weder um das Eine noch um das Andere."

„Wie, Samboro, Du riethest einem König die Menschen zu verachten?"

„Wenn Ihr das so nennen wollt — ja — ich heiße es nur die Menschen nicht überschätzen."

„Mag das Weisheit sein — mich gelüstet nicht nach ihr. Welchen Richter hätte die Majestät über sich, und welchen Lohn könnte sie erstreben, welche Strafe fürchten, als die öffentliche Meinung, den Ruhm, die Schande? Ja, Samboro, ich gestehe es, ich schätze die Menschen und ihr Urtheil

wird die Richtschnur meiner Handlungen sein. Diese Krone will ich wegwerfen, wenn sie mir nicht Ruhm und Ehre bringt."

„Viele sind glücklich geworden durch diese königliche Gesinnung, und ich wünsche, daß sie Euch kein Unheil bringen möge. Darum verzeiht, wenn ein unwürdiger Knecht sich nicht bis zu der Höhe Eurer edlen Gedanken zu erheben vermag, aber verschmäht darum seine Klugheit nicht, die allein Euch schützen kann auf der gefährlichen Bahn, die Ihr zu betreten wünscht. Es ist ein Wagniß, würdig Eurer Majestät, nach Ruhm zu streben, ein starkes Herz gehört dazu ihn zu wollen und kein Opfer zu scheuen, das er grausam verlangt. Ihr habt ein wahres Wort gesprochen, als Ihr sagtet, der Ruhm allein ist des königlichen Strebens Eurer Macht würdig, denn Alles, was den gewöhnlichen Menschen glücklich macht, ist Euer eigen, nur nicht der Ruhm; jeder Zweck ist klein für Eure Kraft, bei dem Ihr sie nicht ganz einsetzt."

Der König war zu sehr mit seinen Ideen beschäftigt, als daß er hätte den Hohn bemerken können, mit welchem Samboro seine Meinungen vortrug. Der alte kluge Diener hatte es wohl bemerkt, daß sein Herr in den ersten Augenblicken seiner Regierung den Einflüsterungen des Ehrgeizes willig Gehör gab, und schien kein großes Gefallen an dieser Entdeckung zu finden. Darum wagen wir es, seine Spottrede günstiger zu beurtheilen und ihr eine menschenfreundlichere Gesinnung unterzulegen, als er selbst auszusprechen und durch seine Handlungen zu offenbaren scheint. „Jeder Zweck ist klein, bei dem Ihr nicht Eure Kraft ganz einsetzt." Diese stark betonten Worte haben einen tiefen philanthropischen Sinn, denn, wie wir Samboro kennen, dürfen wir ihm zumuthen, daß er das Verbrecherische des Strebens nach Ruhm und der Aufwendung aller Kraft — die einem Könige zu weiserem Schalten anvertraut ist — wohl erkannt habe. Alle ruhmsüchtigen Ti-

rannen, welchen es gelang ihr Ziel zu erreichen, haben die Kräfte ihrer Unterthanen verschwendet, ganze Zeiträume des weltgeschichtlichen Lebens aufgeopfert, ganze Nationen zu Grunde gerichtet, ihre eigene und die Glückseligkeit ihrer Zeitgenossen ans gewagte Spiel gesetzt für den traurigen Gewinn eines berühmten Namens. Das Wesen des Ruhmes selbst deutet auf auffallend große Ereignisse und Thaten hin und selbst große Schöpfungen sind in der Zerstörung des Bestehenden bedingt. Diese geschichtliche Erfahrung und Betrachtung war gewiß dem Verstande Samboros nicht fremd, und seine Vernunftmoral mußte das Streben nach Ruhm, als die verwerflichste Richtung eines Fürstengemüthes, bezeichnen. Und was ist dieser Ruhm, mußte er sich sagen, als ein lügenhaftes, wankelmüthiges Phantom von zweifelhafter Dauer und von wechselndem Glanz — es wird verdunkelt oder entstellt, so lange bis es ein fernes Jahrhundert verschlingt, bis es untergeht wie alles Irdische in der Untiefe der Vergessenheit? Welcher wahrhaft große Geist kann wünschen, daß sein Name die Zeit überlebe, in der er mit lebendigem Wort und lebendiger That seinen Werth vertheidigen kann gegen ungerechte Beschuldigung, gegen schiefes unverständiges Urtheil, daß er verstümmelt in fernen Zeiten fortlebe, wo er keinen Anwald hat, als leichtsinnig aburtheilende Geschichtsschreiber verschiedenen Glaubens, verschiedener Talente, preisgegeben jedem Muthwillen und jeder bösen Laune, bis von ihm nichts bleibt, als ein unförmlicher Laut, ein lügenhaftes Bild; bis die Phantasie ihn in abentheuerliche Gestalten kleidet und die Zweifelsucht seine Existenz leugnet? Die kleinliche Eitelkeit einer schwachen Seele allein kann es wünschen, daß der menschliche Unverstand und die unmündige Meinung des Haufens sein Andenken überschätze, ihm Altäre baue und Weihrauch opfere, derselbe Menschenpöbel ihn ehre, der durch Jahrtausende das Bild eines Stieres verehrt, Narren und Bösewichter vergöttert, der Alles heiligt, was seinen Sinnen

imponirt, und wäre es die niedrigste Gestalt, der ekelhafteste Stoff.

Anders dachte und fühlte Alexis. Der Glanz der Majestät hat ihn berauscht und der Gedanke an seine nunmehrige Macht hatte seinem Geiste Aufschwung und solche Ueberkraft gegeben, daß er unfähig ist seine Wünsche zu bändigen und in dem irdischen Kreise der Wirklichkeit zu bleiben. Eine Menge reizender Vorstellungen waren aufgetaucht und ihre Sinnlichkeit, unterstützt von einem brausenden Geblüt hat die nüchtern-prüfende Vernunft niedergerungen. Schönheit siegt über die Wahrheit, und lieber schwärmte sein jugendlicher Geist in den grenzenlosen Räumen der Phantasie, wo reiche Sinnenlust und warmes Empfinden das Dunkel der Ungewißheit gerne tauscht für die lichte, kalte Wahrheit der eng begrenzten philosophischen Denksphäre. Dort fand er ewiges Leben, erhabene göttliche Schöpfungen, hier Tod und Verwüstung und alle traurigen Wahrheiten des Lebens. Wäre er niederer Abkunft gewesen, so würde er nun als Regent seine Wirkungskraft vorerst zur schleunigen Erwerbung aller jener Lebensgenüsse, welche ihm bisher gemangelt, verwendet haben, wäre er nicht Mann geworden in der ehebrecherischen Umarmung, so würde er von vagen Wünschen hingerissen worden sein, tausend unsichere, undurchdachte Pläne gefaßt und aufgegeben, seine ganze Kraft in richtungsloser Schwärmerei vergeudet haben, ohne zu wissen, was er festhalten, was er aufgeben müsse. Oder hätte eine gemeine Seele in ihm gewohnt, so würde er seine Macht zu niedrigen, selbstsüchtigen Zwecken angewendet, dem rohesten Materialismus angehangen haben, der das Schöne verbannt und das Edle, um allein in vollkräftigem Genuß alle Begierden zu ersäufen. Er war Alles das nicht — fein gebildet, im Ueberfluß erzogen, in Liebe ermannt, durch Betrachtung erleuchtet, von der Idee beseligt, von der Erkenntniß beschützt, konnte er seiner ungestümen Kraft nur eine falsche Richtung geben, fand er nur

eine unbefriedigte Begierde in seiner Brust, nur eine Schwachheit und einen Hauptirrthum, der tausend kleine Irrthümer in sich schließt, nur eine edle Thorheit — den Ehrgeiz — oder vielmehr dessen höchste Potenz — die Ruhmsucht. In einer niederen Stellung würde sein erleuchteter Verstand bald die Eitelkeit solchen Strebens erkannt haben, aber auf den Höhen der Menschheit ward er in einer, für keine menschliche Brust bemessenen Atmosphäre, von Wahn und Selbsttäuschung umdüstert, und sein Auge fand nichts Höheres, als den glänzenden Irrwisch der Könige — den Ruhm. Wie er noch vor wenigen Tagen, als ein ohnmächtiger Prinz, die Freiheit geliebt, so liebte er nun seine eigene Macht und die Ehre, und so ward in wunderbarer Metamorphose ein edler, einem Brutus, Scävola, Tell, Washington verwandter Geist auf der Wolkenhöhe der Majestät mit der größten Leidenschaft der Tirannen befruchtet — so ward aus einem himmelstürmenden Giganten ein blitzender Zevs, aus einem großen Menschen ein kleiner Gott. Wie bisher der edle Stolz des Selbstwerths, des kräftigen Selbstbewußtseins, beseelte ihn nun der gefährliche Stolz der Macht und unverdienten Größe.

Gemildert und veredelt zwar ward diese Leidenschaft durch eine jugendliche Menschenliebe, die sein Inneres erwärmte, und dem unbändigen Wunsch einen starken Zaum anlegte durch edle Großmuth und zu Opfern bereitwilligen Patriotism. Noch hatte er nicht die größte Bitterkeit des Lebens, das Verkanntwerden, Unbill und böses Urtheil, Verrath und Heuchelei, gekostet, noch theilte er die Menschen in gute und schlechte, Weise und Thoren, noch wußte er nichts von dem Erblaster der Menschheit, dem Alle ergeben sind, das die Edelsten zu Verbrechern, die Verständigsten zu Thoren macht — der Selbstsucht. Noch wußte er nicht, daß Alle mit einer schrecklichen Erbsünde, die ein schwerer Fluch der Gottheit auf sie geladen, behaftet sind — mit dem alles Edle entweihenden, alle Wahrheit entstellenden, alle Tugend

verketzernde **Wahn.** Noch hatte er die Quelle, aus welcher Geringschätzung des Werths anderer und des eigenen entspringt, Ueberdruß, Mißtrauen und Haß, nicht gefunden, ihre bittere Wahrheit nicht getrunken. Sein Auge strahlte Heiterkeit und Liebe, den Schleier der letzten hatte noch keine frevelnde Hand von dem Bilde zu Sais gerissen; er liebte das Leben und seine schöne Täuschung. Sein hochherziger Philantropism war das Gegengewicht zu seiner Ruhmsucht und zum wenigsten hatte sein Volk eben so viel Heil, als Unglück von seinen Thaten zu erwarten. Sein Ehrgeiz bedrohte die Menschheit, seine Großmüthigkeit ihn selbst zu Gunsten der ersten. Samboro fürchtete daher diese eben so wie jenen.

In den ersten Tagen seiner Macht umgaukelten Alexis nur die glänzendsten Vorbilder der Menschen- und Fürstengröße. Gewaltige Namen, welche die Geschichte mit Ehrfurcht nennt, klangen in seinem Ohr, und das Andenken ihrer Großthaten schien ihm zuzurufen: **Auf, werde ihnen gleich!** Es wurde ihm gegenwärtig, wie ein Leonidas bei Thermopylä focht, wie ein Julius Cäsar siegte, wie Achilles kämpfte vor Troja, wie ein Alexander eroberte, ein Lykurg Gesetze gab, ein Marc Aurel mit Weisheit herrschte. Er sah im Geiste Troja fallen, Carthago zerstören, Rom erbauen, die Wunderschlacht der Markomannen, und kämpfte, schlug mit, siegte und fühlte den Lorbeer rauschen auf seinem Haupte. Aber mitten in diesen wildbewegten Schlachtbildern stieg ein grämlicher Zweifel auf, ob so blutige Großthaten nicht verbrecherische Frevel an der Menschheit seien. Eine zweifache Menschengröße schien ihm erstrebenswerth, die Größe des Helden, die Größe des Weisen. Zum Heldenthume drängte ihn sein stürmisches Blut; zur Weisheit, zur milden Vaterherrschaft, zur feierlichen Gesetzgebung, zur weisen Mäßigung und Erhaltung — sein kindlich frommes Herz, die unbestochene Vernunft. Dieser Zwiespalt beunruhigte sein Gemüth, erfüllte es mit Zweifel und Verdruß. Sein Gedanke bewaff-

nete bald mächtige, mutherfüllte Heere, erregte wildes Kriegsgeschrei in allen Theilen seines Reiches, bald reichte er den Oelzweig des Friedens und verbreitete friedlichen Jubelruf, Liebessang und Freudelachen über Berge und Thäler. Beide Vorstellungen waren voll reizender Erhabenheit. Wenn das Meer stürmt und sich durch dunkle Wogen mit dem Himmel vermählt, wenn das Gebraus der schäumenden Wellen und betäubender Donner die Lüfte erfüllt, wer wünschte sich da die Wogen geebnet, den Himmel klar? Und wenn man den endlosen dunklen Spiegel, in dem sich der Mond und die Sterne heiter beschauen, oder die klare blaue Fläche der See mit fliegenden Segeln bedeckt am Tage erblickt, wer könnte da sich sehnen nach Sturm?

Unentschieden schwankte des jungen Helden bewegte Seele zwischen diesen Extremen, verdüstert bald, geblendet bald spähte sein Blick nach Klarheit, Wahrheit, und er fühlte zum ersten Male das Gewicht seiner Krone, die Enge des Purpurs. Es war ihm, als müßte er Wolken zertheilen, um die Wahrheit zu enthüllen, Fesseln zerbrechen, seine Kraft zu befreien. „Ich will sehen," rief er erzürnt über seine Geistesohnmacht, „ich will mich von diesen Zweifeln befreien — ich will lieber sterben, als nicht wissen, was ich will und soll, ich will Licht, Licht oder Todesnacht!"

„Ihr sollt sogleich befriedigt werden," sagte Samboro, der lange da gestanden, ohne daß der König — der durch seine Rede in tiefes Nachdenken versunken war — seiner Gegenwart gedachte. Eilig erleuchtete der dienstfertige Freund und Lehrer den verdunkelten Saal, den König nicht ferner störend in seinem stummen Brüten.

„Seit wann bist Du ein Narr, Samboro?" fragte der König, nachdem dieser sein Geschäft vollendet.

„Seit meiner Geburt, Majestät, und werde es hoffentlich bleiben bis an mein seliges Ende!"

„Sage mir, Samboro," fragte Alexis weiter, indem er

seine unterbrochene Ideenfolge wieder aufgriff, „kannst Du mir keinen meiner Räthe empfehlen, als einen biederen und weisen Mann, der mir behilflich sein könnte in meinen Geistesnöthen.“

„Keinen, Eure Majestät, als mich.“

„O, Deine Weisheit kenne ich, und ich habe sie in mir aufgenommen, aber sie frommt mir wenig oder nichts. Kennst Du keinen Weisen außer Dir in meinem Lande? Ich will mich mit ihm besprechen, bring ihn her zu mir und müßtest Du ihn von den fernsten Grenzen holen.“

„Nur einen, hoher Herr, und dieser sucht keinen König an seinem Hof. Es ist der Eremit Magus, von dem ich Euch schon manche Sonderbarkeit erzählt. Doch müßte sich Eure Majestät herablassen ihn in seiner Behausung aufzusuchen, denn er wird nicht hierher kommen, außer mit Gewalt gezwungen.“

„Was sprichst Du von Gewalt gegen einen hundertjährigen Greis? — Komm, führe mich in seine Höhle, ich will ihn sprechen, gleich — fort!“

„So schleunig, Majestät, geht das nicht — sechs gute Stunden haben wir zu reiten bis hin, und vorher muß ich den Alten doch vorbereiten auf den hohen Besuch.“

„Nein, ohne Aufschub, Samboro, laß die Pferde satteln — ich muß mir Nahrung suchen für meine gefräßigen Zweifel, oder sie vernichten.“

„Bedenkt doch, Majestät, die dringenden Regierungsgeschäfte —“

„Kein Bedenken — laß uns aufbrechen, den Weisen vom Berge zu suchen.“

„Das ist eine gefährliche Weise, jeden Entschluß sogleich zur That werden zu lassen,“ murmelte Samboro und traf gehorchend die nöthigen Anstalten. Bald verließen sie das Schloß, und kurz vor Mitternacht polterten sie an der Hütte des alten Magus.

Magus war keiner jener schmutzigen Müßiggänger, die in finsteren Höhlen mit ekelhaften Reptilien gemeinschaftlich wohnten, sich vom Betteln ernährten und die Zeit mit sinnlosen Gebeten und frommer Kasteiung tödteten. Seine bequeme, fast zierliche Hütte lag zwar einsam, aber nicht versteckt in einer dunklen Schlucht, sondern frei und malerisch zwischen freundlichen Baumgruppen auf der sonnigen Höhe eines Berges. Zu seinen Füßen lächelte eine anmuthige, belebte Landschaft mit zahlreichen Wohnstätten friedlicher Hirten besäet, welche selbst in der Nacht einen angenehmen Anblick gewährte. Kein Abzeichen fanatischer Andachtsübung war in der Umgebung bemerkbar, kein Kreuz, kein Todtenschädel und kein geöffnetes Grab, bestimmt, einst die Reste des Einsiedlers aufzunehmen. Das Häuschen schien eher die Wohnung eines friedlichen Landmannes, denn die Einsiedelei eines Sonderlings, und war wirklich auch nichts, als das einsame Sanssouci eines Mannes, der seine Thatkraft verbraucht hatte in einem bewegten Leben, der sich selbst überlebend, der Welt entfremdet sich hierher zurückgezogen, um auszuruhen von den erlebten Drangsalen und Mühen. Weder Bizarrerie, noch Menschenhaß hatte ihn in diese schöne Einsamkeit verbannt, wohl aber die natürliche Verlassenheit, welche das hohe Alter mit sich bringt. Seine alten Freunde und Blutsverwandten waren längst gestorben, seine Urenkel ihm entfremdet, denn die Wärme der physischen Verwandtschaft erkaltete schon im dritten Gliede bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit. Er hatte die Welt nicht, die Welt hatte ihn verlassen, und achtete ihn nur als eine seltene Antiquität.

Magus stand bei den Meisten, die ihn kannten, im Rufe eines Weisen, oder, was dem blödsinnigen Haufen dasselbe ist — eines Zauberers, der unheimliche Dinge treibe in seiner Abgeschiedenheit. Die rechtgläubigen Landleute flohen die Gemeinschaft mit ihm, wenn aber Einer in Noth war, Rath oder Hilfe brauchte, überwand er die fromme Scheu und nie-

mals fand er sich in seinem Vertrauen getäuscht. Dem alten Magus war selten etwas unmöglich — seine große Welt- und Menschenkenntniß half mehr noch, als sein Einfluß und die reichen Mittel, die ihm zu Gebote standen. Sein Familienname und seine Lebensgeschichte war Allen ein unerforschliches Geheimniß, denn obwohl er die Menschen nicht haßte, so schätzte er sie doch zu richtig nach ihrem Werth, um sie seines Vertrauens würdig zu finden.

Ein junges Mädchen öffnete die Thüre und ließ die Fremden herein, ohne zu fragen, woher sie kämen und was sie wollten in so später Nacht. Auch Magus wachte und schien den seltenen Besuch erwartet zu haben. Ein ehrwürdiger Greis mit kahlem Scheitel und langem weißen Bart, schlicht, aber nicht abenteuerlich gekleidet, trat ihnen mit ernster heiterer Miene entgegen und rief:

„Heil Dir, König Alexis!“

Alexis war betreten, sich hier unvermuthet erkannt und, wie es schien, erwartet zu finden. Ehrfurchtsvoll begrüßte er den Greis und kaum wagte er es, auf dessen Geheiß sich niederzulassen, während Samboro sich entfernte und ihn mit dem Wunderbaren allein ließ. Flüchtig durchirrte sein Blick das spärlich erleuchtete Gemach, um irgend ein Abzeichen des geheimnißvollen Treibens des Alten zu entdecken, aber er fand nichts als Bücher, astronomische Apparate und häusliche Geräthschaften, deren Form zwar veraltet, aber keineswegs seltsam oder abenteuerlich war. Und doch schien ihm sein Empfang so unbegreiflich wunderbar, das ganze Wesen des Einsiedlers so mystisch, daß er sich einer bangen Scheu nicht erwehren konnte.

„Ehrwürdiger Greis,“ redete er den Weisen endlich an, „ich komme Deine weisen Lehren zu vernehmen und den Rath zu empfangen den Du einem König zu ertheilen für gut findest. Vergieb es meinem plötzlich erwachten Durst nach Weisheit, daß ich Dich der Stunden der Ruhe beraube, denn ich

will nichts beginnen, ehe ich meinen Willen gestärkt mit Weisheit und wahrer Tugend.“

„Die Stunden der Nacht sind nicht Stunden der Ruhe für mich, und Du thust wohl daran nach Weisheit zu forschen, wenn die Welten dem irdischen Auge sich aufschließen, der Himmel seine ewige Weisheit entfaltet.“

Bei diesen Worten wies er nach den Gestirnen und bat den König hinauszutreten mit ihm in die lichtvolle Nacht, um das Gespräch im Angesichte der Sterne fortzusetzen.

„Du suchst Weisheit bei Menschen,“ fuhr er fort, „aber Du kannst nirgends mehr der Weisheit finden, als in diesem aufgeschlossenen Heiligthum der Natur. Dein Stern glänzt dort in heiterer Glorie, derselbe Stern, der sich einst verdunkelte in einer verhängnißvollen Nacht, da Dich der Verrath und die Bosheit umschlich. Setze die Betrachtungen fort, die Du damals, verloren im Anschaun dieser himmlischen Herrlichkeit machtest, und Du wirst die Weisheit finden, die Dir frommt. Sieh, diesen lichten Nebel in der Milchstraße — es sind Welten die Du siehst, wie sie vor einem Jahrtausend gewesen sind — erfasse mit Deinem kühnsten Gedanken die unermeßliche Entfernung jener Sterne, deren Licht ein Jahrtausend braucht, um bis zu unseren Augen zu dringen, und Du wirst erkennen, was Du bist — König über einen Winkel dieser Erde, die ein Punkt ist in diesem Sternhimmel. Nur im Anschauen der Ewigkeit kannst Du das Begrenzte mit richtigem Blick ermessen.“

„Wohl habe ich diese Betrachtung oft angestellt,“ erwiderte Alexis, „aber sie ist trostlos, vernichtend.“

„Das ist sie nicht, mein Sohn, sie vernichtet nichts, als die Thorheit, Selbsttäuschung und das unreine Streben niedriger Leidenschaften. Sie lehrt nur das richtige Verhältniß des Menschen zur Natur oder Gottheit, sie lehrt nur die Nichtigkeit dessen, was tausend Thoren durch unverständige Thaten zu erstreben suchen, sie lehrt uns die Pflicht des Men-

schen, der angewiesen ist in seinem beschränkten Raum, in seiner Zeit zu bleiben, sie lehrt uns nur nach dem Erreichbaren zu streben, und läßt uns erkennen, was erreichbar ist unserem Verstande, unserer Thatkraft. Dir, König, giebt sie eine besondere wichtige Lehre, die Nichtigkeit des menschlichen Ruhmes, nach dem Dein Geist vermessen strebt. Sieh nach den Sternen, und freue Dich des Gedankens, daß Dein Name vielleicht so lange Zeit leben wird, als die fernst sichtbaren Sterne brauchen, um ihr Licht zu uns zu senden. Sieh jenen fahl schimmernden Kometen, der dort kaum sichtbar in mehr als Sonnenferne von uns dunkle Sphären durchfliegt, die Sterne verhüllend mit seinem Dunst — er wird erst wieder kommen, wenn Deine Werke in Trümmern liegen, Dein Leib zerfallen ist in Staub, Dein Reich vielleicht verschlungen von einem größeren, Dein entstellter Name nur noch in einem Register steht."

„Vater, auch dieser Gedanke ist trostlos und entwaffnet meine Thatbegierde."

„Nicht trostlos ist die Lehre der Natur. Du sollst nicht eingreifen in ihr Recht, Du sollst nicht wirken wollen für eine Ewigkeit, Du sollst Deine Thatkraft nicht verwenden für den Klang eines großen Namens, denn alle Deine Werke und Deinen Namen — gleich viel ob einen Augenblick früher oder später — verschlingt die Ewigkeit des Naturlebens. Trostlos ist die Lehre nicht, Du sollst nicht zerstören, um Deinem Andenken lange Dauer zu geben, Du sollst nur zeugen, schaffen und sterben, um ewig in der Realität zu leben. Trostlos ist der Gedanke nicht, daß der Wahn und die Täuschung untergeht, daß die Formen und Namen verschwinden, daß nur das Wesen bleibt in der Unvergänglichkeit, vergänglich an Gestalt. Süßen Trostes voll aber ist das Bewußtsein, daß wenn Du zeugst, bildest, nicht zerstörst, Dein Wesen einst aufgeht in tausend Blüthen, daß es sich ausbreitet wie eine reiche Saat über den Raum der Erde, daß es ewig

fortlebt in neuer Bildung, verschönerten, verjüngten Gestalten. Mag dann Dein Name verschallen, Deine Gestalt aufgelöst sein, da Du immer lebst im Wirklichen, da Du das Licht aus tausend Augen trinkst, des Lebens Wärme mit tausend Herzen fühlst. Selig und unsterblich ist der zeugende, schaffende Mensch und sein zeugender, schaffender Geist, der nicht nach Ruhm und Ehre, sondern nach ewigem Leben strebt. Sein Leib ist ein gutes Saamenkorn, aus welchem tausend Früchte entsprießen, sein Geist befruchtet tausend weiblich empfangende Geister und die kräftigen Geburten seiner Vaterkraft leben und verjüngen sich fort und fort mit den Myriaden Welten am Sternhimmel, gleich unendlicher Dauer. Der Ruhm aber ist ein wesenloser Schall, der in kürzeren oder längeren Schwingungen, in vielfältigem Echoruf, früh oder spät, in Sonnen- oder Kometenjahren, in Jahren oder Jahrtausenden, doch gewiß verklingt. Wehe den Unglücklichen, welche ihre Zeugungs- und Bildungskraft, ihr wirkliches Wesenleben einem leeren Namen opfern, die zerstören, um ihm Klang zu geben, ihr Leben gleicht dem schnell vergänglichen sekundenlang leuchtenden oder zerstörenden Blitz, welchen der unfruchtbare Donner überdauert."

„Sollte es aber kleinlich oder thöricht sein nach dem ehrwürdigen Ruhm jener fürstlichen Heroen zu streben, deren kolossale Schöpfungen ihnen den Beinamen der Großen, der Weisen und Gerechten erworben, deren Andenken in allen Zeiten geehrt, deren Namen von allen Zungen gepriesen worden sind? Sollten uns diese Männer minder ehrwürdig sein, weil ihre Schöpfungen nicht immer lange dauerten? Haben sie nicht oft die Grundlage einer neuen Staaten- und Weltbildung gelegt, nicht ganze Nationen groß, reich, mächtig gemacht? Verzeih mir, weiser Magus, wenn ich diese Größen mit einem anderen Maßstab messe, als Du, wenn ich es nicht vermag, die Ehrfurcht, welche ihre Namen in mir er-

regten, zu verleugnen und ihre Thaten mit der dankbaren Menschheit bewundere."

„So kommt herauf," rief Magus mit emphatischer Ironie, „kommt herauf aus der Tiefe des Orkus, ihr gepriesenen, vergötterten Helden, die man groß, gerecht und weise nennt. Erscheinet ihr Schatten im Gewande eurer Zeiten und bekennt eure Thaten, eure Absichten und die unmäßigen Begierden, die so Wunderbares vollbracht haben, daß die Menschheit staunend vor euch niedersank und eure Statuen gleich Götzen verehrte. Tritt zuerst in unseren Kreis, Du gewaltiger Geist, dessen Name jetzt am lautesten ertönt, dies- und jenseits zweier Meere, im Occident und Orient, im Nord und Süd, der die Welt beherrschen wollte und einen Theil mit kühner That bezwang!"

„Sieh ihn hier nahen, thörichter Jüngling, in jener Zwerggestalt. Sein eckiges Gesicht gleicht einer Marmorbüste, seine Stirn ist finster, seine Wange nicht gefurcht. Das Haupt bedeckt ein seltsam geformter Hut, an seiner Seite hängt ein leichter Stahl in zierlicher Scheide, einer Nadel mehr ähnlich, als einem Schwert. Mit dieser Waffe schrieb er der Welt Gesetze, mit diesem Auge voll künstlichem Ausdruck schüchterte er Könige ein. Wir wollen sein Geständniß hören, seine Größe zu würdigen."

„Ich bin es — meinen Namen brauche ich nicht zu nennen, denn als ich lebte, nannte man mich nur „Ihn, den Großen." Auf einer fremden Insel geboren, aus einem unberühmten armen Geschlechte entsprossen, schien ich zu einem dunklen niedrigen Schicksal bestimmt. Da ermannte sich ein benachbartes Volk und erschlug seinen König. Es wollte frei sein, die Mächtigen sollten gestürzt, das Eigenthum gerecht und gleichmäßig vertheilt, der Gewissenszwang aufgehoben werden, und nur das Volk sollte selbst herrschen. Da traten fremde Könige zusammen und überzogen das frei gewordene Land mit Krieg, denn sie fürchteten das Beispiel werde ihre

Völker zu gleicher Unthat verleiten. Da trat ich in die kampfgerüsteten Reihen des freien Volkes und heuchelte, empfand wohl auch, ehe mich der Ehrgeiz verführte, den allgemeinen Enthusiasmus für die Freiheit und das Recht. Meine Besonnenheit, mein persönlicher Muth und das wunderbare Glück meiner Waffen erwarben mir die Achtung und Auszeichnung meiner Kampfbrüder. Man fing an meinen Fähigkeiten und meiner patriotischen Treue größere Aufgaben zu stellen, und man bereute es nie, denn das Glück war mit mir. Aber mitten in den heißen Schlachten erwachte in meiner Brust ein unbändiger Ehrgeiz, der meine kühnen Thaten noch mehr unterstützte und durch ununterbrochenes Blutvergießen lernte ich das Leben der mir anvertrauten Schaaren gering schätzen. Je unbedenklicher ich opferte, je größer waren die erkämpften Erfolge. Mein Ruhm ward der Stolz des Vaterlandes und unbedenklich übertrug man mir die Gewalt und Pflicht eines Feldherrn. Als ich mich so erhoben sah, wuchs mein Selbstvertrauen zum unbändigen Stolz, zu übermüthiger und ungerechter Geringschätzung der mich vergötternden Menschen, zur entschiedenen Herrschsucht. Ich benutzte meine Stellung, um mein Ansehn immer zu vergrößern, meine Dienste dem Vaterlande immer unentbehrlicher zu machen. Ich heuchelte in dem fremden Lande einen erborgten Patriotismus, und erklärte mich bereit für sein Wohl und seinen Ruhm zu sterben. Die Bürger jenes Landes waren leichtsinnige eitle Thoren, zugänglich jeder Heuchlerkunst, wankelmüthig, ruhmsüchtig und unter sich selbst uneinig. Eine schlecht konstituirte Regierung aus eigennützigen, gemein denkenden Plebejern, mißhandelte das Gemeinwohl, beging Ungerechtigkeiten und Thorheiten ohne Zahl. Die Anhänger der gestürzten Dynastie gewannen immer mehr Ansehen, denn die blutigen Reformen schienen dem Lande nur Unheil zu bringen. Die niedrigsten Leidenschaften geriethen an einander und kämpften mit dem trägen Indifferentismus der ruhigen Besitz wünschenden

Klassen. Statt nun meine Kraft für die sinkende Sache der Freiheit zu verwenden, benützte ich die herrschende Zwietracht und mein Ansehen bei dem Heere zum Sturze der Volksregierung, führte eigenmächtig meine Schaaren zu neuen Siegen und erbaute mir mit Hilfe meiner Waffen einen Thron in dem die Gemeinheiten der Revolution überdrüssigen Lande und nannte mich seinen Regenten. Meine Freunde jauchzten mir zu, meine Feinde und die Freunde der Freiheit, die Guten und Vernünftigen schwiegen eingeschüchtert von meiner Macht und duldeten, übertäubt vom Geschrei der betrogenen Menge, meine Usurpirung der höchsten Gewalt. Aber mein Ehrgeiz war nicht befriedigt und meine gefährliche Stellung wohl begreifend, fing ich blutige Kriege an, theils um meine Macht und meinen Ruhm zu vergrößern, theils um die aufgeregten Gemüther mit fremdartigen Dingen zu beschäftigen. Ich imponirte so der Eitelkeit des Volkes durch nie gesehenes Gepränge, durch kühne Waffenthaten und machte stets meine Sache zur Sache des Vaterlandes. Ein Welttheil erbebte unter meinen Schritten und die Könige suchten meine Freundschaft. Aber im Uebermuthe meines Stolzes, und gewohnt, jede Kraft als mir nicht gewachsen zu betrachten, alle Menschen als Instrumente meines Willens zu behandeln und jedes große Opfer meinem Ehrgeize zu bringen, strebte ich nach einer Weltherrschaft, die sich über zwei Welttheile erstrecken sollte. Da waffneten sich fast alle Fürsten der Erde gegen mich, und nachdem ich Millionen meines Volkes und anderer Völker in Kriegen geopfert hatte, ward ich endlich durch Uebermacht überwältigt und starb in schmählicher Gefangenschaft. Ich war ein großer Verbrecher an der Menschheit und Vernunft. Ich verachtete die Menschheit und achtete nichts so wie mich selbst. Selbstsucht, Ehrgeiz, Ruhmbegierde und despotische Herrschsucht waren die unedlen Triebfedern meiner Handlungen. Ich verdiene meinen Ruhm nicht, denn ich habe unsägliche Jammer über meine Zeit gebracht.

Nur Thoren bewundern meine Größe. Mit gleichen Anlagen und Kräften starb mancher Mörder den Verbrechertod. Meine Schöpfungen sind längst zerstört, meine Zerstörungen aber werden noch lange fühlbar sein. Die größte Qual meiner vom irdischen Staub gereinigten Seele ist der Gedanke an meinen Ruhm. Ich war ein kleiner Mensch, denn mein unersättlicher Hochmuth kannte das größte Probestück der Tugend, die Entsagung nicht."

„Und wer bist Du, boshaft hämisches Gesicht, mit den glotzenden Augen, den gefurchten Wangen und dem unverkennbaren Ausdruck despotischen Trotzes und hartnäckiger Gesinnung."

„Ich bin der Schatten eines Mannes, der mit einem sehr gewöhnlichen Verstande und mit Nachahmung fremden Beispieles, durch einige zweckmäßige Reformen und die glücklichen Schlachten meiner Feldherren, endlich durch unwürdige Intriguen und Kabalen gegen auswärtige Höfe den unverdienten Ruhm der Größe erworben hat. Ich stamme aus königlichem Geschlecht und erbte den Thron meines Vaters — ein großes Glück für mich, denn sonst hätte ich mich schwerlich bis zu dieser Höhe durch eigene Kraft emporschwingen können. Eine schlechte harte Erziehung hatte mein ohnehin bösartiges Gemüth vollends verdorben, und als ich Herr wurde, ließ ich die empfundene Härte wieder Andere empfinden. Ich liebte mein untergebenes Volk nicht, ja ich verachtete es und ward ein sklavischer Nachahmer ausländischer Sitten, Einrichtungen und Manieren. Mir imponirte nur der fremde Klang, darum zog ich viele ausländische Schmarotzer an meinen Hof und ließ mich von einem derselben — einem geistreichen Mann — dem ich an geistigen Anlagen gewachsen zu sein glaubte, zum Besten haben. Die Sprache meines Landes verstand ich weder richtig zu sprechen noch zu schreiben — dagegen war mir eine wohlklingende ausländische Sprache ziemlich geläufig. Wenn ich je gezwungen war mit Leuten aus meinem Volke zu verkehren, so war meine Sprache stets

übellautend, derb und pöbelhaft. Treulosigkeit und Bosheit
waren Hauptzüge in meinem Charakter. Ich hielt meine
Verträge nie, wenn mir deren Erfüllung keinen Gewinn brachte,
und durch meine Intriguen mit einer verschmitzten Nachbar-
königin brachte ich es dahin, daß ein ritterliches und edles
Volk an meinen Grenzen seine Selbstständigkeit verlor und
sein Land zwischen drei Herren getheilt wurde. Eben so ge-
lang es mir durch schändlichen Verrath und einen ungerech-
ten Krieg gegen ein hart bedrängtes Nachbarreich, ein Stück
Landes zu erobern, das meinen Staat besser arrondirte und
seine Hilfsquellen vermehrte. Die Triebfeder aller meiner
Handlungen war niedriger Eigennutz und Herrschsucht. Das
Leben meiner Unterthanen achtete ich nicht höher, als das
von Hunden, mit welchen ich sie nicht selten verglich und
kein blutiges Opfer war mir zu groß, wenn ich dadurch mei-
nen Zweck erreichen konnte. Alle Fürsten damaliger Zeit ver-
achteten mich wegen meiner niederträchtigen Gesinnungen, we-
gen meines Atheismus, der durch keine moralische Grund-
ätze unschädlich gemacht wurde, nur mein verblendetes Volk
ehrte mich wie einen Götzen, weil ich einige miserable Ge-
ze verbesserte und in vielen Fällen eine Art strenger Gerech-
keit übte, welche lediglich auf meine Willkühr begründet
ar. Die raschen Fortschritte, welche die Menschheit damals
achte, rissen auch mein Volk mit, aber alles Gute, was
daraus entstanden war, wurde auf meine Rechnung geschrie-
ben. Dennoch waren meine Talente nichts weniger als un-
gewöhnlich. Meine Eitelkeit war eben so groß, als meine
Bosheit. Sie verführte mich zum Versemachen und zur Ab-
fassung vieler Schriften, welche die Menschen hinreichend auf-
klären konnten über meinen Unwerth. Sie werden auch jetzt
nach ihrem Werth geschätzt und von Vielen nur als eine un-
bedeutende Kuriosität aufbewahrt, da es unmöglich ist aus
ihnen Weisheit zu schöpfen. Ich war ein großer Verbrecher,
ein Thor und ein Narr zugleich.“

Der Schatten verschwindet und geharnischt tritt eine hohe, Ehrfurcht gebietende, Gestalt auf. Seine Hüften sind von einem mächtigen Schwert umgürtet, sein Haupt bedeckt eine kostbare Krone.

„Viele Jahrhunderte vorher regierte ich und mein Vorbild hat Vielen nachher zum Muster gedient. Barbarische Völker verwüsteten meine Länder, als ich König ward — ich schlug und vernichtete sie. — Mein Reich wurde eines der größten damaliger Zeit. Es gelang mir, eine neue Ordnung zu stiften, die Barbarei der Sitten und des Heidenthums zu bezwingen, einen neuen Glauben unter die ausgearteten Menschen zu bringen. Aber ich selbst war ein finsterer abergläubischer Mann, von bösen Vorurtheilen befangen und stets bereit, meinen Glauben mit dem Schwert zu predigen. Ich war kein böser Mensch und hatte kein verderbtes Gemüth, aber mein Verstand war schwach und machte mich zum Werkzeug fanatischer Pfaffen. Indem ich die Menschen vom Heidenthum befreite, schmiedete ich sie in einen neuen nicht minder verderblichen Wahn. Ich habe Ströme Bluts vergossen, um meinen frommen Zweck zu erreichen, und kein Gewissen machte ich mir daraus, ein heidnisches Volk mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Ich war kein Verbrecher und nur von der Finsterniß meiner Zeit befangen, aber eben darum verdiene ich den Ruhm und den Beinamen des „Großen“ eben so wenig, als meine Vorgänger. Ich starb als Frömmler, nachdem ich erkannt hatte, daß mein Wirken der Menschheit kein Heil gebracht. Zwar habe ich ein mächtiges Reich gestiftet, aber es war auf den Trümmern meiner Zeit und auf Millionen Leichen meiner unglücklichen Zeitgenossen gegründet und zerfiel in spätern Zeiten, nachdem es blutige innere Kriege erschöpft und der Fanatismus, den ich mit ihm gestiftet, in unsägliches Elend gestürzt, in kleine abgesonderte Staaten, denn es war durch nichts als durch die Gewalt und den Wahn zusammengehalten. Mit schmerzlicher Reue muß ich

es bekennen, meine scheinbaren Schöpfungen waren nichts als Trugbilder und verderbenschwangere Thorheiten."

„Noch älter ist mein Name," flüstert ein anderer Geist, angethan mit den Abzeichen der römischen Augustuswürde, „auch ich war von Aberglauben und Fanatismus befangen, die meiner Zeit noch gefährlicher wurden, da ich außerdem der Leidenschaft des Ehrgeizes und der Herrschsucht im höchsten Grade ergeben war. Als Cäsar schon erwarb ich mir durch einige ritterliche Thaten im Kriege gegen die Barbaren die Achtung der Römer. Als ich die Regierung antrat, mußte ich mich erst von zwei mächtigen Gegenkaisern befreien, lange Kriege gegen die Barbaren in Gallien und Illyrien führen. Ich ließ meinen Heeren ein Kreuz statt der Standarte vortragen und das Vertrauen auf die geheime Kraft dieses Zeichens stärkte ihren Muth, so daß sie überall siegten. Auch ich vertraute auf den Beistand des Christengottes und jeder Soldat mußte vor der Schlacht eine abergläubische Formel sprechen. Ich sah überall Wunder, und schrieb alle Siege dem Himmel zu. Später aber verfiel ich wieder in Unglauben, bis mich wieder ein Christ durch Bäder von einem argen Uebel heilte, worauf ich aufs Neue im Glauben gestärkt wurde. Mein Wankelmuth, meine Leichtgläubigkeit, und fanatische Strenge ging so weit, daß ich meinen eigenen Sohn ungerechter Weise hinrichten ließ, weil man ihn verbrecherischer Gemeinschaft mit meinem Weibe beschuldigte. Um meine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, ließ ich meine Gemahlin in einem heißen Bad ersticken. Im Kriege gegen die Barbaren war ich grausam und unmenschlich. Mit eigener Hand tödtete ich in einem Feldzuge tausend. Viele Gefangene ließ ich den wilden Thieren vorwerfen. Meine Gesetze waren eben so thöricht als meine Thaten. Wer ein Mädchen entführte, wurde auf eine grausame Weise hingerichtet. Meinen eigenen Glauben predigte ich mit Gewaltthaten, meine Unterthanen drückte ich mit großen Auflagen und verschwen-

dete den Reichthum derselben auf eine unsinnige Weise. Endlich befreite der Tod das Land von mir und die Anhänger der neuen Lehre, die ich auf Kosten der allgemeinen Glaubensfreiheit und des allgemeinen Wohlstandes begünstigt hatte, nannten mich den „Heiligen, Großen.“ Meine Werke beweisen jedoch, daß ich weder ein großer, noch ein heiliger Mann gewesen, denn als ein großer hätte ich in meiner Zeit sehr viel Gutes stiften, als ein heiliger hätte ich unmöglich so viele Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten begehen können. Ich besaß in früher Jugend schöne Anlagen und Fähigkeiten, aber die Macht, welche mir anvertraut worden war, hatte sie nicht entwickelt. Mein Verstand war schwach, mein Wille unkräftig, und die Ursache meines Ruhmes ist die Verblendung der Menschen. Ich habe weder Ruhm noch Anbetung verdient.“

Eine Menge ähnlicher Geister, deren Namen zum Theil vergessen worden sind, ziehen in den verschiedensten Kostümen, in Thierfellen, Purpurmänteln, mit weißen und farbigen Gesichtern, vorüber. Wir alle, rufen sie, sind durch große Verbrechen, Schandthaten, Thorheiten, berühmt geworden, wir alle waren schwache, leidenschaftliche, selbstsüchtige Menschen, niemals die Größeren und Besten unserer Zeit, und unseren Ruhm haben wir nur der Verblendung und den Irrthümern der Menschen zu danken. Selten liebten wir die Menschen, fast immer achteten wir sie gering, aber nicht aus Erkenntniß ihres Unwerths, sondern aus Ueberschätzung unserer eigenen Personen. Die Größten unter uns sollen für uns alle sprechen, denn unsere Thaten und Beweggründe sind einander so ähnlich, wie die Geschichten der Völker. Tretet hervor, ihr beiden Unwürdigen, deren Namen noch nicht verschollen sind, wie die unsrigen, und enttäuscht unsere Enkel über die angeblichen Verdienste, welche wir uns um die Welt erworben haben sollen. Berichtigt die lügenhaften Lobpreisungen, mit welchen feile Geschichtschreiber unseren Lastern das Wort ge-

redet haben, und verschweigt es nicht, wie wenig nachahmungswürdig unsere gegebenen Beispiele sind."

„Sprich, wer bist du, unbändiger Geist — nenne uns deine Thaten und ihren Lohn, deine Gesinnungen bekenne und die Zwecke deines Wirkens."

„Ich bin," antwortete eine rauhe Stimme, „der Schatten eines großen Eroberers. Vom gemeinen Soldaten habe ich mich durch blutige Gewaltthaten bis zum mächtigsten Regenten meiner Zeit emporgearbeitet. Ich wollte Ruhm und Ehre, Macht und Reichthum erringen und ich habe mein Ziel erreicht durch schändliche Verbrechen. Ich habe die Großen meines nachherigen Reiches ermordet, um über ihre Leichen auf den Thron zu gelangen. Ich habe Krieg geführt mit Völkern, die mich nie beleidigt haben, große Eroberungen gemacht und die Grenzen meines Reiches ungemein erweitert. Ich habe die Menschen verachtet und den vierten Theil jeder Generation hinschlachten lassen in meinen Kriegen, blos um meine Macht zu vergrößern und meinen Namen berühmt zu machen. Meine Zeitgenossen fürchteten und bewunderten mich, die Nachwelt hat mir den Beinamen des Großen ertheilt, die Geschichte nennt mich einen ausserordentlichen, wunderbar begabten Menschen. Und doch habe ich meine Größe und meinen unverdienten Ruhm nur einem schlechten unerbittlichen Herzen, einer unbändigen Gemüthsart und einem sehr gewöhnlichen Verstande zu danken. Die Größe meiner Thaten hat die Menschen verblendet, ihr einseitiges Urtheil bestochen."

„Auch ich," ruft ein anderer Schatten, „war ein berühmter Eroberer, doch aus fürstlichem Geschlecht entsprossen. Mir fehlte jedes ausgezeichnete Talent und die Ruhmbegierde allein machte mich groß. Ich war eitel, wie ein Weib, ein unersättlicher Wollüstling, Feinschmecker, Prasser, Verschwender. Ich besaß eine Menge Weiber und Beischläferinnen, und an meiner Tafel fand man die kostbarsten und seltensten Produkte aus den fernsten Ländern der Erde. Mein

Haar war stets mit wohlriechenden Essenzen gesalbt, mein Leib in weiche und kostbare Gewänder gehüllt. Eine erfinderische Pracht umgab meinen Thron und ungeheure Schätze waren in meinen Palästen aufgehäuft. Einige talentvolle Feldherren führten meine Völker auf ihres Herrschers Geheiß in blutige Kriege, und kein friedlicher Staat war sicher vor meinen Einfällen. Ich habe so einen ungeheuren Raum auf dieser Erde verwüstet und unterjocht, überwundene Könige zogen meinen Triumphwagen und ihre Schätze wurden meine Beute. Ich selbst war jedoch ein feiger Schwächling ohne Geistes- und Nervenkraft, das Wohl der Menschheit war mir gleichgültig und unbedenklich opferte ich es auf, wenn es sich um Befriedigung meiner Begierden handelte. Elender, thörichter war kein Sklave, als ich, und doch pries man meinen Namen und mehr als zwei Jahrtausende waren nicht im Stande, mein Andenken zu verlöschen."

„Auch Weiber nennt die Geschichte groß. Sieh hier die beiden Schatten, welche sich uns zagend nähern, sie zögern und schämen sich, ein freimüthiges Bekenntniß ihrer Schwachheiten und Irrthümer abzulegen. Welch ein erbärmlicher Vorzug ist der Ruhm, wenn auch Geschöpfe, welche die Natur zur Unkraft, Unselbstständigkeit, zum Empfangen, nicht zum Zeugen und Schaffen bestimmt, auf seine Höhe gelangen können?. Wie werthlos ist das Urtheil der Menschen, welches selbst die personifizirte Schwachheit groß und herrlich schilt? Doch vielleicht sind diese Weiber Wunder der Natur — wir wollen sie hören. Wer bist du, unweibliches Wesen, in dem mit Zobel verbrämten Gewande?"

„Ich bin die Tochter eines kleinen Fürsten, hatte aber das Glück, von einem mächtigen König geehlicht zu werden, der in einem ungeheuren Reich den Szepter führte. Aus Dankbarkeit leitete ich gefährliche Intriguen gegen meinen Gemahl ein und brachte es dahin, daß man ihn in einen Kerker warf und ermordete. Das verblendete, durch allerlei

Künste für mich gewonnene Volk rief mich zur Selbstherrscherin aus und die Großen, mit welchen ich zum Theil in Liebesverhältnissen stand, huldigten mir ohne Widerrede. Aber nicht nur im Inneren glückten mir alle meine boshaften Intriguen, auch in meinen Verhältnissen zum Auslande waren sie mir von Nutzen. Indem ich ein benachbartes Volk in Schutz zu nehmen vorgab gegen aufgeregte Partheigänger, sendete ich meine Schaaren in sein Land, ließ es brandschatzen, verwüsten und brachte endlich einen Theil desselben unter meine Oberherrschaft. Als ich zur Regierung kam, herrschte in meinem Lande noch die tiefste Barbarei. Es gelang mir, einige Einrichtungen zu treffen, welche demselben einen Anschein von erhöhter Kultur gaben, aber ich hatte weder Verstand noch guten Willen genug, das Wohl desselben gründlich zu befestigen. Daher waren alle meine Anstalten mehr luxuriös als nützlich und während ich nur besorgt war, meine Prachtliebe und Bequemlichkeit zu befriedigen, blieb das Land nach wie vor unkultivirt, die Civilisation des Volkes weit zurück hinter der anderer Staaten. Ich ließ die Straßen nur ebnen, wenn ich darauf reiste und meine Schöpfungen beschränkten sich auf den kleinen Raum, in dem ich gewöhnlich wohnte. Mein Charakter war, als Weib und Regentin, sehr schlecht, mein sittlicher Lebenswandel im höchsten Grade unwürdig und gemein. Meine unersättlichen Begierden zu befriedigen wählte ich mir Favoriten aus allen Ständen, überhäufte sie mit Gnaden und Geschenken, so lang sie mir gefielen, verfolgte und entehrte sie, war ich sie überdrüssig. Die niedrigsten Plebejer konnten zu meinem Lager gelangen, aber nicht selten wurden sie unglücklich, verloren Gut und Leben, hatten sie mich gesättigt. Meine geistigen Anlagen waren mittelmäßig, dennoch pfuschte ich in das Handwerk der Gelehrten, schrieb und übersetzte. Um zu glänzen, setzte ich mich mit den berühmtesten Männern aller Nationen in Briefwechsel, aber ich verstand weder ihre philosophischen

Untersuchungen, noch benützte ich sie. Sie gewährten mir nur einen angenehmen Zeitvertreib. Ich habe nur Schande verdient."

„Eben so unrühmlich, wenn auch nicht so skandalös war meine Regierung," sprach ein anderer Schatten. „Meine Mutter war die Mätresse und nachherige Gemahlin eines Königs. Keine weibliche Schwachheit fehlte mir: ich war eitel bis zum Lächerlichen, wollte für die schönste Frau der Welt gehalten werden und verfolgte diejenigen, welche es wagten, meine Schönheit zu bezweifeln. Aus Eifersucht ließ ich eine schöne Verwandte einkerkern und nach langjähriger Gefangenschaft hinrichten; meine beleidigte Eitelkeit kostete auch einem edlen untadelhaften Mann das Leben. Stolz und herrschsüchtig verschmähte ich den Rath und die Beschlüsse der Volksrepräsentanten und handelte immer eigenmächtig. Geiz und Unduldsamkeit, Falschheit, Hinterlist und Treulosigkeit waren meine ausgezeichnetsten Eigenschaften. Mein Reich nahm zwar unter meiner Regierung zu an Macht, Größe und Civilisation, aber mit Unrecht genieße ich den Ruhm, dieß allein und durch meine Fähigkeiten bewirkt zu haben. Einsichtsvollen und edlen Männern gebührt dieses Verdienst. Ich war nur klug, schlau und besonnen, aber meine Geisteskräfte waren eben so wenig außerordentlich, als meine Grundsätze edel und groß. Ich starb unter Gewissensqualen."

„Mein Herz war nicht so verdorben," gestand ein dritter weiblicher Schatten, „aber auch ich konnte mich nicht über die Schwachheiten meines Geschlechts erheben. Ich herrschte über ein gutes biederes Volk — keine Schandthat half mir auf den Thron, denn ich war nach den Gesetzen meines Landes rechtmäßige Thronerbin. Ich war eine gute Hausfrau, ein braves Weib, eine zärtliche Mutter, aber eine schwache Regentin. Die Eindrücke, welche mein kindliches Gemüth erhalten, konnte ich als Frau nicht verwischen, denn es gebrach mir an Geisteskraft und selbstständigem Urtheil.

Meine sittlichen Begriffe wurden mir von fanatischen Priestern eingeprägt, meine strenge Tugend bestand in weiblicher Keuschheit und Frömmigkeit. Ich schrieb grausame thörichte Gesetze, welche ganz dem religiösen Fanatismus angemessen waren, der in meiner Zeit herrschte. Die verzeiblichsten Schwachheitssünden wurden hart bestraft und Andersgläubige oder Ketzer überall in meinem Reich verfolgt. Der drückendste Gewissenszwang hielt alle geistigen Kräfte meiner Unterthanen gefangen. Gegen Verbrecher wurde Folter und Tortur angewendet, selbst gegen Hexen existirten grausame und thörichte Gesetze. Die Pfaffen hatten aber unumschränkte Gewalt und mißbrauchten sie im höchsten Grade. Dennoch wurde ich von meinem Volk geliebt, denn die damalige Zeit lag noch in großer Finsterniß und alle meine Handlungen galten für gottgefällige Werke. Ich fehlte nicht aus Bosheit, sondern aus Irrthum. Nach den Begriffen der rechtgläubigen Christen war ich eine große Frau."

Viele unbekannte, namenlose Gestalten folgen dem schwindenden Schatten dieses Weibes. „Wir waren, rufen sie," wahrhaft große Männer, aber unsere Namen haben uns nicht überlebt, oder sind doch zu früh verklungen. Wir haben wahre Tugend geübt, das Wohl der Menschheit befördert, uns aufgeopfert für das Vaterland und sein Heil. Wir waren nicht immer Könige, strebten nicht nach Ruhm und glänzenden Thaten und begnügten uns nach Maaßgabe unserer Kräfte nützlich zu werden. Wir achteten die Menschen zu sehr, um ihr Blut zu vergießen, und waren bemüht, sie aufzuklären und zu bessern. Unsere reichen Schöpfungen haben Jahrhunderte überlebt, aber die Menschen vergaßen ihre Wohlthäter, denn unser Wirken war selten auffallend, unsere Erfolge nicht plötzlich und gewaltsam herbeigeführt. Oft ging erst nach einem Jahrhundert die Saat unserer Werke auf und die Menschen erfreuten sich ihrer Früchte. Ehrgeizige, leidenschaftliche Menschen haben uns oft gelästert, verkannt, verspottet und verfolgt, aber

unser Geist lebt fort, während von ihnen nur noch Namen existiren. Viele genießen den Ruhm der Thaten und Schöpfungen, die wir vollbracht haben, und die verblendeten Menschen bringen ihrem Andenken die Huldigungen, die dem unsrigen gebühren. Unser Bewußtsein tröstete uns für diese Ungerechtigkeit und noch jetzt entschädigt es uns mit den unvergänglichsten Freuden."

Alexis hatte bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, aber die Geständnisse der großen Könige schienen ihm wenig zu gefallen. Es war ihm zu Muth-wie Einem, der um ein theures Gut bestohlen worden ist, und er verhehlte seinen Schmerz darüber nicht. Er mußte sich gestehen, daß manche dieser entlarvten Großen ihm zum Vorbild gedient, daß es sein heißer Wunsch gewesen, ihnen ähnlich zu werden. So groß sein Verdruß über die Herabwürdigung jener berühmten Namen auch war, so mußte er sich doch bei einiger Ueberlegung gestehen, daß sie auch gerecht gewesen. Er begnügte sich daher mit verdrießlichen Geberden über die Profanation seiner Heiligthümer nachzudenken und bemerkte gegen Magus: „Ihr habt die großen Fürsten und die Menschheit zugleich erniedrigt."

„Nicht ich habe es gethan," rechtfertigte sich Magus, mit doppelsinniger Hinweisung auf die Thaten der Männer und die Selbstgeständnisse ihrer Schatten, „sondern sie selbst."

Der Alte schwieg hierauf und überließ Alexis seinen untröstlichen Betrachtungen. Seine Eitelkeit war tief verletzt, denn noch nie hatte ein menschliches Urtheil seine eigenen Neigungen so nichtig und verwerflich dargestellt, daß wirklich ein Gefühl der Schaam in seiner Brust erwachte. Er war gewohnt, die Großthaten, welche aus dieser Neigung entsprangen, von Dichtern und Geschichtschreibern preisen zu hören, und selbst die Laster schienen ihm entschuldigt oder vielmehr unzertrennlich von einer großen Seele, die in allen Dingen in Tugend und Verbrechen über den Kreis des Gewöhnlichen

hinausstrebt. Wie erstaunte er, als er nun plötzlich überzeugt wurde, daß die größten Thaten jener „Großen" nur aus kleinlichen Leidenschaften entsprangen, und wie bitter enttäuscht fand er sich, als die Prüfung seiner eigenen Gefühle ihn erkennen ließ, daß es nur eine kleine Leidenschaft sei, welche nach so großen Dingen strebe, daß es ein anderes sei, physisch große Werke zu vollbringen, ein Anderes groß zu denken und zu empfinden; als er entdeckte, daß die Geistesgröße nicht in entzügelter Ruhm- und Ehrsucht, sondern nicht selten in stoischer Verzichtleistung und Selbstbeherrschung bestehe. Die erste Empfindung, welche auf diese Betrachtung folgte, war Kleinmuth und Verzweiflung an der eigenen nie geprüften Geisteskraft. „Ehrwürdiger Greis," sagte er endlich, „wenn es nichtige Schatten sind, wornach mein Geist zu streben sich vermaß, so lehre mich, wie ich ihn gegen Irrthümer beschütze, lehre mich meine Pflicht."

„Schwer ist es, edler Jüngling," erwiederte Magus, „sehr schwer ist es, die Pflicht eines Königs zu begreifen. Seine Würde und seine Macht ist ein schweres Unrecht, der Menschheit zugefügt, denn keinem Erdgebornen kommt es zu, die Menschen zu beherrschen, denn keiner ist frei von ihren Schwachheiten, Leidenschaften, Irrthümern. Tyrannisirte nicht ein unbesiegbarer Wahn die Gesellschaft, wäre von einem so großen fast übermenschlichen Tugendopfer Nutzen und glücklicher Erfolg zu hoffen, könnten die Menschen dadurch befreit werden von dem Joche der tausendjährigen Vorurtheile, so würde ich Dir zurufen: steig herab von dem Throne und verzichte freiwillig auf Deine Macht und Deinen ungerechten Reichthum, gieb der Nation zurück, was ihr gebührt, und entsage der Machtvollkommenheit, die keinem schwachen Menschen ziemt. Dieß wäre Deine erste Pflichtübung, denn was Deine Vorfahren geraubt mit Gewalt oder durch einschmeichelnde bethörende Künste, was Dein Volk Dir geschenkt oder gelassen, ist nicht Dein rechtmäßiges Eigenthum, kann keine

Gesellschaft Dir zugestehen, ohne sich selbst zu berauben, denn die Gesellschaft ist keine unwandelbare Person und kann ihren Gesammtwillen durch keine Repräsentation aussprechen. Aber diese Pflicht, obwohl sie Deine übrigen Pflichten bedingt, ist erläßlich, weil ihre Uebung der Menschheit nicht nützen würde. Man würde Dich einen Thoren schelten, und neue Willkühr würde sich der weggeworfenen Krone bemächtigen, eine Generation würde zu Grunde gehen im blutigen Streit um das Kleinod und ein Schlechterer als Du würde es vielleicht erringen, denn noch wissen es nur wenige Menschen, daß keinem Einzelnen die Herrschergewalt gebührt. Darum ist es Dir gestattet, nicht durch Recht und Naturgesetz, sondern durch eine vorübergehende Nothwendigkeit, die Herrschergewalt zu handhaben, Vormundschaft zu üben über ein von Wahn und Thorheit befangenes Volk, bis es sich selbst mündig von Deiner Gewalt befreit. Deine Pflichten als Regent sind die Pflichten jedes Menschen. Gieb Dich nie dem verderblichen Wahn hin, als wären diese verschieden von den Deinigen und Du wirst ein guter Regent und ein guter Mensch sein."

„Wer aber lehrt mich die Pflichten des Menschen?" fragte Alexis, „folge ich den heiligen Lehren unserer Religion und den göttlichen Gesetzen der Offenbarung, den interpretirenden Priestern, dem Willen der Kirche oder meiner eigenen Ueberzeugung? Thue ich das erste, so kann ich meiner Vernunft und meinem Herzen nicht genügen, so ist meine Thatkraft in schwere Fesseln des Gehorsams geschmiedet, handle ich nach der letzten, wer bewahrt mich vor Irrthum? Soll ich nicht irren und straucheln auf meiner Bahn, soll ich nicht ein fanatischer Thor oder ein ungläubiger, zweifelnder Verbrecher werden, so lehre mich vorerst die wahre Religion, lehre mich das von aller Pfaffendeutung und lügenhaften Zusätzen befreite Christenthum, lehre mich die Moral, welche unmittelbar aus der unerschöpflichen Weisheit der Gottheit fließt."

„Du sprichst von der Gottheit — kennst Du sie?“

„Sie ist unerforschlich, aber sie hat sich unseren Vorfahren geoffenbart und ihre Wunder offenbaren sich noch unseren Sinnen in den Schöpfungen des Weltalls.“

„Die Weisheit wird Dir ihr Heiligthum erschließen, mein Sohn, wenn Du den Willen und die Gesetze der Gottheit nur in ihren Schöpfungen zu erforschen strebst; aber Irrthum und Fanatismus wird Deinen Geist umdüstern, folgst Du allein den Traditionen und Lehren Deiner Vorfahren. Du willst die wahre Religion erkennen lernen und scheinst in der Lehre des Christenthums die ewige Wahrheit zu vermuthen. Aber ich sage Dir, Du wirst, wenn Du forschest, nicht mehr Weisheit und Wahrheit im Christianismus, das ist in dem Religionssystem der Sonnenverehrung unter dem kabbalistischen Namen Chrisen Yes-us oder Jesus Christus finden, als in dem verwandten Glaubenssysteme, welches die Verehrung der Elemente oder der Naturkräfte, als im Sabaismus, der die Verehrung der Gestirne, oder in dem Systeme der Abgötterei mit Bilderdienst, oder im Dualismus, der die Verehrung der zwei Prinzipe gebietet, nicht mehr als in Mosis oder Zoroasters Religion, oder dem Budsoismus, der Religion der Samanäer, oder endlich im Bramismus, der Religion der Indianer. In allen diesen Systemen ist der Begriff der Gottheit verstümmelt, ihr Wesen unbekannt und durch sinnliche Vorstellungen der einzigen, deren wir fähig sind, entgeistigt. Alle Anhänger dieser verschiedenen Religionen stellen sich Gott mehr oder minder m e n s ch l i ch vor, in menschlichen, auch wohl thierischen Gestalten, mit menschlichen Fähigkeiten und Empfindungen und die Göttlichkeit ihrer Idee suchen sie zu erreichen, indem sie das Menschliche austreiben bis zur ungeheuren Größe. Den Verstand machen sie zur höchsten Weisheit und Allwissenheit, das räumliche Befinden zur Allgegenwart, die Kraft zur Allmacht, die Empfindung zur ewigen Liebe, unendlichen Güte und Barmherzigkeit. Sie erfahren

im Leben, daß man den Zorn der Menschen durch Bitten und Selbsterniedrigung, durch Schmeichelei und Geschenke besänftigt, daß man ihr Wohlwollen durch eben diese Mittel gewinnt und wenden sie auch gegen die Gottheit an, indem sie die Achtung und Verehrung bis zur Anbetung, die Schmeichelei bis zur Heiligung, Preisung, die Selbsterniedrigung bis zur Zerknirschung, die Geschenke bis zu Opfern treiben, um das Wohlgefallen der Gottheit zu erringen. Untersuche nun alle diese Glaubenssysteme und forsche nach dem rechten Gott, denn jeder hält seinen Gott für einen anderen, den Gott des Anderen für ein Hirngespinnst. Willst Du den wahren Gott an dem Alterthum des Glaubens an ihn erkennen, so wirst Du finden, daß jede Sekte sich den ältesten zumuthet, oder an den vollbrachten und verbürgten Wundern, so wirst Du von Allen die unglaublichsten Dinge, berichtet von glaubwürdigen Männern aus undenklichen Zeiten her vernehmen und Alle werden Leib und Seele verschwören für die Richtigkeit der Traditionen. Appellirst Du, um Deine Zweifel zu lösen, an den stärksten Glauben, so wirst du eben so wenig Entscheidendes erfahren. Die Anhänger des arabischen Propheten werden Dir sagen: wer nicht an ihn glaubt, nicht in eine Wüste geht, um zu beten, seine Hände nicht wäscht, am Tage nicht fastet, und keine Almosen giebt, Wein trinkt, der ist ein Verdammter, der wird nie eingehen in die Freuden des Paradieses. Sie werden Dir sagen, daß sie lieber sterben als von ihrem Glauben weichen. Aehnliches werden Dir die Kinder Zoroasters, die Saducäer und Pharisäer sagen, welche auf ihren Mobed und die Desturs harren, bei deren Ankunft der Kampf zwischen Ariman und Ormuzd beginnen wird. Die indischen Völker, welche ihre Götter in den Thieren und die Seelen ihrer Eltern in Insekten und Ungeziefer suchen, werden Dir eine gleiche Stärke ihres Glaubens entgegensetzen; Du wirst sie, gemäß demselben, Schlangen und Ratten beherbergen finden; Du wirst sehen, wie sie

sich mit dem Mist und Urin der Kuh reinigen, und die Berührung eines Menschen mit Ekel vermeiden. Du wirst ein Netz vor ihrem Munde bemerken, welches sie tragen, damit sie die Seelen ihrer Eltern mit Insekten nicht verschlingen, und es wird Dir nicht entgehen, daß diese Menschen lieber einen Paria, das ist einen Menschen, der nicht ihres Glaubens ist und alles Thierfleisch ißt, todtschlagen, als einer Fliege die Flügel ausreißen — kurz, Du wirst Brama, Wischnu und Schiwen bei ihnen eben so verehrt finden, als Jesus es ist bei den Christen. Sie unterwerfen sich den grausamsten Büßungen, ja selbst dem Feuertode für ihren Glauben und verzichten auf jedweden irdischen Genuß, um die Hoffnung der einstigen Freuden der Ewigkeit. Eben so starken Glaubens wirst Du die Anhänger des Fot, Budso, Beddhu, Laos, Phta, Samnona, Kodom, Budd und La in China, Japan, auf Ceylon, in Chekia, bei den Peguanern, den Siamesen und Tibetanern finden und schwerlich hat ein christlicher Märtirer fürchterlichere Qualen bestanden, als noch jetzt jene Gläubigen freiwillig erdulden zur Verherrlichung ihrer Gottheiten."

„Nicht größer ist die Zuversicht, mit welcher die Christen die Dreifaltigkeit in der Einheit ihres Gottes und die Menschenerlösung durch den Sohn Gottes, den Ursprung und die erste Sünde des Menschen, das jüngste Gericht ꝛc. behaupten. Auch sie glauben, wer ihren Christus nicht glaubt, wird verdammt, auch sie vollbringen Opfer und ließen sich vor Alters braten und in Oel sieden für die Wahrheit ihres Glaubens. Aber schon sind sie in eine Anzahl von Sekten zerfallen, deren Anhänger sich gegenseitig verfolgten und verdammten. Schon deuten sie ihre Lehre auf verschiedene Weise, und blutige Streitigkeiten haben sich unter ihnen erhoben über die hochwichtige Frage, ob sie bei ihrem Seelenopfer Brod und Wein, oder Brod ohne Wein genießen sollen. Da nun weder das Alterthum des Glaubens, denn mehrere Religionen sind so alt, daß man ihren Ursprung kaum wissen kann, noch die

Größe der Wunder, denn alle maßen ihren Göttern die größten an, noch die Stärke des Glaubens, denn alle sind bereit ihr Blut für die Religion zu verspritzen, Dich auf die Spur der Wahrheit leiten kann, so giebt es nur einen einzigen Weg sie zu ergründen, den Weg der Vernunftforschung, ohne Rücksicht auf irgend eine der bestehenden Religionen. Traue keiner fremden Autorität und Du wirst durch selbstständiges Forschen — ich belehre Dich nicht, sondern ich sage Deine Selbstbelehrung voraus — ergründen, daß das Geheimniß des Lebens unergründlich, jede menschliche Voraussetzung von demselben Wahnsinn ist. Lies in dem aufgeschlagenen Buch der Natur, statt in den Büchern der Menschen, und Du wirst neben jener untröstlichen Entdeckung manche unbeutbare Wahrheit, manche nützliche Lehre finden, welche Du fruchtlos in den Religionen suchst. Zweifle und forsche, glaube selbst meinen Worten nicht, und belehre Dich selbst durch Betrachtung, Erfahrung. Was ich Dir sage, ist nur die Geschichte meiner eigenen Erkenntniß, keine Belehrung, denn unwirksam ist jede Lehre, die wir nicht selbst erfunden. Ich habe hundert Jahre lang die Welt betrachtet und das Leben, mit meinen Sinnen, mit meinem Verstande. Ich habe eine große Wahrheit ergründet, die Dir nicht entgehen wird, wenn Du Deinen Geist von der Blindheit des Glaubens reinigst. Alles was ich Dir von dieser großen Wahrheit sagen kann mit dürren Worten, ist: strebe der Natur nach mit Deiner Kraft und That — sie zeugt, vermehrt, entwickelt, reinigt, veredelt — und Du hast Deine Menschenpflicht erfüllt. Forsche, denke, nähre Dein Herz, und Du wirst nie zweifeln über Deine Pflichten, Deine Bestimmung."

Freundlich grüßend trat der Weise in seine Wohnung ein und gedankenvoll kehrte Alexis beim leuchtenden Morgenroth zurück.

2.

Amandens Bild war in der Seele unseres Helden von den Ereignissen in einen tiefen Hintergrund verdrängt, ohne daß es ihm deßhalb minder theuer gewesen wäre. Oft wollte es aus seinem Versteck hervortreten und mit gewohnter Bequemlichkeit das ganze Herz einnehmen; aber Alexis, der nie an Amanden denken konnte, ohne zugleich zu fürchten, stürmisch zu begehren, duldete es nicht, bekümmert, es dürfte ihn stören in seinem ersten Freudentaumel und der Sphäre entziehen, in welche er sich freudig auf immer gebannt sah.

In derselben Nacht, als der alte König, ihr Gemahl, mit dem Tode ringend, unterlag, hatte sich auch ihr Zustand dergestalt verschlimmert, daß man für ihr Leben fürchtete, aber schon am nächsten Morgen befand sie sich außer Gefahr und hoffnungsvoller als je. Sorgfältig verschwieg man ihr die fürchterlichen Ereignisse im Schlosse und der Leichnam ihres Gemahls war bereits in der Gruft beigesetzt, Alexis zum König ausgerufen, als sie die Todtmattigkeit der Krankheit verließ und einige Lebenshoffnung wieder in der beängstigten Seele eintrat. Um die geliebte Kranke nicht mit dem Geräusch seiner jungen Macht und Würde zu belästigen, vielleicht auch aus einem unbezwingbaren Widerwillen gegen

die Gemächer und Säle, wo Severin gewohnt, hatte Alexis einen anderen entfernteren Palast zu seiner Residenz gemacht, von wo kein Jubelruf des Volks bis an ihr Ohr hinreichen konnte. Das Volk selbst schlich still und ehrfurchtsvoll an dem Palaste der Kranken vorüber. Erst nachdem die Aerzte erklärten, daß sie ungemein erkräftigt sei durch eine rasche Besserung, wagte man es ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls mitzutheilen. Der Eindruck, den diese auf das Gemüth der Kranken machte war keineswegs gewaltsam — sie seufzte und verfiel in tiefes sprachloses Nachdenken. Zu viel des Jammers hatte sie ausgestanden, und die weise Natur hatte ihr Herz abgestumpft, um es nicht zu tödten. Noch war sie nicht fähig zusammenhängend zu denken und irdischen Gefühlen ihr Herz zu öffnen, noch war es erfüllt von frommen Empfindungen, welche die furchtbare Nähe des Todesengels erregt hatte.

Die einzigen Personen, mit welchen sie sich während ihres Leidens in Gespräche einließ, waren der Pater Hyacinth und die bejahrte Prinzessin Christiane, die unfruchtbare, doch nicht jungfräuliche Schwester des verstorbenen Königs. Obwohl ihn diese nie geliebt hatte, war sie doch durch seinen Tod so gerührt worden, daß sie in Thränen zerfloß und wider ihre Gewohnheit sich in Lobeserhebungen der Tugenden und Vorzüge des Verblichenen erschöpfte. Obwohl in strenger Bigotterie erzogen und hart in Beurtheilung fremder Fehler, hatte sie doch selbst einen äußerst unzüchtigen Lebenswandel geführt und stand noch immer in ihrem sechzigsten Jahre in dem Rufe, der eine Frau in diesem Alter ekelhaft und verächtlich machen muß. Die feinsten Hofmanieren und eine gewisse zutrauliche empfindsame Freundlichkeit verschleierten ihr bösartiges Gemüth, die Tugend auf ihrer Zunge, die frommen Bibelsprüche und moralischen Lehrsätze ließen das Laster in ihrem Herzen, die christliche Demuth, welche sie heuchelte, und die durch feine Hofkünste bewirkte Würde ihres

Benehmens die unersättliche Eitelkeit und Gemeinheit ihrer Empfindungen nicht erkennen. Wenige durchschauten dieses gefährliche Weib, an der Alles falsch war, und in ihren Handlungen ließen sich Widersprüche erkennen, welche auf ihren wahren Charakter hinwiesen. Dem Unerfahrenen war sie ein Muster weiblicher Tugendstrenge und strenger Religiosität, sie selbst hielt sich dafür, denn für ihre Fehltritte wußte sie so viel Entschuldigungen, daß sie selbst des geistlichen Trostes in manchen Dingen entbehren konnte. Sie beging alle ihre Sünden mit geheimem Vorbehalt, und indem sie durch Gelübde dieselben aufzuheben trachtete; sie ergab sich nie der Wollust, ohne irgend einer Kirche ein Geschenk zu geloben; sie lästerte niemals ehrliche Namen, ohne zu versichern, sie liebe ihren Nächsten, wir alle wären Sünder und sie wolle über Niemand richten. Bei diesen christlichen Gesinnungen übte sie nur Böses, spielte Intriguen, stiftete heillose Händel unter den Mitgliedern der Königsfamilie und freute sich nie mehr, als wenn sie eine Verwandte in Ungnade gebracht, ein freundliches Verhältniß zerstört hatte. Sie verfolgte aus Gewohnheit und innerem Drang zur Kabale Schuldige und Unschuldige, aber am bittersten haßte sie diejenigen, welche ihr keine Huldigungen darbrachten und ihre Eitelkeit ungeschmeichelt ließen. Unter diesen war der hochmüthige Prinz Alexis, der junge Weiberfeind, der am wenigsten geneigt schien die alten Weiber zu honoriren, wie es Christiane wünschte, und allen ihren Zärtlichkeiten, mit welchen sie den Knaben überhäufte, die unverholenste Abgeneigtheit entgegensetzte. Als Kind suchte er sich mit Gewalt aus den umklammernden dürren Händen der alten Prinzessin loszureißen, als Jüngling vermied und vernachlässigte er ihr Wohlwollen, als Mann behandelte er sie mit offenbarer Geringschätzung. Dadurch verwandelte er die zärtliche Zuneigung der alten Jungfrau in tödtlichen Haß, der sich auf alle jene Personen erstreckte, denen er theuer war. Es war der in Erfahrung

grau gewordenen Kokette nicht entgangen, daß Amanda Gnade vor den Augen des Stolzen gefunden, darum blieb sie lange ferne von ihr, aber bald bemerkte sie auch — in demselben Augenblick, als sie einen Plan zum Verderben der beiden Liebenden gefaßt — daß in das schlau errathene Seelenverständniß eine Mißhelligkeit gerathen sei, und von der Zeit an beehrte sie Amanden mit ihrer ausgezeichnetsten Gunst, theils um ihr Geheimniß zu erforschen, theils um sich auf irgend eine Art an Alexis zu rächen. Die Umstände konnten sich für ihr Vorhaben nicht günstiger gestalten, und sobald sie sich der tugendhaften Gesinnungen der jungen Wittwe versichert hatte, und gewiß war, daß sie keine Schuld trage an dem Tod ihres Bruders, wußte sie auch, wem sie das ungeheure Verbrechen aufzubürden habe.

Pater Hyacinth war ihr treuer Bundesgenosse, und verschaffte, wie man sagte, sowohl ihrer schmachtenden Seele, als auch dem hinfälligen Leib die kleinen Tröstungen, welche er zu geben im Stande war. Durch Severins Tod war er bedeutender Einkünfte beraubt worden, denn Alexis hatte kaum den Thron bestiegen, als er alle unberufenen Verwalter des Staatsschatzes entfernte und die geheimen Ausgaben des Hofes, welche der Beichtvater des Königs aus dessen Schatz bestritt, für immer einstellte. Unter der Rubrik „für fromme Zwecke" legte er dem jungen König Rechnung über ungeheure Summen, deren Hälfte nicht unwahrscheinlich in die Kasse des armen Paters strömte, der ewige Armuth gelobt hatte. Sein ganzer Einfluß, sein ganzer Reichthum, seine Macht war unwiederbringlich dahin und er hätte nicht geizig sein müssen und nicht Vater vieler Bastarde, um diesen Schlag des Schicksals mit christlicher Ergebung tragen zu können. Das größte Unglück bei der Sache war, daß auch alle seine guten Vorsätze, sein frommer Eifer, sein plötzlich so zart gewordenes Gewissen zugleich mit seinen schönsten Hoffnungen abhanden gekommen waren, ohne daß es ihm

möglich gewesen wäre, durch Gebet und Kasteiung einem dieser bedauerlichen Verluste vorzubeugen. Seine Frömmigkeit war unfruchtbar geblieben und reumüthig dachte er daran, sich neuerdings der Freundschaft Samboros zu versichern; aber auch diese Goldquelle war ihm versiegt, denn Samboro gab ihm nicht undeutlich die feindseligsten Gesinnungen zu erkennen, nachdem es ihm gelungen war seinen Zweck zu erreichen. Als er sich von dieser Seite verlassen sah und sich überzeugte, daß die neue Ordnung der Dinge ihm kein Heil bringen könne bei den bekannten Gesinnungen des jungen Regenten, schlug er sich auf die Seite seiner wenigen Feinde, deren Anzahl jedoch täglich wuchs wegen der schleunigen Reformen in Kirchen- und weltlichen Sachen, durch welche nicht wenige Müßiggänger und unnütze Pensionärs beeinträchtigt wurden. Der Orden, dem er angehörte, der ganze Klerus und ein Theil der bigotten Bürgerschaft bildeten zusammen eine unsichtbare, aber nicht unwirksame Parthei. Einen mächtigen Freund und alt erprobten Genossen fand er in dem Fürsten Auson, der ehemals alle Regierungsgeschäfte geleitet hatte und sogleich nach dem Regierungsantritt des jungen Königs entlassen worden war. Wir werden diesen in der Folge näher kennen lernen.

Diese Personen standen der Königin am nächsten, als sie langsam genas und sich verwundert in einer Welt fand, die ihr fremd geworden war, seit sie Alexis und seine Freunde aus ihrem Kreise verbannt hatte. Er war nun König! Der Gedanke war der erste weltliche, der in ihrem Geiste auftauchte; aber man ließ ihr nicht Zeit, an denselben Folgerungen anzuschließen, welche die entschlummerte Liebe wieder aufwecken mußten, sondern bereitete ihr leidendes, nur von Andacht erfülltes Herz zur Ertragung neuer Qualen vor. Noch dachte sie anhaltend und mit Wärme an nichts, als an Gott und das jenseitige Leben, dem sie so nahe gewesen und in das ihr beleidigter Gemahl hinübergegangen war, als die

Prinzessin Christiane ihr mit christlicher Schonung beibrachte, es erwarte sie noch ein bitterer Kelch, zu dessen nothwendiger Leerung sie Muth und Kraft bedürfe. Nachdem Amanda voreilig betheuert hatte, daß sie Beides gewonnen im Gebet, daß sie in Leiden geistig erstarkt und fähig sei, nunmehr Alles zu ertragen, was sie von den Uebeln dieser Welt erwarte, sagte ihr die Prinzessin, tropfenweise ihr Gift zumessend, ihr erlauchter Gemahl sei keineswegs eines natürlichen Todes, wie man ihr gesagt, sondern durch Giftmord gestorben. Zitternd vor dem gräßlichen Gedanken, der sie durchzuckte, fragte Amanda nach dem Namen des Bösewichts, der diese Unthat vollbracht, oder angestiftet habe, und schon sank sie ohnmächtig nieder, als Christiane den König Alexis als den Mörder bezeichnete.

„Unglückliche, theure Frau,“ heuchelte die Prinzessin, nachdem sich die Ohnmächtige wieder erholt hatte, „noch wißt Ihr nicht Alles und schon seid Ihr kraftlos. O, diese Welt verdient Euch nicht zu besitzen, denn Ihr kennt nicht ihre Laster und die Verworfenheit der Menschen. Warum seid Ihr nicht Jungfrau geblieben wie ich, Ihr wäret jetzt kein beklagenswerthes Opfer, das man um die größten Freuden des Weibes, der Mutter betrogen. Ihr betrauertet jetzt keinen ermordeten Gemahl, kein — — o, das ich das erleben mußte, Euer Unglück verwundet mein schwaches Herz und der Verlust meines theuren Bruders war mir nicht so schmerzlich, als der Gedanke an Euer Elend.“

„Tröstet Euch, Prinzessin,“ antwortete Amanda mit schwacher Stimme, „mein Unglück ist nur eine wohlthätige Züchtigung des Himmels; sie ist hart, aber ich habe sie verdient, und ergebe mich in den Willen des Höchsten. Sagt mir Alles, ich bitt' Euch, damit ich mich keiner thörichten Hoffnung hingebe, wenn mir der Himmel ewiges Leiden auferlegt; laßt mich mein Schicksal ganz wissen, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde mich dem Himmel weihen, in den Ta-

gen der Noth und er wird barmherzig sein gegen die Sünderin, die ihn in den Tagen der Freude vergaß."

Nach einiger Zögerung, welche trefflich darauf berechnet war, den Eindruck der bevorstehenden Szene zu verstärken, öffnete die Prinzessin die Thüre eines Seitengemaches und sprach mit feierlicher Entrüstung:

„So hört denn den ungeheuren Frevel an Eurem Blut und dem Blut eines Fürstengeschlechtes, verübt durch den Abschaum der Menschheit, durch ein Kind des Satans, das schon in zarter Jugend der Hölle ihre Künste abgelauscht hat."

Aus dem Nebengemache aber stürzte Anastasia, die Frau Samberos, und umfing zitternd die Knie der erschrockenen Frau. Sie war bleich und entstellt, kaum erkannte Amanda die Freundin, welche ihr beigestanden in den Geburtsnöthen.

„Verzeihung, Gnade," schrie die Geängstigte, „ich bin schuldlos, ich wurde verführt und berückt durch teuflische Zauberkünste, verzeiht mir, wie mir Gott verziehen hat durch seine Bevollmächtigten."

Lange währte es, ehe sie Fassung gewann zu dem wichtigen Geständniß, welches das gekränkte Herz der königlichen Mutter zerfleischen sollte. Erst nachdem ihr die sanftmüthige Amanda Verzeihung gelobt, legte sie es ab. Auch dießmal wurde Alexis beschuldigt, den Raub des Prinzen angestiftet zu haben und hinzugefügt, daß es einer teuflischen List und einem grausamen Zufall gelungen sei, das geraubte Kind auszuforschen und neuerdings zu entführen. Gewiß, sagte Anastasia, ist es ermordet, oder mit dem Mörder zugleich in den Wellen umgekommen, denn man habe am Morgen nach der stürmischen Nacht, in der es ein Bösewicht aus der Hütte geholt, einen umgestürzten Nachen und Leinenzeug im Strome gefunden, in welches das Kind gekleidet gewesen. Einige dünne Haare, welche Anastasia dem Kinde vom Haupte geschnitten nach der Geburt, war Alles, was sie dem zerrissenen

Mutterherzen bieten konnte, aber genug, um Amanden gnädig für sie zu stimmen.

Amanda war entsetzt, vernichtet. Gern hätte sie Alexis von aller Schuld frei gesprochen, aber sie kannte seinen Ehrgeiz und die Umstände sprachen mit Macht gegen ihn. Er hatte den König ermordet, um das größte Hinderniß seiner Ehrsucht zu befriedigen, er hatte sein eigen Kind gemordet, um der Thronfolge gewiß zu sein. Anders war die Unthat nicht denkbar, denn wessen Interesse sollte es gewesen sein, ein schuldloses Kind zu opfern? Gekränkte Tugend, gekränkte Mutterliebe erstickten die letzte Regung ihres Herzens zu Gunsten des unnatürlichen Mörders, und über alle Begriffe abscheulich schien ihr der Verworfene, der, eines Doppelmordes fähig, dennoch ihre höchste Liebe genossen, den der Gedanke selbst nicht verwischen konnte, daß er vielleicht gegen sein eigen Fleisch und Blut sich grausam versündige. Dieser geheime Gedanke, verbunden mit dem Bewußtsein ihrer eigenen Schuld war es, der sie am meisten peinigte und ihr mehrere Male die Besinnung raubte. Sie selbst maß sich einen Theil der ungeheuren Blutschuld bei und nicht trösten konnte sie es, daß den größeren ein Mensch auf sein Haupt geladen, der ihrem Herzen über Alles erhaben und theuer gewesen. Der Schmerz warf sie neuerdings aufs Krankenlager; doch erholte sie sich bald wieder so weit, daß sie denken konnte über das, was ihr oblag unter solchen Umständen. Ein schwacher Schimmer von Hoffnung richtete sie auf, der Gedanke, daß ihr Kind noch leben könne. Um sich Gewißheit hierüber zu verschaffen, beschloß sie, den Pater Hyacinth an den König zu senden, um ihm Vorstellungen in ihrem Namen zu machen. Ungern verstand sich dieser dazu, denn er hoffte keinen freundlichen Empfang, aber besondere Umstände bestimmten ihn, der Königin zu willfahren.

„Entbietet dem König, meinem jetzigen Herrn, den Gruß einer tief gekränkten Gattin und Mutter," sagte Amanda,

„und bittet ihn in meinem Namen um Aufklärung und Auskunft. Sagt ihm, wessen ihn das Zusammentreffen trauriger Umstände anklagt, und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als ihn von dem schrecklichen Verdachte gereinigt zu wissen. Sagt ihm, daß ich Euch meine Schuld unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses vertraut, daß ich mein Herz von allem Irdischen zu Gott gewendet habe, daß ich ihm das verzeihe, was er gegen mich verbrochen. Nur einen Wunsch habe ich ihm mitzutheilen, nur eine Bitte, eine Forderung vielmehr an ihn zu richten: er soll mir Auskunft geben über das Schicksal meines Kindes. Was er auch antworten möge, so bittet ihn endlich um die Erlaubniß, daß ich mich entfernen dürfe aus einem Reiche, wo ich mein Leben begonnen und beschlossen habe auf immer. Ich werde in Zukunft todt sein für ihn und die Welt. Sagt ihm, ich werde ihn einschließen in mein Gebet, damit Gott sein Herz erleuchte und seine Seele nicht verloren gehe."

Erstaunt über dieses Uebermaß von Güte verließ der Pater die Königin, um mit seinem Freunde, dem Fürsten Auson, sich über die Art und Weise, wie er sich seines Auftrags zu entledigen habe, zu berathen: denn seit jener verhängnißvollen Erscheinung hatte sein Verstand merklich gelitten. Seinen jetzigen Entwürfen fehlte es eben so sehr an kühner Zuversicht, als an Scharfsinn und Genauigkeit. Er sank vom selbstthätigen Kabalenschmied zum Werkzeug fremder Laune herab. Nachdem ihm der Fürst seine Instruktion ertheilt, wankte er mit zögernden Schritten, und indem er sich zu ermuthigen strebte, dem Palaste des Königs zu. Vorgelassen im Audienzsaal, erbat er sich eine geheime Unterredung.

„Was könnt Ihr mir Geheimes zu sagen haben, Pater," sagte der König, „sprecht hier laut und unverhohlen in Gegenwart dieser Herren, denn ich bin mir keines geheimen Verhältnisses zu Euch bewußt. Ueberdieß dürfte es

nicht rathsam sein, meine Person Euch anzuvertrauen, denn was man von Euren Werken hört, läßt mich schließen, daß Euch nichts als der Muth fehlen dürfte zu — Ihr versteht mich."

Dabei machte der König eine Bewegung mit der Hand, als wollte er Jemand mit dem Dolche niederstoßen. Alle Anwesenden lachten, nur nicht der Pater Hyacinth, dem dieser Empfang wenig gefiel. Sein Gesicht überzog eine dunkle Röthe, welche die Schamhaftigkeit seiner Seele, oder wohl auch den unterdrückten Aerger verrieth.

„Eure Majestät beliebt mit mir zu scherzen," sagte er endlich, „denn mein gottesfürchtiges Streben kennt keine Rache, selbst nicht gegen meine Verfolger. Ich komme im Auftrag Ihrer Majestät, der durch das höchst betrübte Ableben unseres gnädigen Monarchen verwittweten Königin, und bitte noch ein Mal um geheimes Gehör."

Ohne zu antworten, wies Alexis dem Pater die Thüre seines Kabinets, wohin er ihm zu folgen befahl. Lange hatte er sich gesehnt mit schmerzlicher Bangigkeit nach einer Nachricht von der Geliebten, und fruchtlos waren bisher alle Versuche geblieben, die Gekränkte zu einer Zusammenkunft zu bestimmen. Sie wich nicht aus Ihrem Palaste und verbat sich alle Besuche unter dem Vorwande steten Uebelbefindens. Sie war Alexis nicht gleichgültig geworden, und wenn er auch sich bestrebte, während der Geschäfte des Tages die Erinnerung an sie zu verbannen, so konnte er doch in den einsamen Stunden der Nacht sich ihrer nicht erwehren. Willkommen war ihm daher eine Botschaft, von der er mit Unrecht hoffte, daß sie ihm Gelegenheit verschaffen werde, die abgebrochene Verbindung mit der Königin wieder anzuknüpfen. Diesem Wunsche hatte es der Pater zu danken, daß Alexis einen gnädigen Ton anstimmte, der ihn von aller Furcht befreite und ihm Muße gab, seine Verwirrung zu bekämpfen. Der Thor vermuthete, diese Veränderung rühre

von dem erwachten Gewissen des erhabenen Sünders her, und beschloß, mit gemeinen Kanzelkünsten dasselbe noch mehr zu erregen; denn er traute sich eine große Gewalt über die Menschen zu. Doch war er weislich bedacht, die allenfallsigen Ausbrüche einer üblen Laune von sich abzulenken; denn die Szenen im Gefängniß lagen ihm wie Angst in den Gliedern, und er mußte um so mehr von dem Mächtigen befürchten, da er schon vor dem Gefesselten ein Mal gezittert hatte. Seine eingelernte Kapuzinade lautete wie folgt:

„Eure Majestät! Ihre Majestät, die verwittwete Königin, sendet mich zu Euch und befahl mir, Euch folgendes zu melden, wobei ich Euch unterthänigst bitte, nicht zu vergessen, daß meine Zunge nur das unschuldige Werkzeug Ihrer höchsten Willensmeinung ist. Hochdieselbe meldet Euch durch mich, daß sie allerhöchst Ihre Gewissensschuld, in die sie durch Eure Verführung gerathen, gebeichtet und abgebüßt habe. In Folge der Reue, welche sie über Ihren Fehltritt empfand, habe sie sich der Tugend und Gottesfurcht neuerdings ergeben, und wünsche, daß Eure königliche Majestät ebenfalls auf die rechte Bahn der christlichen Pflicht zurückkehre. Sie wisse Euch des ungeheuren Verbrechens schuldig, Se. Majestät ihren erlauchten Gemahl — durch Gift — ermordet zu haben —"

„Elender, schurkischer Pfaffe," unterbrach ihn hier der König, wüthend aufspringend, während Pater Hyacinth gegen die Thüre zurückwich mit flehender Geberde, betheuernd, es seien nur die allerhöchst eigenen Worte seiner hohen Herrin, die er berichte. Schnell gefaßt, aber noch bleich vor Wuth, befahl der König ihm fortzufahren. Aengstlich bemühte sich der Pater das verlorene Konzept wieder aufzufassen, und sprach, nachdem er sich gesammelt mit größerer Dreistigkeit weiter.

„Sie habe Euch, befahl mir die christlich fromme Frau, dieß schwarze Verbrechen, das ihr Herz zerrissen, verziehen,

jedoch nur unter dem Beding, daß ihr sofort der geraubten Krone entsagt und den durch eine satanische List ihr entrissenen Prinzen, den rechtmäßigen Erben des Thrones, der erhabenen Mutter ausliefert; denn es sei ihr auch nicht unbekannt, daß der frevlerische Ehrgeiz Euch verleitet, mit Hilfe eines unwürdigen Bösewichts das letzte Hinderniß Eurer verbrecherischen Absichten zu entfernen. Vergeßt nicht, hoher Herr, daß es Ihre Majestät, die bekümmerte Königin, ist, welche durch mich spricht. Sollte Euer in sündhaften Begierden verstocktes Herz durch allerhöchst Ihre gnädigen Befehle und Vorstellungen erweicht werden, so sichere sie Euch Leben und Freiheit zu, wofern Ihr aber auf Behauptung des usurpirten Thrones beharret, so werde sie Euch als Verräther des Reichs und Mörder zu bestrafen wissen, und sei in diesem Falle des Beistandes aller rechtlichen Fürsten, insbesondere ihres erlauchten Vaters, gewiß. Sie werde alle geistlichen und weltlichen Mächte wider Euch zu Hilfe rufen, und Eure Person dem schmählichen Schicksal eines, von der Welt verabscheuten, von der heiligen Kirche in Bann gelegten Verbrechers ohne Barmherzigkeit überlassen. Nicht nur erwarte Euch dann das strengste weltliche Gericht, sondern auch jenseits die ewige Verdammniß. Da es allerhöchst Ihre königliche Würde verbietet, an einen Rebellen und Kronräuber eigenhändig zu schreiben, so sendet sie Euch zum Beweise, daß ich von ihr abgesandt und bevollmächtigt, die Zeichen Eurer verbrecherischen Leidenschaft, welche Ihr Hochderselben zu verehren die Kühnheit hattet, zurück; denn sie will hinführo durch nichts mehr an die lasterhafte Gemeinschaft mit Euch erinnert werden und Euer Andenken auf immer aus Ihrem Gedächtniß zu verbannen so gnädig sein. Mich insbesondere hat sie ersucht, durch die göttliche Gewalt der heiligen Religionslehren Eure verirrte Seele zu bekehren, und es kommt lediglich auf Eure Majestät an zu entscheiden, ob ich ihren gnädigen und huldreichen Wunsch erfüllen soll oder nicht; denn

keinem Sünder, so lautet unsere milde Regel, sollen die Tröstungen des Glaubens versagt sein.“

Mit unsäglicher Gewalt hielt Alexis an sich und hörte den Pater bis zu Ende. Es war zum zweiten Male, daß der verwegene Priester diese Sprache gegen ihn gewagt, aber nicht zum zweiten Male sollte er ungestraft seinen frommen Witz verschwendet haben. Offenbar hatte der Fanatiker seinen Auftrag überschritten, und selbst Alfons Instruktionen zuwider gehandelt, indem er die Absichten einer erst entstehenden Parthei mit plumper Uebertreibung offenbarte. Mit frecher Stirne hatte er dem König Verbrechen vorgehalten, von welchen sich dieser rein wußte, obwohl er es bisher vermieden hatte, die Urheber derselben auszuforschen. Von dem Raub des Prinzen wußte er nichts und hielt den Bericht des Paters für ein plump ersonnenes Mährchen, darauf angelegt, ihn vom Thron zu stürzen, die ganze Botschaft des Paters aber für eine Komödie, welcher nicht unwahrscheinlich ernste Ereignisse folgen würden. Wohl kannte er das Mißvergnügen, welches durch einige rasche Neuerungen erregt worden war, und da er durch die Sendung der Königin empfindlich beleidigt, längst aber durch das Betragen der Königin übellaunig und erbittert geworden war, so hielt er es nicht für unmöglich, daß die Königin, verführt durch seine Feinde, selbst an der Spitze eines Komplottes gegen ihn stehen könne. Diese Gedanken gab ihm die Leidenschaft des Augenblicks ein. Regungslos starrte er mit blitzenden Augen den Boten der in Haß verwandelten Liebe an, lächelte verächtlich und rief nach der Wache.

„Was will Eure Majestät beginnen,“ fragte erschrocken der Pater.

„Wache!“ wiederholte mit schrecklicher Stimme der Erzürnte.

„Ich bin ein geweihtes Haupt,“ eiferte Pater Hya-

cinth, indem er sich zu entfernen suchte, „und nur auf Befehl meines Ordensoberen kann Hand an mich gelegt werden.“

Aber vergeblich war sein Protestiren, unhöfliche Trabanten ergriffen und schleppten ihn auf Geheiß des Königs mit sich fort in den „schwarzen Thurm,“ wo so manches Opfer der pfäffischen Bosheit unter Severin verschmachtet war.

Noch nie war dem jungen Monarchen seine Majestät so verleidet worden, als durch die unverschämten Beschuldigungen des Paters. „Ein Verbrechen hat mir die Stufen zum Thron gebaut,“ sagte er sich mit tiefem Schmerz, „ein Verbrechen ist der Grund meiner Macht, und was ich auch Edles einst vollbringe, es ist die Frucht eines Verbrechens.“ Mit jugendlichem Leichtsinn hatte er diese Wahrheit übergangen, und wohl ahnend, daß Freundes Hand ihn durch einen Mord gerettet und erhoben, hatte er vermieden, den Urheber desselben zur Verantwortung zu ziehen. Welches alternde Herz fühlte sich auch so gestählt, um dem Verbrechen der Freundschaft zu zürnen, welches jugendliche Herz könnte undankbar sein gegen den verborgenen Freund, der sein Gewissen für ihn aufopfert? Wer könnte die Hand hassen, die einen laurenden Mörder niederstreckt, wer ihn der Blutschuld zeihen, weil er ein theures Haupt geschützt, indem er ein feindliches fällte? Diese Betrachtungen rechtfertigten ihn, aber er fühlte es auch, daß der Glanz seiner Größe verdunkelt werde durch diese That, die er nicht verdammen konnte. Er fühlte, daß die Welt ihn nicht beurtheilen könne, wie er sich beurtheilte, daß der Verdacht, der ihn der Theilnahme jenes Verbrechens zeihe, durch nichts entkräftet werden könnte, wollte er nicht einen Verrath an der Freundschaft begehen. Unvertilgbar war dieser Flecken auf dem Namen des Königs, und mit Schmerz mußte er sich bekennen, daß die Geschichte seiner Regierung in spätern Tagen mit Erzählung eines Verbrechens beginnen

werde. Um diesen Preis würde er die Krone nicht gekauft haben, hätte man sie ihm geboten dafür.

Noch quälten ihn diese Gedanken, als Samboro mit lächelnder Miene eintrat. Er theilte sie diesem mit und forderte mit einiger Strenge Aufschluß über den Prinzenraub.

„Ich bewundere das zarte Gewissen Eurer geheiligten Majestät,“ sagte dieser mit Laune, „glaubt mir, keiner von Euren erlauchten Vorfahren würde auch nur einen Augenblick getrauert haben über das betrübte Hinscheiden seines Feindes. Der gewissenhafteste aller Regenten würde sich nicht grämen über eine ähnliche Kleinigkeit, und auch Ihr werdet noch oft Eurem Zartgefühl größere Wunden verursachen müssen, wollt Ihr Eure Krone wahren. So viel indeß zu Eurer Beruhigung, der König fiel nicht als Opfer einer eigennützigen Leidenschaft, sondern gerecht gerichtet durch den weisen Spruch eines geheimen Bundes, der jetzt aufgelöst ist.“

„Dadurch verliert die That nicht das Wesen eines Verbrechens,“ wandte Alexis ein, „denn ein geheimer Bund hat kein Recht zu richten.“

„Und wer gab,“ antwortete Samboro, „dieses Recht den Königen? Welcher Monarch hat sich je ein Gewissen daraus gemacht, einen des Hochverraths angeklagten Verbrecher erwürgen zu lassen, welches Fürsten Ruhm wurde befleckt durch ein solches Gericht, das keine andere Rechtfertigung findet, als die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung. Wer kann den Versuch eines eifrigen Patrioten, die königliche Gewalt zu stürzen, um sein Vaterland zu befreien, Verbrechen nennen, und doch werdet Ihr schwerlich Anstand nehmen, ein solches Individuum durch ein Todesurtheil aus der Gesellschaft zu entfernen. Dasselbe Interesse, welches Euch befiehlt, den Hochverräther zu tödten, rechtfertigt um so mehr eine einzelne Gewaltthat zur Erringung des Szepters. Es kann kein größeres Verbrechen sein, welches Ihr verübt, um Euch

desselben zu bemächtigen, als jenes, welches Ihr begeht, um seinen Besitz zu bewahren vor jeder Anfechtung. Um so weniger aber kann Euch die Hinrichtung des Königs beunruhigen, da ein Anderer sie verübt und Ihr nur die Folgen derselben zu genießen und zu ertragen habt. Wenn Eurer Majestät diese Argumente nicht einleuchten, so ist es nicht meine Schuld — daß Ihr aber ein unbestreitbares Recht besitzt, jedes beliebige Verbrechen zu begehen und zu entschuldigen, wenn es von Anderen zu Euren Gunsten verübt wird, wenn es nur zur Befestigung Eurer Macht dient — steht im Katechismus der Könige, und Ihr könnt das Abendmahl darauf nehmen, daß Ihr nicht der Einzige seid, der seine Regeln befolgt. Dasselbe Recht erlaubt Euch auch, oder Euren ergebenen Dienern, welche so große Philosophen sind, gar nicht um Eure Einwilligung zu fragen, um Euch den Schmerz einer unangenehmen Nothwendigkeit zu ersparen, einen zur ungelegenen Zeit geborenen Prinzen — ich setze den Fall, es wäre wirklich ein solcher geboren worden — bei Seite zu schaffen —"

„Wie," unterbrach ihn der König, lebhaft ergriffen von der schmerzlichen Vorstellung, und faßte Samboro an der Brust, „wie, aber wenn dieser Prinz mein eigenes, in geheimer Liebe erzeugtes Kind wäre?"

„Das ändert nichts in der Sache, hoher Herr," erwiderte Samboro trocken und plötzlich ernst, indem er sich mit einer anständigen, aber festen Bewegung von der Hand des Zürnenden los machte. „Ich setze den Fall, Ihr hättet mit der Königin in geheimem Umgang gestanden und es wären an dem Kinde alle Merkmale seiner Abkunft bemerkbar, kein leiser Zweifel an Eurer Vaterschaft möglich, was würde das Eurer Vaterliebe geholfen haben. Man hätte das Kind als einen Bastard, als einen jungen Kukuk, den der alte König schwerlich in seinem Nest geduldet haben würde, entfernt oder ersäuft, und vielleicht auch ist dieß geschehen. War

es aber nicht Euer Kind oder doch von dem Gemahl Eurer Geliebten als das seinige anerkannt, so sollte es Euch wenig kümmern, daß eine Freundeshand Euch von dem lallenden Nebenbuhler befreit hat; denn ohne dem säßet Ihr nicht auf dem Throne, und dem Vaterlande wäre nicht geholfen. Grausam ist die Nothwendigkeit, denn sie frägt nichts nach den Gefühlen eines überaus zärtlichen Vaterherzens, und vielleicht hat das Herz dessen, der Euch diesen großen Dienst erwies, nicht minder geblutet, als das Eurige. Grausamer aber ist das Loos, das Euch getroffen hätte, wäre das Kind am Leben geblieben —"

„Also ist es todt, Unseliger?" schrie Alexis.

„wäre das Kind am Leben geblieben," fuhr Samboro fort, ohne auf die Frage zu achten, „denn Ihr wäret dann in Schmach und Elend versunken, der Haß Severins hätte sich verjüngt in dem Sprossen und vielleicht hätte man in der Brut an seinem Hofe einen unbewußten Vatermörder erzogen, der, im Wahne, sein Haus zu schirmen, Euch und Euer Geschlecht vertilgt haben würde. Was aber hätte Euer Vaterland gewonnen? Ein unmündiges, hilfloses Kind würde den Kronzierrath auf dem Haupte getragen, eigennützige Pfaffen und ehrsüchtige, unersättliche Freiheitsfeinde, erzogen und gebildet in der Schule Severins, aber das Regiment geführt, das Volk geplündert, die Vernunft gefesselt, das Reich entkräftet haben. Les't die Geschichte solcher Vormundschaftsregierungen und ihr werdet finden, daß sie wie ein Krebsschaden sich eingefressen, den spätere Generationen nicht heilen konnten, daß sie Unheil und Verderben gebracht über die Zeitgenossen. Bei Deinem Heil, König, schwör ichs, ich würde mir bei den strengsten Grundsätzen kein Gewissen daraus gemacht haben, den Wurm zu zertreten, selbst wenn ich gewußt hätte, daß es Euer Blut ist, dessen Leben ich vernichte!"

„Entsetzlicher Mensch!“ rief Alexis aus und verhüllte sein Gesicht.

„Laßt's Euch nicht grauen,“ schloß Samboro mit Rührung, die um so stärker ergriff, da sie bei diesem Manne ganz ungewöhnlich war, „laßt's Euch nicht grauen vor einem Mann, der ein denkendes Herz hat, und Euch ergeben ist bis in den Tod.“

„Und wer bist Du, Mensch voller Widersprüche, der Du Dein Schicksal an das meinige kettest, der mehr Antheil an dem meinigen nimmt, als natürlich ist, denn ein Diener liebt seinen Herrn nicht so wie Du. Ich muß es Dir eingestehen, obwohl es Dir nicht unbekannt sein wird, daß Du eine unwiderstehliche Gewalt über mich besitzest, die mich treibt, in Allem Dir zu folgen, das ist mehr, als gut ist.“

„Ist Euch schon je eine That übel bekommen, die ich Euch gerathen, hoher Herr?“

Alexis verneinte schweigend.

„Wer ich bin, zu wissen, kann Euch nichts frommen, darum bitt' ich Euch, haltet ferner das mir längst gegebene Versprechen, nicht zu forschen nach mehr, als Ihr schon wißt.“

Dabei blieb es auch dieß Mal, denn Alexis hatte seinem Diener nie befohlen, und selbst als König war er herrischer mit den Großen des Reiches, denn mit Samboro. Dieser kannte wohl den Einfluß, den sein Geist auf Alexis ausübte, aber er mißbrauchte ihn nie zu eigennützigen, selbstsüchtigen Zwecken. Unumschränktes Vertrauen und Liebe belohnte den treuen Diener für seine Ergebenheit und Wachsamkeit. Seitdem Alexis auf dem Throne saß, hatte dieß Vertrauen noch mehr zugenommen; denn je größer die Gefahren wurden, die ihn umgaben, je glänzendere Proben seiner Allwissenheit und seines Scharfsinns legte Samboro ab — ohne je zu straucheln, fehl zu schließen oder zu irren.

Nach einer kurzen Pause ergriff Samboro wieder das

Wort und sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck der sarkastischen Laune an, die ihn so sehr auszeichnete, aber auch manchen Edlen fern hielt von ihm.

„Es ist doch seltsam, wie Eure Majestät und Höchstdero unwürdiger Knecht sich haben so ereifern können über gesetzte Fälle, die gar nicht statt finden können, da ich es doch von Amts wegen weiß — denn meine theure Ehehälfte ist die einzige Behörde, die über Geburtsangelegenheiten am Hofe verläßlichen Aufschluß geben kann — daß Ihre Majestät die Königin keineswegs von einem Prinzen, sondern von einer Prinzessin entbunden worden ist, die, wie weltbekannt, nach einem kurzen Dasein verschieden ist. Freilich ist es mir jetzt mehr als wahrscheinlich, daß dieselbe von ihrer ersten Aussage abgewichen ist, denn es sind große Projekte gegen Euch im Werk, und ehe Ihr es Euch verseht, dürfte man irgend einen Bastard als König dieses Landes proklamiren, wenn Ihr nicht kräftige Maßregeln ergreift, um dem herannahenden Uebel gerüstet zu begegnen. Eure Majestät weiß, daß ich nie in besonders zärtlichen Verhältnissen zu meiner Ehegattin gestanden. Sie hat sich jetzt aus meinem Hause entfernt und macht gemeinschaftliche Sache wider Euch mit Ihrem hochwürdigen Galan, der nicht zur gelegeneren Zeit hätte verhaftet werden können, als heute. Keine sonderlich erfreulichen Dinge habe ich heute Eurer Majestät zu melden. Fürst Ausson hat seine Entlassung so übel genommen, daß er ein gefährliches weit verzweigtes Komplott gegen Euch einzuleiten für gut fand. Der ganze Klerus und der Orden, dem der Pater Hyacinth angehört, haben sich verschworen, ein Theil der Bürger ist in übler Stimmung wegen der vorgenommenen religiösen Neuerungen, die Kirche droht mit dem Bann. Im Palaste der Königin versammeln sich Eurer Majestät erbittertste Feinde. Man schleppt bei nächtlicher Weile große Waffenvorräthe dahin. In den südlichen Provinzen herrscht Aufruhr und eine Staffete bringt eben die Nachricht, daß die

Truppen des erlauchten Vaters Ihrer Majestät der Königin an unsern Grenzen sich versammeln und nur auf einen Wink von ihrem Gebieter harren, um über dieselben in das Reich hereinzubrechen. Der gemeinschaftliche Zweck aller dieser Anstalten ist unverkennbar. Die Gefahr ist unermeßlich und erfordert schleunige Maßregeln. Die nächste Nacht kann schweres Unheil bringen und der nächste Morgen einen umgestürzten Thron beleuchten, sehen wir uns nicht vor. Besonders empfehle ich dringend den Palast der Königin Eurer höchsten Aufmerksamkeit.“

„Verrath von Seite der Königin? unmöglich!“ rief der erstaunte Monarch, aber Samboro legte ihm Papiere vor, die ihn sehr bekümmerten. „Hier ein Schreiben von dem Vater der Königin an den Fürsten Auson, hier ein anderes von Sr. Heiligkeit an den Pater Hyacinth, hier endlich die unvollständige Liste jener Personen, welche sich gegen Euch verschworen, und hier ihre Eidesformel, die Euch belehren wird über den Plan, den man auszuführen gedenkt. Noch habe ich Euch ein eigenhändiges Briefchen zu überreichen, welches die Prinzessin Christiane an den Pater Hyacinth geschrieben, worin sie ihm die freudige Nachricht ertheilt, daß sich Ihre Majestät in der günstigsten Stimmung von der Welt befinde — das heißt mit anderen Worten, daß Höchstdieselbe es nicht ungern sehen wird, wenn man Eurer lasterhaften Regierung ein schnelles Ende macht. Die Klugheit gebietet Eurer Majestät, daß Ihr nicht länger das für unmöglich haltet, was Eurem Herzen unglaublich ist, denn glaubt mir, bei einem Weibe ist keine auffallende und unglaubliche Sinnesänderung unmöglich. Es scheint nicht, daß die zu Eurem Verderben Verbündeten alle dieselben Absichten hegen; aber gewiß ist es, daß sie e i n e n gemeinschaftlichen Zweck haben, nach dessen Erreichung sie wahrscheinlich erst ihre besonderen Pläne entwickeln werden. Darum eilt sie zu trennen und zu vernichten,

so lange sie einig sind; denn sie werden erst aufhören, einig zu sein, wenn Ihr aufgehört habt, König zu sein.“

Diesen Vorstellungen und dem Gedanken an die ihm von der Königin widerfahrene Beleidigung gelang es, den gekränkten Stolz des Königs zu bewaffnen mit unerbittlicher Strenge und gerechter Entrüstung. Er zerriß die goldene Kette, welche ihm die Königin in glücklicheren Tagen gesendet, und damit ging die Liebe in seinem Herzen unter.

„Es existirt ein altes Gesetz aus den Zeiten des Königs Theobaldus, welches bestimmt, daß im Falle des Aussterbens der männlichen Linie das Recht der Thronfolge auf die weibliche übergehen soll. Zwar wurde dieß Gesetz von dem Nachfolger des Theobaldus wieder aufgehoben, aber die späteren Regenten haben das neue Thronfolgegesetz nicht in aller Form anerkannt und bestätigt. Wenn dasselbe daher bisher befolgt worden ist, so konnte doch durch den herkömmlichen Gebrauch die Kraft jenes Gesetzes nicht aufgehoben werden und es ist jetzt an der Zeit, die gesunkene Autorität desselben neuerdings geltend zu machen.“

Auf diese Weise suchte der Exminister Fürst Auson, ein Kavalier aus der alten Zeit, seinem Sohne begreiflich zu machen, daß Alexis nur König de facto nicht aber de jure und daß es demnach die Pflicht jedes rechtschaffenen Kavaliers sei, diesem unlegitimen Fürsten seine Anerkennung zu versagen und Alles, was in seinen Kräften stehe, aufzubieten, um der beeinträchtigten weiblichen Linie zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es war ihm dabei gleichgültig ob die Regierung der Königin Wittwe oder einer Schwester derselben übertragen werde, ob der geraubte Prinz wieder auflebe oder nicht, wenn nur der illegitime König gestürzt werde. Wenn dieser junge übermüthige Fant erst am Boden liege, dann hoffe er, werde sich der rechte Ausweg schon von selbst eröffnen und

die Stimme des Volkes und die Einsicht der Kirche und der befreundeten Mächte das Uebrige entscheiden. Vor der Hand suchte er auf gut Glück das Volk gegen Alexis aufzuwiegeln, indem er das Gerücht verbreiten ließ, der König Severin sei durch ihn vergiftet und der Sohn desselben beseitigt worden, indem er dem Pöbel die schauderhaftesten Verheißungen von der Regierung des gekrönten Mörders machen ließ. Die alte eitle Prinzessin Christiane aber wußte er geschickt mit beiläufigen Anspielungen auf die Möglichkeit, daß sie selbst noch als Königin glänzen dürfte, zu täuschen, denn er brauchte zu seinen Plänen ihr Geld und ihren Einfluß. Dem Vater der Königin Amanda dagegen machte er mit unzweideutigen Worten Hoffnung auf die Wiedergewinnung verlorener Provinzen und wohl gar auf die Vereinigung beider Reiche. Bei allen diesen schlau angelegten Plänen schmeichelte sich der ehrgeizige Ränkeschmied mit dem Gedanken an die Möglichkeit, unter günstigen Umständen selbst des königlichen Purpurs theilhaftig zu werden. Wiewohl er in der Geschichte nicht sonderlich bewandert war, so wußte er doch, daß ähnliche Fälle sich in allen Zeiten wohl ereignet haben. Zudem wies seine Stammtafel deutlich aus, daß er von souveränen Fürsten abstamme, und nur widrige Schicksale seine Familie von den Höhen des Thrones entfernt hätten.

Der Charakter dieses Mannes ist schwer zu bezeichnen. In einer alt adeligen Familie geboren und erzogen, war er in seiner Jugend ein leichtfertiger Wüstling, der Alles für erlaubt hielt, was zur Befriedigung seiner Begierden dienen konnte. Seiner Geburt hatte er es zu danken, daß der König Severin ihm die höchsten Ehrenstellen, welche sich in seiner Familie fast erblich erhalten hatten, unbedenklich übertrug. Zwar hatte der Fürst in seiner Jugend wenig gelernt und seine Fähigkeiten waren höchst mittelmäßig, aber das war auch nicht nöthig bei einer willkührlichen Regierung, wo nicht die größten Fähigkeiten, sondern das alte Herkommen herrschte.

Dieses war ihm auch heilig und unantastbar, denn seine eigenen Vorzüge waren darauf begründet. Ein altberühmter adeliger Name galt ihm, weil er diesen besaß, als die höchste Würde des Menschen, und dunkle Herkunft war ein Gegenstand seiner tiefsten Verachtung, seines gnädigen Mitleids höchstens. Jeden Nichtadeligen hieß er einen Plebejer, der nur zur Sklaverei geboren sei, den man nach Willkühr mißhandeln und seines Eigenthumes berauben könne. Ein vornehmer Hochmuth war daher der einzige Ausdruck in seinem übrigens charakterleeren Gesicht und die Triebfeder aller seiner Handlungen. Seine Manieren waren sorgfältig eingelernt und er wußte eben so gut mit einer leichten, gnädigen Bewegung der Hand einen Günstling zu beglücken, als mit einem stolzen verächtlichen Blick den Gegenstand seines Unwillens zu bestrafen. Seine Leidenschaften wußte er dem Scheine nach wohl zu beherrschen, denn es mochte ihm Angenehmes oder Unangenehmes widerfahren, so bemerkte man doch nie eine Veränderung in seinen Zügen; aber man kannte seine unmenschliche Rachsucht gegen Jene, welche es wagten, seinen Stolz zu beleidigen oder seinem unbeugsamen Willen Hindernisse in den Weg zu legen. Während der Regierung Severins besaß er eine unbeschränkte Gewalt. Die Art und Weise wie er sich derselben bediente, machten ihn bei dem Volke äußerst verhaßt. Nicht nur erschöpfte er seine Mittel durch ungeheure Auflagen, sondern beschränkte auch die persönliche Freiheit der Unterthanen durch unerhörte Willkühr. Die Zwecke seines Wirkens waren, sich und den Schatz des Königs zu bereichern, das Volk in Knechtschaft und Dummheit zu erhalten, die Prärogative des Adels zu vermehren, den blinden Glauben zu unterstützen. Den Klerus begünstigte er, weil dieser mit ihm gemeinschaftliche Sache machte und mit Wachsamkeit besorgt war, daß das Volk nie seine Kräfte und seine Rechte kennen und gebrauchen lerne. Er selbst spottete über die Religion und kehrte sich nicht an ihre Lehren, weil es

damals schon unter den Adeligen ausgemacht war, daß diese nur für das gemeine Volk berechnet wären. Sein Unglaube war keine Frucht des Forschens, sondern vielmehr ein Werk der niedrig denkenden Pfaffen, welche gegen ihn die Maske abwarfen. Moralische Grundsätze hatte er gar nicht, denn die Gewohnheit und das Herkommen waren der Maßstab seiner Handlungen. Doch hütete er sich wohl, seine Irreligiosität dem König merken zu lassen, und spielte vor den Augen der Welt stets den frommen Christen.

Sein Sohn Wilibald bildete in seinem Charakter, in seinem Temperamente, seinen Neigungen und Ansichten den vollkommensten Gegensatz. Unverwüstlicher Frohsinn und heiterer Gleichmuth bewahrte sein Gemüth vor gefährlichen Begierden, Biederkeit und Ehrliebe machten ihn allen, die ihn kannten, achtungswerth. Er war ein Liebling der Frauen, die er mit heiterem Scherz gewann, ein treuer Freund, ein liebreicher Herr seinen Untergebenen. Er hielt auf seinen Adel, ohne stolz zu sein, kränkte keinen niedrig Geborenen, achtete jeden wackeren Ehrenmann, weß Standes er auch war. In seinem Umgang war er nicht wählig, mit seinen Bekannten und Freunden friedfertig und freundlich, aber auch stets bereit, Schimpf und Beleidigung mit der Klinge zu rächen; denn er duldete keinen Flecken auf der Ehre seines Namens. Sein Vaterland war ihm theuer, und mit edler Entrüstung sah er, wie sein Vater es mißhandelte. In Religionssachen war er kein Grübler, ohne bigott zu sein — aber die Pfaffen haßte er wie die Sünde. Gerne trieb er Spott mit ihnen; denn nichts war ihm lächerlicher, als ein Mann in einer Kutte. Nur ein Schurke, oder eine Memme, pflegte er zu sagen, kann seine Mannheit in einen Kittel verbergen, und darum hatte er auch keine sonderliche Achtung vor den Rittern vom heiligen Rosenkranz und vom Büßerstrick. Wenn er dem feisten Angesichte eines Mönchs begegnete, so lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und selten ging er

an einem vorüber, ohne auszuspucken. Eine große muthige Dogge, die sonst gegen Jedermann sich manierlich betrug, schien den Tonsurirten eben so abgeneigt zu sein wie ihr Herr, denn sie fiel jede Kutte mit einer Wuth an, die man sonst an ihr nur bei der Schweinsjagd gewohnt war. Man wußte nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob das Thier auch auf diese Jagd abgerichtet war, aber so viel konnte man öfters bemerken, daß Prinz Wilibald dem sonderbaren Gelüsten seines Hundes keinen Zaum anlegte, vielmehr in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, wenn er gelegentlich einen friedlichen Pater weidlich zauste. Natürlich war der Vater mit diesen Streichen nicht zufrieden, und verwies sie seinem Sohne mit vielem Ernst, aber seitdem ihm der Tod seine Gemahlin entrissen, gab es Niemand, dem Wilibald hinführo gehorchte, denn seinen Vater hatte er frühzeitig geringschätzen gelernt und zu lieben aufgehört. Fürst Auson durfte sich nicht verwundern, seinen Sohn sich entfremdet zu sehen, denn er war seit seiner Geburt recht eigentlich bemüht gewesen, die kindliche Liebe in seinem Herzen zu ersticken. Unter dem Vorwande seiner Geschäfte bekümmerte er sich nie um seine Kinder, außer um sie zu züchtigen — oft wegen der kleinsten Vergehen, die ein fühlender Vater kaum mit einem unfreundlichen Blick bestraft haben würde. Wollte seine unglückliche Gemahlin ihre Kinder den härtesten Mißhandlungen entziehen, so mußte sie dieselben stets von ihm entfernt halten; denn der fühllose Tyrann entsagte freiwillig den heiligsten Empfindungen der Natur, und hielt sie für Schwachheiten, welchen namentlich kein Staatsmann ergeben sein dürfe. Mehr als seine Kinder galten ihm daher hübsche Lakeien, die er mit ekelhaften Gunstbezeugungen überhäufte.

Wilibald war noch in den Jünglingsjahren Hauptmann der königlichen Leibwache geworden, und König Alexis, dem er ausnehmend gefiel, beehrte ihn mit noch größerem Vertrauen, als Severin, dem er ungern gedient hatte. Dafür

war ihm auch des abgedankten Ministers Sohn treu ergeben, unbekümmert um das Mißfallen seines tief erbitterten Vaters. Vergeblich bemühte sich dieser, ihm darzuthun, daß Alexis kein Recht auf den Thron besitze, vergeblich suchte er ihn durch glänzende Verheißungen zu bewegen, von seiner Stellung einen verrätherischen Gebrauch zu machen, vergeblich befahl, drohte, demonstrirte er; der wackere Prinz blieb fest und treu. Je mehr der Fürst in ihn drang, je kälter und bestimmter antwortete ihm der Prinz, denn er sei, sagte er, nicht gewohnt, einen Verrath an seinen Eiden, und was mehr ist, an seiner eigenen Ueberzeugung zu begehen. Er verhehlte es seinem Vater nicht, daß er den König achte und alle seine Handlungen billige — selbst die Entlassung des ersten Ministers nicht ausgenommen, und als der Fürst den König der mehrmals berührten Verbrechen beschuldigte, bedeutete er ihm, daß ein Mann von Ehre Verleumdungen und unbegründeten Vermuthungen kein Gehör gebe. Darob entspann sich ein hitziger Streit, welcher dem Prinzen Gelegenheit gab, dem Verführer bittere Vorwürfe über seine Schandthaten zu machen, durch welche er den Namen seines Geschlechts mit unvertilgbarer Schmach bedeckt habe. Er werde seine infamen Pläne nicht unterstützen, schwor er bei seiner Ehre, und sich ihrer Ausführung pflichtmäßig widersetzen, mit aller ihm zu Gebot stehenden Macht, und wofern seine Pflicht als Unterthan mit der Kindespflicht in Widerspruch gerathe, so werde er sich nicht besinnen, die letztere seiner Ehre aufzuopfern. Erzürnt durch diese Reden zog der Fürst den Degen und stürzte sich auf seinen Sohn, aber dieser parirte den Stich mit dem Arm, entwaffnete den siechen Greis und warf ihm die Klinge zerbrochen vor die Füße.

„Euren Sohn habt Ihr getödtet," rief er ihm mit Würde zu, „meine Lebensschuld an Euch ist quitt und hinführo bin ich nur der Hauptmann von der Leibwache und kenne keinen Vater mehr, als den oben, der Euch verstoßen."

Eine Stunde nach dieser Szene stand der unnatürliche Vater vor den Augen der Königin und lächelte wieder so nichtssagend und höfisch, als wäre nichts vorgefallen, was seine Fassung hätte stören können. Er sprach wieder von jenem alten Gesetz und stellte ihr die Nothwendigkeit vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und das unbestreitbare Recht des vielleicht noch lebenden Prinzen, dessen Spur er entdeckt zu haben log, gegen die Eingriffe des Usurpators zu bewahren. Er sprach von Einsetzung einer provisorischen Regierung, von Aufstand und Empörung, von der Willensmeinung ihres königlichen Vaters und der Gewißheit eines günstigen Erfolgs; aber er bemerkte nicht, daß er tauben Ohren predige; denn bestürmt von allen Personen, die sie umgaben, gekränkt durch die Nachricht von der Aufnahme Ihres geweihten Botschafters, gequält von widersprechenden Empfindungen dachte Amanda an nichts, als an schleunige Entfernung aus dem Reiche, wo man sie zum Werkzeug hochverrätherischer Intriguen machen wollte. Ihr Palast wimmelte von Personen, die sie nicht kannte, denen sie mißtraute, ihre Gemächer dienten den Verschworern zu Rathsälen, wo sie Verrath sannen. Die Häupter derselben umgaben sie und verlangten von der geängstigten Frau Unterzeichnung eines Aufrufs an das Volk und das Heer, und einer anderen Akte, worin sie Entsetzung des Usurpators und Versammlung der Reichsstände zur Berathung des allgemeinen Wohls anordnen sollte. Ihr Herz war zerrissen und die Gefühllosen quälten dasselbe mit Worten, die sie trafen wie Dolchstiche. Alle, das sah sie, selbst die ehrwürdigen Patres, welche mit undemüthigen Geberden vor ihr standen, lechzten nach dem Blute des angeblichen Verbrechers, der ihr einst theurer gewesen, als Alles. Die Umstände hatten ein ihrem Gemüth bisher fremdes Gefühl, die Rache, erregt, aber die angeborene Milde siegte über diese finstere Leidenschaft. Dennoch wußte sie nicht, was sie thun

sollte, denn man hatte ihr keinen Ausweg gelassen und sogar schlecht bemäntelte Drohungen gewagt.

Aus dieser Bedrängniß befreite sie ein unvermuthetes Ereigniß, das alle Anwesenden erzittern machte. Die Thüre des Rathsaales that sich geräuschvoll auf und herein trat, gewaffnet bis ans Kinn, Fürst Wilibald Auson. Todtenstille herrschte im Saale, die Prinzessin Christiane fiel in Ohnmacht und bange harrten die übrigen Personen auf das erste Wort des Eingetretenen. Nur die Königin veränderte sich in nichts, und sah den Fürsten mit gleichgültigen Augen herankommen. Ehrfurchtsvoll näherte sich dieser der holden Fürstin und erröthend, als er ihren Augen begegnete, überreichte er ihr ein wohlversiegeltes Paket, welches, wie sie sogleich mit zitternder Hand beim Empfang fühlte, nichts enthielt, als die zerrissene Goldkette. Hierauf entfaltete der Bote eine königliche Ordre, indem er nicht laut aber doch vernehmlich sagte:

„Im Namen des Königs verhafte ich sämmtliche Personen hohen und niedrigen Ranges, welche sich in diesem Palaste befinden."

Hierauf hielt er sämmtlichen Anwesenden den königlichen Befehl vor die Augen und bat alle Herren, sich aus dem Saale hinwegzubegeben, um unter Bedeckung hinweggeführt zu werden. Fürst Auson warf einen grimmigen Blick auf seinen Sohn und entfernte sich, gefolgt von einer ziemlichen Anzahl zitternder Feiglinge und Gebete murmelnder Patres.

Amanda bemerkte kaum, was um sie vorging, so beschäftigte sie das verschmähte Kleinod und die achtungslose unzarte Weise, auf welche es wieder in ihre Hände kam. Aus den Händen der sie verhaftenden Wache hatte sie das Merkmal des ersten Sieges ihrer Liebe zurückerhalten, schlecht verwahrt und zerrissen, vor den Augen fremder Menschen. Nun erst glaubte sie, was man ihr gesagt, nun erst war es ihr gewiß, der undankbare Verführer, der selbst ihre Ehre nicht mehr achte, habe ihr Kind, sein eigen Kind, ermordet. Sie wähnte

sich noch geliebt, und fand sich verachtet, nachdem sie mißbraucht worden war. Mit stieren Augen sah sie vor sich hin, kalte Todtenblässe löschte ihr Gesicht aus — der Gedanke hatte keine Thränen.

„Hab' ich recht gehört, Hauptmann," sagte sie nach einer stummen Pause, „ich bin eine Gefangene?"

„So ist es! gnädige Frau," erwiderte Auson, „doch hoffe ich nur auf kurze Zeit, während welcher ich Eure Majestät zu bitten wage, eine Maßregel nicht zu streng zu beurtheilen, welche allem Anschein nach unvermeidlich war."

Schweigend wankte sie in ein Nebengemach. Die Prinzessin, welche mittlerweile ihr Erwachen mit einem widrigen Gekreisch ankündigte, wollte ihr folgen, aber der Hauptmann vertrat ihr den Weg und wies sie in ein entferntes Apartement.

Amanda kniete gedankenlos auf einen Betschemmel nieder, ihr Kopf war wüst, ihr Herz stumpf, sie mochte weder denken noch fühlen, denn ihre Gedanken fanden keine Hoffnung, ihre Empfindungen keinen Trost. Lange stierte sie mit trockenen Augen vor sich hin und horchte in sich versunken stumpfsinnig auf ihren Pulsschlag; da öffnete sich leise die Thüre und Pater Pius erschien ihr wie ein Schutzgeist. Sein ehrwürdiger Anblick und die Erinnerung an seine milde Ermahnung brachten das stockende Blut wieder in schnelleren Umlauf, erfreuten ihr freudeloses Herz. Sie flog ihm entgegen, ergriff seine Hände, wollte hastig sprechen und — schluchzte. Pater Pius betrachtete sie mit schmerzlichem Mitleid, die üppige Jugendblüthe war geschwunden, die glühenden Augen ausgelöscht, die vollen Körperformen eingeschrumpft. „Mein Gott," seufzte er halbleise, „wie lassest Du mich sie wiederfinden!"

Er habe, sagte er ihr, vernommen, in welcher Bedrängniß sie sich befinde, und von welchen Menschen sie umgeben sei, darum habe er sich aufgemacht und sei ihr zu Hilfe geeilt;

denn leider wäre ihm die schmerzliche Ueberzeugung geworden, daß Pater Hyacinth neuerdings von der Bahn seines Berufes gewichen sei. Amanda erzählte ihm ausführlich die Geschichte aller ihrer Leiden, seit jener verhängnißvollen Beichte, das schwer gebüßte Vergehen mit Alexis, den Raub ihres Kindes, die Vergiftung des Königs, endlich die angesponnenen Intriguen zum Sturz des Königs Alexis — kurz Alles, was ihr und den mit ihr in Verbindung stehenden Personen begegnet war. Pater Pius war bereits von dem Wichtigsten unterrichtet und billigte keineswegs die Unternehmungen der Feinde des Königs, die er zu gut kannte, um ihnen gute Absichten zuzumuthen. Er hielt jede Gewaltsamkeit, welche die Ruhe des Landes stören mußte, für ein Verbrechen und tadelte besonders die Priester, welche an der Verschwörung Theil genommen, ohne Alexis zu entschuldigen. Er rieth ihr zur schleunigen Flucht, bat sie, ihren Vater zu besänftigen, damit nicht um ihretwillen Blut vergossen würde, und empfahl ihr Vergessenheit alles Geschehenen, verbunden mit frommen Andachtsübungen, durch welche sie allein ermuthigt werden könne, ihr unwiderrufliches Schicksal zu ertragen. Die Zeit, sagte er, werde ihren Kummer lindern, und es zieme der gläubigen Christin, selbstverschuldete Uebel mit Ergebung zu tragen und unverzagt auf der Bahn der Gerechten fortzuschreiten. Er erbot sich ferner, die Unglückliche an den Hof ihres Vaters zurückzubringen, wo sie, umgeben von ihren Blutsverwandten leichter die Verzagtheit ihrer Seele heilen könne. Amanda willigte in Alles und bat nur, er möchte sie nie wieder verlassen, denn ihr schwacher Geist sei hilflos und furchtsam ohne ihn. Pater Pius versprach es ihr und rief den Hauptmann der Leibwache herein, um ihn zur Unterstützung ihrer Flucht zu bereden.

„Junger Mann," sagte er zu ihm, „ich kenne Eure edlen Gesinnungen und achte Euch, obwohl Ihr, wie es heißt, den Dienern der Kirche nicht gewogen seid. Wie groß mein Ver-

trauen in Euch ist, beweise die Bitte, die ich, vereint mit dieser unglücklichen Frau, an Euch richten will. Sie ist unschuldig an dem Attentate, welches hier besprochen wurde, und hat keinen Antheil an den Plänen der Verschwörer, die Ihr verhaftet habt. Betrachtet die Unglückliche — unsägliche Leiden haben sie entkräftet, ihr Körper muß unterliegen, wenn sie neuen Gemüthsbewegungen ausgesetzt bleibt. Wollt Ihr mit schuld sein an Ihrem Tod?"

Amanda erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen bittend zu dem jungen Hauptmann. Ergriffen durch die einfachen Worte des ehrwürdigen Alten, mehr aber noch durch den traurigen Anblick der leidenden Frau, sah dieser die beiden Bittenden mit dem unverkennbaren Ausdruck des Mitleids an.

„Wenn Ihr sagt, daß ich die Priester nicht liebe, so könnt Ihr recht haben, aber ich würde sie lieben und achten, wenn sie alle Euch ähnlich wären. Aber sagt mir, was wollt Ihr, daß ich thun soll? Wenn die unglückliche Frau schuldlos ist, was hat sie zu fürchten? König Alexis ist edel und versöhnlich — er wird nicht dulden, daß ihr ein Haar gekrümmt werde. Vertraut auf ihn, hohe Frau. Vielleicht hat er Euch der Gefahr nur entreißen wollen, indem er Eure Freiheit auf kurze Zeit beschränkte."

Amanda erbebte. Zum ersten Mal hörte sie wieder Gutes von Alexis. Pater Pius aber antwortete:

„Es mag sein, daß der König selbst gut und edel ist, aber er kann verblendet sein, wie vielleicht diese Frau verblendet war. Ich fürchte nichts für sie, aber ich will ihr Ruhe und Frieden gönnen und Beides wird sie an diesem Hofe nicht wieder finden. Verstattet mir daher, edler junger Mann, daß ich sie in ihr väterliches Haus zurückbringe. Der König hat kein Recht, ihr dieß zu verweigern, aber böse Rathgeber können ihn wohl auch zu einer Ungerechtigkeit verleiten. Laßt uns fliehen, oder Ihr tödtet dieses schwache Leben."

Lange sann der Hauptmann über seine Pflichten nach.

Er fühlte sich wunderbar erregt und dringend sprach sein Herz für die Unglückliche. Unglaublich schien es ihm, daß sie der Rache und des Verraths fähig sei, dessen sie der Anschein beschuldigte. Die strahlende Schönheit der Königin hatte ehedem keinen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie jetzt die kranke, unglückliche. Nach langem Zögern, schwachen Einwürfen und Vorstellungen siegte das Mitleid über das Pflichtgefühl und mühsam eine Thräne zurückhaltend sagte er:

„Wohlan denn, flieht, ich bin zu schwach einer bittenden Frau zu widerstehen, aber gebt mir Euer Wort, daß Ihr nichts Feindseliges unternehmen wollt gegen meinen Herrn und König.“

Amanda reichte ihm die welke Hand und gelobte weinend, was er verlangte. Der edle Jüngling ergriff sie mit Wärme und preßte sie an seine Lippen. Freundlich dankte ihm Pater Pius und legte segnend die Hände auf sein geneigtes Haupt.

„So geht denn,“ sagte Auson gerührt, „Gott sei mit Euch, ich werde nicht sehen, wenn Ihr dieses unglückselige Haus verlaßt. In dem Palaste Severins ist nicht gut wohnen für edle Menschen. Gedenket meiner in Gnaden, erhabene Frau. Mag es mir vergönnt sein, Euch einst glücklicher wieder zu sehen.“

3.

„Nemo ante mortem beatus!“ tröstete ein Kapuziner den sterbenden Pater Hyacinth in einem dunklen Gemach des schwarzen Thurmes. Dieser lag auf einem ärmlichen Lager hingestreckt und erwartete den Tod. Die Angst vor dem weltlichen Gerichte, welches seinen Arm über ihn ausstreckte, befördert durch das Bewußtsein großer Uebelthaten, von welchen er nicht mit Unrecht befürchtete, sie würden nun an den Tag kommen, hatte seine letzten körperlichen Kräfte erschüttert und das Ende seiner ruhmlosen Tage beschleunigt. Schon waren seine Augen umnachtet, was ihn eben so wie die Dunkelheit des Gemachs verhinderte, in der Mönchsmaske des Tröstenden einen unheiligen Knecht des Satans zu erkennen. Schwer bekümmerte es den Kranken, daß Pater Pius, von dessen Hand er die letzte Speise des Himmels zu empfangen verlangte, angeblich verhindert war, der Seele des Bedrängten das Geleit in die Ewigkeit zu geben; aber er hatte keine Ursache, sich zu sehr darüber zu betrüben; denn der Kapuziner, wie es schien ein geübter Dialektiker, wußte mehr zu seinem Troste an frommen Gründen und Textsprüchen aufzubringen und alle seine Missethaten besser zu entschuldigen als sein greiser Kollege, der nach dem allgemeinen

Ruf eben so gerecht als streng war. Pater Hyacinth fühlte bald sein Gewissen in Etwas beruhigt und in wenigen Stunden würde er sich unfehlbar von der äußersten in Todesfurcht gesträubten Haarspitze an bis an die krampfhaft gestreckte Zehe für durch und durch gerecht gehalten haben, hätte ihm der Tod so viel Frist zur Beseitigung aller seiner Gewissensskrupel gelassen. So aber blieb ihm noch immer ein hinreichender Rest von Seelenpein und Zweifel, wodurch sein verschrumpftes Herz scharf gebeizt wurde.

„Glaubt Ihr wohl, würdiger Bruder," fragte er den Kapuziner, „daß ich selig werde?"

„Gewiß," antwortete der Kapuziner, „habt Ihr denn nicht ein gottseliges Leben geführt und Euch ganz dem Dienste des Herrn geweiht, habt Ihr nicht den Glauben mit heilsamer Strenge geschützt und die Ketzer aus diesem Lande vertrieben oder vertilgt? Die heilige Jungfrau sieht auf Euer Sterbebett darum mild lächelnd hernieder und der gekreuzigte Heiland neigt sein Haupt gnädig herab und scheint Euch Märtirer zuzuflüstern: „Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Ja selbst der heilige Geist, der auf diesem Dreifaltigkeitsbild über dem Kreuze in Wolken schwebt, scheint Euch mit seinen Flügeln zu beschatten und in den heiligen Gruß mit einzustimmen."

Ungläubig wendete der Kranke sein Haupt nach dem Bilde um, die Worte des Trösters bestätigt zu finden, und das wollte eben der Kapuziner, der nicht ohne Verlegenheit bemerkte, wie des Sterbenden matter Blick unverrückt auf sein Gesicht sich heftete. In der That hatte der Gleißner wichtige Ursachen, die Aufmerksamkeit des Kranken mit heiligeren Dingen zu beschäftigen, denn unter der Kapuze steckte leibhaftig der verdächtigste Freund des Pater Hyacinth — Samboro. Sobald wir diese Entdeckung gemacht haben, müssen wir auch die Hoffnung auf wahre Besserung des sterbenden Sün-

ders aufgeben, denn Sambero scheint sich um das Seelenheil desselben gar wenig zu bekümmern.

„Ach,“ sagte der P. Hyacinth, indem er sein Haupt auf das Kissen sinken ließ, „meine Augen sind trübe und ich kann das Wunder nicht sehen, das Ihr behauptet. Wohl ist es wahr, daß ich den Glauben beschirmt habe gegen die Ketzerei, aber ich habe nebenbei nicht immer einen gottseligen Lebenswandel geführt und manchen Unschuldigen im Namen des Ordens verfolgt. Dennoch hoffe ich, wird die göttliche Barmherzigkeit mich von meiner Schuld befreien, aber meine irdischen Sorgen verbittern mein Sterbestündlein. Sagt mir, Bruder, bin ich denn wirklich verloren für das Zeitliche, kann ich nicht wieder gesund werden, hat der Arzt keine Hoffnung?“

„Darüber,“ erwiederte der Mönch, „kann ich Euch nicht trösten, es müßte denn das eigene Gefühl die Wiedergenesung versprechen. Was aber Eure irdischen Sorgen betrifft, so bitte ich Euch, vertraut sie mir an, und sagt mir Euren letzten Willen, damit ich ihm gemäß nach Eurem Ableben über Eure zeitlichen Güter verfüge. Bei meinen vier Weiben schwöre ich es Euch, so wahr ich ein Kapuziner bin, ich will Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit bestellen.“

Neuerdings erhob sich der Kranke und musterte den erbietsamen Testamentsvollstrecker mit scheuen Blicken. Sein verzerrtes gelb und blau gefärbtes Gesicht, in dem kaum noch die eigenthümliche feiste Nase des P. Hyacinth zu erkennen, so zusammengeschrumpft und spitz war sie, hätte jeden Anderen, der minder gestählt war gegen widerwärtige Eindrücke, außer Fassung gebracht; denn es schien keinem Lebenden, ja kaum einem menschlichen Leichnam anzugehören, sondern ein fratzenhaftes Gebilde aus dem fantastischen Ideenkästlein eines frommen Malers zu sein, der damit irgend eine Szene aus dem ewigen Feuer, in welchem die Verdammten heulen und mit den Zähnen klappern, ausstatten wollte.

Der nahe Todeskampf, die Zweifel seines Gewissens, die gefolterte Lebensliebe und der Schmerz über den Verlust seiner geliebten Geldkasten, wohl auch einige Vaterbekümmerniß um die Früchte des gebrochenen Keuschheitsgelübdes meisterten die letzte schwache Kraft seiner Gesichtsmuskeln. Die gewaltsame Anstrengung, mit der er sich aufrichtete, bekam dem Kranken sehr übel, der Schmerz wurde heftiger, das Blut stieg ihm ins Gehirn und verwirrte dort die wenigen Gedanken, deren er noch fähig war. In dem Augenblicke, da sein Auge das Gesicht Samboros, trotz der Maske, zu erkennen schien, ergriff ihn eine Fieberphantasie, wie sie bei Sterbenden gewöhnlich einzutreten pflegen. In seinen Blicken zuckte das wilde Feuer des Wahnsinns, seine Hände erfaßten mit krampfigen Fingern die Kutte des Verkappten an der Brust und mit röchelnder heiserer Stimme rief der Träumende: „Du bist der Teufel! — Laß ab von mir!“ Dann schloß er die Augen und sank mit dem ganzen Gewicht des Vorderleibes zum Bett heraus an die Brust Samboros. Dieser lächelte spöttisch, halb mitleidig, ergriff die dürren Schultern des Kranken und legte ihn wieder in die Kissen. Als Pater Hyacinth wieder zur Besinnung gekommen war, hatte er über die schreckliche Vision wieder seiner irdischen Sorgen vergessen und begann stammelnd dergestalt zu sprechen:

„Mein geliebter Bruder — mein Geist ist umnebelt, mir ist, als sollte er auslöschen — so trunken — schwindlig — lebensekelig — als hätte ich mich in Brandwein berauscht — ich möchte mich übergeben — doch fürchte ich, ich speie meine Seele mit heraus. Sage mir noch ein Mal — Bruder Kapuziner, kann ich selig werden? — was meinst du? — giebts wohl einen Himmel oder eine Hölle — und welches mein Theil sein wird. — Oder sage mir Kapuziner — liebster Schatz — sage mir, wir sind Beide Gleißner — sage mir, lieber Bruder, ich bitte Dich — wir haben die Leichtgläubigen belogen — es giebt keinen Himmel, keine Hölle —

keinen Gott — keine Heiligen — und die Mutter Christi ist keine Jungfrau gewesen. — Ich beschwöre Dich, Kapuziner — sage mir das und ich will Dir Geld vermachen — sei barmherzig und sage mir, ob die Mutter Gottes eine unbefleckte Jungfrau gewesen und ob Du der Freund des Königs bist.“

„Beruhigt Euch, Pater Hyacinth,“ antwortete der Mönch, „und laßt die vermessenen Reden. Bereitet Euch lieber christlich vor, auf daß Ihr aufgenommen werdet in Abrahams Schooß.“

„O du bist ein hartherziger Hund von einem Beichtvater. — Ich habe es anders gemacht — und jeden Sterbenden glauben lassen, was er wollte — denn in der Stunde kann es der Welt nichts nützen, beim heiligen Ignatius und seinem Orden — ob Einer glaubt oder nicht. — Abrahams Schooß — o das ist eine alberne Redensart — wie groß müßte der Schooß sein, der so viele nichtswürdige Seelen aufnähme — Mensch, ich bringe Dich um, wenn Du nicht sagst, daß meine Seele in den Balg eines Thieres fährt.“

„Laßt sie fahren, Pater Hyacinth, was kümmerts Euch? Seid nur ruhig und gescheidt. So viel ist gewiß, war Euer Glaube wahr, so habt Ihr Euch so viele Verdienste um denselben erworben, daß Ihr den Lohn des Himmels hoffen dürft, war er es nicht und ist die Mutter Christi keine Jungfrau gewesen, so habt Ihr nichts von der Hölle zu besorgen und Eure Seele fährt in den Bauch eines Thieres. Jedenfalls seid Ihr sicher und könnt mir ruhig Eure irdischen Sorgen vertrauen, denn ich bin kein Freund des Königs.“

„Also die Mutter Christi ist keine Jungfrau gewesen — ich bitte Dich, Kapuziner, sei ehrlich!“ fragte der Kranke mit bedeutendem Herzklopfen.

„Wenn es Euch beruhigen kann, Pater, so sage ich, sie war ein Weib und eine Mutter. —“

„Da liegt es eben," unterbrach ihn der Kranke froh, „denn sieh, Kapuziner — die Sache ist wichtig — war die Mutter Christi keine Jungfrau — so war Christus nicht Gott — und war Christus nicht Gott — so brauchen wir ihm nicht zu glauben, daß unsere Seelen — nach dem Tode gebraten werden. — O ich sterbe viel leichter, wenn ich das weiß."

Wiederum legte er sich nieder und über sein Antlitz verbreitete sich Zufriedenheit. Dringender bat Samboro, ihm seine irdischen Sorgen anzuvertrauen, und nachdem der Pater einige Male tief Athem geschöpft zu einem schweren Bekenntniß, ließ er sich also vernehmen:

„Geh zum Fürsten Auson, sage ihm, daß ich — gestorben bin — daß mich der König hingerichtet hat — gieb ihm die Papiere, welche Du dort in meiner Kutte finden wirst — sie könnten in anderen Händen großes Unglück stiften — empfiehl ihm meinen Bastard — den braven Jungen — sage ihm, er möchte sein Versprechen halten und sich seiner in Gnaden annehmen, wenn es ihm gelingt — den König zu stürzen — — Doch wer heißt mich Dir vertrauen in so wichtigen Sachen —"

„So wahr Ihr selig zu werden wünscht," betheuerte Samboro, „so wahr Ihr hofft, daß nach dem Tode Eure Seele kein strenges Gericht zu erleiden haben wird, so wahr bin ich des Königs bitterer Feind, und welcher unseres Standes wäre es nicht? Plündert er nicht das Eigenthum der Kirche, bedroht er nicht das Ansehen ihrer Diener, ist er nicht nachläßig und saumselig im Gottesdienst und giebt er hierdurch nicht ein großes Aergerniß? Glaubt mir, die Heerde kann den reißenden Wolf nicht so hassen wie ich und meine Brüder den König. Darum beleidigt mich nicht länger mit Eurem Mißtrauen und vertraut mir alle Eure Sorgen an. Was Ihr mir Geheimes sagt, werde ich in meines Bu-

sens Schrein verschließen und keine Tortur soll mir Euer letztes Beichtbekenntniß entreißen.“

„Nun denn,“ fuhr der Kranke beruhigt fort, „so hört denn Alles. — Mein wackrer Sohn — zwar ist er ein wenig leichtfertig und dem Trunke ergeben — aber ein herzhafter Bursche — wird dem Fürsten treffliche Dienste leisten — der solls ihm lohnen mit seinem besten Dank. — Der Anschlag ist sehr gut ausgedacht — die letzte Frucht meines Witzes — er muß gelingen. — Hilfsmittel von dem Vater der Königin sind auf dem Wege — der Orden hat alle Mittel aufgeboten — ein Verzeichniß der Personen — die der Fürst als seine Freunde betrachten kann — liegt unter den Papieren, in meiner Kutte. — Nach meinem Ableben — ach daß ich sterben muß — verfügt Euch in meine Wohnung — dort findet Ihr eingeschlossen die Frau des Erzspitzbuben Samboro — den Gott verdamme. — Befreit sie — bringt ihr meinen letzten Gruß — empfehlt sie dem Fürsten — sie wird ihm nützlich werden — dann begebt Euch in meinen Keller“ (hier seufzte er tief) — „dort grabt unter dem großen Faß — ach — dort liegen hunderttausend Goldstücke — mein Nothpfennig, vergraben — das Geld gebt dem Fürsten — für meinen Sohn — es ist sein Erbtheil — stehlt ihm nichts, würdiger Bruder — den Wein — 's ist treffliches Gewächs, könnt Ihr für Euch behalten — nur seid ehrlich, ich bitt' Euch.“

Erschöpft hielt er inne und Samboro ermangelte nicht, ihm ehrlichen Gehorsam zu geloben. Dennoch schmerzte es den Kranken tief, seine besten Schätze auf gut Glück dem Kapuziner anvertrauen zu müssen und der Gram darüber weckte sein schlummerndes Todesübel.

„Heilige, hochgebenedeite Jungfrau Maria!“ rief er plötzlich aus in Folge eines heftigen Stechens im Herzen, „göttliche Mutter, unentweihte Jungfrau, milde Himmels-

Königin, vergib mir meine sündige Lästerung und bitte für meine arme Seele."

„Soll ich Euch den Chrisam geben, Pater Hyacinth?" fragte der Kapuziner.

„Thut das," stöhnte der Sterbende, „'s ist für alle Fälle gut — man kann nicht wissen — wie es kommt — — Herr Jesus — du mein süßer Heiland — steh mir bei!"

Der Augenblick seiner Auflösung war herangekommen, der kalte Todesschweiß trat an seine verwelkte Stirne und die starren Finger zerrten krampfig an den Linnen des Lagers. Weit geöffnet starrten die gläsernen Augen in die Luft, das Licht brach sich nicht mehr in der getrübten Pupille. Ehe noch Samboro sich aufrichten konnte, die frevlerisch erborgten heiligen Geräthschaften herbeizuholen, schnaufte Severins Gewissensrath seine Seele aus und mit offenem Aug und Mund reckte sich das unwürdige Haupt langsam zurück auf das einsinkende Kopfkissen. Aus dem Mund, der Nase und den Ohren quoll schwarzes träges Geblüt, die Bettlacken wurden getränkt und beschmutzt von ekelhaften Ausflüssen. Er war todt und kalt. Samboro aber stand auf und schickte sich an, dem Verstorbenen eine Leichenrede zu halten.

„Fahre wohl, schwarze Seele!" rief er aus, „und quartiere Dich ein in den Balg eines wilden Schweins. Als Mensch warst Du nicht besser, als die unvernünftigen Bestien der Wälder; nicht zügelloser ist das Schwein in Begierden, nicht ekelhafter in Gelüsten die leichenfressende Hyäne, nicht unverständiger im Genuß das wiederkäuende Rind. Doch ich will gerecht sein. Du warst nicht besser und nicht schlechter als die gewöhnlichen Thiermenschen, wie sie täglich geboren werden und hinfallen zu Tausenden. Dein Leben war Dir eine Reihe von Zufälligkeiten, die Dein Geist nicht herbeigerufen, Deine Kraft nicht zu beherrschen vermocht. Du warst ein Gelegenheitsdieb, ein gefräßiger Frosch, der nur die Fliegen frißt, welche ihm in den offenen Rachen fallen, ein

Sumpf, der sich von selbst zuströmenden Quellen ernähren läßt. Verdamme Dich darum keiner aus der Menge jener gierigen Kreaturen, Menschen genannt, welche gleich Dir den Verstand nur benützen, ihren Lüsten Befriedigung zu schaffen und die Beute ihres Hungers mit Geschicklichkeit zu verschlingen. Sie leben nur, um zu essen, sich zu begatten und zu sterben, sie denken nur, um dem Fleisch zu dienen, sind enthaltsam, wenn sie sich gesättigt fühlen, tugendhaft, wenn sie die Kraft zum Laster vergeudet haben. Sie lieben die Speise, die ihren Gaumen kitzelt, die Weiber, welche ihre Lüste stillen, die Kinder aus Instinkt, sie hassen den, der sich ihrem Hunger, ihren Begierden widersetzt, beten, wenn sie das Unglück verfolgt, sterben, wenn sie nicht mehr leben können, und fürchten sich in der letzten Stunde vor der Hölle, die sie im Leben verspottet haben. Gut, Samboro, wenn aber dieser thierische Menschenpöbel so schlecht und verächtlich ist, warum giebt es dennoch so wenige ausgemachte Schurken, Mörder und Diebe, warum zählst du diesen Bösewicht, dessen Aas dich hier anstinkt, nicht lieber zu dem Auswurf der Menschheit, statt zu ihrer Masse? Die Frage ist leicht zu beantworten. Die Menschen ermessen nur die Größe einer Schandthat, nicht die Absicht, aus der sie entsprungen. Wenigen begegnet die Gelegenheit zu sündigen, wenige haben den Muth, die Kraft und den Witz dazu. Wenn es so wenige Mörder giebt, so kann man dieß eher auf Rechnung der weisen Natureinrichtung, denn auf die der menschlichen Tugend setzen. Einige können kein Blut sehen, Andere fürchten Gespenster der Erschlagenen, noch Andere wissen es aus Zaghaftigkeit nicht anzufangen, fürchten die Rache des Gesetzes und die jenseitigen Strafen. Ist aber ein Feigling, der nur aus Furcht vor der Strafe das Verbrechen unterläßt, tugendhafter als der Muthige, der es vollbringt? Nein, und darum bist Du nicht schlechter, Pater Hyacinth, trotz Deines geringen Muthes, der ein Bubenstück immer durch fremde Hand voll-

bringen ließ, nicht schlechter als der Menschenpöbel, dem Du manche Unbill zugefügt. Dein faulender Leichnam verdient eben so gut in geweihter Erde zu liegen, als der eines Tugendhaften aus Schwachheit. Die Schwachheit Deines Fleisches hat Dich zum Laster getrieben, dieselbe Schwachheit hält einen Anderen davon ab. Wenn Dein Leichenstein von Deinen preiswürdigen Tugenden spricht, so wird er nicht minder Wahrhaftiges berichten als die übrigen. Du warst ein Sünder, darum hat Dich die Natur zur Todesstrafe verurtheilt. Wer weiß, daß er nach Dir sterben muß, der soll nicht sagen, daß er tugendhafter sei als Du, ausgenommen er würde noch bei seinen Lebzeiten vom Pabste unentgeltlich heilig gesprochen.“

Die Papiere, welche Samboro in der Kutte des Verstorbenen fand, waren ein für ihn hochwichtiger Fund, der sowohl Aufschluß gab über eine das Innere des Landes umfassende Verschwörung, als auch über die Absichten einiger auswärtiger Höfe, deren Gesinnungen zweideutig waren. Vereinigt und verglichen mit den Papieren, welche man dem Fürsten Auson abgenommen hatte, enthielten sie eine sehr umständliche Darstellung aller auf die Verschwörung sich beziehenden Verhältnisse und gewährten einen sicheren Ueberblick der feindlichen Kräfte. Ehrgeizige und eroberungssüchtige Nachbarfürsten vereinigten ihre Interessen mit jenen der Verschwörer und das einfachste Mittel, die innere Spaltung zu heilen, eine Vermählung seiner Tochter mit dem Erben des Thrones, war dem Vater der Königin durch ein geschicktes Ränkespiel, durch Drohungen und Verheißungen als höchst gefährlich und unstatthaft vorgestellt worden. Es liegt außerhalb unseres Entwurfes, die verwickelten Staatsverhältnisse, welche einen blutigen Kampf zu gebieten schienen, auseinander zu setzen; darum ist es hinreichend für unsere Geschichte, zu melden, daß sich drei kleinere Staaten aus verschiedenen

Gründen gegen Alexis rüsteten, der seinerseits auch nicht ohne auswärtige Freunde war.

Sambero beeilte sich, seine gefangene Gemahlin, mehr aber noch den verborgenen Schatz des Verstorbenen zu befreien, und nachdem er die erstere in Sicherheit gebracht, den letzteren aber dem Staatsschatz übergeben hatte, begab er sich schleunig zu seinem Gebieter, um sich seiner Neuigkeiten mit Hast zu entladen. Alexis haderte eben im einsamen Selbstgespräch mit dem Schicksal. All seine aus den Lehren des greisen Magus geschöpfte Weisheit hatte der aufgeregte Unmuth, die gekränkte Leidenschaft schnell aufgezehrt, das stürmische Jugendblut verwirrte seine Gedanken und tödtete die jungen Grundsätze des Monarchen. So lange die Hoffnung seiner Liebe Nahrung fand, so lange dauerte seine Selbstbeherrschung, so lange war es seiner Vernunft möglich, die Leidenschaft zu zügeln, so lange galt der Maßstab ruhiger Besinnung, so lange unterordnete er seine kleine Herzenssorge der größeren für das allgemeine Beste des Vaterlandes. Wenig Monden waren so geschwunden und die ersten Früchte seiner Thätigkeit reiften. Verschwörung und Verrath, Schimpf- und Spottreden des von Pfaffengeschwätz geblendeten Volks, Bedrohung von Außen und Innen belohnten seinen Patriotismus, Kränkung, Verachtung, Haß, lieferte die Dankesernte seiner Liebe. Er zürnte darob und in dem Unfrieden seiner Seele sehnte er sich nach wilder Kraftübung, nach Kampf und Blut. Wäre er ein teutscher Ritter gewesen aus dem Mittelalter, er würde gegen die Sarazenen ausgezogen sein mit dem Kreuz der Templer auf der Brust und hätte sein eigen Blut vergeudet, ohne dem gemeinen Wesen zu schaden, als König eines friedlichen Landes aber war ihm die Botschaft des Krieges willkommen, da er sie selbst muthwillig aussenden durfte an seine Feinde.

„Ihr habt eine Schlange getreten, und sie hat Euch in

die Ferse gestochen," sagte Samboro, vor die zürnenden Augen des Königs tretend.

„Was soll das heißen," fragte der König unwirsch.

„Das heißt so viel, gnädiger Herr, als das Roß Eures Heldenthumes steht gesattelt vor der Thüre. Besteiget es und laßt vor der Schwelle dieses Hauses Gras wachsen, während Ihr auf die Höhen des Ruhmes Euch erhebt. Ihr könnt ins Feld ziehen, wenn Ihr wollt, an Feinden wird es nicht fehlen. Eurer Majestät guter Genius erhalte sie gesund, denn sie werden Euch die schwankende Krone am Haupt befestigen."

„Krieg, sagst Du, Samboro — ich bitte Dich, scherze nicht, das Wort paßt in mein leeres Herz, wie Wein in die Kehle eines Dürstenden. Still davon, willst Du nicht, daß ich aus Deinem Witz einen blutigen Ernst bei den Haaren herbeischleppe."

„Schleppt immer zu, mein huldreicher Monarch, eine Jagd steht im Buche des Schicksals, Ihr müßt dabei sein, und es steht bei Euch, ob Ihr den Hund oder das Wild machen, ob Ihr jagen, oder gejagt sein wollt."

„Dann will ich jagen, und gält' es einen Eisbär bis an den Nordpol zu hetzen."

„Ihr müßt dem Südpol zu, gnädiger Herr, gerade in derselben Richtung, in der Euer Lieb entflohen ist, dem alten, grauen Königsschatten an den Leib, der ein Regiment Pfaffen aufgeboten wider Euch. Das Verhör des Fürsten ist beendigt, hier die Resultate von dem Staatsminister; hier die hinterlassenen Papiere des Pater Hyacinth, nebst einem Gruß unfreundlicher Art und von kalten Lippen; hier Briefe und Berechnungen in solcher Menge, daß Eure Majestät sich mit ihnen zwei Tage verderben kann, wollt Ihr sie alle lesen. Drei Kriegserklärungen sind auf dem Wege, zwei Botschafter fremder Höfe abgereist, und der dritte ist mit Anstalten zur Reise beschäftigt. Wach auf, König, Dein Heer ist schon gerüstet, Dein Schwert glänzt schon in den Sternen."

Weise Mäßigung mitten im Sturme bewegter Leidenschaften ist die größte Zierde großer Seelen. Alexis gewann in einem kostbaren Augenblick der Prüfung die Kraft, dem wilden Begehren seines Zorns unbestochene Vernunft entgegenzusetzen. Er dachte der Belehrungen des alten Magus, und er strebte die Leidenschaft und Ruhmsucht zu unterdrücken. Schweigend prüfte er die überreichten Papiere und ruhiges Sinnen erforschte ihm einen friedlichen Ausweg, zu welchem ein guter Genius ihm rieth.

„In meine Hand," sagte er, „ist das Schicksal von Millionen gegeben, und wie das Heil, das ich über sie bringe, mein Verdienst sein wird, so kommt das Blut über mich, welches mein Ehrgeiz, meine Rache vergießt. Das Interesse meiner Unterthanen erfordert Frieden, die Nation ist nicht beleidigt, der Name des Vaterlandes ist nicht beschimpft, das Wohl des Volks nicht gefährdet worden. Nur mein eigener Unstern droht blutigen Zwist und Verheerung zu entspinnen, nur ein einzig schwaches Glied der Gesellschaft ist es, gegen welches sich feindliche Mächte rüsten, nur mein persönliches Recht wird bestritten — ist es da nicht Pflicht, mein Ich dem Frieden zu opfern und dem gemeinen Wesen? Gebietet nicht die Tugend hier Selbsterniedrigung — wäre es nicht wahre Größe, wenn ein mächtiger Fürst freiwillig herabstiege von dem unverdienten Throne, ein feindselig Schicksal von dem Vaterlande abzuwenden? Soll ich meinem Unmuth tausend Freunde schlachten, um tausend Feinden zu zürnen, soll ich dem eigenen, bitter gekränkten Herzen eine Stimme gönnen und den harmlosen Gemüthern meines Volks zumuthen, daß sie mein eigner Groll erfülle? Hör' auf, Sambero, meinen Nutzen zu ergründen mit lasterhafter Klugheit, lehre mich meine Pflicht. Als ein gemeiner Söldner ging ich in den mörderischen Krieg und böte mein glühendes Haupt einer geschwungenen Axt dar, als König will es mich bedünken, muß ich meinen Grimm und meinen Stolz dem Vaterlande zum Opfer brin-

gen. Ich will dann nicht mehr regieren, und in weiten Ländern Krieg aufsuchen, um allein für mich zu kämpfen und zu verbluten. Mich widert diese Krone an, ich mag sie nicht behalten, nicht mit Fluch beladen, der auf dem Lande lastete, wie auf mir.“

„Was muß ich hören,“ erwiderte Samboro befremdet, „mein tapferer Fürst kleinmüthig, verdrossen, entmuthigt und zaghaft? o daß ich den Tag nicht erlebte, an welchem Ihr der angebornen Größe entsagend, zurückkehrtet in das träge kampflose Privatleben! Beängstigt Euch der erste Windstoß, die erste Welle des Sturms, warum wagt Ihr Euch hinaus in die hohe See, wo nur muthiges Selbstvertrauen siegt über feindliche Elemente, wo nur gleichmüthige Kraft die Steuer regieren kann in schäumender Brandung. Geht, legt die Krone nieder und harret in dunkler Niedrigkeit des Pöbelspottes, der Euch einen Winterkönig nennen wird, des Ausspruches der gerechteren Geschichte, welche den Nachkommen berichtet: Im so vielten Jahre des Heils bestieg Alexis den Thron von Arapatnam, ein schwächlicher, weibischer Knabe, der bei der ersten Drohung mißvergnügter Pfaffen und raubsüchtiger Nachbarfürsten abdankte und das Reich der Zerrüttung, der Anarchie und Pöbellaune überließ zur Beute —“

„Hör' auf, schmähsüchtiger Sklav,“ unterbrach Alexis den vorlauten Diener, „nicht Furcht ist es, bei Gott, nicht Feigheit, die mir den Gedanken eingab —“

„Scheltet mich nicht,“ fuhr Samboro fort, „weil ich das Wort der Ehre führe; wenn auch ein niedrig geborner Sklave, weiß ich doch, was einem König ziemt. Ich kenne Euch, edler Jüngling, und sorgsam habe ich die schönen Anlagen Eurer großen Seele gepflegt; aber die Menge wird nicht urtheilen wie ich, die Geschichte richten nach dem Anschein der That. Hochherzig ist der Gedanke, der Euren Muth beschlich, Ihr ehret billig das Wohl des Vaterlandes, fürchtet nichts, als die Verantwortung für ein unabwendbares

Unglück. Wohlan, resignirt, verachtet die öffentliche Stimme, die Euch einen Narren schilt, und nährt mit Eurer weggeworfenen Macht unwürdige Egoisten, gewinnsüchtige Plebejer, lauernde Eroberer. Der Bürgerkrieg wird sich entzünden und das Reich zerrütten, bis sich auswärtige Feinde des herrenlosen Landes bemächtigen, es zertheilen und plündern. Der Name Eures Vaterlandes wird aufhören, die Nation wird verbluten und kein Sterblicher wird Euch die traurige Celebrität mißgönnen, der letzte König eines unglücklichen Reiches gewesen zu sein. — Euch schreckt ein nichtiges Phantom, hoher Herr, Ihr seht mit kindlichen unerfahrenen Augen nur das Unheil, nicht das Heil des Krieges. Der Krieg ist eine Naturnothwendigkeit, die Ihr nicht verschuldet habt, sondern der Menschheit erbliche Thorheit. Des Menschen Herz ist zu klein für das geschichtliche Leben. Es umfaßt nur in Liebe den kleinen Kreis seiner körperlichen Umgebung, Weiber, Kinder, Freunde und Vaterland. Was über dieser natürlichen Sphäre des Menschen hinaus liegt, verfällt seiner Gleichgültigkeit, seinem Haß, seiner Feindschaft. In allen Zeiträumen der Geschichte findet sich diese Wahrheit bestätigt. Weil nun die fremden Fernen sich oft nähern in der allgemeinen Bewegung, so ist eine feindliche Begegnung unvermeidlich und der Krieg ein nothwendiger Erfolg. Glaubt Ihr ihn hindern zu können, weil der Zufall ein persönliches Interesse zum Vorwande braucht? Es wird Euch nicht gelingen. Die Ehrgeizigen, Habsüchtigen, Eigennützigen, die den schwebenden Zwist erregen, werden entweder befriedigt werden — und dann geht das Reich zu Grunde, oder sie werden es nicht, und dann wird sich schneller, als Ihr denkt, ein neuer Vorwand finden zu neuem Zwist. Wollt Ihr ein so großer Narr sein, Herr, und Euern Reichthum wegwerfen den Räubern zur Beute? Was ist es denn so Schreckbares um den Krieg? Wir sind alle der Natur einen Tod schuldig, und mehr als das Leben gilt es nicht. O, über Eurer Hoheit zartes Gewissen! Ihr wollt

nicht fremdes Blut für die eigene Sache vergießen. Wenn Ihr von Dieben angefallen werdet und die Freunde eilen Euch zu Hilfe, wollt Ihr ihren Beistand verschmähen? Eine Krone ist wohl hunderttausend Leben werth und wohlfeil hat der gekauft, der sie mit Geringerem bezahlt und erhält. Laßt die kleinlichen Skrupel und zieht in den Krieg — Ihr braucht ihn. Eure Gesetze taugen nichts, wenn Ihr sie nicht mit dem Schwerte schreibt. Viel unnützes Volk habt Ihr in Eurem Reich, es wird Eure Thaten glossiren, Euren Willen verleumden, Euren Geboten sich widersetzen — schickt sie gegen die feindlichen Lanzen, und die, welche mit blutigen Nasen nach Haus kommen und durch Euren Willen gesiegt haben, werden sich preisen in Eurem Namen, und die Gefallenen werden Euch nicht mit ihrem Tadel beschwerlich fallen. Den Einen stopft ihr die Mäuler mit Ruhm, den Anderen mit Erde. Siegt und Ihr seid ein großer Held, fallt und der Nachruhm verherrlicht Euer Unglück. Wollt Ihr beten und klägeln, dann sperrt Euch in ein Kloster und kasteit Eure Lenden mit Dornen."

„Gut denn — so versammele ich den Staatsrath, die Noth des Reiches in Erwägung zu ziehen."

„Da seid Ihr schlecht berathen, Herr. Was Euch die Herren rathen werden, ist leicht voraus zu sehen. Der Kriegsminister wird für den Krieg stimmen, der Staatsminister wird Euch — so kenne ich den alten friedliebenden Biedermann — wird Euch das Wohl der Bürger ans Herz legen, der Finanzminister wird die Achseln zucken, und der hochmüthige Prälat, dem Ihr in geistlichen Dingen vertraut, wird mit Bibelsprüchen und frömmelnden Bemerkungen aufwarten. Wenn Eure Majestät durch den Rath dieser Ehrenmänner an Weisheit gewinnt, so will ich ein Kapuziner werden. Verlangt lieber kurz und bündig von dem ersten Mannschaft, von dem zweiten Beistand, von dem dritten Geld, von dem vierten Messen, und

thut, was Euch beliebt, denn sie werden gehorchen, wenn Ihr sie um Hilfe, nicht um Rath angeht."

So unterstützte der mächtige Günstling den eigenen, schlecht verhehlten Wunsch mit Vernunftgründen und lockenden Vorstellungen. Schwerlich waren es seine aufrichtigen Grundsätze, die er dem lenksamen Jüngling predigte; die mächtige Liebe, die er für Alexis empfand, half ihm zu dieser Ironie in That und Wort. Die bessere Ueberzeugung wich den Umständen, und der Ehrgeiz, den seine Vernunft verdammte, ward von der Sorge um das Heil und Wehe des theuren Fürsten, als einzige Stütze seines bedrohten Hauptes in Schutz genommen. Der Umstände grausames Gebot hieß Selbstverleugnung, vernunftwidrige Berathung. Geübt in Erfüllung dessen, entschied sich sein rascher Geist ohne Weile für die letzte, einzige Auskunft. Wo des Geistes Kraft nicht siegen kann, da siege seine Schwachheit, gelenkt von ihr. Kraft ist die Hand am Griffe, Schwachheit das gewichtige, aber selbstträge Schwert. — Der Krieg ward beschlossen, ehe sich die Feinde des Reichs vereinigt und gerüstet hatten. Auf blutigen Schlachtfeldern begegnen wir unserem Helden wieder.

Es ist hohe Zeit, den ermüdeten Leser von den kalten Höhen des Thrones in die warme anmuthige Tiefe des Avranzothales zurückzuführen, in dessen blumigem Schooß die Kraft unseres Helden erwuchs. Der Sommerpalast der Herzogin war lange verwaist und nur von einem kleinen Aufsichtspersonale bewohnt, als der erste Hauch des Frühlings die Wange Angelikas küssend sie einlud in das wonnige Thal. Wir haben bereits erwähnt, daß kurz vor Severins Ableben eine Mißstimmung in der Familie der Herzogin eingetreten war, welche den Liebling Samboro und selbst Alexis, den vielgeliebten Sohn der heiteren Frau auf einige Zeit entfernt

hielt; doch dauerte dieß, allen Theilen gleich schmerzliche Verhältniß nicht länger, als die äußerste Spannung der erwartungsvollen Gemüther, und verschwand während der Entwirrung des verhängnißvollen Knotens. Die Veranlassung dieser kurzen Disharmonie lag wohl mehr in der beiderseitigen Bangigkeit, welche stets einem wichtigen Ereigniß vorausgeht, denn in den zwischen Samboro und der Herzogin entstandenen Zwistigkeiten über die Wahl der Mittel zu einem gemeinschaftlichen Zweck, wobei Alexis nicht anstand, sich auf die Seite Samboros zu begeben. Der Grund des höchsten Mißfallens, welches die Herzogin ihrem Diener kund gab, war die Kühnheit desselben, welche Alles auf die Spitze stellte, worüber natürlich die Weiberfurcht der Herzogin kein gnädiges Urtheil zu fällen im Stande war. Dennoch war ihr Vertrauen in seine Macht so groß, daß sie sich ihm nur mit Worten widersetzte, und obgleich sie schmollte und fürchtete, Alles geschehen ließ, was er verfügte. Zudem vergönnte Samboro nie eine vollkommene Einsicht in seine Pläne, und überließ ihr so die gegründete Vermuthung, daß ihm geheime Triebfedern und Mittel zu Gebote ständen, welche das Gelingen aller seiner Unternehmungen außer Zweifel setzten. Die rasch auf einander folgenden Ereignisse beseitigten bald ihre Besorgnisse und der Erfolg versöhnte ihre Furcht. Am meisten litt während dessen die schwärmerische Angelika. Sie zitterte fortwährend für ihren theuern Bruder und die Herzogin sah sich durch die Schwachheit ihrer Tochter des einzigen Trostes der Mittheilung beraubt, denn man mußte Alles vor ihr geheim halten. So erfuhr sie die Verhaftung ihres Bruders, den Tod Severins erst in dem Augenblick, da in allen Straßen der Jubelruf: „Heil unserm König Alexis!“ ertönte. Die Herzogin stimmte ein in den Jubelruf des Volkes, aber Angelika weinte, als ob ihr Liebling gestorben wäre. Aber das Wunderbare aller Ereignisse verfehlte seine Wirkung nicht auf den phantastischen Geist der Jungfrau, sie hörte

bald auf, die Erhöhung des Bruders als ein Unglück zu betrachten, und freute sich mit, wenn sie ihn im Glanze der Majestät hoch über der Menschheit sah. Ihre Schwesterliebe wurde durch Beimischung der Ehrfurcht und Bewunderung fast zur Anbetung.

Die ersten Monate seiner Regierung verlebte sie mit ihrer Mutter unter den hellsten Strahlen seines neuen Glanzes in der Residenz, aber der Antheil, den sie an allen seinen Handlungen nahm, zerrüttete den Frieden ihrer Seele. Er schien nicht glücklich auf dem Throne; genug, um seine zärtliche Schwester elend zu machen. Die wenigen Stunden, die er seinen Blutsverwandten widmete, waren freudelos, denn Alexis war unwirsch, schweigsam, von großen Sorgen gepeinigt. Täglich mehrten sich böse Anzeichen und keines entging dem wachsamen Auge der Schwesterliebe. Unfähig, ihrem Bruder zu rathen und beizustehen, verzehrte sich Angelika in Gram; ihre schwächliche Gesundheit litt merklich und machte es nothwendig, daß sie sich mit der Herzogin vom Hofe entfernte, um nicht von jedem unbedeutenden Vorfall berührt zu werden. Das Thal von Avranjo wurde daher wieder aufgesucht und dem königlichen Bruder häufige Besuche angelobt und abgefordert. Aber Alexis kam selten und die Herzogin gestattete es ihrer Tochter noch seltener, sie in die Residenz zu begleiten, wo es keine frohen Nachrichten, kein erfreuliches Ereigniß gab. Angelika ertrug ihren Kummer, so gut sie konnte. Harfenspiel und Gesang klagte jeden Abend den freundlichen Sternen die Herzenspein der Schwärmerin.

In dieser ländlichen Einsamkeit besuchte die beiden Frauen, häufiger als der König selbst, der junge Fürst Auson, den die Herzogin um so lieber in ihrer Villa sah, da seine Heiterkeit keinen geringen Einfluß auf das Gemüth der, ihrer Meinung nach „geisteskranken" Jungfrau ausübte. Angelika läugnete nicht, daß ihr der Mann gefiel, seine Schwänke beruhigten ihren Schmerz, seine gutmüthige Offenheit und der stets in

Scherz eingekleidete Trost von seinen Lippen erheiterten ihr Herz. Wenn er bei ihr war, fürchtete sie nichts für Alexis, und wenn die Schwermuth in seiner Abwesenheit neuerdings erwachte, ward sie besänftigt oder verscheucht durch den Gedanken an den frohsinnigen Tröster. Seine Gesellschaft war ihr bald zum Bedürfniß geworden, doch ward sie sich dessen erst bewußt, als er plötzlich länger ausblieb, als gewöhnlich.

Wir sehen sie wieder, umstrahlt von der Morgensonne eines heiteren Lenztages. Der Tag war bestimmt, neue Nachrichten aus der Residenz des gekrönten Bruders zu bringen, und, eine sorgsame Schwester, war sie heute ungewöhnlich zeitig ins Freie gegangen, um von Weitem zu sehen, ob Botschaft oder Besuch ihr beschieden sei. In ein nicht zu leichtes Morgengewand von Seide gehüllt, schritt sie vorsichtig, Kleid und Füße von dem reichen Morgenthau, der in einer Unzahl farbig glänzender Perlen auf zartes Gras hingestreut glänzte, unbenetzt zu erhalten, durch den leichten Nebelduft, der noch auf den Pflanzen lag, auf einen kleinen blumigen Hügel im Garten, wo sie die Straße nach der Residenz in vielfältigen Krümmungen sich hinschlängeln sah. Ihre Gestalt ist dieselbe geblieben; ihre blassen Wangen hat der frische Morgenwind mit zartem Rosenroth behaucht, wodurch der schwermüthige Ausdruck ihrer Züge etwas gemildert wurde. Auch ihre Bewegungen sind munterer, jugendlicher und verrathen mehr kindliche Unschuld, denn Schwärmerei; die empfindsame Seele des Mädchens schlief eingewiegt von körperlicher Erfrischung. Richteten doch auch die Blumen am Morgen ihre gesenkten Häupter empor! Sorgsam pflegte die Jungfrau die zarten Sinnbilder ihres eigenen Wesens. Sie brachte ihnen frischen Quell zur Nahrung und freute sich, wenn sie welke Stengel sich aufrichten sah, erquickt von dem kühlen Naß. Neu aufgebrochene Blüthen oder frische Keime, welche noch zögerten, die kleinen verschlossenen Blätter aufzuthun, begrüßte sie mit einem freudigen Ach! aber selten

pflückte sie eine duftende Knospe, denn kein frisches Leben wollte sie zerstören. So emsig beschäftigt mit ihren kleinen Pfleglingen, trockene, vom Reif verdorrte Blätter pflückend, aufgebrochene Kelche reinigend von Insekten, vergaß sie den Kummer ihrer Seele auf Augenblicke. Oft aber blickte sie, sich besinnend, empor, schaute hinab in das freundliche Thal und seufzte. Dann eilte sie wieder zu ihren Blumen, sah nach, ob keine vernachlässigt worden vom Gärtner, und sang dazwischen ein halbleises Liedchen aus erheiterter Brust.

Adje, Du finst're Nacht,
Der Tag ist nun erwacht,
Der Tag hat frohen Willen.
Drum fort Du Nacht voll Grillen;
Hinab mit Dir in's Meer.

Froh ist des Tages Morgensang,
Die Heerden ziehen hin kling klang,
Die Hirten singen munter
Die gräm'sche Nacht hinunter;
Hinab mit ihr in's Meer.

Ich bin Dir gram, Du böse Nacht,
Weil Du die Sonne blind gemacht,
Ich bin Dir gut, Du rother Morgen,
Weil keine Tück' in Dir verborgen.

Ich bin Dir gut, Du freundlich Licht,
So gut wie Liebchens Angesicht,
Weil Du die Aeuglein ihr bescheinest,
Nicht mürrisch grollst, nicht weinest.

Die Nacht sagt ihr, sie wäre bleich,
Nicht frisch und roth, nicht anmuthreich
Nur Du, o Tag, bist weis' gerechte
Und schmähest nur das wirklich Schlechte.

Des Tages ist sie froh und gut,
Des Nachts bekommt sie böses Blut,
Und blickt so kalt und schaurig
Und wird so bang und traurig.

Adje, adje, Du böse Nacht,
Die mir mein Liebchen traurig macht;
Der Tag hat frohen Willen,
Verscheucht die bösen Grillen
Hinab mit ihr in's Meer.

„O, es ist garstig von mir," sagte Angelika lächelnd, „daß ich meine alte Freundin so schmähe durch das einfältige Lied. Was kann ich auch dafür, daß der Gärtnerbursche das Lied so oft absingt, bis der ungelehrigste Staarmatz es auswendig weiß. Ich kann mich des eintönigen Singsangs nicht erwehren, es summt so lange in meinen Ohren, bis ich mich ergebe und dem Beispiel des frohen Knaben nachahme."

Wie sie so für sich hinsprach, erschien auch der arme Knabe, dem sie die Reime abgelernt, mit demüthiger Geberde schüchtern nahe tretend. Als er im Gesichtskreis der Prinzessin angelangt war, ließ er den Spaten fallen, ergriff den Hut mit beiden Händen und blieb blöde stehen. Er hatte weder Muth, die Prinzessin zu begrüßen, noch hinreichende Gewalt über sich selbst, um an seine Arbeit zu gehen. Es war ihm, als ob er etwas sagen müßte, und doch unterstand er sich nicht, den Mund zu öffnen. Angelika, welche seine Verlegenheit bemerkte und gerne gnädig war gegen die ihr ergebene Dienerschaft, sah ihn ermunternd an und fragte endlich, seine Blödigkeit zu verbannen, mit einladender Stimme: „Hast Du mir etwas zu sagen, guter Jack?"

„Halten zu Gnaden," stammelte der Junge, froh, so gnädig angeredet zu werden, „halten zu Gnaden — Eure Hoheit — ich wollte mich unterstehen zu sagen — oder zu denken — verzeihen Euer Gnaden — es ist gar zu keck von mir — aber es hat mich so recht von Herzen gefreut, daß

Eurer Hoheit — mein Lied gefallen hat — es ist gar eine schöne Weise — ich habe es schon als Kind gesungen — und ich singe es seitdem alle Tage, und es gefällt mir alle Tage besser."

„Hast Du denn ein Mädchen, Jack," fragte Angelika weiter, „daß Du es so gerne singst?"

„Halten zu Gnaden — Eure Hoheit —" antwortete der braune Bursche, erröthend vor Schaam und Verlegenheit, aber das Geständniß wollte ihm nicht aus der Kehle.

„Ich merke schon," half ihm die Prinzessin lachend in den Text, „Du willst es nicht sagen."

„Eigentlich," sagte dieser, „soll ich es keinem Menschen sagen — aber wenn Eure Hoheit es Niemand sagen wollten —"

„Nein, guter Jack, ich will es Niemanden wieder erzählen."

„O das weiß ich," sprach der Bursche warm weiter, „bei Eurer Hoheit wagt man nichts. Ihr seid so gut und fromm und gnädig und herablassend — wie ein Engel, verzeih mirs Gott. Euch könnte ich Alles anvertrauen — selber meine Seligkeit. Eure Hoheit soll es aber auch wissen — ja, ich hab' ein Mädchen, einen Schatz, wie man zu sagen pflegt, und mein Schatz ist die Tochter vom Obergärtner. Aber Eure Hoheit werden es auch nicht weiter sagen — der Vater meiner Liebsten weiß noch nichts davon und wir müssen uns ganz heimlich lieb haben und darum paßt das Liedchen ganz auf sie — denn sehr, Euer Gnaden — da können wir uns nur auf Augenblicke sehen und Abends — da könnten wir länger beisammen sein, denn da ist der Vater in der Schenke, aber da hält sie nicht Stich, und wenn ich sie fest halten will, da mault sie, schilt mich einen einfältigen Tölpel, schlägt mich wohl auch und das duld ich gern, und läuft davon und das ist mir nicht recht. Darum bin ich auch der Nacht so spinnefeind, denn mit ihr geht mein Leid an und

die Freude hat am längsten gewährt, wenn die Sonne hinunter ist. Seht, Euer Gnaden, so hat halt jeder Mensch seine liebe Noth, und unser einer am meisten. Was ist auch Arges dabei, wenn sich junge Leute lieb haben, sind sie doch dazu auf der Welt, daß sie zusammengehen und sich heirathen — Gott tröste meinen seligen Vater, der sagte immer, es ist nur ein halber Mensch, der nicht verheirathet ist."

„Meinst Du?" fragte die Prinzessin lächelnd.

„Ja, Eure Hoheit, das glaub' ich fest — es steht ja ohnehin auch in der Bibel, und da muß es wahr sein, der Mann wird Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhängen, und da denk ich, versteht es sich von selbst, daß auch das Weib Vater und Mutter verläßt und dem Manne anhängt. Heirathen wird meine Liebste doch auch, denn dazu ist sie da, ob sie nun mich oder einen Anderen nimmt, denk ich, das ist ganz gleich, und daß ich ihr lieber bin, als Andere, das weiß ich — also warum muß man sich vor dem Alten fürchten? Weil er ein Geizhals ist und gar hoch hinaus will. Unser einer ist ihm zu schlecht für seine Tochter und im Grunde ist er doch auch anfangs nichts Besseres gewesen, als was ich jetzt bin, ein armer Teufel und Gärtnerbursche — das wissen alle Nachbarn, und wenn sich der gnädige Herr Kammerdiener nicht für ihn verwendet hätte, so wäre er jetzt noch nicht besser daran und ich dürfte mich nicht so fürchten vor seinem Hochmuth."

„Muß denn aber geheirathet sein, was verschlägt es Deiner Liebe, ob Du sie heirathest oder nicht, ihr könnt euch darum doch gut sein."

„Ja, halten zu Gnaden, Hoheit," erwiederte Jack, den Kopf schüttelnd, „das ist halt doch ein anderes Ding, denn man ist ja doch nur verliebt, um zu heirathen. Verzeihen mir Euer Gnaden, das kommt meinem kurzen Verstand so vor, als wie das schöne Gold, was andere Leute haben. Was nützt es mir, Gold zu sehen, wenn ich es nicht in der Tasche

habe? Wenn ich zum Exempel sage, das Geldstück gefällt mir, so heißt das mit anderen Worten, ich möchte es haben. So ists auch mit meiner Liebsten, ich werde nicht eher glücklich sein, als bis ich sie habe. Freilich wohl, Eure Hoheit wird mich nicht verstehen, denn so was — nehmen mir Euer Gnaden es nicht übel — verstehen nur Verliebte, und Eure Hoheit ist, wie die Herren Lakaien sagen, nicht verliebt. Darum glaube ich auch, halten zu Gnaden, Ihr singt das Lied nur aus Zeitvertreib, aber nicht so recht vom Herzen, wie ich, wenn Ihr es auch weit schöner singt. — Wenn ich aber Eurer Hoheit rathen dürfte, so würde ich sagen, englische Gnaden, ich bitt' Euch, laßt Euch Jemanden gefallen und verliebt Euch. Ich kanns beschwören, Euer Gnaden, man wird ein ganz anderer Mensch, es kommt Einem alles viel hübscher vor in der Welt, es ist Einem noch ein Mal so wohl in der Haut, und man wünscht sich das ganze Leben hindurch verliebt zu sein. Ich weiß zwar nicht, wie es Prinzen und Prinzessinnen zu Muth ist; doch denke ich, das müßte in allen Ständen gleich sein und zumal eine so hohe Person müßte sich dabei wohl befinden, könnt Ihr doch wählen nach Lust und Belieben, und Könige und Kaiser müssen sich glücklich schätzen, eine so schöne und gute Prinzessin zu heirathen. —"

In dem Augenblicke erschien der Obergärtner in der Ferne und sein Anblick kühlte die Wärme des treuherzigen Burschen. Er besann sich, daß er mehr gesprochen, als sich geziemt, und bat die lächelnde Prinzessin tausend Mal um Verzeihung. Nachdem ihm diese angelobt worden war, raffte er schnell seinen Spaten auf, machte einen Kratzfuß und lief davon.

„Aber ich bitt' Eure Hoheit um Gotteswillen, verrathet mich nicht von wegen der Tochter des Obergärtners," sagte er vertraulich sich umwendend, und schon als er weit von ihr war, wiederholte er noch öfters umblickend durch Geberden seine Bitte. Sinnend sah ihm die Prinzessin nach; die ein-

fältigen Reden des Burschen hatten eine empfindliche Saite ihres Gefühles berührt. Ein schallendes Gelächter entriß sie schwermüthigen Gedanken, die schlecht paßten zu dem heiteren Morgen, dem wolkenlosen Himmel, dem Hochgesang unsichtbarer Lerchen, und allen den frohen Lebenslauten der neuerwachten Natur. Die Herzogin hatte in einer nahen Laube unbemerkt die Herzensergießungen des Gärtnerburschen belauscht, und sich höchlich gefreut über die guten Lehren, welche er ihrer Tochter gegeben.

„Nun wahrhaftig,“ sagte die Herzogin beständig lachend, „das ist eine herrliche Attrappe — ein Tete = a = tete mit einem hübschen Gärtnerburschen, scheint es doch, als wolltet Ihr, schöne Prinzessin, den alten Roman von des Kaisers Tochter und dem Pagen, oder vielmehr noch Seltsameres erneuern. Sage mir, Angelika, könntest Du den braunen Adonis lieben?“

„Welche Frage!“

„Nun, so übel thätest Du nicht daran,“ scherzte die Herzogin weiter, „stecke den Burschen in bessere Kleider und Manieren, und er wird Glück machen bei vornehmen und geringen Weibern.“

„Das mag ich Euch gerne gestehen,“ entgegnete Angelika lächelnd, „daß mir der Bursche selbst in seinen Kleidern und Manieren besser ansteht, als die parfümirten, schwindsüchtigen Zierpuppen von hochgebornen Prinzen, die sich schon um meine Hand beworben.“

„Nun dann, greif zu; Bruder Alexis macht aus ihm einen Herzog, giebt ihm gestickte Gewänder und Ländereien, und Du hast einen Gemahl nach Herzenswunsch. Aber in allem Ernst, Angelika, die Lehren des guten Jungen zieh Dir an, er hat mir aus der Seele gesprochen. Hast Du denn der Madonna ewige Jungfräulichkeit gelobt — glaube mir, liebe Tochter, eine alte Jungfrau ist keine Ehrwürdigkeit.“

„Ich bitt Euch, Mutter, verschont mich!“ bat Angelika weinerlich.

„Verschonen soll ich Dich, spröde Prinzessin? nun wahrhaftig, das ist lustig, wenn eine Evastochter bittet, man soll sie mit einem Manne verschonen. Sage mir, liebes Kind, willst Du denn in allem Ernste unvermählt bleiben? Ich kanns nicht glauben, es wäre ohne Beispiel lächerlich. Dem zu entsagen, was Alle, die nicht von der cynischen Philosophie besessen oder Krüppel sind, für die größte irdische Glückseligkeit halten, aus kindischem Eigensinn, aus mondsüchtiger Schwärmerei, alle Freuden der Liebe, der Gatten- und Mutterliebe, kurz des Lebens schönste Genüsse einer Grille aufzuopfern, das ist mehr, als ich begreifen kann. Begreifst Du nicht Kind, was es heißt Weib, Mutter zu sein? Kannst Du die Wollust der Mutterliebe nicht ahnen, die unerschöpflichen Freuden des Weibes, das geboren hat, von dem ersten Lächeln des Säuglings an bis zur Erwachsenheit des Kindes. Mutterfreude lebt noch im sterbenden Herzen, sie versüßt den bittern Kelch Tod noch mit einem Lächeln, wenn sorgsame Enkel das gebrochene Auge einer Matrone zudrücken. Wozu gab Dir die Natur Brüste, Weib, als um die Frucht Deines Leibes zu tränken? Willst Du Dich und die Natur um eine Reihe von Leben betrügen, die in Deinem Schooß aufkeimen sollen, willst Du ein dürrer unfruchtbarer Baum bleiben, Deinen Lebenssaft an der Jahre zehrenden Hitze vertrocknen? Und gegen mich, Deine Mutter, bist Du so grausam, daß Du mir die Freude versagst, auf die ich gehofft mit Zuversicht, einen Enkel aus Deinem Schooß auf meinen Armen zu wiegen. Das Kind meiner Tochter würde mich zehnfach freuen, denn ein Kind meines Sohnes. Ich bitte Dich — sieh, Deine Mutter bittet Dich, als wärest Du Mutter und sie Kind — lieber schwärmerischer Grillenkopf, mache mir die Freude und heirathe. Und wenn Du den braunen Jack zum Gemahl erkiesest, so wird mir das mehr Freude machen,

als Deine jungfräuliche Unfruchtbarkeit. Soll ich mich denn keiner Enkel freuen? Willst Du mich auf Alexis vertrösten — der beharrt auf ähnlichem Eigensinn, wiewohl aus anderen Gründen, zudem kann er mir nie jene sichere Bürgschaft leisten für die Aechtheit meines Blutes in seinen Nachkömmlingen, denn „der Vater ist immer ungewiß.“ Eine Großmutter ist mißtrauischer in ihr Blut, als ein Vater selbst. Also willst Du, lieber Engel?“

So leichtfertig und launig diese Vorstellungen der fröhlichen Frau waren, so fanden sie doch Eingang in das verschlossene Herz der Tochter. Sie schlug erröthend die Augen nieder und bekannte mit Schweigen der Verwirrung, daß sie ihr Unrecht fühle. Doch nicht so leicht war es ihr, die Vorschläge ihrer Mutter sogleich anzunehmen. Sie suchte sie daher mit Liebkosungen von der wichtigen Frage abzubringen.

„Ueberlaßt der Zeit die Erfüllung Eures Wunsches, beste Mutter,“ schmeichelte sie, „Angelika thut ja gerne, was ihre Mutter glücklich macht; sagt Ihr doch selbst, es wird eine Zeit kommen, welche mich anderen Sinnes macht; bitte, erwartet sie.“

Unzufrieden das Haupt schüttelnd, ergab sich die Herzogin in den Eigenwillen der Tochter. Diese faßte sie liebkosend am Arme, sah ihr lächelnd ins Angesicht, die finstre Miene derselben wegzuschmeicheln, und führte sie mit sanfter Gewalt nach dem Observationshügel ihrer Liebe zurück, denn ihr wachsames Ohr hörte aus weiter Ferne das Getrabe von Pferden. Sie täuschte sich nicht, denn wirklich nahten sich einige Reiter von der Residenz her dem Lustschloß der Herzogin. Noch konnte man ihre Kleidung nicht unterscheiden, aber Angelikas pochendes Herz sagte ihr, es seien Bekannte, die heute früher, als gewöhnlich, Botschaft brächten von Alexis. Zuerst wurde den spähenden Blicken der beiden Frauen Fürst Ausons leichtfüßiger Schimmel bemerkbar, hinter ihm sah man einen Rappen in Staub gehüllt, der unwil-

lig einige Schritte zurückblieb, endlich ein Paar matte Klepper, die weit hinter den beiden Reitern mühsam die Voreilenden im Auge behielten. Freudig schwangen die Damen ihre Tücher zum Gruße, der Schimmel griff weiter aus und flog bald mit bereiften rauchenden Nüstern, gefolgt von Samboro, vorbei. Ehrerbietig erwiederten die Reiter den Gruß der Damen mit hochgeschwungenen Hüten und eilten nach den geöffneten Thoren des Sommerpalastes. Angelika blieb erwartend auf dem Hügel, aber die Herzogin eilte fröhlich den Ankömmlingen entgegen.

Bald erschien die Herzogin wieder im Garten, geleitet von dem Arm des jungen Fürsten und gefolgt von Samboro. Sie war im lebhaften Gespräch begriffen und, wie es schien, äußerst bewegt.

„Geht," sagte sie, den Fürsten entlassend, „berichtet der Prinzessin Eure Neuigkeiten, während ich von Samboro mir sie melden lasse; aber seid heiter und erschreckt die Arme nicht mit dem ungewohnten Ernst."

Ehrfurchtsvoll sich verneigend näherte sich Anson der Prinzessin. Obwohl er sich Mühe gab, heiter zu scheinen, entging doch seine ernste Haltung und die Abgemessenheit seiner sonst lebhafteren Bewegung der gespannten Aufmerksamkeit der Prinzessin nicht. Aengstlich forschte sie seine Züge aus und erwartete schweigend seine Worte. Er meldete ihr nun nach vielen Vorbereitungen und Umschweifen alle uns bereits bekannten Vorfälle und den Beschluß des Königs, der in der verflossenen Nacht dem Staatsrathe mitgetheilt worden war. Hinzufügte er einige schwache Tröstungen, sprach von dem Ruhme, den sich der König im Kriege erwerben werde, von einem dauerhaften Frieden, welcher der Preis eines kurzen Krieges sei, daß das Heil und die Ruhe des Landes auf den Waffen beruhe. Wir übergehen den schmerzlichen Eindruck, den dieser Bericht auf die Jungfrau machte, und greifen die durch Thränen und Klagen unterbrochene Szene

da wieder auf, wo sich die zärtliche Schwester wieder gefaßt hat, um das weitere Anliegen des Fürsten zu vernehmen. Er schien ihr bekümmert um das Schicksal seines Vaters, und mitleidig sagte sie ihm Fürsprache bei dem königlichen Bruder zu.

„Ach, nicht das ist es," sagte der junge Fürst, „was mich bekümmert, gnädigste Prinzessin, denn Se. Majestät haben mir Schonung meines Namens zugesagt und versprochen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Mein Kummer betrifft mich selbst und ist der erste und wahrscheinlich auch der letzte meines Lebens, denn Eure Hoheit weiß, daß ich kein Grillenfänger und der Schwermuth eben nicht ergeben bin. Es scheint jedoch sehr zur Unzeit, mit meinem Jammer Euer Ohr zu belästigen, und darum will ich, obwohl es mir schwer wird, einen günstigern Zeitpunkt abwarten."

„Daran thut Ihr Unrecht, Fürst; denn ich wüßte keinen günstigeren Zeitpunkt für ein trauriges Anliegen, als den heutigen Tag, der nun schon ein Mal mir verdorben ist durch Eure bittere Botschaft. Darum sprecht und seid gewiß, daß ich Euch gerne beistehe, wenn ich es kann. Ihr habt ein Recht auf meine Dankbarkeit, denn Ihr habt mir manche trübe Stunde hinweggelacht und ich gestehe es gerne, daß ich Euch schwer vermißte in den letzten Tagen."

Freudig ergriff der Fürst die dargebotene Hand der Prinzessin und führte sie an seine Lippen. Eine unverkennbare Gemüthsbewegung schloß seinen Mund, er wagte es nicht aufzublicken zu dem Milde strahlenden Angesicht der Jungfrau. Endlich faßte er Muth, wischte sich hastig eine Thräne aus dem Gesicht und wagte das Bekenntniß seiner Liebe.

„Tausend Dank, holde Prinzessin, für Euer Geständniß. Schmerzlicher jedoch habt Ihr Auson nicht vermißt, als ich Angelika. In diesen Tagen machte ich eine seltsame Entdeckung an mir. Ich konnte nicht nach Navranjo denken, ohne daß mir das Herz pochte, und als ich mich zur Rede stellte

über das, so mußte ich mir gestehen, daß ich mehr als für andere Frauen, für Euch empfinde. Mein Frohsinn ist dahin und die Schwänke gehn mir nicht mehr recht vom Herzen. Vergebt mir, Prinzessin, daß ich es gerade heraus sage — ich liebe Euch mehr als das Augenlicht. Wenn Ihr nicht wollt, daß ich in Zukunft ein Kopfhänger werde, so verbannt mich entweder aus Eurer Nähe oder — liebt mich wieder. — Gott sei Dank, es ist heraus, und Ihr könnt damit machen, was Ihr wollt. Gebietet über mein Leben und Schicksal, werdet die Meinige, und ich bin der Glücklichste unter den Sterblichen. Zwar kann ich nicht so süß schwärmen wie Ihr, aber ein treues biederes Herz glaube ich Euch bieten zu können ohne Erröthen. Freilich eine Krone, wie Ihr sie durch Geburt und Schönheit verdient, kann ich meiner Gemahlin nicht aufs Haupt setzen. Darum verschmäht mich schnell, bin ich Eurer Hoheit zu gering."

„Guter Auson," erwiderte Angelika, den Knieenden emporhebend, nach einer langen Pause, „Ihr zerreißt mein Herz. Gott weiß, wie gern ich Euch glücklich wüßte und wie theuer Ihr mir seid. Wenn Ihr mich fragt, ob ich Euch liebe, so kann ich unbedenklich antworten, ja ich liebe Euch recht innig und von Herzen."

„O dann bin ich überglücklich, reizende Angelika, was verlang ich mehr, als Liebe, nur halb so viel Liebe, als ich für Euch empfinde."

„Doch Ihr verlangt mehr — Ihr verlangt meine Hand, und eine Gemahlin müßte Euch über Alles lieben. Soll ich Euch betrügen, guter Auson — nein, da seid Ihr mir zu theuer, und keine Lüge hat noch meine Lippen entweiht. So über Alles lieben, wie das Weib soll und muß, will sie einen Gatten beglücken, kann ich Euch nicht, denn über Alles liebe ich nur meinen Bruder. Möchtet Ihr wohl ein Weib haben, die Euch minder liebt, als einen Bruder, die Euch opfern könnte ihrer Schwesterliebe, die ihr Glück nur in dem des

Bruders findet, die sein Unglück, seinen Tod nicht überleben würde? Möchtet Ihr wohl ein Weib besitzen, das Euch ohne Unterlaß quälte mit den Befürchtungen, Sorgen und Schmerzen ihrer Schwesterliebe, möchtet Ihr Euch wohl überall zurückgesetzt sehen hinter dem Verwandten Eurer Frau, säht Ihr es ohne Schmerz, wenn ich in seiner Anwesenheit nur Augen hätte für ihn, in seiner Abwesenheit nur seiner dächte und meinen Gemahl vergäße? Oder fändet Ihr Geschmack an einer Convenienzheirath, wie sie in unserem Stande so gewöhnlich ist, dann muß ich Euch gestehen, daß ich lieber meiner Hoheit entsage, als der Natur, daß ich die Selbstverleugnung der Fürsten hasse, mehr hasse, als das sogenannte Gemeine, daß ich lieber arm und niedrig geboren sein möchte, als vornehm, fühllos, geschminkt mit dem eitlen Glanz einer erlogenen Erhabenheit über das Menschliche, eine Puppe ohne Lebensgefühl, angethan mit dem Flitterstaat eines trügerischen Hochadels, der nur auf Vorurtheil und Aberglauben beruht. Laßt ab von mir und verbannt die unglückliche Leidenschaft, die Euch das Glück eines harmlosen Gemüthes stört. Ich finde mich geehrt durch Euren Antrag und werde stets Eure theilnehmende Freundin bleiben, nur verlangt nicht Gatten-Liebe von einem Schwesterliebe und schwesterlichen Kummers vollen Herzen."

Staunend hörte der Fürst den wunderlichen Bescheid. Fast regte es seine Lachlust an, sich abgewiesen zu sehen aus Schwesterliebe. So ganz und gar Unbegreifliches war ihm noch nicht begegnet in seinem fröhlichen Leben; kaum traute er seinen Ohren und verblüfft, wie er war, machte es ihm Mühe, seine Gedanken zu sammeln. Ein Neuling in der Liebe und eben kein großer Weiberkenner, entschlug er sich jedoch nicht aller Hoffnung, vermeinend, eine glücklichere Zeit werde die zugestandene Freundschaft in Liebe umwandeln. Die seltsamsten Gründe durchkreuzten sein Gehirn um den Widerstand der Prinzessin günstig zu erklären. Wer sucht, der findet, na-

mentlich in solchen Lagen, wo der Verstand den Wünschen des Herzens mit tausend Spitzfindigkeiten zu Hilfe eilt, und so fand er denn auch am Ende, daß die Antwort Angelikas ganz natürlich sei und in dem kritischen Zeitpunkt nicht anders ausfallen konnte, im Grunde aber doch in den bestimmtesten Ausdrücken ein Geständniß ihrer Gegenliebe enthalte.

„Ich muß gestehen, Prinzessin," entgegnete er, „daß ich Eure betrübende Antwort nicht ganz verstehe. Vergönnt mir darum nur eine Frage — werdet Ihr keinen Anderen, der um Euch wirbt, mir vorziehen — laßt mir nur einen Schimmer von Hoffnung, und ich will gerne bis ans Ende meines Lebens auf eine Sinnesänderung harren, die mich überglücklich machen würde."

„So wahr ich meinen Bruder mehr liebe, als mich selbst, schwöre ich Euch, mein Herz ist von jedem anderen Bilde frei, außer dem Eurigen, das ich regsam neben meiner Schwesterliebe bewahre und wenn ich einst, was mir undenkbar, meine Hand verschenken wollte, so wüßte ich keinen Würdigern für meine Wahl, als Euch."

Ansons Augen strahlten vor Freude, als er diese Versicherung vernahm. Er machte sogleich Anstalten zu einer bedingungsweisen Verlobung, indem er als Trost und zur gleichsamen Wegzehrung auf der Straße der Entbehrung, die er wandern sollte, mit komischer Demuth um einen Kuß bettelte. Angelika bot ihm auch unbedenklich und lächelnd ihre frischen Lippen dar, und feurig schloß sie der stürmische Werber in seine Arme. Ihr plötzliches Erröthen und ein sanfter Vorwurf machten ihm bemerkbar, daß er mehr genommen, als ihm geboten worden. Sie lud ihn ferner zur Abkühlung seines Blutes zu einem Spaziergang durch den Garten ein, aber der brünstige Anbeter führte sie in die dichtesten Lauben und bat so oft in den rührendsten Ausdrücken um Wiederholung der süßen Atzung, daß das weiche, gutmüthige Mädchen trotz ihrer Schwesterliebe erhitzt wurde, und endlich

es mit Verwunderung gewahrend mit Strenge Enthaltsamkeit gebot. Nach dem Eingestehen ist die Liebe sehr geschwätzig, wort- und gedankenreich; daher fand Auson so Viel zu sagen, zu betheuern, zu erklären und zu fragen, daß er in einigen Stunden nicht fertig werden konnte. Angelika blieb bei ihrer ersten Aussage. Wir verlassen daher die jungen Leute, um statt ihres unwichtigen Geplauders, statt ihrer Empfindsamkeiten und Seufzer, das ernste Zwiegespräch zwischen der Herzogin und Samboro zu vernehmen.

Beide hatten sich in einen andern Theil des Gartens zurückgezogen und wandelten langsam auf den sandigen Pfaden hin und her. Wäre es einem Anderen, als dem Leser gestattet gewesen, die Herzogin und ihren Diener hier zu belauschen, so würde ihn das gegenseitige Betragen dieser Personen sehr befremdet haben. Jene ging so nahe an der Seite Samboros und war so ungezwungen in ihrer Haltung, daß es schien, als habe sie den Abstand zwischen ihr und dem Begleiter ganz vergessen, dieser hingegen war nur noch auffallender verändert. Seine Haltung war voll Würde, fast stolz, und entsprach nichts weniger als seiner niedrigen Stellung. Seine Hände trug er verschränkt auf dem Rücken und erhob sie nur zuweilen, um seine Worte mit angemessenen Gesten zu begleiten. Oft blieb er im Gespräch stehen und die Herzogin hemmte dann auch ihre Schritte so lange, bis er sich freiwillig wieder in Bewegung setzte. Nicht selten pflückte er im Vorbeigehn eine Blume und überreichte sie ohne Umstände der Herzogin, welche sie mit einem leichten Kopfnicken empfing und zu einem Sträußchen sammelte. Zwar hatte er sein Haupt entblößt, doch schien es mehr aus Gewohnheit, denn aus geziemender Ehrerbietung. Zuweilen nöthigte ihn sogar die Herzogin sich zu bedecken, um sein hie und da von kahlen Narben bedecktes Haupt nicht der rauhen Luft auszusetzen.

„Also Du beharrst darauf, in der niedrigen Stellung

zu bleiben, die Deiner so unwürdig ist? Der König sagte mir, Du schlägst seine glänzendsten Anerbietungen aus, und doch ist er Dir so viel Dank schuldig, auch weißt Du, wie sehr ich Deine Erhöhung wünsche. In der That, Du vernichtest durch Deinen thörichten Eigensinn eine meiner schönsten Hoffnungen."

„Eigensinn nennt Ihr das? Nein, aus Eigensinn würde ich nie einen Eurer Wünsche unbefriedigt lassen, Herzogin. Bedenkt nur selbst, was würde das Volk sagen, wenn der König seinen Kammerdiener mit großen Würden bekleidete, sei es nun aus Gunst oder gerechter Anerkennung, es würde ihn jedenfalls herabwürdigen. Nichts ist dem Volke mehr verhaßt, als ein Günstling des Fürsten, und nimmermehr würde es vergessen, wer ich vordem gewesen. Ein König muß behutsam umgehen mit seinen Huldbeweisen. Zudem würde ich ihm nicht mehr nützen können, stellte er mich den Großen des Reichs gleich, von welchen eine große Anzahl ihm abgeneigt ist. Ich müßte mich aus Kreisen verbannen, wo er eines im Stillen wachsamen und thätigen Freundes so sehr bedarf. Ihr selbst, Herzogin, habt die wichtigsten Gründe zu wünschen, daß ich bleibe, was ich bin. Laßt Euch nicht hinreißen von unzeitigem Edelmuth, mein Lebensrest ist keines Opfers mehr werth. Stehen wir mit vereinten Kräften dem Könige bei, und wenn es uns gelingt, ihn zu beschützen, und sein Reich dauerhaft zu begründen, so werde ich es nie bereuen, daß ich ihm mein ganzes Leben geopfert habe. Versucht keinen fruchtlosen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile, das Interesse Eures Sohnes gebietet Klugheit und Vorsicht. Was kann ich noch gewinnen durch Erhöhung? Glaubt Ihr wohl, daß ein Mensch, der, so wie ich, die Schule der bittersten Erfahrung durchwandert, die Hinfälligkeit aller Würden, Reichthümer, die Thorheit und Verstocktheit des Pöbels, die Laster und Schwächen der Könige, die Tugenden manches Geringen kennen gelernt hat, der alle menschlichen Vorur-

theile geprüft und albern gefunden, das Urtheil der Menschen verachten gelernt hat, glaubt Ihr wohl, daß ein solcher Mensch in dem Alter der grauen Haare und beginnenden Zahnlosigkeit noch Wohlgefallen finden könne an der Huldigung des Trosses, oder daß es ihm nur eine trübe Minute machen werde, wenn er sich nicht immer nach seinem Werth geachtet sieht? Nein, Herzogin, für mich giebt es keine Hoffnungen mehr, ich bleibe, was ich bin, und werde darum nichts Geringeres sein, als ein König. Das Vulgäre ist mir lieb und werth geworden, und um alle Welt möchte ich nicht in meinem Alter die Bequemlichkeit meines Lebens für einen leeren Rang, für den Klang eines Titels tauschen. Ich mag nun Kammerdiener oder Minister heißen, so werde ich doch stets bleiben, was ich zu sein mir schmeichle, der Freund und erste Rath des jungen Königs. Seinen aufbrausenden Stolz ertrage ich gerne, denn er tritt nie anders, als aus seiner inneren Würde hervor."

„Ich gebe es auf," entgegnete die Herzogin, „Dich zu einem anderen Entschluß zu bewegen, denn Dein unbeugsamer Sinn ist noch nie meinen Bitten gewichen. Schmerzlich aber ist es für mich zu sehen, wie diese Maske täglich mehr zur Wirklichkeit wird, Dich mir entfremdet."

„O nein, meine Freundin," erwiderte rasch Samboro, indem er ihre Hand ergriff, „ich höre nie auf, der wärmste Freund von Euch und Eurem Haus zu sein. Laßt Euch meine Maske und die gewohnten Schranken auch fernerhin gefallen. Ist nicht Alles Maske in dieser Welt voll Trug — nackt und elend die Wirklichkeit? Wir sind nun zu alt für das flitternde Spielzeug der Welt, überlaßt es den Nachkommen. Reelle Freuden bleiben uns darum nie versagt. Wir leben in einem jungen Geschlecht, es wird glücklich sein und das genügt einem genußsatten Herzen."

„Deine Wahrheiten sind bitter, Samboro, ich sollte Dir zürnen. Entführst Du mir nicht meinen geliebten Sohn und

Dich? Was bleiben mir für Freuden, wenn Ihr beide fern seid. Angelika, das schwach empfindsame Kind bedarf selbst der Tröstung und wer soll uns trösten? Die Entbehrung Deines theilnehmenden Rathes, die Liebe meines Sohnes, die Sorge um Euer Schicksal wird mein heiteres Gemüth bald verderben, meine Gesundheit zerrütten, und wenn Ihr wiederkehret, findet Ihr vielleicht die Leiche einer verlassenen Mutter."

„Nicht doch, Herzogin, verbannt so trübe Gedanken, frohes Wiedersehen erwartet Euch, und wenn auch Samboro — — ha!"

Hier stockte der Sprechende plötzlich, sein starres Auge schien zu verlöschen, sein Gesicht verbleichte und mit einer raschen Bewegung bedeckte seine Rechte die erblindenden Augen.

„Um Gotteswillen, was ist Dir, Samboro?" fragte die Herzogin erschrocken.

„Nichts, gute Freundin," erwiderte dieser, indem er sich die Stirne rieb, „ein vorübergehender Schwindel, weiter nichts. Der Tod erinnert mich durch eine Botschaft, daß ich sterblich bin. Seid unbesorgt und froh, wenn ich ferne bin — vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Mein Tagwerk ist vollbracht, mein Ziel erreicht, wenn ich noch fortfahre zu leben, so weiß ich nicht mehr wozu. Selten aber duldet die Natur ein zweckloses Leben. Reicht mir die Hand -- ich muß scheiden."

Die Herzogin erblaßte. So schleuniger Abschied unter traurigen Zeichen kam ihr unvermuthet, wie es schien. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor und lange wurde ihre Rede von ihnen aufgehalten. Samboro stand etwas gebeugt vor ihr — Ernst, Würde, Anstand, Trauer und Festigkeit offenbarten sich in Miene und Haltung. Seine Augen blieben trocken, aber tiefes Gefühl herrschte in seiner Brust.

„Schon jetzt, Samboro? — findest Du es nicht der Mühe

werth, in der letzten Stunde noch einen Ritt zum Abschied nach dem Thale Navranjo zu machen? ist Dir die alte Herzogin so gar gleichgültig, daß Du so eilst, von ihr zu kommen. O, ich war ein thöricht Weib, als ich Alexis Deine Hilfe wünschte — seit er König ist, seid Ihr mir Beide entfremdet."

„Entfremdet — nein, nur weniger nah, und dieß wird gerechtfertigt durch meine Sorgfalt für den König. Seit er gekrönt ist, gab es keine müßige Stunde. Soll ich ihn schutzlos Banditendolchen und Giftbechern preis geben? Ihr kennt nicht die Gefahr, die ihn umschwebt. Seid gerecht, theure Freundin. Es ist Euer Blut, das ich hege, wenn ich Euch fern bin. Auch heute sind mir die Minuten zugemessen — ich darf keine Viertelstunde länger säumen. Darum lebt wohl — lebt wohl!"

Die Herzogin antwortete nicht und verhüllte ihr Antlitz. Angelika und Anson erschienen eben in einem nahen Laubengang, als Samboro der Weinenden die Hand zum letzten Gruße reichte. Warm erwiderte sie deren Druck, führte sie an ihr pochendes Herz und rief unter Schluchzen, indem sie fortstürzte:

„Gott geleite Dich und meinen Sohn — Deiner Obhut empfehle ich sein Leben — kehrt Beide bald — ja recht bald in meine Arme zurück. Tragt Sorge, daß ich Euch unversehrt wieder sehe. — Leb wohl, mein theurer Freund — vergiß die alte Herzogin nicht — behüte Dich die mildeste Gnade des Himmels."

Schweigend drückte ihr Samboro noch ein Mal die Hand, riß sich fast mit Härte los und eilte in raschen, doch gleichmäßigen festen Schritten, blaß, aber mit ruhiger Geberde, welche durch ihre Steifheit nur den Sieg der Selbstüberwindung verkündete, zu dem jüngeren Paar.

4.

Im Felde, im Felde
Da gilt des Mannes bester Theil,
Find't Jedermann im Muth sein Heil;
Im Felde, im Felde
Da gilt kein bunter Flederwisch
Und Titel, Rang nicht einen Fisch;
Im Felde, im Felde
Sind keine Worte feil,
Ist jeder Gruß ein Pfeil.

Die Schwerter, die Schwerter
Die sind die besten Probestein',
Ist eines Mannes Herze rein,
Die Schwerter, die Schwerter,
Er fürchtet sie dann nicht;
Doch zeigt sie blinkend einem Wicht,
Die Schwerter, die Schwerter,
So wird er übelauf und blaß
Und meint, das wär ein schlechter Spaß!

Wir loben, wir loben
Drum jeden braven Kriegersmann,
Der Schwerter sehn und führen kann,

Wir glauben, wir glauben,
Hat Einer auch zu viel gespießt,
Zu viel getrunken und geküßt,
Wir glauben, wir glauben,
Der Vater in der Römerstatt
Dafür die Macht zum Ablaß hat.

Ein schallendes Gelächter beschloß dieses simple Soldatenlied, zu dessen Gesang sich die edelste Schaar im Heere des Königs auf dem Marsche herabließ. Sie ritt eben durch einen Engpaß, an dessen Wänden die tiefen wohltönenden Stimmen der schönen Reiter wiederhallten. König Alexis hatte sie aus seiner Leibwache und den edelsten Jünglingen des Landes zusammengesetzt, und sich selbst in eigener Person an die Spitze gestellt; denn damals war es noch nicht unerhört, daß ein König sein heiliges Leben für seine eigene Sache der Gefahr des Krieges preisgab. Jeder Ritter dieser edlen Legion trug eine blanke Stahlrüstung und ritt ein weißes Pferd, der König selbst glänzte wie Sankt Georg im silbernen Harnisch und goldenem Helm mit weißem Busch. Sein jungfräuliches Schwert hing an einem goldenen Gürtel und von der Schulter floß über die Brust eine kostbare Schärpe, die er besonders in Ehren hielt, weil sie ein Zeichen treuer Schwesterliebe war, die er um so höher achtete, seit er die Unbeständigkeit der Sinnenliebe erfahren hatte. Selbst die herrliche Fahne der Legion war von Angelikas eigener Hand gestickt und zeigte entfalten die silberne Zeichnung eines fliegenden Aars auf seidenem Grunde. Darum hieß man auch im Heere das Fähnlein der blanken Riter den silbernen Aar, und wollte sich nicht viel von den unbärtigen Helden versprechen. In der ganzen Schaar sah man nur einen dunkel gerüsteten, auf schwarzem Pferde sitzenden Reiter — Samboro, der nie von seinem Gebieter wich, und nicht mit Unrecht von der Legion doppelsinnig sein Schatten genannt wurde. Er war der einzige, der das prächtige Korps mißfällig betrachtete und

der fröhlich gestimmten Schaar nicht selten zurief: „Junge Herren, Ihr reitet sehr lustig in den Tod.“

Er trabte eben mit dem Könige abseits, als die jungen Helden ohne Bart das obige Lied sangen, und überließ sie ihrer frohen Laune, während er dem unvorsichtigen Fürsten erneuerte Vorstellungen wegen der gänzlichen Unzweckmäßigkeit dieses Korps machte. Die munteren Gesellen benützten daher die kurze Abwesenheit ihres königlichen Führers und belustigten sich, so gut sie konnten, mit allerlei fröhlichem Schabernack.

„Bei meiner Seele, ein bequemer Glaube das,“ sagte lachend der Fürst Ausen zu dem ersten Gliede der Schwadron, „wenn der heilige Vater für ein Paar Säcke Gold alle die Sünden eines Kriegs auf sein Gewissen packte, da würde es mir an seiner Stelle bange von wegen der lustigen Himmelfahrt. Im Grunde ist es doch gut, daß der gemeine Kriegsknecht von der Meinung ist, sonst möchte er lieber betteln, stehlen und beten, als in den Krieg ziehen, wo er Leib und Seele riskirt.“

Dem so Sprechenden zunächst ritt am Flügel der ernste Jüngling Quintus, den wir bei dieser Gelegenheit dem Leser als Graf Armin vorstellen wollen. König Alexis hatte seinen ehrenvollen Namen wieder hergestellt und die von Severin eingezogenen Güter demselben wieder zurückgegeben. Seine warme Anhänglichkeit an ihn, wie auch die Verwendung Samboros für seinen ehemaligen Bundesbruder, stellten ihn in der Achtung des Monarchen sehr hoch. Er nahm ihn mit in die Legion auf, und übertrug ihm dabei eine bedeutende Stelle. Der junge Fürst Ausen selbst bekleidete den Rang eines Feldobersten.

„Es wäre klüger von uns,“ antwortete der Graf, „wenn wir uns aller Spötterei über diesen Gegenstand enthielten. Bedenkt, daß wir an der Spitze einer rechtgläubigen Armee stehen und wenigstens in Kriegszeiten das religiöse

Vorurtheil der Menge ehren sollen. Wir schaden sonst der Sache des Königs und unseres Vaterlandes. Der gemeine Mann nimmt Aergerniß an unseren Schwänken und ich selbst glaube, daß edlen Rittern in ernster Zeit ein ernstes Betragen gezieme."

Auson erröthete in Zorn über diese bedächtige Zurechtweisung. Ohnehin dem Grafen nicht sehr gewogen, wurde er dadurch noch mehr gegen ihn erbittert. „Das ist die Weisheit der Heuchler," erwiderte er im Tone der Geringschätzung, „und ich glaube, sie ziemt einem Ritter weniger, als einem Pfaffen und Ränkeschmied. Solche Grundsätze taugen nicht ins offene Feld, sondern in die Schlupfwinkel lichtscheuer Komplottmacher."

Offenbar stichelte der Beleidigte eben so unedel, als ungerecht auf des Grafen noch nicht vergessene Konspiration gegen die beseitigte Regierung, obschon er nicht wußte, welchen Antheil derselbe an ihrem Umsturz genommen hatte.

„Das ist sehr geradezu gesprochen," erwiderte Quintus trocken, „namentlich für den Sohn des ersten Komplottmachers im Lande."

„Tod und Teufel," brauste Auson auf, „habt Ihr etwas gegen meinen Namen, so will ich Euch seine Ehre mit dieser Feder ins Gesicht schreiben," dabei zeigte er auf sein Schwert.

„Wenn wir im Frieden uns wieder begegnen, will ich Euch Rede stehn," entgegnete der Graf kalt und besonnen.

„Ja," höhnte der wüthende Fürst, „solchen Gleißnern gleicht Ihr, die nur mit Worten fechten und mit Dienstpflicht ihre Feigheit entschuldigen."

„Halt! Platz da!" rief der Gemißhandelte statt der Antwort, und bereitete sich zum Zweikampf. Murrend schloß die erste Abtheilung einen weiten Kreis um die beiden Streitenden und mit funkelnden Augen stellten sie sich gegenüber. Auson erschöpfte sich in unaufhörlichen Beleidigungen, aber

Armin ließ sie unbeantwortet. Schon waren sie vom Pferde gestiegen und legten aus zum ersten Gang, als der König herbeikam und Auskunft verlangte über das Vorgefallene. Unter häufigen Dazwischenrufen rapportirten die Zeugen des Wortwechsels. Ehrerbietig bat der Graf um Erlaubniß zum Zweikampf.

„Verhüte Gott," sagte Alexis, „daß ich zwei Ehrenmännern verböte, sich Genugthuung zu geben. Doch eine gütliche Vorstellung sei mir erlaubt. Ihr habt Unrecht, Fürst — wollt Ihr dem Beleidigten nicht wieder die Hand bieten?"

„Nein, Sire," erwiderte der Trotzige, „die Ehre ruft mich in den Krieg, und kann ich sie nicht wahren, so ziehe ich lieber heim und pflege meinen Marstall."

„Gut, so entscheide das Schwert!"

In wenigen Minuten geriethen die Streitenden hart aneinander. Gewandt und besonnen führte Quintus die Klinge, aber kräftigere und schnellere Streiche fielen von Aufons Hand auf die Rüstung seines Gegners. Bald waren Beide helmlos, und kaum war es Quintus, als er tödtlich getroffen mit gespaltener Hirnschale hinstürzte. Ein Strom von Blut rann den nächst Umstehenden unter die Füße, und ein leiser Ruf des Mitleids entrang sich allen Kehlen. Aufon selbst stand da mit gesenktem Schwert, und sah finster auf den Röchelnden. Sein Blick wagte es nicht, einem Auge zu begegnen, seine plötzlich verwehte Hitze ließ nur die Röthe der Schaam und Reue auf dem Gesichte zurück. Aller Augen sahen scheel auf ihn und verweilten lieber und länger bei dem traurigen Anblick des sterbenden Grafen. Alle hatten ihn geliebt, selbst der König konnte sich einer aufwallenden Mißgunst gegen Aufon nicht erwehren, obgleich er den blutigen Hader geduldet. Es schmerzte ihn, daß das erste blutige Begegniß des Krieges einen Freund von seiner Seite gerissen und noch mehr, daß es nicht geschehen war von Feindeshand. Reumüthig näherte sich ihm der traurige ungeliebte Sieger,

legte schweigend die blutige Waffe zu seinen Füßen und zog sich zurück.

„Was soll das!“ rief der König den Beschämten zurück. Er antwortete nicht und schien verlegen. „Verstehe ich recht? — Ihr wollt — nein, Auson, genug an diesem Verlust. Nehmt Euer Schwert wieder auf — ich würde es Euch selber reichen, wäre es nicht mit dem Blute eines Freundes befleckt. Wir sind einer Schuld quitt — Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen und dafür mir einen Freund erschlagen. Doch ich verzeih' Euch — geht!“

Noch waren Wundärzte und Freunde des Erschlagenen um seine Leiche beschäftigt, als sich mitten aus dem Gedränge der blanken Rüstungen und Pferde eine schwarze Gestalt, in diesem Augenblick gleich dem Engel des Todes, hervorarbeitete. Es war Samboro. Ohne zu fragen, schwang er sich vom Pferde und eilte mit finsterem Blick auf den Wahlplatz. Schnell öffnete sich der dichte Kreis, der sich um die Leiche gebildet hatte, und Samboro kniete schweigend zu derselben hin. Vorsichtig prüfte er seine Wunde, erkannte sie schnell für tödtlich und lispelte: „fahr wohl, mein Quintus, Vorbote meines Untergangs!“ Dann drückte er ihm sanft die Augen zu, küßte seine Stirne, und überließ den Körper den Aerzten. Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und Alexis wich gedankenvoll nicht mehr von der Spitze der Legion.

Der weitere Marsch durch die engen Schluchten und Thäler eines Hochalpengebirges glich mehr einem feierlichen Leichen-, denn einem Kriegszuge. Dumpfes Schweigen herrschte in dem ganzen Geschwader. Auson selbst ritt mit gesenktem Haupt an der Linken des Königs, die Glieder folgten still nach. Das eintönige Getrappel der Pferde, das Schnauben ihrer Nüstern und das Geklirre der Waffen und Rüstungen während des Zuges unterbrachen allein das allgemeine Stillschweigen. An den rauhen Felsen nur brach sich

zuweilen ein kalter Föhn, der die heiße Sommerluft etwas abkühlte und die schweißbedeckten Gesichter der Ritter erfrischte. Hinter den Kolonnen trugen zwei ruhige Klepper die Bahre mit der Leiche des Grafen. Samboro geleitete sie mit abgewendetem Gesicht. So ging es einige Stunden durch finstere Thäler mit beschränkten Aussichten, bis sich plötzlich den Blicken des Vertrabs eine weite lachende Fläche eröffnete, an deren äußerster Grenze der Spiegel des Ozeans heraufglänzte. Am südlichsten Saume des Horizonts vermählte sich ein zauberisch gefärbter Himmel mit der ewigen Fluth, seine Strahlen heraufsendend bis zu dem glänzenden Fahnenbild des silbernen Aars. Am Ufer des Meeres breitete sich eine prächtige Stadt mit zahllosen Palästen und kolossalen Trümmern aus einer uralten versunkenen Zeit auf der blühenden Ebene aus. Näher dem Gebirge aber bedeckte den Thalgrund eine schwärzliche Masse von Rauch und aufwirbelndem Staube, in welchem man funkelnde Waffen und fahle Blitze des Geschützes sah. Dem schnell verlöschenden Funken folgte nach langer Pause ein dumpfer Schall, der hart von den Felswänden abprallend die Luft erschütterte. Dazwischen sah man häufig aufqualmende Rauchwolken und vernahm das Geprassel des kleinen Gewehres. Nach dem Raume, den die Schlacht bedeckte, zu schließen, waren dort bedeutende Streitkräfte im blutigen Kampfspiel begriffen. Staunend hielt Alexis an und überschaute mit unruhigen Blicken den weiten Schauplatz der fernen Tiefe. Sein Herz pochte in lauten Schlägen, seinen Athem beklemmte die äußerste Gemüthsspannung. Mit einem stummen Wink gebot er den Kolonnen zu halten. Samboro kam auf seinen Befehl mürrisch zögernd herbei.

„Zürne nicht, mein alter Freund," sagte er bewegt und kein Auge verwendend von der Tiefe, zu dem treuen Diener, „zürne nicht wegen des Einen, der uns erschlagen worden—

sieh dort hin in die rauchende Tiefe, und sage mir dann, was Du siehst."

Samboro gehorchte und warf einen trüben unneugierigen Blick in das Thal, denn was dort geschah, war ihm lange nicht mehr neu. Dann wendete er sein Auge gleichgültig wieder ab und spielte wie gedankenlos mit der Mähne seines Pferdes. Geduldig harrte der König der lange verzögerten Antwort.

„Was dort geschieht, Sire!" sagte er endlich, „das könnt Ihr verantworten, was hier geschah (hier wies er zurück nach der Gegend, wo die Bahre des Gefallenen lag) belastet Eure Seele mit dem Bewußtsein einer großen untilgbaren Sünde wider Euch selbst. Ihr habt geduldet, daß man Euren besten Freund erschlug, und folgenreicher dürfte dieser Einzeltod sein für Euer Schicksal, als jenes Gemorde in der Tiefe. Wahrlich, der Tod dieses Mannes ist eine böse Vorbedeutung für den silbernen Aar. Er frißt am eigenen Herzen. Noch ein Mal, Sire, laßt Euch warnen und löst die Legion auf, ehe Ihr sie auf die Probe stellt. Sie wird tapfer sein, aber unglücklich. Der prahlerische Glanz wird sie verderben, wäre sie da unten, man sähe sie meilenweit."

„Soll ich in keinem Ding meinen Willen haben," erwiderte Alexis ärgerlich, „und ich wär ein König und Du mein Diener? Soll ich einer eigensinnigen Grille von Dir alle die schönen Pläne und Erwartungen, welche ich an diese Fahne geknüpft, aufopfern? Wo ich kämpfe, Samboro, da will ich den Feind nicht beschleichen mit der feigen List einer Katze, nein, nach der königlichen Weise des Löwen will ich harren, bis er wacht und sieht, meine Kraft ermessen, sich selbst zum Widerstand bereiten kann. Was liegt also daran, wenn meine Fahne glänzt? Sie wird mehr, als das, sie wird leuchten über das Schlachtfeld, die feindlichen Schaaren verblenden, und wie Blitze werden unsere Schwerter ein-

schlagen in ihre dicksten Massen. Ich will meinen persönlichen Antheil haben an den Siegen meiner Waffen, ein königliches Leben kann nicht mehr geehrt werden, als wenn es sich selbst den höchsten Gefahren preis giebt. Darum kein Wort mehr davon, Sambero, bei meinem Zorn. Doch horch — das Gefecht wird hitzig da unten."

Wirklich verstärkte sich der dumpfe Donner des Geschützes und der Rauch sammelte sich in kleine aufsteigende Wolken, welche immer mehr von der schauerlichen Szene verhüllten. Sambero hielt nun die Hand vor die Augen und sah lange und aufmerksam hinab.

„Eurer Bundesgenossen Heere sind auf den Feind gerathen, auch ist eine Heereskolonne von uns mitten im Treffen. Sie scheinen im Rücken durch das Gebirg gedeckt, und vertheidigen eine vortheilhafte Stellung. Sie müssen sich schon ein Mal mit Glück geschlagen haben, denn sie sind eine gute Strecke vom Gebirg entfernt. Heiß ist die Schlacht, aber morgen wird es eine heißere geben. Seht Ihr dort den Schatten im Westen — das ist feindlicher Succurs. Wir müssen morgen mit dem verstärkten Heer der Feinde zusammentreffen. Morgen ist vielleicht der ganze Feldzug entschieden. Der silberne Aar muß ins Feuer — Ihr habt wohl gethan, das edle Korps zu schonen bis auf den letzten Tag, der Euch Alles bringt, oder Alles nimmt."

Eine kurze Rast wurde nun den Rittern verwilligt. Sie stiegen von den Pferden und kletterten auf die umliegenden Höhen, die Schlacht zu überschauen. Fast Allen war das Schauspiel überraschend neu, die Heitersten fanden sich plötzlich zu kriegerischem Ernst umgestimmt. Jeder dachte an den bevorstehenden Kampf, in dem er zum ersten Mal seine Kraft üben sollte, aber nur Wenige gab es, bei welchen die Furcht die Oberhand über die jugendliche Kampfbegier gewann. Diese Wenigen sammelten sich in ein kleines murmelndes Häuflein, und schienen nicht sehr neugierig nach den

Vorgängen in der Tiefe, während ihre Kameraden, sich keine Zeit zur Ruhe gönnend, umher schwärmten, die besten Aussichtspunkte aufzufinden. Von hier blickten sie mit weit geöffneten Augen hinab und spähten nach jedem Blitz des Geschützes, plauderten über Kriegskunst und Waffenglück, erschöpften sich in Vermuthungen über den Ausgang der Schlacht, die sie nicht beurtheilen konnten, und wünschten, bald an dem blutigen Waffentanz Theil zu nehmen. Ihr königlicher Anführer war ähnlich gestimmt — seine Empfindungen waren nur stärker, anhaltender und größer.

„Welch ein Kontrast," rief er aus, „zwischen hier und dort. Die Unglücklichen, die sich dort schlachten, sehen nur die Waffen und erhitzten Gesichter ihrer Feinde, nicht den klaren, von Pulverdampf verdunkelten Aether, hören nichts, als das Gebrüll der gelösten Feuerschlünde, denken nichts, als Mord und Blut. Die Spanne, auf der sie sich messen, ist ihre Welt, der Rauch, der über ihren Häuptern schwebt, ihr Himmel, das Schicksal ihrer Waffen, das Schicksal der Welt. Aber in ewiger Höhe über ihnen wölbt sich des Himmels Blau, unbekümmert um den Hader des Gewürms; eine Spanne weit von ihnen schlägt das Weltmeer ans Ufer, und keine Welle wird trüb während der blutigen Fehde. Hier in der luftigen Höhe aber wohnt der Frieden der Natur, die Vögel singen nach wie vor ihr leichtfertiges Lied, hüpfen von Zweig auf Zweig, und fürchten uns nicht, die wir fürchterlich angethan sind mit schweren Waffen und blutdürstigem Muth. Zephyre spielen im Gebüsch mit flüsterndem Laub, Insekten schwirren in den Lüften und der Bach rauscht fröhlich vorbei, nicht ahnend, daß sein Gewässer mit Blut geröthet werden wird. So spottet die Natur unserer Unmacht, überlebt unser Glück und Unglück, und weiß nichts von den Befehlen, Leiden und Schicksalen des Herrn der Schöpfung, der in seiner Wuth nur Helme zertreten, in seiner Freude nichts nützen und umstalten kann. Die Natur darf nur ein

Gewitter aus einer Pfütze zusammenziehen und ihre Blitze zerstreuen, die hadernden Troßbuben nur den Boden der Erde erschüttern und sie fliehen heulend davon. Laß uns fortziehen, Samboro, daß ich nicht in Betrachtung der Naturgröße meine eigene verachte und das blutige Treiben abgeschmackt finde. Und doch entspricht nichts der Gemüthserhebung, als Kampf und Kraftbewegung — drum fort in die Schlacht und nicht früher geruht, bis ich mich achten gelernt habe. Laßt uns aufsitzen, Fürst Auson!"

Rasch befolgten die Ritter den willkommenen Befehl und bestiegen seufzend vor innerlicher Unruhe ihre Pferde. Im langsamen vorsichtigen Schritt zogen sie den Abhang des Gebirges hinab, und immer näher und deutlicher sahen sie das Schlachten in der Tiefe. Gleichzeitig sank der Tag hinunter, das Meer vergoldete sich im Abendroth, schwächer wurde das Feuer der Kanonen, und als sich ein grauer Schleier über das Thal verbreitete, hörte man nur noch von Zeit zu Zeit verhallende schwache Schüsse. Die Pferde gingen träger und die Ritter selbst schienen Müdigkeit zu empfinden, denn Einige nickten sanft ein, Andere mit wachen Augen streckten das Kreuz, oder gähnten herzlich die einbrechende Nacht an. Nur des Königs lebendiger Geist überwand die Mattigkeit des Körpers und lauschte wachsam auf jeden Ton aus der Ferne.

Die Wachfeuer fingen an zu verlöschen, die Vorposten wurden lauter, und ein dumpfes Gesumme trug den kalten Luftzug herüber aus dem feindlichen Lager. Alles verkündigte den nahen Morgen, der unvermerkt und verborgen von dichtem Nebel heranbrach. Auf der Spitze einer, die Ebene beherrschenden, mit mächtigen Feuerschlünden besetzten Anhöhe, stand der König, umgeben von dem versammelten Kriegsrath und harrte schweigend der Erleuchtung des Schauplatzes,

denn aufs Bestimmteste hatte sich sein königlicher Sinn geweigert, einen Angriff bei Nacht und Nebel gegen den geschwächten Feind zu unternehmen. Der Kern beider Armeen stand sich drohend gegenüber, die Zelte wurden abgebrochen, die Pferde aufgezäumt und die Heere in Schlachtordnung gestellt. Am Fuß der Anhöhe stand gerüstet der silberne Aar, ungeduldig des lang verzögerten Zeichens zum Aufbruch harrend. Die Schaar war bestimmt, erst den Beginn der Schlacht abzuwarten, um dann sich dorthin zu stürzen, wo die größte Gefahr und der größte Ruhm zu finden wäre. Beide Heere hatten in der Nacht bedeutende Verstärkungen an sich gezogen, und waren von Zuversicht des Sieges erfüllt. Die gestrige Schlacht war zu Gunsten unseres Helden ausgefallen, und hatte das feindliche Heer sehr geschwächt, aber das Schlachtfeld wurde aus List den Besiegten überlassen, denn im Rücken gedeckt durch ein unzugängliches Gebirge, in den Flanken beschützt durch wohlgeordnete Hilfstruppen nahm das Centrum des Heeres eine weit stärkere Position ein, von wo aus es sich mit aller Macht auf den Feind stürzen und ihn zurückwerfen konnte. Im Rücken des feindlichen Heeres lag die Hauptstadt und Residenz des Königs von Arkanien, dem Vaterlande Amandas, und das Meer, welches in dem Augenblick von einer unseren Helden unterstützenden Flotte durchkreuzt wurde. So war die feindliche Macht von allen Seiten eingeschlossen, und konnte nur durch Wunder von Tapferkeit die bedrängte Hauptstadt erretten.

Wir verlassen unseren Helden, um der dunkeln Spur des rastlosen Samboro zu folgen. Sie führt uns an nachlässigen und bestochenen Wachen vorbei, mitten in das feindliche Heer zu einer Horde wilder Kriegsvölker, wo wir den thätigen Freund des Königs, verkleidet in der Tracht eines arkanischen Fußknechts in arger Bedrängniß antreffen. Ein Haufen rohen Soldatenpöbels, ähnlicher mordsüchtigem Raubgesindel, als einer wohl disziplinirten Schaar hat ihn eingeschlossen, und

ein wildes Geschrei, gemischt aus Flüchen und Drohungen, begleitet von Faustschlägen und Waffengetös, erhebt sich gegen den wehrlos am Boden Liegenden.

„Ein Spion, ein Spion,“ schrien die Barbaren, „schlagt ihn todt, erwürgt ihn, erschießt ihn, hängt ihn!“

„Wo ist der Hund?“ fragte ein herbeieilender Hauptmann.

„Laßt ihn laufen, Kinder,“ rief ein korpulenter Söldner, indem er seine Kameraden mit den Ellenbogen auseinander drängte, „laßt ihn laufen, sage ich, er ist ehrlicher Leute Kind und thut keinem Menschen was zu Leide. Er bestiehlt uns nicht um unseren Sold, läßt uns nicht prügeln, und ist daher ein mehr respektabler Mann, als unser Hauptmann. Ich sage Euch, Kinder, laßt den Spion laufen und schlagt den Hauptmann todt.“

„Ergreift die räudige Kanaille, den besoffenen Lumpenhund, bindet ihn!“ befahl der beleidigte Hauptmann, mit blanker Klinge auf ihn eindringend. Aber die Kameraden weigerten sich, den Aufwiegler zu ergreifen, und lachten schadenfroh, als dieser mit einer schweren Lanze seinen Vorgesetzten den Degen aus der Hand schlug. Schnell bildeten nun die Söldner einen Kreis um ihn, seine Vorstellungen und Schwänke zu vernehmen; denn Tom war ein lustiger Bruder, und wußte während der beschwerlichen Nachtwachen stets was Neues zu erzählen. Dieß Mal war er stark benebelt und ungewöhnlich muthig. Sein aufgedunsenes Gesicht glänzte vor Trunkenheit und der tonnenförmige Wanst des lustigen Bruders erhielt sich nur mit Mühe auf den kurzen Beinen. Sobald er bemerkte, daß seine Gesellen bereit wären, ihn anzuhören, ließ er sich von seinen Freunden auf einen Schanzhügel empor heben und hielt folgende Anrede an die immer sich mehrende Anzahl seiner Zuhörer.

„Kameraden! Wie lange wollt Ihr noch solche erbärmliche Schurken sein, so miserable Hunde und Esel, und Euch

von diesem spindeldürren Elendthier von Hauptmann hunzen lassen? Seit zwei Monaten haben wir keinen Sold erhalten, und geschwitzt und gehungert, daß unsere Gedärme eingeschrumpft sind wie unsere zerrissenen Schuhe. Hetzt man uns nicht wie Hunde durch Sümpfe und Moräste, prügelt und schimpft uns wie Diebe, läßt uns armselige, ausgemergelte, verhungerte Bestien gegen die Leute von Arapatnam ziehen, die den Teufel im Leibe und satt zu essen und zu trinken haben? Tausende von uns sind schon in diesem verfluchten Kriege umgekommen, und von uns Uebriggebliebenen wird auch wohl keiner mehr den Weg nach Hause finden. Ueberall müssen wir in unseren Lumpen zuerst ins Treffen, und öffentlich sagen unsere Hauptleute, daß wir gut genug wären zum Futter für die vermaledeiten Donnerbüchsen und Feldschanzen. Sagt, Kameraden, ist das Recht und sind wir nicht heilloses Rindvieh, daß wirs dulden? Zwei Monate keinen Sold, viel Prügel, Strapatzen und nichts zu nagen, nichts zu trinken, meiner Seele, nicht einen Tropfen Brantwein, ist das erhört und billig? Lieber will ich mich aufhängen und aus meinem Wanst eine Sackpfeife machen lassen, als ein solches Hundeleben führen."

„Hört nicht auf ihn, Kameraden, er ist ein Säufer, ein Raufbold, ein Schurke," rief eine Stimme dazwischen.

„Wir wollen ihn hören," eiferten die Soldaten, „er hat Recht, er ist ein guter Kamerad und lustiger Kumpan. Wer ihm zu nahe tritt, der hat es mit uns zu thun. Sprich weiter, Tom, wir hören Dir gerne zu."

„Sagt nun, Kameraden," fuhr dieser fort, „warum ertragen wir dieses Elend? was haben wir davon, als blutige Nasen, verrenkte und verstümmelte Glieder? Was haben uns denn die braven und wohlgenährten Leute, welche der Hauptmann unsere Feinde nennt, zu Leid gethan, daß wir so grimmig auf sie losgehen und ihrer so viel todt schlagen, als wir mit unseren schwachen Gliedmaßen können? Haben sie uns

beschimpft oder beleidigt? Nein. Haben sie uns bestohlen? Nein. Haben sie unsere Weiber geschändet? Nein. Was haben sie also gethan, daß wir sie so hassen? Nichts. Haben wir also einen Grund, sie zu verfolgen? Nein. Also lassen wirs bleiben und gehn nach Hause."

„Wofür bezahlt uns denn der König, sollen wir davon laufen wie Schurken?" fragten Einige.

„Wofür er uns bezahlt, ihr Esel? Bezahlt er uns denn? Ich will verdammt sein, wenn ich seit zwei Monaten einen Heller gesehen habe. Oder sind die Lumpen, welche wir anhaben, Bezahlung? Oder etwa der verdorbene Zwieback, welchen sie uns zu fressen geben, als wären wir Pferde? Haben wir nicht zu Hause Besseres zum Leben? Warum gehn wir also in den Krieg? Müssen wir nicht unsere Weiber und Kinder zu Hause darben lassen? Ach, ich möchte flennen wie eine alte Hure, wenn ich daran denke — ich scherze nicht, aus mir spricht der Hunger und die Verzweiflung."

„Wir müssen gehorchen," riefen wieder Einige, „der König hats befohlen, und der König ist unser Herr!"

„Halt'ts Maul, ihr Stockfische," schrien Andere, „laßt den Tom reden, er hat Recht, er spricht uns aus der Seele."

„Der König?" begann Tom wieder, „der König hats befohlen, sagt Ihr? Was ist denn der König? Sind wir nicht auch Gottes Kreaturen, wie er? Hat er nicht auch Fleisch und Bein wie wir, einen Magen wie wir? Ist er aus anderem Plunder gemacht, oder ist er etwa unserem Herrgott sein Stiefkind? Warum müssen wir ihm denn gehorchen, wo steht das geschrieben? Hat er uns etwas geschenkt, oder leben wir nur mit seiner Erlaubniß? Wir sind eben so Gottes Kreaturen, wie er, und wir haben eben so viel Recht, was auf der Erde wächst und gedeiht, zu essen und zu trinken, wie er. Ist denn die Welt für ihn allein da, damit er sie auffrißt sammt uns? scheint die Sonne nur für ihn, und kann er es ihr verbieten, daß sie uns bescheint? He, sagt, ihr Schafs-

köpfe, hat ihn nicht auch ein Weib geboren, hat er nicht auch erst gehn und essen lernen müssen, oder hat er Krone und Szepter mit auf die Welt gebracht? Können wir uns nicht aufmachen und ihn zum Teufel jagen, sind wir nicht Tausende gegen Einen? Wer ist denn dieser König? Ein Mensch, wie wir. Warum führt er Krieg? Weil sie sein Töchterlein davon gejagt haben? Ich bitt' Euch, was geht das uns an? Ist es Recht und billig, daß wir deßhalb Tausende todt schlagen und erschlagen lassen? Sollen tausend ehrliche Leute deßwegen zu Grunde gehen, weil der Gelbschnabel zornig ist? Wenn unser Einem seine Tochter eine Maulschelle bekommt, werdet ihr darum Tausende umbringen wollen? Oder ist die Tochter des Königs was Besseres, als unser eigen Fleisch und Blut? Wer weiß, ob sie werth ist, daß ein braver Kerl, wie wir alle sind, nur eine Hand rührt für sie. Kümmere sich Jeder um seine Haut, und wenn dem König seinem lieben Kind ein Unrecht geschieht, so mag er sich selber darum scheeren, und seine Händel ausmachen, wie er will. Vielleicht aber will der alte Herr Land gewinnen? Gut, so mag er es kaufen, das geht uns nichts an. Will er es stehlen und wir ehrlichen Leute sollen seine Diebshelfer machen? Gott bewahre, das wäre von uns schlecht und einfältig. Schlecht, weil im Katechismus steht: „Du sollst nicht stehlen," und zum anderen Mal: „Du sollst nicht tödten," einfältig, weil wir nichts davon haben, wenn der König Land gewinnt, als Prügel, schlechten Sold et cätera."

„Stopft dem Saufbold das Maul, der Pinsel redet, wie ein Vieh, kein Menschenverstand ist in ihm," schrie abermals ein treuer Kriegsknecht dazwischen. „Er will uns verführen, uns um die Ehre bringen, hört ihn nicht an," rief ein Anderer.

„Daß Dich die Pest, Du Stockfisch," apostrophirte der Redner, „faselt der Kerl von Ehre und hat keinen Heller in

der Tasche. Das ist mir eine saubere Ehre, die betteln geht. Wenn ihr geprügelt werdet, ihr Maulaffen, ist das Ehre?"

„Kein braver Kerl wird geprügelt," meinte ein Nahestehender.

„Da hast Du ein Merks für die weise Bemerkung," erwiderte sein Nachbar, und schlug ihm ins Gesicht, „solche Fuchsschwänzer, wie Du bist, läßt der Hauptmann freilich nicht prügeln, wohl aber brave Kerls, und ich bin einer davon, so wahr Du ein Schuft bist — man hat mich dennoch geprügelt."

„Mich auch, mich auch," riefen Viele zugleich, während ein Friedliebender die Raufenden auseinander brachte.

„Sind wir nicht genug geprügelt, wollen wir uns noch unter einander prügeln?" sagte dieser und gebot Ruhe.

„Ehre!" fuhr Tom fort, „bei meiner armen Seele, ich möchte wissen, woher uns die Ehre kommen soll. Wißt ihr denn nicht, wie man es mit uns Soldvölkern macht, wenn man uns nicht mehr brauchen kann? Man schickt uns ohne Geld nach Hause, oder steckt uns in ein Hospital, wenn wir Krüppel und alt sind, und da giebt es schmale Bissen, statt der Ehre. Wenn wir uns ein Mal brav gehalten haben, da wird der Hauptmann gelobt und beschenkt, uns läßt man mit langer Nase abziehen. Wenn ihr dann abgemattet und elend, mit zerschossenen Knochen und schwindsüchtigen Lungen, beladen mit einem Bettelsack und gefolgt von einem dürren Pudel das Land durchvagirt und vor jeder Thüre ein Almosen bettelt und von jedem Hunde auf der Straße angepißt werdet, da habt Ihr Euren Theil Ehre weg und Ihr wißt nicht, wofür er Euch ist. Ich huste auf so eine lumpige Ehre, hol mich der Teufel, ich will lieber jung gehängt sein, als alt betteln gehen. Zudem, was können wir für Ehre aufheben, schaut Euch ein wenig um, Ihr Dreckfinken, von allen Seiten sind wir umringt von unseren sogenannten Feinden, ich sage Euch, es sind zweimalhunderttausend, die Troßbuben ungerechnet, und tausend Feuerschlünde, wovon jeder so groß ist,

wie ein kleiner feuerspeiender Berg, und alle Hagel, tüchtige ausgefressene Kerle, die Branntwein und Munition vollauf haben. Da ist auch der junge König da mit eisernen Rittern, die sind auch alle gefeit, schuß- und hiebfest, Wetterkerle wie die Riesen und tapfer wie Schilderhäuser, denn sie bleiben im ärgsten Feuer stehn. Der ist Euch ein anderer Kerl, der König, wie unser alter Pavian! Der hat mehr Haare auf den Zähnen, als der unsere auf dem Schopf, und Geld, sag' ich Euch, und das schmeißt er unter seine Leute, der brave Herr, wie Mist. Wenn diese Satans auf uns los kommen, so hacken sie uns zu Brei, denn sie haben Schwerter, so lang wie Bratspieße, thurmhohe Kerls auf Elephanten von Pferden. Glaubt Ihr wohl, wir könnten uns auf dem Meere salviren, wenns krumm ging? Ja, profit, dort sind mehr feindliche Schiffe, als Häringe, und wenn wir ins Wasser gehn, werden sie uns spießen wie Haifische. Kurz, auf dem Meer können wir auf alle Fälle nichts Klügeres thun, als ersaufen. Sagt, was wollt Ihr thun, Ihr armen Schlingel, wollt Ihr Euch massakriren lassen, oder den Häringen Gesellschaft leisten?"

„Was fangen wir an, was wollen wir thun, wer wird uns rathen und helfen. — Ich bin kein Hasenfuß, aber dem Tod in den Rachen laufen, das thu ein Anderer — er hat Recht, die Feinde sind stärker, als wir —" so riefen viele Stimmen durch einander.

„Was Ihr anfangt," ließ sich Tom vernehmen, „was Ihr anfangt, das wißt Ihr nicht? I so schlag doch der Blitz in Eure vernagelten Schädel, sind wir nicht unsere mehrere Tausend gegen ein Paar Lumpenhunde von Hauptleuten, die uns prügeln. Greift sie, schlagt sie todt, schmeißt sie ins Meer, füttert die Hunde mit ihrem Aas, rupft sie, zieht ihnen die Haut über die Ohren. Dann gehn wir hinüber zu dem prächtigen König und dienen in seinem Solde, ziehen bessere Hosen an, trinken Branntwein, machen Staat, plün-

dern die reichen Tuckmäuser dort in der Stadt, ergötzen uns mit lustigen Dirnen und schönen Weibern, und leben wie echte Kriegsleute, die keinem Filz dienen. Oder glaubt Ihr, der König dort hat kein Geld? Gott erhalte den wackeren Burschen, wollt Ihr sein Bildniß sehen, da, da — fangt — hier, Ihr ausgehungerten Maulwürfe — das ist sein Bild — noch hundert Mal so viel könnt Ihr haben, folgt Ihr meinem Rath."

Bei diesen Worten griff er in seine vollgepfropften Taschen und den schweren Helm und warf eine Menge Gold- und Silbermünzen seinen Zuhörern an die Köpfe. Ein jubelnder Tumult entstand hierdurch, und wer noch nicht überzeugt war von der Wahrheit und Weisheit der Vorstellungen Toms und nur ein Silberstück erhaschen konnte, fand sich plötzlich hingerissen von seiner Beredsamkeit, und schwor bei seinem Schutzpatron, es sei nichts einleuchtender, als der vortreffliche Rath des betrunkenen Tom. Mehrere aber, welchen Goldstücke in die Hände gefallen waren, überließen sich einem so heftigen Enthusiasmus, daß sie den Redner auf die Schultern packten und im Triumph durch den Haufen trugen.

„Es lebe Tom! Tod den Hauptleuten!" brüllten tausend Stimmen, und in wenig Minuten schleppten sie die Verhaßten herbei und hieben sie in Stücken. Jubel, wildes Mordgeschrei und Wehklagen der Sterbenden erfüllten die Luft mit einem wirren Getös, das bis ins feindliche Lager hinüber gehört wurde. Blutroth ging der Tag auf und beleuchtete die tumultuarische Szene mit grellen Tinten. Da erscholl der erste Kanonenschuß und gab das Signal zur Schlacht. Langsam rollte sein Wiederhall an den Bergen hin und wilder wurde das Geschrei in dem abtrünnigen Heerhaufen der arkanischen Kriegsvölker. Die Vorposten liefen zu ihren Korps zurück und rasch begann das Wechselspiel der Waffen an den Flanken zu toben. Noch lag ein Theil des arkanischen Lagers in Dunkel verhüllt; um seinen Inhalt zu erforschen, sendeten

die Alexianer eine prächtige Leuchtkugel herüber, welche den finstren Grund tagesklar erhellte. Staunend betrachteten die Söldner das künstliche Meteor, und erhoben ein lautes Geschrei der Verwunderung, als es in tausend Sterne zerstob und niedersank.

„Seht Kinder!" rief Tom, „das sind des Königs Alexis Augen in der Nacht, da ist kein Zündloch so verborgen, daß er es nicht aufspüren könnte. Kommt hinüber zu dem Mächtigen, er ist ein Heiliger oder ein Zauberer, auf jeden Fall aber mehr, als ein Mensch. Heil dem König Alexis!"

„Heil dem König Alexis!" brüllte ihm die aufgeregte Soldateska nach und folgte in lärmenden, ordnungslosen Haufen dem vorausgeschickten Trommler nach. Staunend hörte man im Heere unseres Helden den befremdlichen Ruf, und schon waffnete sich das Mißtrauen gegen die von der Rache noch erhitzten Ankömmlinge, als plötzlich eine dunkle Gestalt schnell, wie ein Gedanke, Jedem, an dem sie vorübereilte, nur ein flüchtiger Schatten, auf den Hügel hinanflog, wo Alexis noch immer den Plan überschaute. Keuchend stürzte ein Mann in feindlicher Soldatenkleidung bis zur Ohnmacht erschöpft, zu den Füßen des Rosses nieder, welches den König trug.

„Wer ist der Mann da?" fragte Alexis befremdet. Unsanft rissen ihn die Troßbuben empor, sein Gesicht der Majestät zu zeigen.

„Samboro! was ist das!" rief der König, als er ihn, so blaß und verstört er war, erkannte. Nicht gleich war der Athemlose im Stande zu antworten, er trank vorerst in langen Zügen die frische Morgenluft, und suchte sein von angestrengtem Laufen heftig bewegtes Blut durch Rast zu beschwichtigen.

„Zehntausend Mann Soldvölker gehn in dem Augenblick zu uns über," berichtete er, „nützt die kostbare Zeit — zu einem raschen Angriff — die Verwirrung im feindlichen Heere ist groß — der Tag ist unser, ehe noch die dreißigtausend

träger Hilfstruppen zu den Feinden stoßen können — fragt nicht — säumt nicht — die linke Flanke kräftiger angegriffen, das ist der wunde Fleck — die Ueberläufer in die Reserve — der silberne Aar erhebe seine Schwingen. — Mir schnell einen Becher Wein und Kleider — und mein Pferd!"

Niemand wagte es, den Wunderbaren um Näheres zu fragen, der König selbst gab schleunigen Befehl, den Willen des Dieners zu erfüllen. Schnell entbrannte die Schlacht auf sein Geheiß mit grimmiger Wuth und auf den Wink bereit stand der silberne Aar. Schwer bewaffnete Fußvölker drangen mit gefällten Speeren in die Lücke, welche die Ueberläufer geöffnet, des Feindes Schlachtordnung stürzte in einen regellosen Haufen zusammen. Die Erde dröhnte von dem Gebrüll des Kampfes und die herzhaftesten Streiter erbebten. Ein rauschendes Gewühl bedeckte den Thalgrund — noch standen harrend mit pochender Brust die jungen ritterlichen Helden des silbernen Aars und stierten auf das Schlachtfeld. Eine Stunde verging so und schon kamen Schaaren blutender Krieger aller Waffengattungen laut jammernd zurück. Erschüttert sah der König die Elenden sich hinschleppen mit zerschossenen Gliedern, bleichen, blutigen Gesichtern, in Todesangst gebrochenen Augen. Reiterlose Pferde setzten flüchtig über den Plan; viele stürzten nach wilden Sprüngen todt zur Erde. Nicht länger mochte Alexis unthätig einen Zeugen der Jammerszenen hinter den zerrütteten Fronten abgeben, und gab das willkommene Zeichen zum Aufbruch.

„Noch nicht, mein Herr und König!" bat Samboro, „wartet noch zwanzig Minuten, ich beschwöre Euch!"

„Vorwärts!" gebot Alexis und setzte dem Pferde die Sporen ein.

„Schützt Euren König, Ihr Herren!" rief Samboro nacheilend, und im sausenden Gallop sprengte die herrliche Schaar dem dichtesten Gewühl der Schlacht zu. Fliehende, zerstreute Glieder begegneten den Heranstürmenden, und bald

ging es über Leichname und Sterbende hin ins dichteste Feuer. Warmer Pulverdampf schlug den Reitern ins glühende Gesicht und wilder wurden die Pferde, als sie Flintenkugeln an den Ohren vorbeizischen hörten. Die meisten prallten an den Harnischen der Ritter ab und unversehrt waren sie noch alle, als sie ein festes Quarré von starren Lanzen vor sich erblickten.

„Vorwärts! frisch eingehauen!“ kommandirte Auson, und das erste Glied ritt muthig an. Hoch bäumten sich die Pferde und niederstürzend auf die Lanzenknechte, brachen sie ihre Reihen. Mancher edle Gaul wälzte sich durchstoßen an der Erde, Gefallene erdrückend, aber das Quarré war zersprengt und zerstob nach allen Richtungen. Schon jagten die jugendlichen unerfahrenen Helden planlos und einzeln den Fliehenden nach, als es dicht vor ihnen drei Mal aufblitzte und ein gewaltiger Luftstoß auf sie eindrang.

„Flieht,“ rief Samboro dem Könige zu, aber dieser hörte nicht, und Auson drohte mit geschwungenem Schwert den vorsichtigen Diener nieder zu stoßen, falls er den feigen Ruf wiederhole. Der Donner eines wohlversehenen Geschützes schreckte die scheuen Pferde, brachte Unordnung in die geschlossenen Glieder. Noch ein Mal versuchten sie es, gegen die feuerspeienden Batterien anzusprengen, aber reihenweise mähten die Kartätschen die Muthigen nieder. Die edelste Blüthe der Nation fand hier ihren Tod, die kostbarsten Pferde wälzten sich über krachende Rüstungen und blutende Leichname. Ein kleines Häuflein Auserwählter nur erreichte bluttriefend die verderblichen Geschütze, welche, verlassen von der bedienenden Mannschaft, den einzigen Preis für das vergossene edle Blut ausmachten. Aber auch dieser Gewinn war ihnen vom Schicksal mißgönnt, denn unvermuthet umzingelte eine überlegene Schaar feindlicher Reiter den Rest der Heldenlegion und im blutigen Gemetzel des Handgemengs sanken die verzweifelten Kämpfer nieder zu der Fahne des silber-

nen Aars. Ein weiter Raum war mit schimmernden Leichen besät und nur Einzelne retteten sich durch schleunige Flucht. Unter diesen war, unfreiwillig weggetragen von dem verwundeten Pferde, der König, begleitet von dem treuen Diener Samboro. Beiden folgte auf einem leichtfüßigen Gaul ein feindlicher Reiter, dem sich Samboro umwendend entgegenstellte, während das erschöpft verblutende Pferd des Königs zusammenbrach. Er selbst war schwer verwundet, unfähig zur Gegenwehr, und setzte sich gleichgültig auf das ausathmende Roß, den Zweikampf mit anzusehen, als wäre es ein ungefährliches Schauspiel auf friedlichem Ringplatz.

Gegen einander reitend maßen sich die Feinde mit glühenden Blicken, als eine Granate zwischen ihnen zischend aufgellte und mit einem Knall zerplatzte. Erschreckt bäumte sich Samboros wilder Rappe, während das Pferd seines Gegners, von den Granatstücken getroffen, zu Boden stürzte. Rasch schwang sich Samboro aus dem Sattel und eilte mit gezücktem Dolch auf den Gefallenen los, aber dieser hob sich unverletzt empor und zeigte eine furchtgebietende Riesengestalt. Seine rollenden Augen trafen wie Blitze den mordbereiten Feind, ein fahl beleuchtetes Antlitz mit hohlen Wangen grinzte ihn mit wuthverzerrten Zügen an. Ein unbesiegbarer Schauder schüttelte Samboros Glieder, seinen erstarrten Händen entfiel der Dolch und seine Augen umnebelten sich. Einen Augenblick schien sein Leben erloschen, aber bald siegte die Gegenwart seines Geistes über die Schwachheit seiner erschütterten Nerven.

„Satansfratze, Dich treff' ich!“ schrie er plötzlich und ergriff sein schweres Schwert mit beiden Händen zu einem furchtbaren Streich, der stark genug gewesen wäre, einen Stier zu fällen. An dem geharnischten Feind glitt er jedoch ab, wie von einem Fels. Höhnisch lachte das scheußliche Ungethüm und erwiederte den Angriff mit so unzähligen Streichen, daß sich Samboro von einer zehnfachen schneidenden

Geißel getroffen glaubte. Warm rieselte das Blut aus vielen Wunden über Gesicht und Brust, seine Haare sträubten sich empor, seine Kehle schien von erwürgenden Händen zusammengeschnürt. Stöhnend vor Wuth, Schreck und Todesangst vertheidigte sich Samboro mit der Kraft der Verzweiflung, aber sichtbar vergeblich. Mit stürmischer Eile riß das Gefecht die Kämpfenden fort bis an den öden Strand des Meeres, aber lange noch, nachdem sie im Pulverqualm und Staub verschwunden waren, hörte man ihr Geschrei durch das Getöse der Schlacht hindurch dringen. Endlich wurde es übertäubt von einem heftigen, sich nähernden Musketenfeuer, welches einen Schwarm Verwundeter und Fliehender vor sich her trieb. Selten wurde es erwiedert von einzelnen Schüssen der Vertriebenen, welche während der Flucht ihre Gewehre von Zeit zu Zeit entluden. Größer und verwirrter wurde das Gedränge der Geschlagenen, zertrümmertes Geschütz, reiterlose Pferde, entråderte Wagen und ganze Schwärme entmuthigten Fuß- und Reitervolks stürmten in wilder Hast über das gewonnene Schlachtfeld, und durch das Getöse erscholl vernehmlich das Siegsgeschrei der Ueberwinder.

„Die Lanzenknechte vor — einige Feldschlangen mit ihnen — werft die Hunde ins Meer — keine Gnade den Hunden!“ erscholl eine sonore Kommandostimme.

„Halt! den Rappen muß ich haben,“ rief ein anderer Reiter, indem er Samboros Pferd verfolgte, „daß Dich — Du schwarze Bestie — willst Du stehn — ho ho, sind das Sprünge — ein prächtiges Thier — helft mir Kameraden den Rappen fangen — der hat den lebendigen Satan im Leibe.“

„Halt Kinder! vorsichtig geritten,“ befahl ein Anderer, „seht Ihr nicht die blanken Harnische liegen, das sind Unsrige, gerechter Gott! da liegt der silberne Aar erschlagen in seinem Blut! Sitzt ab, Kameraden, nieder auf die Kniee, das ist ein heiliger Boden!“

Müde vom Kampf gehorchten die erschöpften Reiter gern dem Gebot und koppelten die Pferde aneinander. Jetzt erst gewann man einige Ruhe zum Athemholen, das feindliche Heer war zersprengt, die Kanonade hörte auf und ein Windstoß zerstreute die letzten Rauchwolken, welche von den Feuerschlünden ausgespien worden waren. Die Sieger suchten nun Hügel und Aufwürfe, um das theilweise von Truppen entblößte Schlachtfeld zu überschauen. Unseren Reitern zunächst lagen die Leichname der heldenmüthigen Ritter, manch reiches Muttersöhnchen, die Augenweide einer Matrone, der Stolz seines Geschlechts, manch glücklicher Liebhaber, den ein Talisman der Liebe auf der kecken Brust nicht gegen die feindlichen Kugeln geschützt hatte, lag hier mit blutendem Mund, mit durchschossenem Herzen, oder zerschmettertem Haupte, todt neben seinem todten Pferd. Rührend war es anzuschauen, wie mancher edle Gaul, der seinen Reiter überlebt hatte, an den Zügeln noch von einer erstarrten Hand gehalten, geduldig dastand vor der Leiche des Niedergestürzten. Wenige von den Gefallenen lebten noch und erfüllten die Luft mit Wehklagen. Ueberall war der Boden von Blut befleckt.

„Großer Gott!“ sagte ein alter Veteran, indem er sich beim Anblick der vielen Leichen und Verwundeten eine Thräne aus dem Auge wischte, „was liegen da für schmucke Herrchen! Das sind vornehmer Leute Kinder — das wird einen Jammer geben zu Hause! Wer heißt auch den Milchbärten in den Krieg ziehen. Brav haben sie sich gehalten, das ist wahr, aber es ist doch zum Erbarmen, so viele schöne Jungen auf die Schlachtbank zu liefern. Was hilft ihnen nun all ihr Reichthum und ihre schönen Namen, sie liegen kalt da, als wären sie die gemeinsten Fußknechte. Gott gebe ihnen den ewigen Frieden!“

„Schäm Dich, alter Kriegskamerad,“ entgegnete ein Anderer, „waren sie denn was Besseres, als wir? Im Kriege sind wir alle gleich, Tausend weniger oder mehr, was

schadet das? Sind genug zu Hause geblieben von Rittern, es wird keine Noth daran werden. Da liegt ihr Hochmuth auf der Nase. Thaten die Bursche nicht, als ob die Welt ihnen gehörte? Ich müßte es lügen, wenn ich sagte, es thut mir um sie leid. Es ist gut, wenn ein Bischen aufgeräumt wird in der Welt, sind ohnehin zu viel Menschen da. Kommt, Kameraden, laßt uns statt des unnützen Geschwätzes die Taschen der noblen Herren untersuchen. Sie brauchen kein Geld mehr."

„Zurück, Du elender Hund!" donnerte Fürst Auson, „wer nur eines Nagels Werthes hier stiehlt, ist des Todes. Auf, Kameraden, helft den Verwundeten. Schafft die Todten fort. Gott gebe, daß wir den König lebendig finden — er wird vermißt. Sucht dort unter dem Haufen edler Leichen, das Banner der Legion muß sich dort finden."

Mit geschäftiger Eile gehorchten die Soldaten und bald fanden sie die weiße Fahne mit dem silbernen Aar. Sie war zerfetzt von den Kugeln und stark mit Blut besudelt. Mit Mühe trennte man eine erstarrte Hand von dem Schaft derselben. Sie ward unter halb frohem, halb schmerzlichem Zuruf in die Erde gepflanzt und die frommen Krieger knieten neben ihr nieder, Gott zu danken für den theuer erkauften Sieg. Ihr murmelndes Gebet begleiteten die Seufzer von Sterbenden, welche sich mühsam noch ein Mal aufrichteten, den Trost der Religion in ihrer letzten Stunde mit den sie Ueberlebenden zu theilen. Nur einer der Verwundeten empfand nicht das Herrliche dieser Szene — unser Held Alexis, der auf dem Pferde sinnlos hingesunken war in einen ohnmächtigen Schlaf. Starker Blutverlust aus einer schmerzhaften Kopfwunde hatte ihn in dem Augenblick betäubt, als das Blut auf der Wunde gerann und weiteren Ausströmungen ein Ziel setzte. Um ihn her war alles Irdische geschwunden, seine kühnen Gedanken, seine Ehrsucht, sein kriegerischer Zorn, Alles war erloschen, und nur der Schmerz der Wunde

brannte, den Raum aller Empfindungen einnehmend, das Gehirn benebelnd mit grausigen Luftgebilden, der dem körperlichen Uebel unterthänigen Phantasie. Sein kühner männlicher Geist hatte vergebens gekämpft mit dem körperlichen Schmerz, er war völlig überwunden, derselbe Geist, der Tausende bewaffnet, ein mächtiges Heer besiegt, erlag selbst einem zufälligen Säbelhieb, der nicht stärker war, als hinreichte, das Leben einer kleineren thierischen Kreatur zu unterbrechen. Alle die herrlichen Aussichten eines ehrgeizigen Auges waren verschwunden in der Nacht seiner Sinne und der unsterblichste Ruhm war seinem Wesen nicht so anlockend wie ein armer Tropfen frischen Quellwassers für den brennenden Durst der Zunge, das entzündete Fleisch an der Wunde.

Während die Natur thätig war, den kranken Körper zu heilen, that sich dem ohnmächtigen Geist das Reich der Träume auf. Angelika erschien ihm glänzend von überirdischem Licht, mit der weißen Fahne der hingesunkenen Legion in der Hand, die Räume einer fremdartigen zaubervollen Welt durchschwebend. Er selbst hing sich an ihr luftiges Gewand und ward leicht über weite Gefilde hingetragen, wo mächtige Gebirge unter ihren Füßen so schnell hinschwanden, als wären sie Maulwurfshügel. Himmlische Musik geleitete sie auf ihren Wegen mit so wunderbaren Tönen, wie sie der Entzückte noch nie gehört hatte. Er fühlte, von ihr angeregt, alle Nerven beben und das Herz erfüllt von unnennbarer Lust, seine Seele zerfloß in geheimnißvollen Empfindungen. Als sie so hinwandelten wie flüchtige Schatten, trafen sie in einem schattigen Gebüsch ein nacktes Weib von hinreißender Schönheit leise schlummernd, auf weichen Rasen hingegossen. Sowie sie Angelika ansichtig wurde, versuchte sie erröthend den widerstrebenden Bruder hinwegzuführen von den verführerischen Reizen der Schlafenden, aber dieser entbrannte in unüberwindlicher Begierde, riß sich von Angelika los und eilte der erwachenden Huldin in die schwanenweißen Arme. Sie

erwachte und schloß ihn glühend an ihre Brust. Umsonst weinte und drohte Angelika, sie blieb verlassen, während die Liebenden in brünstiger Umarmung schwelgten. Lange war sie seinen Blicken verschwunden, und als er sie wieder sah mit der traurigen Geberde, verließ er das unverhüllte Weib und umfing sie mit seinen Armen. Gerne ließ sie es geschehen, aber ihr Auge erlosch während der Umarmung, und als er sie los ließ, sank sie todt zu seinen Füßen. Erschreckt von ihren bleichen Zügen, schauderte Alexis und erwachte.

„Gott sei Dank, er schlägt die Augen auf, er lebt,“ ließ sich eine bekannte Stimme neben ihm vernehmen.

Verwundert blickte der Erwachte über das blutige Schlachtfeld, lächelte seltsam wie ein Geisteskranker und schloß wieder die kaum geöffneten Augen, um, wie er wünschte, neuerdings von dem schönen Weibe zu träumen.

„Ermuntert Euch, mein Herr und König, der Schlaf ist Euch jetzt nicht heilsam!“ rief der vor dem Verwundeten knieende Wundarzt und suchte sein niedersinkendes Haupt wieder aufzurichten.

Ungern leistete Alexis Folge. Mit trüben Blicken musterte er die ihn umgebenden Personen, sah nach dem Himmel und stand schnell auf, vergessend, daß er verwundet sei. Eben wollte der besorgte Arzt eine neue Einwendung machen gegen das Beginnen des Königs, der in dem ersten Augenblick sich in Bewegung zu setzen Anstalt machte, aber schneller noch, als er seine gutmüthige Warnung hervorbringen konnte, sank Alexis wieder nieder, denn sein Kopf schwindelte. In seiner vorigen Lage sammelte er sich bald wieder und unterschied schnell und richtig die ihm bekannten Gesichter.

„Wie steht es mit der Schlacht?“ fragte er ziemlich gleichgültig den Fürst Auson.

„Wir haben einen glänzenden Sieg erfochten, Ew. Majestät,“ antwortete mit Freude glänzenden Blicken der Gefragte.

„Und meine Legion?" fuhr der König im vorigen Tone fort, ohne sonderliche Freude über den Bescheid zu zeigen, die Umstehenden.

„Warum zögert Ihr mit der Antwort, glaubt Ihr mich zu erschrecken? Ich weiß es wohl, daß ich ziemlich der Einzige bin, der sie überlebte. Mir ging ihr Schicksal im Geiste vor. Sagt mir, wie viel sind geblieben?"

„Bis auf vierzig," erwiederte Auson niedergeschlagen, „worunter Keiner ohne Wunden, sind alle geblieben."

„So sagte er mir voraus," murmelte Alexis vor sich hin. Plötzlich kehrte die Lebhaftigkeit seines Wesens wieder, als er bei diesem Gedanken verweilte. „Wo ist Sambero?" rief er heftig, „wo ist Sambero, Sambero, Sambero?!"

„Man vermißt ihn, Ew. Majestät, wahrscheinlich ist er gefallen, sein Pferd wurde eben eingefangen. Es ist ein störrisches Thier und nicht vom Fleck zu bringen."

„Laßt mich das Pferd sehen!" befahl Alexis und schnell öffnete sich der dichte Kreis, um des Königs Wunsch zu erfüllen. Da stand das herrliche Thier wie an die Stelle gebannt vor einer blutigen Stelle auf dem zerwühlten Rasen, welche es mit weit geöffneten Nüstern unaufhörlich beroch. Seine großen blitzenden Augen waren weit aufgerissen, die Ohren hoch gespitzt. Ein Soldat hielt es staunend am Zügel, und ließ ihm gewähren, obwohl er nicht begriff, was den Gaul so an die Stelle banne. Wiederholt untersuchte er seine Haut auf allen Seiten, selbst unter dem buschigen Schweif und der reichen Mähne, um irgend eine verborgene Wunde zu entdecken, aber er fand nicht die geringste Spur einer gewaltsamen Verletzung, außer ein Paar scharfgespornte Weichen.

„Das Thier muß eine Kontusion am Kopf erhalten haben, der Schaden wird erst später sich zeigen —" bemerkte der Wundarzt, mit vieler Gelehrsamkeit darthuend, daß er

sich eben sowohl darauf verstehe, Pferde als Menschen zu kuriren. Anders erklärte ein alter Reiter die Sache.

„Das Thier mag wohl eine Ahnung haben,“ sagte er, „von dem Tode seines Herrn, ich habe mehrere solche Beispiele erlebt. Das Pferd ist ein edles Thier, und weiß recht gut, was todt und lebendig ist. Zumal Samboros Pferd! Hat er es nicht gewartet und geliebt, als ob es sein Kind wäre? Ja, das muß ihm der Neid nachsagen, mit den Pferden verstand er umzugehen. Er war ein tüchtiger Reiter, kriegskundig und ein Pferdeliebhaber. Viele sagten ihm Uebles nach und nannten ihn einen Bösewicht, aber ich glaubte es nie, denn wer den Pferden gut ist, liebt auch die Menschen. Wenn ich wissen will, wie's bei einem Kameraden mit dem Herzen aussieht, da beobachte ich, wie er sein Pferd hält. Bekümmert er sich nicht viel um das Thier, dann weiß ich, daß er auch faul in der Nächstenliebe ist, mißhandelt er es aber ohne Noth und giebt er ihm stets rauhe Worte, dann weiche ich ihm aus, denn er ist gewiß ein schlechter Kerl. Wer sich aber seines Pferdes freut und es hält wie Samboro, dem reiche ich gerne meine Hand und habe es nie bereut. Darum glaube ich auch nicht dem bösen Leumund, der dem Herrn Samboro nicht gewogen ist, ich denke es ist ihm was Leides widerfahren, denn sein Rappe ist sonst nicht störrisch. Hat auch Ursache den Kopf zu hängen, das arme Thier, so einen Herrn kriegt es nicht wieder.“

Während man sich in Vermuthungen über das Schicksal Samboros erschöpfte, näherte sich unter wildem Lärm ein Trupp regelloser Söldner. Sie hatten, wie man bald sah einen Gefangenen in der Mitte, den sie mit Faustschlägen und flachen Säbelhieben unbarmherzig mißhandelten. Auf Befehl des Königs bewegte sich die wandelbare Gruppe bis an die Stelle, wo Samboros Rappe stand und das Haupt schnell erhob, auf das Geschrei und die Flüche der erbitterten Soldaten horchend. Ihr Toben ließ nach, als sie die

Nähe des Königs erfuhren, aber wüthende Blicke verkündeten deutlich genug, daß sie nur ungern von dem Opfer ihrer Rache abließen.

„Seid Ihr von Sinnen, Leute," strafte der König die Rasenden, „zwanzig gegen einen Wehrlosen?"

„Verzeiht," entgegnete einer der Soldaten, „der Hund verdient keine Rücksicht. Wir haben ihn am Meere gefunden, als er eben beschäftigt war, Leichen zu plündern und zu schinden."

„Das ist eine Lüge!" schrie der Gefangene, sich von seinen Peinigern losreißend. Die kräftigsten Männer stürzten wie Hetzhunde von einem Eber hingeschleudert, zu Boden, während der Gefangene sich entschlossen hervordrängte, den Mann zu sehen, der über sein Schicksal entscheiden sollte. Der König erkannte in ihm schnell den feindlichen Reiter, mit welchem Samboro seinen letzten Kampf gefochten, und dessen abschreckendes Aeußere ihm um so scheußlicher vorkam, da er ihn dem Anschein nach als Mörder seines treuen Dieners betrachten mußte.

„Der Mann lügt," erwiederte der Abscheuliche mit gemeinem Stolz, „Mahmud Ullan stiehlt nicht, und wer ihn dessen beschuldigt, ist ein Hund. Mahmud hat nur einen Feind todt gemacht und sich von seinem Haupt ein Büschel Haare geschnitten, um sie seinem Vater zu bringen."

„Ja, das ist wahr, ein Büschel Haare hat er sich abgeschnitten, aber damit ihm keines entgehe, hat er dem Leichname die Haut vom Kopfe geschunden," erklärte der Soldat. „Seht nur selbst, dort bringt man die Leiche, die ganze Kopfhaut ist losgetrennt, wie eine Perücke."

Mit raschen Schritten kamen nun ein Paar Fußknechte mit dem Leichname herbei und legten ihn vorsichtig, als besorgten sie den Entseelten zu verletzen, auf das Gras. Trotz des von Blut bedeckten entstellten Gesichtes erkannte man doch gleich Samboro, der unter den Streichen Mahmud

Ullans gefallen war. Sein Körper war schrecklich verstümmelt, fast alle Gliedmaßen schlotterten zerbrochen herab und die spärlich behaarte Kopfhaut hing über den Nacken, die blutigen Adern und die weiße Knochenhaut enthüllend. Dicke Massen geronnenen Blutes bedeckten die zahlreichen Wunden, von welchen jede so tief und breit auseinander gefallen war, daß sie allein hingereicht hätte, den Tod herbeizuführen. Die blutgewohnten Krieger entsetzten sich bei diesem Anblick, und selbst der feingebildete Auson vergaß sich dabei so, daß er dem unmenschlichen Mörder ins Gesicht schlug.

„Ungeheuer," schrie er, „welch ein Teufel gab Deinen Armen die Kraft zu solchen Streichen!"

„Es ist nicht ehrlich von Dir, Gyaur, Mahmud Ullan, den Deine Sklaven entwaffnet haben, ins Gesicht zu schlagen," entgegnete der Gefangene, die Fäuste erhebend und Basiliskenblicke auf den Beleidiger schießend. Sechs tüchtige Männer aus dem männervollen Gebirge, der Heimath der Körperkraft, hatten Mühe, den wüthenden Orientalen fest zu halten, damit er nicht ein neues Opfer seiner teuflischen Rache niederstrecke. Mehr einem Skelett ähnlich, denn einem Lebenden, besaß er doch in seinen magern Muskeln eine eiserne Kraft, die offenbar mehr seinen Leidenschaften, als dem saftlosen dürren Leib angehörte. Alexis betrachtete ihn mit mehr Verwunderung, als Zorn, denn sein körperlicher Zustand ließ noch keine Leidenschaft aufkommen. Nur der blutige Anblick der Leiche hatte seinen Stumpfsinn angegriffen, und eine Wallung seines Blutes verursacht, die ihm neuerdings die Besinnung raubte. Diesen kurzen Moment benützten die Aerzte, die offene Wunde von dem stockenden Blute zu befreien, auszuwaschen und zu verbinden. Fürst Auson befahl in der Zwischenzeit, die Leiche und den Gefangenen zu entfernen, aber noch hatte man seine Befehle nicht vollzogen, als der König wieder die Augen aufschlug und den Mörder zu sprechen begehrte.

„Was hat Dich bewogen, Deinen erschlagenen Feind so zu verstümmeln? Wer bist Du. Deinem Betragen und der Sprache nach bist Du nicht in diesem Lande geboren. Sprich die Wahrheit, und wir wollen Gnade üben an Dir.“

„Herr!“ antwortete der Gefangene, „Mahmud Ullan will Deine Gnade nicht. Stelle mich vor den Richter, und wenn er weise ist, so wird er gerecht sein. Mahmud Ullan antwortet nur seinem Richter.“

„Du stehst vor ihm,“ bemerkte der König.

„Du bist ein Knabe, Herr, Du kannst nicht richten, nur wer alt ist in Ehren, kann das Gute vom Bösen unterscheiden. Jugendblut giebt Thorheit, verwirrt den Geist, besticht das Urtheil. Du magst gut sein, Herr, aber Du kannst nicht sagen, was Recht ist, bis Dein Bart Deine Kniee erreicht, bis die Zeit Dir mit den Haaren des Hauptes die Thorheit ausgerauft hat. Dann komm wieder und Mahmud Ullan wird Dir antworten, wenn er auch älter ist, als Du.“

„Sprich, trotziger Türke, sonst häng ich Dich an den nächsten Baum, und bezeige diesem edlen Jüngling mehr Ehrfurcht, denn er ist unser König und Richter. Niemand ist über ihn, als Gott.“ So drohte Fürst Auson, aber hartnäckig schwieg der Türke. Nur seine Blicke antworteten auf die Drohung mit stolzer Verachtung. Der König aber sprach mit kraftloser Milde:

„Wohl sprichst Du wahr, Mahmud Ullan, wie Du Dich nennst, und ich verspreche Dir, mich mit den Weisen meines Landes Deinetwegen zu berathen; nur magst Du nicht darauf beharren, daß ich Dich sogleich denselben vorstelle, denn meinen besten Rath hast Du mir erschlagen, und so schnell kann ich seine Stelle nicht ersetzen. Sage mir daher die Gründe Deiner Unthat, und ich will Dich nicht richten, bis ich einen greisen und erfahrenen Mann gefunden, der Dich richte.“

„Wenn der Dein Rath gewesen, den ich erschlagen,“ antwortete der Moslim, „dann bedaure ich Dich, Herr, denn

Du warst übel berathen. Er war ein Mörder, Dieb, Meineidiger, Mädchenverführer, Brandstifter und Opiumesser. Seine Seele ist in die Hölle gefahren und die größten Qualen der Verfluchten werden sie martern in Ewigkeit. Weil ich den Schakal erschlagen, habe ich ein Ehrenkleid verdient von Dir und ein schönes Roß, auch einen mit Diamanten besetzten Säbel, denn er würde Dich aufgefressen haben und zerfleischt, wenn Du ihn gefüttert. Undankbarer ist keine Katze, blutdürstiger kein Tieger, falscher kein Kaiman, als der Knecht, den ich Dir erschlagen und dessen Seele jetzt wie Stroh in der Hölle brennt. Darum, Herr, laß mich frei und gieb mir den Schopf des verfluchten Hundes, damit ich meinem Vater ein Zeichen der gelungenen Rache bringen kann. Sein Herz wird nicht mehr trauern um die Todten, wenn er den Schopf seines niederträchtigen Knechtes, Jussuf Semir, betasten kann."

„Jussuf Semir? hieß der Mann so, den Du getödtet?"

„Beim großen Propheten, ja er hieß so, und war der Knecht meines Vaters. Zwanzig Jahre lang habe ich ihn gesucht im Aufgang und Untergang, Hunger und Durst, Schmach und Elend habe ich geduldet, bis ich ihn gefunden."

„Und warum hast Du ihn so bitter verfolgt?"

„Warum? weil ich meinem Vater geschworen habe beim Bart des Propheten, nicht zu rasten und zu ruhen, bis ich ihm das Herz aus dem Leibe gerissen und seinen Schopf vom Haupte geschnitten. Du willst sein Verbrechen wissen, Herr? Gut, so höre denn und dann urtheile. Mein Vater ist ein mächtiger Pascha in Egypten und besitzt mehr Land als Du, obwohl Du ein König bist. Er hat fünf Söhne und eine Tochter, so schön wie die Sonne beim Aufgang. Unter allen seinen Kindern liebte er am meisten meinen Bruder, genannt Selim, welcher der Jüngste war. Selim war gutmüthig und fromm. Eines Tages brachte er einen Christensklaven, dem die Korsaren aus Tunis Nase und Ohren abgeschnitten und

schrecklich mißhandelt hatten. Erzürnt fuhr er wie der Donner mit seinem Schwert unter die Räuber und befreite so mit eigener Gefahr den undankbaren Christenhund aus ihren Händen. Er brachte ihn noch blutend meinem Vater und bat ihn, sich seiner anzunehmen. Dieser, der Selim nichts abschlagen konnte, that es und machte den Gyaur, da er wohl erfahren war in mancherlei Kenntnissen, zum Aufseher seiner Sklaven und Hüter seiner Gärten. Bald gelang es dem Fremdling, sich mit niedrigen Schmeichlerkünsten, in denen Ihr hier zu Lande so geschickt seid, bei meinem Vater so beliebt zu machen, daß er ihn gleich einem Sohn achtete und ihm mehr vertraute, als gut war. Auch Selim war dem Sklaven gut, und weil er ihn liebte, wollte er ihn nicht von sich lassen. Oft machte er mit ihm eine Fahrt an der Meeresküste in schöner Nacht beim Mondenschein, denn Jussuf wußte allerhand schöne Weisen und Lieder, die er ihm zu gefallen absang, denn mein Bruder Selim war ein Schwärmer, und hielt nichts höher in Ehren, als die Dichtkunst und den Gesang. Diesen verderblichen Hang benutzte Jussuf zur Ausführung eines schändlichen Planes. Lange vorher merkte man ihm schon ab, daß er in das Land seiner Väter zurückwolle, und hatte daher ein wachsameres Auge auf ihn, aber Selim vertraute ihm bis auf den letzten Augenblick. In einer dunklen Nacht wurde er von Jussuf zu einer Küstenfahrt beredet. Begleitet von Jussuf und einem mit ihm einverstandenen Sklaven bestieg er eine Barke zur Lustfahrt nach den Inseln, denn das Meer ist kühl und gewährt dem von der Hitze des Tages Ermatteten eine wohlthätige Labung. Die Ruderer hatten von Jussuf viel Opium zu essen bekommen, und konnten sich bald des Schlafes nicht erwehren. Als sie eingeschlafen waren, setzte Jussuf meinem Bruder ein Pistol auf die Brust, während sein Geselle die Ruderknechte ohne Mühe über Bord warf. Jussuf fragte Selim, ob er mit ihm an Bord eines in der Nähe kreuzenden Christenschiffes

kommen wolle, und als sich dieser weigerte und erzürnt über den Verrath seinen Säbel zog, um den niederträchtigen Sklaven zu züchtigen, ward er mit Hilfe des anderen Sklaven niedergeworfen, mit Wunden bedeckt und ins Meer versenkt. Zwar gelang es ihm — denn er war ein geübter Schwimmer, das Ufer zu erreichen, wo ihn Fischer aus dem Wasser zogen, aber zwei Stunden darauf gab er seinen Geist auf, nachdem er erzählt hatte, was ihm widerfahren war. Mein Vater aber ließ alle seine Kinder vor der Leiche des Ermordeten versammeln und erwählte mich zum Werkzeug der Blutrache. Ich schwor einen fürchterlichen Eid, nicht wieder zurückzukehren, ehe ich meinen Bruder gerächt hätte. Ich verließ daher das Land meiner Väter und folgte der Spur des falschen Christenhundes. Zwanzig Jahre und darüber suchte ich ihn vergebens. Meine Baarschaft ging zu Ende, nachdem mich die Christen einige Mal bestohlen hatten. Ich mußte Sklavendienste thun, betteln und schmeicheln, um mein Leben zu fristen. Die Galle hat an meiner Seele gefressen, und mir die Lebenslust vergiftet, mein Leib hat sich in Hunger und Entbehrung abgezehrt, meine Haare sind mir frühzeitig ausgefallen, aber ich bereue es nicht, mein Leben der Rache geopfert zu haben, denn mein Schwur ist erfüllt. Vor Kurzem nahm ich hier Kriegsdienste; schon gab ich jede Hoffnung auf, den Gesuchten zu finden, als ich ihn mitten in der Schlacht an seinem gezeichneten Gesicht erkannte. Allah sei gepriesen, ich habe Selim gerächt. Das Gewissen hatte Jussufs Arme geschwächt und seine Schwäche meinem Zorn überliefert. Nun weißt Du Alles, Herr, und kannst ein gerechtes Urtheil sprechen, wenn Du selbst gerecht bist. Bist Du es, so giebst Du mir Jussufs Schopf und lässest mich zurückkehren in das Land der Väter. Aber das Aas des undankbaren Christen wirst Du den Vögeln und Hunden preis geben, oder Du hast ein thörichtes Herz und eine weiße Leber.“

So endigend sah Mahmud Ullan mit sichtbarer Freude auf den verstümmelten Leichnam. Seine gierigen Blicke bohrten sich in seine Wunden ein und verschlangen mit dem Durst einer echt afrikanischen Rache alle die gräßlichen Spuren seiner lebenslangen Wuth. Erstaunt sahen sich die Zeugen dieser seltsamen Eröffnung an, als wollte Einer von dem Anderen Lösung des sonderbaren Räthsels erforschen. So lange er lebte, war Samboro stets ein Gegenstand der fruchtlosen Neugier, denn von seiner Herkunft wußte man nichts als Mährchen. Selbst Alexis wußte nur, daß er angeblich in der Barbarei geboren, nachher in einem civilisirten Staate erzogen und seiner Mutter dringend empfohlen worden sei. Die näheren Umstände von seinem früheren Schicksal, welche ihm Mahmud mittheilte, waren ihm durchaus neu und unglaublich. Er erzürnte sich daher über die Rechtfertigung des grausamen Mahomedaners, so heftig er es in dem Zustande der Apathie konnte.

„Wenn Du keine anderen Gründe zu Deiner Rechtfertigung vorbringen kannst, unsinniger Barbar," herrschte er den Gefangenen an, „so wisse, daß in unseren gesitteten Ländern die Rache kein Verbrechen entschuldigt, daß unser Glaube den Feind zu lieben gebietet, unser Gesetz keine Blutrache gestattet. Doppelt abscheulich aber ist Deine That, da es leicht möglich ist, daß Dein Gedächtniß Dich betrogen, Deine blinde Wuth einen Unschuldigen geopfert, denn der, den Du erschlagen, war keines Undanks fähig."

„Wie einfältig sprichst Du, knäbischer König!" erwiederte Mahmud im Tone stolzer Verachtung, „wärest Du nicht Kind, ich würde mich wundern über Deine Thorheit und Verblendung. Die Blutrache nennst Du ein Verbrechen und den Feind heißest Du mich lieben, und doch erschlägst Du Deine Feinde selbst zu Tausenden, nimmst Rache an Menschen, die Dir keinen Bruder, keinen Sohn erschlagen, Dich nie beleidigt haben. Blicke hin über das blutige Feld voll Leichen und be-

lüge mit frecher Stirne Deinen Propheten mit erheuchelter Feindesliebe, überzähle die Opfer Deines ungerechten Zorns, und nenne mich einen Verbrecher, weil ich einen Einzigen, der sich an meinem Blut versündigt, der Rache geweiht! Sagt' ich es nicht gleich, Du kannst das Gute noch nicht von dem Bösen unterscheiden — Du hast mein Wort bewiesen. Frage die Mütter und Gatten in Deinem Lande, deren geliebte Häupter Du auf die Schlachtbank geliefert, frage die Angehörigen Deiner erschlagenen Feinde, frage die verarmten Landleute, deren armes Eigenthum von den Hufen Deiner Rosse zertreten, deren Hütten von Deinen Soldaten zerstört worden sind, die Väter, deren Töchter sie geschändet, die Männer, deren Weiber sie entehrt haben, frage sie, ob Du gerechter bist, als ein Mann, der sich rächt an Einem. Weise nennst Du Dein selbstgeschaffenes Gesetz, weil es die Blutrache verbietet, und doch gestattet es Dir den Mord unschuldiger Menschen. So seid Ihr, weißblutige Abendländer, weil Ihr kalte Herzen habt, die weder Haß noch Liebe fühlen in dem gehörigen Maß, erdenkt Ihr Euch einfältige Gesetze, welche die Leidenschaft einschränken, der Willkühr die Arme fesseln sollen. Hättest Du je gefühlt gleich Mahmud Ullan, wie die Rache den Beleidigten martert, hättest Du die Folter unbefriedigten Zornes zwanzig Jahre lang empfunden, und die Flamme einer gerechten Wuth mit dem eigenen Herzblut genährt, wäre Dir ein ganzes Leben von der Galle verdorben worden, Du würdest weiser urtheilen über die Rache. Wer sich nicht rächt, ist nicht gerecht, so lehren unsere Väter, und in ihren Worten ist Weisheit. Wer selbst Beleidigungen duldet, der wird sich nicht hüten, Andere zu kränken, wer selbst auf sein gutes Recht verzichtet, wird nicht wollen, daß Anderen Recht widerfahre. Mahmud Ullan war gerecht und wird einst vor einem größeren Richter bestehen. Ihn wird nur der Geist eines Verdammten anklagen, gegen Dich aber, Du stolzer Christenkönig, wird ein Heer erschlagener

Schuldloser aufstehen und Rache schreien über Dich. Mag sich dann der Fürst der Finsterniß in Deiner Person so wenig täuschen, wie ich mich getäuscht habe in der eines Feindes!"

Ohne etwas zu erwiedern, blieb der geschmähte König in der passiven Stellung eines aufmerksamen, wiewohl unangenehm berührten Zuhörers, und munterte so den kühnen Losmannen gleichsam auf, in seinen Schmähungen fortzufahren, aber der ungeduldige Auson unterbrach ihn entrüstet.

„Laßt Euer Ohr nicht länger von den Lästerungen dieses Kanibalen beleidigen, königlicher Herr! Schafft den Mörder fort, Soldaten, und laßt ihn selbst die Rache schmecken, die er geübt. Der Elende erdreistet sich, die gerechte Sache Eures Volkes, die Ihr vertretet, mit seiner eigenen bübischen Rache zu vergleichen."

„Wer untersteht sich meinem eigenen Willen vorzugreifen?" bemerkte der König trocken, indem er die zum Vollzug des Befehls gleich bereitwilligen Soldaten mit drohenden Blicken zurückscheuchte. Mahmud Ullan aber fuhr mit bitterem Hohn im Gesichte fort:

„Die Sache Deines Volkes vertrittst Du? Ha, ha, ha, fürwahr Du hast lustige Narren in Deinem Sold, die Dir derlei Lügen zur Ergötzlichkeit vorschwatzen. Warum vertritt denn Dein Volk nicht seine Sache selbst? Hast Du etwa mehr Arme, als ich hier sehe an Deiner kleinen Gestalt, mehr Arme, als dieses unmündige Volk? oder mehr Weisheit, als alle die Gelehrten Deines Volks zusammen? bist Du etwa ein Gott, der den Sternen gebietet, oder ein mächtiger Zauberer, der mit seinem Stab Geister beschwören kann? Warum, o großer König, frägst Du nicht Jeden Deines Volkes um seine Meinung, wenn Du seinen Willen vertrittst, wie kommt es, daß Du Deine Soldaten mit Gewalt zum Kriegsdienste antreibst, warum gehn sie nicht selbst und freiwillig? Warum strafst Du den, der Dir die Steuern versagt, warum züchtigst Du den, der sich nicht unter die Waffen stellt auf Dein Ge-

heiß? Wie falsch seid Ihr abendländische Fürsten! Ihr nennt Euch Diener und Vertreter des Volks und seid größere Tyrannen, als die Könige im Orient. In meiner besseren Heimath sagen die Großen zu den Kleinen aufrichtig und ohne Hehl, wir sind Eure Herren, ihr seid Sklaven, gemeinen Hunden gleich und müßt gehorchen, oder sterben, Ihr aber belügt das Volk und sagt, „wir sind nur die ersten Diener des Staates,“ dabei greift Ihr in die Säckel der Unterthanen, nicht anders, als wäret Ihr Herren und verfügt über Leben und Tod. Sag an, Du Vertreter Deines Volkes, was haben die Völker, die Du bekriegst, dem Deinigen Uebles angethan, oder war es ein Zank zwischen den Königen, der den Krieg entzündete, eigentlich aber mit dem gemeinen Wesen nichts zu schaffen hatte? Ist das Weib, nach dem Du verlangst, etwa die Geliebte Deines Volks, und haben die Fürsten, welche Dich vom Throne stürzen wollen, Deinem Volk ein Unrecht zugefügt? Freilich Deine Sklaven sagen Dir, das Volk will, daß Du König seiest, aber hast Du auch Jedem Deines Volkes die Hand geschüttelt und gefragt, ob er Dich zum König haben will? Ist ein Einziger unter ihnen, die Du Deine Unterthanen nennst, dem Du nicht anstehst, so bist Du kein König freier Wahl, sondern ein König der Gewalt, ein Tyrann. Hättest Du den König, der Dich beleidigt, im ehrlichen Zweikampf erschlagen oder ihn meuchlings umgebracht, so würde Keiner sagen können, als Gott im Himmel, Du warst nicht gerecht, denn Deine That wäre menschlich. Da Du aber Tausende Deinem Grimm schlachtest, die kein Unrecht Dir gethan, so sage ich noch ein Mal, Mahmud Ullan war gerechter als Du, und Du kannst ihn nicht richten, weil Du das Böse von dem Guten nicht zu unterscheiden verstehst. Was habe ich Böses gethan? Ich habe einen Giftbaum umgehauen, eine Schlange zertreten, ein wildes Thier erlegt. Blut fordert Blut, das Maß, mit dem man mir einschenkt, mit dem schenk' ich aus. Er hat meinen Bru-

der erschlagen, darum erschlug ich ihn. Er hat Blut gekauft, ich habe ihm den Preis abgefordert. Drehe die Sache, wie Du willst, und ich werde immer Recht behalten. Wenn Du es nicht einsiehst, so ist es Deine Schuld und Mangel an Erkenntniß."

„Langmüthiger König!" drängte Auson, „wie lange wollt Ihr den Schurken anhören?"

„Laß ihn hängen, König, er hat Deinen treuen Diener geschunden!" schrien die Soldaten. Sie geriethen neuerdings in Aufstand gegen den Gefangenen, dessen Frechheit sie beleidigte, und ihre Wuth brach ungezügelt hervor, als Mahmud Ullan gegen Auson einen Dolch zückte, den „Schurken," zu rächen. Dringender wurde das Geschrei um seinen Tod. Alexis allein schien unschlüssig. Seine Blicke waren unbeweglich auf die Leiche Samboros geheftet. Aller Augen folgten ihm dahin und sahen mit Staunen, wie auf ein Mal der schwarze Kopf eines Pferdes sich über die Häupter der Umstehenden herüberbog. Verwundert wichen die Soldaten dem treuen Hektor, der nun lange und bedachtsam den Leichnam seines Herrn beschnoberte, gleichsam, als könnte er sich nicht überzeugen von dem leblosen Zustande desselben.

„Tod dem Mörder!" schrien die Soldaten aufs Neue. Mit fragenden Blicken näherte sich der Fürst Auson d m bewegten König, seine Befehle zu vernehmen. Dieser warf einen finsteren Blick auf die häßliche Gestalt des hohnlächelnden Mörders, der ohne Schaam und Reue sich seiner gelungenen Rache zu freuen schien. Eine kurze unwillige Bewegung mit der Hand befahl dessen Entfernung, sprach das Todesurtheil über den Unglücklichen. In der nächsten Minute schleppten ihn die Wüthenden hinweg, und schon hatte er seinen Geist unter den würgenden Händen seiner Büttel ausgehaucht, als man ihn an einen nahe stehenden Baum aufknüpfte. Während dieser schleunigen, von wildem Geschrei begleiteten Hinrichtung übersah Alexis mit finsterem

Auge das Resultat seines theuer erkauften Sieges, ein mit Leichen besätes Schlachtfeld. Ein völlig ungetrübter Himmel beleuchtete den blutigen Schauplatz, den auf der Südseite das Meer begrenzte. Auf seinem glänzenden Spiegel sah man die hohen Masten und gebauchten Segel unzähliger Schiffe. Aus ihren Wänden drangen von Zeit zu Zeit weiße Rauchwolken von wiederhallendem Geschützdonner gefolgt. Ein geübtes Auge konnte sogar die Wirkungen der Kugeln in den am Ufer aufgeworfenen Schanzen erkennen, denn wo sie hintrafen, bemerkte man aufwirbelnden Staub und einfallende Bollwerke. Weiter rechts lag an einem wohlverschlossenen Hafen die Hauptstadt Arkaniens, auf der Landseite geschützt von kleinen bewaldeten Hügeln. Näher dem Schlachtfelde brannten friedliche Dörfer, bewegten sich große Truppenmassen mit blitzenden Waffen und in Staubwolken eingehüllte Reiterschaaren. Das Schlachtfeld selbst war eine weite fruchtbare Fläche mit zertretenen Saaten, verbrannten und umgestürzten Bäumen, zerstörten Hütten. Unzählige Leichen von Menschen und Pferden, zertrümmertes Geschütz und Räderwerk, herrenlose Waffen und Rüstungen, Helme, Mäntel, Sättel und zerrissene Zäume bedeckten seinen Grund. Deutlich erkannte man am zerwühlten Boden, wo die Schlacht am hitzigsten gewesen. Nur kleine Abtheilungen regellos ziehender Schaaren, von Nachzüglern, Verwundeten, Plünderern, Wundärzten und Mönchen bewegten sich von einer Stelle zur anderen, Beute suchend, Hilfe reichend und empfangend. Der größte Theil des Heeres war gegen die Stadt vorgedrungen und hatte die Aufräumung des Schlachtfeldes den dazu Beorderten überlassen. Hier sah man einen gleichgültigen Wundarzt mit der schmerzhaften Sonde Schuß- und Stichwunden untersuchen, und den ächzenden Kranken mit weichen Linnen verbinden, dort kniete ein Handwerksmönch auf der Erde neben einem Sterbenden, den der Arzt dem Himmel überließ, da seine Kunst keine Mittel fand, ihn auf der Erde zu er-

halten. Alle die Wehklagen der Blutenden, die kalten Befehle der Todtenzähler, die lauten Späße der fühllosen Barbaren, welche die Leichname beraubten, die vernehmlichen monotonen Gebetformeln der Priester, verschmolzen in einen wirren Lärm, der manchmal lauter aufbrauste, oder von dem Klaggeschrei eines Verwundeten, dem man ein Glied amputirte, übertäubt wurde. Tiefes Schweigen aber lag auf der Stelle, wo der silberne Aar hingesunken war, denn nur Wenige athmeten noch von der edlen unglücklichen Schaar. Der König konnte daher deutlich aus einiger Ferne die letzten Seufzer tödtlich getroffener Krieger von geringerer Abkunft vernehmen. „Um Gotteswillen einen Tropfen Wasser, ich verbrenne!“ stöhnte Einer, dessen Herz der Brand ergriffen hatte. „Gott! meine arme Mutter!“ wimmerte ein Anderer, dessen kindliche Liebe sie ernährte. Wenige waren so frei von irdischer Sorge oder so unbekümmert um ihre Lieben, daß sie mit frommer Resignation sprechen konnten, „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Tief gerührt von den ergreifenden Jammerszenen auf diesem reichen Theater des Mordes, kämpfte Alexis mit hervorbrechenden Thränen, jeder bittere Zorngedanke löste sich auf in wehmüthige Trauer, in hilfbereite Menschlichkeit und versöhnliche Liebe. Selbst Mahmud Ullan, der ihn schwer gekränkt, wollte er in dieser Stimmung gerettet wissen, aber ein Blick überzeugte ihn, daß seine Verzeihung zu spät komme. Der Unglückliche baumelte längst schon entseelt, mit flatternden Haaren und krampfhaft verrenkten Gliedern an einem starken weit vorspringenden Baumast, der vom Winde bewegt, den Leichnam hin- und herschlenkerte, gleich dem Perpendikel einer Thurmuhr. Sein verzerrtes Gesicht war nicht mehr zu erkennen, denn das ursprüngliche Gelb seines Teints hatte sich in ein dunkles Blau verwandelt, seine Augen drängten sich blutend aus den Höhlen und aus dem Munde hing in der Halblänge eines Armes die

Zunge heraus. Seine Mörder selbst konnten den gräßlichen Anblick nicht ertragen und zogen sich langsam zurück.

„Schrecklich, schrecklich,“ rief der junge König in trübsinniger Selbstvergessenheit, die umstehenden Zeugen nicht bemerkend, „schrecklich, wenn die Schuld an diesen Greueln auf meinem Haupte lastet.“

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gedruckt bei C. T. Eifert in Tübingen.

Der

König.

Ein Roman

von

A. J. Gross-Hoffinger,

Verfasser des „Buch der Freiheit."

Zweiter Band.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1835.

Γινωσκετε την ἀληθειαν, και ἡ ἀληθεια ἐλευθερωσει ὑμας.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Drittes Buch.

Ich will nichts damit zu schaffen haben, es ist ein gefährliches Ding, es macht einen zur Memme. Man kann nicht stehlen, ohne daß es einen anklagt; man kann nicht schwören, ohne daß es einen zum Stocken bringt; man kann nicht bei seines Nachbars Frau liegen, ohne daß es einen verräth. 'S ist ein verschämter blöder Geist, der einem im Busen Aufruhr stiftet; es macht einen voller Schwierigkeiten; es hat mich ein Mal dahin gebracht, einen Beutel voll Geld wieder herzugeben, den ich von ungefähr gefunden habe; es macht jeden zum Bettler, der es hegt; es wird aus Städten und Flecken vertrieben, als ein gefährlich Ding und jedermann, der gut zu leben denkt, verläßt sich auf sich selbst und lebt ohne Gewissen.

- Shakespeares Richard III.

Staatsbibliothek
München

1.

„Im Namen der Wahrheit und Vernunft!

Wenn Ihr, mein theurer Fürst, diesen meinen letzten Willen entfaltet, hat sich meine düstere Ahnung erfüllt und mein Leib ist dem Staube wieder gegeben, dem er entstammt. Mir ist dann wohl wie dem Schiffer, der im Sturme den Hafen gewann. Ich lasse Euch bange zurück auf der bewegten See des Lebens, in einem gebrechlichen Fahrzeug, das Ihr von nun an allein steuern müßt, denn Ihr werdet keinen Lootsen finden, der die Klippen und Strömungen so wohl kennt und so guten Willen hat Euch sicher zu führen, als ich, dessen sichere Hand todt, dessen scharfes Auge erblindet ist in der Nacht des Sterbens. Empfanget daher den letzten Rath eines geprüften Seemanns, der seine Fahrt vollendet und die Gefahren des Lebenselementes siegreich bestanden hat, der nie zitterte, wenn die Wellen über ihn zusammenschlugen, nie das furchtlose Auge dem Blitz, das Ohr dem Donner verschloß. Laßt Euch das Gleichniß gefallen, es paßt auf mei. Leben und entschuldigt meine Thaten. Am Anfange lief ich aus auf einem prächtigen, mit allem Luxus erfinderischer Glanzliebe ausgestatteten Fahrzeug. Der Muth war mein Steuermann, der Ehrgeiz mein Kompaß, die Leidenschaft mein Segel. Ich befuhr eine stille gefahrlose See, ein wolkenlo-

ser Himmel und der frische Wind der Jugendkraft begünstigten meine Fahrt. Aber bald zeigte mein Kompaß in eine Gegend, wo Gefahren auf mich lauerten, zahlreiche Klippen den Grund des Meeres bedeckten; meine stolz aufgeblähten Segel beschleunigten meinen Lauf, mein trotziger Steuermann lenkte ihn dem Verderben zu. Stürme rasten durch das prächtige Mast=, Tau= und Segelwerk, Klippen zerstießen meinen Kiel. Ein Engel rettete mich vor gänzlichem Untergang — mein Schiff lief auf den Strand. Hier zerriß ich meine Segel, warf meinen falschen Kompaß ins Meer, entmastete das Schiff, und zimmerte mir ein schlichtes, aber stark gebautes Fahrzeug, alle unnütze Pracht, allen überflüssigen Ballast einer reichen Ladung über Bord werfend. Meinen alten Steuermann degradirte ich zum Bootsmann, an seiner Statt übergab ich der Klugheit das Steuerruder. Die Vernunft zeigte mir die Weltgegenden. So durchschiffte ich sicher und mit Zuversicht das große Weltmeer, überwand mit Besonnenheit und Kraft alle Hindernisse, kämpfte nicht mit dem Unvermeidlichen, erschrak nicht bei abwendbarem Unglück. Oft war ich genöthigt, eine theure Ladung, deren Gewicht mich in Gefahr brachte, über Bord zu werfen, und ich that es, wenn auch mit Schmerzen, doch ohne Wankelmuth, denn das gefährliche Seeleben — merket dieß, mein königlicher Freund, erstarkt die Herzen, wenn sie verständig sind, vernichtet sie, wenn sie es nicht sind. Freilich sagten Manche, wenn ich unschuldiges Leben opferte dem eigenen und meiner Liebsten Heil, er ist ein Bösewicht, ein Teufel, und auch Ihr werdet schwerlich mit Eurem weichen Gemüth die Härte meiner nothgedrungenen Maßregeln billigen können, aber verdammt mich nicht, bis Euch das Schicksal in die Lage gebracht hat, zwischen zwei Uebeln das kleinere wählen zu müssen. Ich würde zufrieden sterben können, wenn ich mir am Abend meines Lebens den Trost nicht versagen dürfte, den das Bewußtsein friedlicher Thaten, eines

simplen Handwerkerlebens gewährt, aber der unbesiegbare Schmerz, den ich über meine vollbrachten Opfer empfinde, ist keine Gewissensqual, sondern selbst ein Opfer meines Herzens für das erreichte Lebensziel meiner mühevollen Bestrebung. Auch Ihr, mein Fürst, werdet vielleicht dereinst in die den hart zu Prüfenden nicht ungewöhnliche Lage kommen, daß Ihr, auf dem letzten Balken eines zertrümmerten Schiffes schwimmend, mit Thränen im Auge den Freund, den Bruder hinabstoßen müßt in den Abgrund des Meeres, um Euch — gleichviel, ob die Hoffnung und Stütze selbsterzeugter Kinder oder eines unmündigen Volkes, das Euch Vater nennt,— in Eurem uneigenen, ihren Herzen verpfändeten Leben zu erhalten. Darum laßt Euch gewarnt sein vor der so häufigen Verzauderung des Augenblicks, wenn es gilt, Euch selbst oder was mit Eurem Leben zusammenhängt, zu verwunden, um einen allgemeinen Verfall zu hindern — stoß zu Brutus und wende das Gesicht ab von dem geliebten Opfer. Wer im Sturm mit kleinlichem Geiz einen Mast und gewichtige Schätze schont, der ist kein rechter Seemann. Fühle mit dem Verstand und denke mit dem Herzen.

Ich will Euch, mein junger Fürst, meinen letzten Willen in deutlichen Worten hinterlassen: er besteht in dem Wunsch, daß Ihr die Erfahrung und theuer erkaufte Klugheit des getreuesten Dieners im Laufe Eures Lebens nützen möget. Ich wünsche, daß Euch mein Leben und meine Thaten lehrreich werden, darum werfe ich am Rande des Grabes meine Masken hin, welche die Verderbtheit der Welt mir aufgedrungen, und zeige mich, allen Trugs entkleidet, Eurem jugendlichen Verstande. Als ich, ein froher Knabe, in die Welt trat, meine Kraft zu versuchen, mein Selbst geltend zu machen, begeisterten mich Edelmuth und Liebe, ehrgeizige Thatbegier und Heroismus, Vaterlandsliebe und edler Stolz. Gutmüthige Lehrer sagten mir, was gut und böse ist, was Laster und Tugend, und als Grundsatzungen ihrer Moral zählten

ſie mir die zehn Gebote auf. Nachdem ſie mir, ſo wie ſie glaubten in ihrer frommen Herzenseinfalt, den Inbegriff der religiöſen Tugendlehre beigebracht hatten, erzählten ſie mir tugendreiche Exempel aus der Lebensgeſchichte frommer und großer Menſchen, und bezeichneten mir ihre merkwürdigſten Handlungen, als glorwürdige Muſter, nach welchen ich meine eigenen geſtalten ſolle. Lehrreiche Bücher ſollten meine ſittliche Bildung vollenden, meine edlen Anlagen zum Guten wenden, mein Herz ſtärken, meinen Verſtand erleuchten. Mit jugendlicher Neugier verſchlang ich alle die ſchönen Geſchichten von den preiswürdigſten Tugendhelden aller Zeiten, und wenn meine Lehrer die Abſicht hatten, mich ſo zur Nachahmung zu ermuntern, ſo wurden ihre Bemühungen mit dem erwünſchten Erfolg bekrönt, denn ich kann es noch in meiner letzten Stunde mit einem hohen Eide bekräftigen, daß ich keine Legende las, ohne ein heiliger Märtyrer, kein Heldengedicht, ohne ein Tapferer, keine Königsgeſchichte, ohne ein tugendſamer und weiſer Fürſt werden zu wollen. So mit den ehrenwertheſten Vorſätzen ausgerüſtet, trat ich auf die Arena der Welt und warf ſchnell in meinem heiligen Zorn den Fehdehandſchuh meiner tugendhaften Grundſätze der Sünde hin. Ich wagte einen ritterlichen Kampf mit dem Laſter — aber höre mein Fürſt — die ganze Menſchheit trat lachend gegen mich in die Schranken und erdrückte, zertrat mich. Freilich wohl hatten mir meine Lehrer geſagt, dieſe Welt liege im Argen und kein Erdgeborner ſei frei von Sünde — das hatte ich vergeſſen, wie ich meine. Demnach war mir dieſer Sieg des Laſters, dem ich in Schmach und Elend unterlag, eine unbegreifliche Thatſache, und ich fand mich bitter getäuſcht, denn ſelbſt der karge Lohn der Tugend, der, wie ſie ſagen, keinem Gerechten verſagt bleibt, die Süßigkeit eines reinen Bewußtſeins habe ich nicht gekoſtet. Was mehr iſt, mein Fürſt, aber wahr wie mein Tod, eben dieß reine Gewiſſen peinigte, verbitterte meine Seele, es hat mich faſt

zum Wahnsinn gebracht und ein Jahr lang die Galle aufgerührt, es hat mich wüthend gemacht wie einen hungrigen Wolf und giftig wie einen Skorpion, wenn ich dachte: weil ich recht gethan, bin ich unfrei, beschimpft, verarmt, erniedrigt, verhöhnt. Dieses Gewissen brachte mich zum Selbstdenken, stürzte alle meine Grundsätze, alle meine Glaubensartikel um, dieses Gewissen würde mich moralisch und physisch getödtet haben, rettete nicht ein sündiger Mensch Leib und Seele aus dem allgemeinen Schiffbruch meiner Existenz. Den Einzigen nahm ich aus von meinem Fluch, ihm wendete ich alle meine Liebe zu, die ich der Menschheit schuldig war, aber die Welt und die Gesammtzahl jener glattzüngigen falschen Kreaturen spie ich an mit dem Gift meiner unversiegbaren Galle. Stoßt kein vorschnelles Urtheil aus, mein Fürst, keinen vornehmen Tadel meines ungerechten Menschenhasses, hört erst, wie sie mich behandelt haben, den flüchtigen, hilfsbedürftigen Tugendmärtyrer, die Menschenbrüder jenseits und diesseits zweier Meere. Nackt und arm, krank und elend ward ich hinausgestoßen aus der Nacht eines Kerkers in ihren brüderlichen Kreis und weinend warf ich mich in die Arme der Christgläubigen, welche da sagen: liebe Deinen Nächsten, stille seinen Hunger, bedecke seine Nacktheit, tröste seine leidende Seele. Als sie aber meinen elenden hilflosen Zustand sahen, wichen sie ausspuckend zurück, ekelten sich vor meiner Betastung, stießen mich mit den Füßen zu ihren Hunden und Pferden, die allein Mitleid zu fühlen schienen mit mir, denn sie erwiederten meine Liebkosungen, erwärmten meine Kälte, bewachten meine Hilflosigkeit. Hoch rechneten sich dagegen die Menschen das gute Werk in ihrem Gewissen an, wenn sie mir aus einem schmutzigen Winkel die dürren Brodkrumen, die verunreinigten Abfälle ihres Ueberflusses zuwarfen mit harten Worten und Flüchen! Nur der Einzige der mich liebte, half mir in meiner Noth. Mit den Geschenken seiner Liebe zog ich in fremde Länder, Mißtrauen, Selbstsucht,

Eigennutz, begegneten mir hier. So lange sie Geld sahen bei mir und Wohlstand, schmeichelten sie mir, bis sie mich betrogen, bestohlen oder bevortheilt hatten. Meine gutmüthige Verschwendung versammelte Speichellecker, Afterfreunde, Menschen aus allen Ständen, Staatsmänner, Soldaten, Gelehrte und Künstler um meine Person. Umgeben von ihren Verführungen, feinen Prellereien, scharfsichtigen Diebsaugen, wurde ich wieder arm. Da schmähten mich meine Freunde, ließen mich darben, hilflos in der Noth, trostlos in Leiden, verhöhnten, erniedrigten mich. Diebe prahlten mit meinem gestohlenen Eigenthum, Betrüger nannten mich einen Thoren, Verschwender, Leichtsinnigen. Die Armuth, fand ich, entkleidet einen Menschen in den Augen seiner Brüder aller Vorzüge. Die Reichen vermieden meinen Umgang, theils aus Furcht vor Zudringlichkeit, theils aus Geldstolz und Geringschätzung aller Unglücklichen, welche nicht selbstsüchtig genug waren, um reich werden zu können. Alle meine geistigen Vorzüge, welche man, so lange ich reich war zu rühmen fand an mir, wurden jetzt verachtet, mein Lebenswandel unmoralisch, meine Gestalt erbärmlich gefunden. So viel ich ehedem Freunde hatte, so viel hatte ich nun Feinde. Freunde verriethen mich, Gleichgültige verspotteten mich, die ganze Gesellschaft war einig darüber, man müsse mich ausrotten. Als ein Armer, Hilfloser gerieth ich in das Jagdgehege der Gerichte, Polizeidiener zogen mich ein als einen Vagabunden, Spione beschuldigten mich aufrührerischer Reden, die Inquisition der Gotteslästerung, Weiber eines unzüchtigen schlechten Lebenswandels, die Betrüger und Diebe endlich, welche mich um das Meinige gebracht hatten, beschuldigten mich der selbstverübten Verbrechen aus dem einzigen Grunde, weil ich arm war. Der Geringste meiner Bekannten, den ich einst nicht mit geziemender Ehrfurcht begrüßt, rächte sich nun an mir, mehr noch gab es der Muthwilligen, die nur, um eine grausame Lust zu büßen, den Gefallenen mißhandelten.

Ich wanderte mit einem Herzen, das sich keinen Vorwurf machen konnte, mit einem reinen Gewissen von Gefängniß zu Gefängniß. Ich ward ein Spielball der „Gerechtigkeit,“ ein Gegenstand des Abscheues, der Verachtung und des grundlosen Hasses meiner Mitmenschen, bloß, weil ich arm war. Mein Elend wurde mehrere Jahre alt und zerrüttete meine Tugendphilosophie. Tiefe Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht leiteten mich freilich erst auf Abwegen zur Wahrheit. Die Gesammtsumme meiner Erfahrungen in dieser jammervollen Zeit war diese: Ich sah Könige und empfand ihre Macht, die nie für das Wohl des Landes, stets aber für ihre eigene Person besorgt waren, die ungerechte Kriege führten, die nur Gutes übten aus Eigennutz, Selbstsucht, Ehrgeiz und Prahlerei. Ich sah Patrioten, welche ihren Patriotismus in Lobpreisungen eines Tyrannen kund gaben, welche Verse machten auf alle guten Eigenschaften, die ihm gebrachen, welche das Volk im Namen ihres Herrn bedrückten, seinen Wohlstand verzehrten, Untergebene zu Maschinen ihrer Ränke gebrauchten. Ich sah, wie der Staat aller Orten nur durch Eigennutz, Selbstsucht, Habgier zusammengehalten wurde, wie die Gewaltigen ihre Interessen vereinigten, um gemeinschaftlich das gemeine Wesen zu plündern. Ich sah Menschen, welche ehrlich waren, weil sie genug hatten, aus Hochmuth, aus Furcht vor dem Gesetze, aus Eitelkeit, oder weil es ihnen an Gelegenheit und Verstand gebrach unehrlich zu sein — kurz, aus allen möglichen Ursachen, nur nicht aus Tugend und Pflichtgefühl. Ich sah Menschen, welche thätig waren aus Hunger, Noth, Geiz, Ehrsucht oder aus Langeweile, nicht aber in der Absicht, den Mitbrüdern nützlich zu werden. Ich sah Menschen, welche wohlthätig waren, weil sie im Ueberfluß lebten, und das kleine Almosen, welches sie ihrem leidenden Nächsten mit unfreundlichen Worten ertheilten, leicht entbehren konnten, oder weil ihnen die Wohlthätigkeit Ehre und Zinsen eintrug, und sie in einen

guten Ruf brachte. Ich sah Fromme, welche religiös waren aus Dummheit und Aberglauben, oder weil sie zu faul waren zum Denken, oder weil es ihnen bequem war, ihre Handlungen nach religiösen Gesetzen einzurichten, oder weil es vorgeschrieben war im Staate. Ich sah Helden, welche tapfer waren, um Ehrenstellen und Reichthümer zu gewinnen, aber nie sah ich Einen, der eine Gelegenheit zur unbemerkten Flucht unbenutzt gelassen hätte. Ich sah Weiber, welche treu waren aus Furcht vor der rächenden Eifersucht und der Schande, aus Phlegma oder Krankheit, oder weil ihre Männer ihrer Putz- und Gefallsucht Vorschub leisteten, oder weil sie durch selbe der Armuth und dem Elende entrissen worden waren, und eine Verstoßung fürchteten, oder weil sie Niemand zur Verführung anlockte, oder aus Einfalt und weil ihre Sinnenlust durch kräftige Gattenliebe gesättigt ward. Ich sah Mädchen, welche keusch waren aus angeborener Schamhaftigkeit, aus Blödsinn, aus Klugheit, aus Furcht vor Strafe und Schmach, aus Unfähigkeit zur Wollust oder furchtsamer Eitelkeit. Kurz, wo ich sogenannte Tugend, Redlichkeit, Keuschheit, Enthaltsamkeit, Mäßigung, Fleiß, Tapferkeit, Wohlthätigkeit, Frömmigkeit fand, sah ich sie durch ihre Ursachen herabgewürdigt und geschändet, und achtete sie darum nicht mehr, als das unverhohlene Laster.

Während ich diese bitteren Erfahrungen machte, verließ mich ein treuloses Weib, welches meine Armuth nicht theilen wollte, schmachtete ich in Kerkern und duldete entehrende Mißhandlungen, die ich durch nichts verdient hatte. Ein König verstieß mich aus seinem Lande, ein anderer zwang mich zu Kriegsdienst, ein dritter schmiedete mich an eine Galeere, mit eines vierten Handelsschiffen fuhr ich über den Ozean. Das Glück winkte mir neuerdings, ich gewann Eigenthum und einige Ehre, da fiel mein Fahrzeug in die Hände grausamer Piraten, welche mir meine Reichthümer abnahmen, und meinen Kopf verstümmelten. Aus den Händen der Bar-

baren rettere mich ein junger Osmane Selim, um mich zu seinem Sklaven zu machen. Neue Mißhandlung, neue Knechtschaft und Armuth ward mein Loos. Ich diente einer Türkenfamilie zum Stichblatt ihrer Spöttereien, zum Schalksnarren ihrer Kinder, zum Knecht ihrer wilden Leidenschaften. Mein Lebensretter war ein gutmüthiger Knabe, aber stolz und herrschsüchtig. Aus seinen Händen empfing ich den Lohn für meine Dienste, als eine Wohlthat. Seine üble Laune brachte mir Schläge und rauhe Schimpfworte, Vorwürfe und Mißhandlungen ein, seine Liebe war ein ekelhaftes Gelüsten. Mein Menschenhaß erhielt täglich frische Nahrung und ein unaufhörliches Wüthen verzehrte mein innerstes Lebensmark. Eines Abends beredete ich Selim zu einer nächtlichen Seefahrt; er willigte ein. Wir entfernten uns vom Ufer, und als wir auf der hohen See waren, eröffnete ich ihm meinen Entschluß zur Flucht. Alle Beredsamkeit eines leidenden Gemüthes bot ich auf, den Barbaren zu bewegen, daß er ruhig mein Entfliehen dulde, allein er antwortete mit Säbelhieben. Mein Zorn brauste auf und ich warf ihn über Bord — gerne hätte ich seiner geschont, wäre er menschlich gewesen. Ein nahes Christenschiff nahm mich auf und brachte mich in das Vaterland meines theuren Fürsten Alexis.

Die erlittenen Drangsale, der Verrath, die Grausamkeit, Gefühllosigkeit der Menschen, die ich erfahren, hatten den letzten Funken Menschenliebe in meiner Brust erstickt. Ich kannte Niemand, der mich liebte; ich war verlassen, entehrt, verstoßen, mißhandelt von den Menschen, die ich geliebt hatte. Die Lebenslust war aber noch nicht erloschen in mir. Ich mußte meine Grundsätze ändern, meine Handlungen nach den Motiven gewöhnlicher Menschen einrichten. Ich war Niemanden verpflichtet, Niemand Dank schuldig, darum fing ich an, die Menschen als meine Feinde zu betrachten. Entschlossen, Alles meiner Selbstsucht zu opfern, fing ich an, meinen Mitmenschen die niedrigen Künste abzulernen, wodurch sie

eine erträgliche Existenz gewinnen. Ich lernte jede meiner Geberden wachsam beherrschen, meine Worte abwägen, fremden Schwachheiten schmeicheln, mit Selbsterniedrigung Vortheile erkaufen und in allen Dingen mein Interesse als das Heiligste betrachten. Meine Grundsätze hinderten mich nicht mehr an Verfolgung meines Ziels, Selbstbeglückung. Meine Religion hatte ich nichtig gefunden, eben so die Titel und Ehren der lächerlichen Menschengrößen, eben so die Weisheit der Sittenlehrer, die gewöhnlichen Begriffe von Ruhm und Hoheit. Welcher Maßstab blieb mir nach diesen Entdeckungen für meine sittlichen Handlungen, als der eigene Verstand, welche Verpflichtungen hatte ich in einer Welt, die mich haßte und verfolgte, als die gegen mich selbst? Mein Verstand ging von nun an Hand in Hand mit meiner Selbstliebe, aber mein Herz strauchelte oft auf dem Wege der Selbstsucht. Die neuere Richtung meines Geistes war, so erkenne ich sie jetzt, mehr eine Fiktion des verbitterten Gemüths, denn eine Wahrheit, mein Menschenhaß war Hypochondrie und machte Niemand elend, als mich selbst. Die Pläne meiner Selbstliebe wurden nicht mit Beharrlichkeit ausgeführt, die Kraft des Bösen wurzelte nie fest in mir. Zwar überredete ich mich des stärksten Willens zum Bösen, aber ich fand Bedenken, Hindernisse, Selbstqual bei den Uebelthaten, die ich begehen wollte. Gegen das kleinste Unrecht, welches ich Anderen zufügen wollte, empörte sich mein Gewissen, und ich fand, daß das Bewußtsein des Bösen eben so marternd ist, als das des Guten. Und doch sah ich Andere die größten Bubenstücke ausüben, ohne eine Spur von Gewissen bei ihnen zu entdecken, ich sah, wie sich Betrüger ihres Lebens freuten, Diebe mit Heiterkeit ihre Beute verzehrten, Mörder lachend sich ihrer Verbrechen rühmten. Nie begegnete ich einen Ehebrecher, der nicht in Erinnerung an seine Schandthat gelächelt, sie wohlgefällig schmunzelnd über den berückten Gatten erzählt, nie einen Ränkeschmied, der nicht mit seiner List ge-

prahlt, wäre es auch nur mit einem pfiffigen Lächeln, nie einen Räuber, der nicht Freude gehabt an seinem blutigen Gewinn, nie einen König, der einen traurigen Sieg über einen übermüthig gekränkten Feind nicht mit Lärm und Gepränge, mit Festspiel und Jubel gefeiert hätte. Mit Eifer suchte ich das Gewissen unter den Lasterhaften der Welt und fand es, nachdem ich vergeblich nachgespürt bei unglücklichen Sündern, bei armen Teufeln, welchen eine Sünde mißlungen war, bei kleinen Dieben, welche aus Hunger gestohlen, bei bettelarmen Kindern, welche im Wald dürre Zweige gesucht, um die Krankenstube eines Vaters damit zu erwärmen, bei unglücklichen Züchtlingen, welche sich ein einzig Mal in ihrem Leben, von unglücklicher Leidenschaft oder Noth, von Liebe oder flüchtigem Zorn getrieben, von der Bahn der Gerechten entfernt hatten.

Längst herabgesunken in die tiefste Gemeinheit des Lebens, lernte ich den von vornehmen Schuften so geschmähten und verabscheuten, sogenannten Pfuhl des Lasters und der Sünde kennen. Banditen, Vagabunden, Diebe, Betrüger, Schlemmer, kurz „gemeines Gesindel" aller Art war eine Zeitlang meine tägliche Gesellschaft. Werdet Ihr es wohl glauben, mein theurer Fürst, wenn ich Euch sage unter diesem „Auswurf der Menschheit," der den Gefängnissen ihre Bevölkerung, den Galgen und Schaffoten verfallene Häupter liefert, fand ich zum ersten Mal den der Menschenliebe werthen Menschen wieder, begrub ich meinen Menschenhaß. Wer Euch sagt, mein Fürst, daß in diesem Troß Unglücklicher die Extreme menschlicher Verworfenheit zu finden sind, dem trauet nie, wenn er klug ist, dem folget nie, wenn er blödsinnig und unerfahren ist. Ich fand edlere Menschen unter gedungenen Mördern, als auf den Höhen der Menschheit, welche den Thron umgeben, menschlichere Herzen, als unter den geizigen Reichen, welche mit stolzen Namen und glänzendem Hausstaat prangen. Ich fand einen wegen Mord verurtheilten Galee-

renfklaven, der beim Schiffbruch entfesselt, sich in das Meer stürzte, um Menschen zu retten; ich fand einen Dieb, der stahl, um seine Mutter zu nähren, einen Räuber, der sein Leben in Gefahr setzte gegen eine wilde Menge blutdürstiger Gesellen, um ein hilfloses Kind ihrer Grausamkeit zu entziehen — kurz, so viele große Beispiele von Edelmuth, Liebe und Dankbarkeit unter Verbrechern, daß ich ihr Unglück beweinte, welches sie zwang, um ein kümmerliches Leben zu fristen, Raub und Mord anzuwenden. Manchen großen ehrenwerthen Mann könnte man aus einem Kerker gewinnen, und manchen niedrig denkenden Schuft aus der Gesellschaft hochgebildeter Geizhälse und Ehrsüchtiger an ihre Stelle setzen. Ziehet einem intrikanten Kardinal — wie ich Euch mehrere nennen könnte, die Jacke, Manier und Mundart eines Tagelöhners an, und er wird ein Dieb; setzet dem Dieb einen Kardinalshut auf den Kopf und stecket ihm hinreichend Geld in die Tasche, Kenntnisse in den Kopf und er wird ein frommer und eifriger Diener Gottes sein. Nicht nach schreienden auffälligen Thaten beurtheilet den Werth des Menschen. Prüfet das Herz eines habsüchtigen Ministers, der das Wohl seines Vaterlandes für Gold an fremde Höfe verhandelt, und Ihr werdet es von Niederträchtigkeit voll und eines zehnfachen schimpflichen Todes werth finden. Versetzet das junge noch unverdorbene Reis eines niedrigen Menschenlebens aus dem Sumpf, wo es Gift einsaugt, auf guten nahrhaften Boden, und es wird zu einem gesunden, starken und fruchtbaren Baum heranwachsen. Blicket um Euch, mein Fürst, und Ihr werdet ganz in der Nähe, wenn Ihr Jedem auf des Herzens Grund schaut, die menschliche Verderbtheit, Gemüthshärte und Abscheulichkeit in ihrem höchsten Grad finden. Ganz dicht in Eurem Umkreis entspringen tausend, Heere fällende, Mordgedanken — ein einziger von ihnen entflammt in der Tiefe oft in einem unbewachten Augenblick zur kleinen Frevelthat — aber sie entspringen dort nicht in der maßlosen Unzahl, als

hier, in dem Gehirn feiger, mit Ehren und Titeln bekleideter Bösewichter.

Als ich zu meiner Verwunderung das Gewissen nur bei Menschen fand, die nicht die schlechtesten ihres Geschlechtes waren, gewahrte ich meinen Irrthum, und die völlige Grundlosigkeit meines Menschenhasses. Ich besah mir von Neuem Tugend und Laster, und fand in ihnen, urplötzlich erleuchtet, nur äußerst wandelbare Begriffe, die ziemlich Jeder nach seiner Einsicht und seinem Vortheil gemäß, definirt. Manches Verbrechen erschien mir nun als eine tugendhafte, manche gute, als eine lasterhafte That. Das Menschengeschlecht fand ich nur einer gemeinschaftlichen Erbsünde theilhaftig, der Selbstsucht, und wenn ich diese Sünde von Neuem untersuchte, so wurde es mir klar, daß ich ein alberner Thor gewesen sei. Es kann nicht Bestimmung des Menschen sein, ergrübelte ich, daß er sich, sobald er nur seine Arme rührt und seinen Verstand gebrauchen kann, sogleich hinopfert im Kampfe mit dem Laster der Welt, und keine Tugend kann es sein, die nicht neben der ganzen Menschheit, wie sie ist, unbeeinträchtigt existiren kann. Ich bemerkte, wie die Menschen alle nach einer gewissen natürlichen Weisheit leben, deren Grundsatz die Nothwendigkeit der Existenz ist, und fand, daß sie dieß mehr aus Instinkt, denn aus Ueberlegung thun, und ich tadelte mich selbst, daß ich diesen Instinkt mit unseren stumpfsinnigen blödsinnigen Dogmatikern für einen gemeinschaftlichen Hang zum Bösen hielt. Ich erkannte, daß dieser natürliche Trieb der Selbsterhaltung, jene Alles besiegende Selbstliebe nothwendig sei, soll sich das ganze Menschengeschlecht nicht aufreiben; daß all mein Unglück aus instinktwidrigen, unnatürlichen Handlungen entsprungen, und daher selbstverschuldet sei. Ich beschloß in der Folge nie wieder abzuweichen von den Naturregeln des Lebens, in deren Befolgung allein das Heil liegt, nie wieder hinauszustreben aus meinem irdischen Kreis. Meine ganze hinfortige Philosophie be-

schränkte sich auf die Folgerungen und Schlüsse aus vier Worten, welche man im Munde gewöhnlicher Menschen so oft hört, deren Sinn einfach, aber tief bedeutend ist. Sie heißen: leben und leben lassen. Meine ganze hinfortige Moral war ein einfaches Rechenexempel, in dem meine Person als eine Einheit vorkam. Ich schlug meinen Werth nie zu hoch an, und ließ auch den Anderer gelten, und das, glaube ich, kann ich meine Tugend nennen, aber ich vergaß ihn nie wieder in Rechnung zu bringen, und das war mein Recht. Ich sah zwar in den Menschen, die mich gezwungen, von der erhabenen Idee abzulassen, keine unirdischen Götter, ich hielt Keinen mehr für einen Gott, aber auch Keinen für einen Teufel. Ich blieb von nun an in dem irdischen Mittel zwischen Himmel und Hölle, und fand meine Lage ziemlich erträglich. Das schwärmerische Feuer meiner heldenmäßigen Begeisterung war verpufft in den Wind, aber auch die Galle war heilsam abgesondert von dem Blute meines Lebens.

Von diesem Zeitpunkt an ist meinem königlichen Herrn das Wesentlichste aus meinem Leben bekannt. Ich trat in die Dienste der Frau Herzogin, Eurer Mutter, die mich mehr als einen Diener geschätzt und der ich mehr, als einer Herrin, ergeben war. Ich trug Euch auf meinen Armen, mein König, und gewöhnte das hochgeborne Kind an meinen Anblick, Ihr erschraket nicht, wenn Ihr mich saht, Ihr liebtet Eure schöne Amme nicht so und Eure Mutter nicht mehr, als Samboro. Der grausam Entstellte, den Alles scheu floh, den Niemand ohne Abscheu betrachtete, ward von einer Herzogin geachtet, von einem Prinzen geliebt, rieth der Mutter, erzog den Sohn. Meine Dankbarkeit dafür ward zur Leidenschaft, ich vergaß mein eigenes Selbst, um Euch zu dienen, opferte Eurem Wohl die Achtung der Welt, ihre Liebe, ihren Leumund, denn Ihr waret ja der Einzige, der mich nicht vermied, der Einzige, der mich nicht höhnte, in dessen unschuldsvollen Augen ich weder Argwohn noch abergläubische Scheu

entdeckte. Ich haßte die Menschen nicht, aber das Mißtrauen gab ich ihnen zehnfach zurück. Ich lernte ihren Hohn, ihre Verachtung, ihr verleumderisches Zischeln bei meinem Anblick, ihre vorgefaßte Meinung standhaft ertragen, und mit List bekämpfen. Ich ließ sie meine geistige Uebermacht empfinden, und wer in meinen Kreis gerieth, den machte ich abhängig von ihr. Ich studierte wie ein Komödiant alle Verstellungskünste, und übte sie bald mit so großer Geschicklichkeit, daß man mich fürchtete, meine Freundschaft suchte, meinen Willen folgsam erfüllte. Das Alles, mein Fürst, habe ich gethan, um Euch zu nützen. In dem Grade, wie ich Euch liebte, haßte ich den Tyrannen Severin; ihn zu stürzen, Euch zu erheben, den Namen seines Geschlechts zu vertilgen, dem Eurigen Glanz zu verleihen, war die Aufgabe meines Lebens. Ich erwürgte seine männlichen Kinder, um Euch eine gesetzliche Thronfolge zu sichern, und so lange Ihr athmet, war ich rastlos bemüht, alle Hindernisse Eures Glücks zu beseitigen. Um Euch duldete ich Entehrung, Verachtung, Mißhandlung, Schande, und war ich je im Leben ein Verbrecher, so war ich es nur aus rastloser Liebe zu Euch.

Meine Bemühungen waren so lange glücklich, als Ihr selbst jung und unbekümmert waret. Von dem Augenblick Eurer erwachten Mannheit an aber wurden meine Projekte gefährlich und schwierig. Seit Eurer Geburt war ich wachsam bemüht, kein thronräuberisches Leben aus dem Schooß einer Königin aufkeimen zu lassen — da kommt Ihr selbst und säet ein solches auf den reizenden Acker des schönsten Königsweibes. Noch habt Ihr nicht Gewißheit über das Schicksal des Prinzen, der durch die geübten Hände meiner ehrenwerthen Gemahlin geraubt worden war, und über die Person des hassenswerthen Thäters. Wohlan, nehmet alle Eure angeborne Kraft und Milde zusammen, um die Gewißheit zu ertragen, und dem Kindesmörder nicht zu zürnen! Gerne möchte ich Euch den Trost geben, daß der vom Baum ge-

trennte Sprößling eine Frucht der nervenschwachen Liebe Severins gewesen sei, aber diese Lüge wäre lächerlich und unglaublich zugleich. Ich fühlte den Schmerz eines Vaters, als ich es tödtete, ich habe eine furchtbare Strafe erlitten im Verbrechen selbst, und nur die Liebe zu Euch war stärker, als die Qual derselben. O, es war ein schönes, edel gestaltetes Kind, würdig, von Euch im geweihten Ehebett erzeugt zu sein, würdig, für eine Krone erzogen zu werden. Es blickte mich an in seiner letzten Sekunde, wie das Kind Alexis, es war mir, als tödtete ich Euch selbst, meine einzige Lebenshoffnung, den einzigen Trost für ein verlorenes, in Leiden verzehrtes Leben. Weinet, Alexis, aber zürnet mir nicht, daß ich das grausamste Begehren des Schicksals mit blutendem Herzen erfüllte. Denket nicht weiter an die That, sondern an ihre Früchte — in dem Bastard Eurer Liebe habe ich den Namen Severins, die Hoffnung Eurer Todfeinde, den furchtbaren Racheplan des Schicksals zerstört. Das herangewachsene Kind würde für sein vermeintliches Recht den Nebenbuhler vernichtet, sein eigenes Haupt mit dem Fluch des Vatermordes belastet haben. Ich habe nur ein grauses Verhängniß von Eurem Blut abgewendet, einen teuflischen Plan des Zufalls vernichtet.

Ihr wisset nun, mein theurer Fürst, so viel von meinem Leben und den Zwecken meiner Thaten, als ich Euch sagen durfte, ohne einer heiligen Pflicht entgegen zu handeln. Vielleicht wird Euch bald mehr eröffnet werden — bis dahin bewahret mir ein liebevolles Andenken. Ich fordere von Euch keinen anderen Dank, als daß Ihr das eigene Glück mit Wachsamkeit und Klugheit gegen hinterlistige Feinde vertheidigen möget. Meinem Weib werdet Ihr zu leben geben — sie ist nicht schlechter, als Andere ihres Geschlechts, obwohl sie ein lasterhaftes Leben geführt hat, und meine Gemahlin nur dem Namen nach gewesen ist. Heißet sie in ein Kloster gehen — das ist für Geschöpfe ihrer Art das einzige Mittel,

dem unfähigen Leib und dem schwachen Geist ein erträgliches Alter zu bereiten, und beide vor gänzlichem Verfall zu retten. An die Herzogin, Eure Mutter, bestellet das eingeschlossene Schreiben sammt meinem letzten ehrfurchtsvollen Gruß. An die übrige Welt habe ich nichts zu bestellen, denn ich war ihr ein Fremdling. Auf meinen Leichenstein lasset die namenlosen Worte setzen: „Hier ruht ein Unglücklicher.“ Mein Nachlaß an Geld und Gut werde Bedürftigen preis gegeben. Einen hinreichenden Theil gebet dem Gärtnerburschen Jack, damit er sein Liebchen heirathen kann. Meinen lieben Hektor pfleget so lange er lebt. Es ist ein tüchtiges Pferd, gelehrig, fromm, anhänglich, tapfer — wenige Menschen kann ich so loben wie dieses Thier.

Lebt wohl! Seid klug, vorsichtig, mißtrauisch, tapfer, edel, großmüthig, thätig, ausdauernd und beherrschet Euch selbst. Opfert nie das eigene Wohl der Schwärmerei, nie ein wirkliches Glück einer Idee. Achtet die Menschen nicht über ihren Werth; gewinnet Euch um jeden Preis ihre Achtung und Liebe, nützet ihre Thorheiten, bekämpft sie aus Großmuth, wenn sie Anderen Gefahr bringen. Hütet Euch vor Weibern, Freunden, Schmeichlern, Pfaffen, Gelehrten. Achtet die Wissenschaft, liebet die Kunst, meidet die Künstler. Lasset nicht mehr Aufklärung zu, als die Zeit verlangt, aber auch nicht weniger. Fruchtlos und einfältig ist ein Versuch, das Licht der Sonne zu verfinstern, thöricht und selbst feindlich die Absicht, durch verheerende Feuersbrunst die Nacht zu erleuchten. Gott befohlen!

Samboro.“

Nachschrift. Vergeßt den alten Magus nicht, so lange er lebt; er besitzt mehr Weisheit als der versammelte Staats- und Kriegsrath Eurer Majestät, als alle Schriftgelehrten und Hohenpriester Eures Landes zusammen genommen. Gern wird er Euch rathen, noch lieber Euch helfen, wenn Ihr unglücklich seid.

Mit Thränen las Alexis diesen Brief, welchen Samboro vor der Schlacht in die Hände des Feldpaters niedergelegt hatte. Weit entfernt, den abgeschiedenen Diener als einen Verbrecher zu verachten, fand er sich vielmehr von Ehrfurcht für dessen ungemeine Seelenkraft und Liebe ergriffen. Zwar schauderte er bei dem Geständniß hinsichtlich des Mordes, den er an seinem Blut verübt, aber er maßte sich selbst größere Schuld an demselben bei, als Samboro, und klagte sich nun doppelt an wegen des Schicksals der Mutter und des Kindes. Sein Gemüth war ganz von Trauer erfüllt. Das scheußliche Ende Samboros, der Anblick des blutigen Elends, das seine Waffen verursacht hatten, sein körperliches Leiden hatten seinen kühnen Geist niedergedrückt, eine vergangene Zeit mit wehmüthigen Erinnerungen in seinem Gedächtniß aufgeweckt. Er beklagte Samboro, sein Kind und Amanda. Die Erbitterung gegen sie, die er ungerecht des Ehrgeizes, Verraths anklagte, löste sich auf in Zweifel und Schwermuth. Mit keiner Silbe erwähnte Samboro in seinem letzten Schreiben die gegenwärtige Lage, wohl wissend, daß der blutige Streit entschieden sein müsse nach der Schlacht, daß es keines weiteren Raths bedürfe, wo entschiedene Thatsachen von selbst auf den Weg hinzeigten, den Alexis weiter verfolgen mußte. Von allen Seiten waren seine Truppen gegen die Hauptstadt vorgerückt, die Feinde zurückgeworfen, der Succurs abgeschnitten, die Stadt von der Land- und Seeseite vollständig eingeschlossen. Von dem geschlagenen Heere erreichten nur Haufen von Feigen, Flüchtlingen, Verwundeten und Entkräfteten die schützenden Mauern, worin ein alter schwacher König über das späte Unglück seine Besinnung verlor. Seine Lage war verzweifelt, die Entmuthigung allgemein, Hilfe und Rettung von den falschen Rathgebern und Freunden, welche den Krieg erregt hatten, unmöglich. Alle Einwohner der bedrängten Stadt wußten, daß ihr Schicksal in den Händen des heldenmüthigen Jünglings liege, dessen Ruhmes kein Ende war.

Alexis kannte die Noth seiner Feinde, aber der Gedanke an Amanda hinderte ihn, dieselbe zu seinem Vortheil durch eine rasche That zu benützen. Nicht ohne Thränen konnte er daran denken, mit Mord und Plünderung bis zu dem Palaste vorzudringen, wo Amanda wohnte und des Vaters Unglück mit ertrug. Endlich vermochten ihn die Kriegsräthe wenigstens zu einer Drohung, auf welche Ergebung ohne Kampf erfolgen mußte, wenn dem alten König sein Thron und sein Leben lieber war, als seine Ehre. Eine mächtige Flotte mußte im Angesicht des Hafens der Stadt ihre Kräfte entwickeln, und die Anzahl ihrer wohlbewaffneten Schiffe zeigen, während zu Land ein enger Halbkreis um die Stadt geschlossen, und jede nöthig in die Augen fallende Anstalt zum Sturm getroffen wurde. Zum Ueberfluß wurde ein Herold in die Stadt gesendet, welcher derselben, im Namen des Königs, Verheerung oder Unterwerfung, dem König selbst Tod oder Bande bieten mußte. Zur Bedenkzeit wurde nur die kleine Frist einer Stunde bewilligt.

Banger konnten die Einwohner der Stadt jetzt nicht die Entscheidung ihres Schicksals erwarten, als der Eroberer selbst, in dessen traurigem Herzen die Liebe wieder erwacht war. Sein Ehrgeiz und die Klugheit geboten ihm, im Fall einer trotzigen Antwort die eiserne Strenge der Waffen zu gebrauchen; dringender forderten es seine Räthe und das beutelustige Heer, welches in der reichen Stadt den Lohn für so viele Entbehrungen, Gefahren und Wunden zu finden hoffte. Alle Wahrscheinlichkeit war dafür, daß er allen diesen Gründen nachgeben, oder für den einfältigsten Thoren, der je einen Sieg errang, werde gelten müssen. So sehr sich sein Stolz gegen solchen Ruf sträubte, so sehr widersetzte sich die Liebe und sein angeborner Edelmuth einer schonungslosen Fortsetzung der Feindseligkeit bis zur Vernichtung des Feindes. Er fand sich in der Stimmung eines betrogenen Gatten, der, in rasenden Zorn ausgebrochen, den Dolch auf die Treulose

zückt, aber, überwältigt von der Liebe, die mordbereite Hand sinken läßt und statt Rache, nur Thränen findet. So gestaltet sich die Rache edler Herzen zur Versöhnung, und nicht selten geht die Liebe noch mehr erkräftigt aus einem Kampfe hervor. Zwar nährte Alexis in seinem Herzen noch immer Bitterkeit genug gegen Amanda, um jeden Gedanken an Versöhnung abzuweisen, aber trotz allen Gegenvorstellungen des harten Verstandes konnte er sich nicht enthalten, die Unglückliche zu bedauern. Daß in solcher Lage das Mitleid die Wärme der Liebe annahm, kann für kein Wunder gelten, ja wir wagen es zu vermuthen, daß solches Mitleid selbst zur Liebe wird bei dem geringsten Anlaß zur Näherung, selbst dann, wenn sie nicht schon früher vorhanden war.

Die eingeräumte Stunde der Bedenkzeit war für den hochherzigen Jüngling ein Jahrhundert. Er trat mit banger Ungeduld aus seinem Zelt heraus, seine brennende Stirne im Schatten eines laubreichen Baumes zu kühlen, mehr aber noch, um die Ankunft des Boten schon von Weitem zu erspähen. Ein dürrer heißer Tag überschwemmte die Gegend mit seinem Lichtmeer; die unbewegte Luft, in der die Sonnenstäubchen still standen, zitterte vor Hitze, die ganze Natur drückte die Bangigkeit der Erwartung aus. Schweigend lag die Stadt vor den Augen des Fürsten; ihre Schornsteine hatten ausgeraucht, theils weil die Jahreszeit und die einfache Lebensweise der Südländer keiner Feuerung bedurfte, theils weil es vielleicht auch nur wenige Lebensvorräthe in den Häusern gab, welche zeitig gespart werden mußten, sollten sie ausreichen für die Dauer einer Belagerung. Auf seinen Ringmauern war ein großes Gedränge von bestürzten neugierigen Einwohnern, welche den Waffenstillstand benutzten, das herrliche Lager ihres kühnen Feindes zu überschauen. Man sah Frauen, welche die Hände rangen, als wollten sie den Himmel beschwören, Greise, welche die Umstehenden zu ermahnen schienen, finster blickende Männer, neugierige Kin=

der. Ein wirres Gemurmel hörte man von dort sich erheben; es wurde zuweilen unterbrochen von klaffenden Hunden, welche lustig auf die Mauern sprangen und mit gespitzten Ohren und ungeduldigem Gewinsel die fremden Männer in der Tiefe anbellen, ärgerlich, daß sie ihnen nicht mit scharfen Zähnen an die Beine fahren konnten. Das feindliche Lager selbst mit seinen weißen Zelten, glänzenden Waffen und kriegerischen Gruppen war herrlich anzuschauen, obgleich die ganze Mannschaft, erschöpft von der drückenden Hitze, größtentheils auf den Boden hingestreckt ruhte. Zwar sah man hier und da Einzelne beschäftigt, aber ihre Arbeit war mehr wirthlich, nicht kriegerisch. Sie hatten ihre Rüstungen und alle überflüssige Kleidung hinweggeworfen, und verrichteten mit sichtbarem Verdruß die Geschäfte, welche ihre Lebensweise und die Wandelbarkeit ihrer Wohnungen nothwendig machte. Hier brachten sie Stroh zum Lager für Pferde und Menschen, dort steckten sie Pfähle zu den Zelten in die Erde, reinigten einfaches Kochgeschirr, oder rostige Waffen, verbrannten verunreinigte Lumpen und faules Stroh mit lautem Gelächter und plumpen Spässen über den Tod der inwohnenden blutdürstigen Insekten. An anderen Orten sah man geschäftige, laut schreiende Marketänder, welchen in dieser Zeit der allgemeinen Ruhe am wenigsten Rast gegönnt war, denn sie wurden belagert von Dürstenden, deren Jeder einen Krug in der einen, Geld in der anderen Hand mit unhöflichen Worten seinen Trunk verlangte und zuerst befriedigt sein wollte. Wer da gegen Püffe, Schimpfreden, Rippenstöße empfindlich war, konnte darauf rechnen, daß er erst am Abend das erhalten werde, was er am Mittag verlangte. Die besten Kameraden zankten sich da um den Vorrang und das Recht des Früherkommens; — Denker, deren es glücklicherweise in der Nähe nicht gab, hätten sich als Zeugen dieser Auftritte einer Bemerkung über die thierische Natur des Menschen nicht enthalten können. Wo körperliche Begierden streiten, ist der Mensch selten besser, als ein Hund,

der sich mit einem anderen beim Fraße beißt, und nach nichts begieriger trachtet, als nach den Bissen, welche sich dieser zueignen will. Man durfte sich nur wenig Schritte abseits bemühen, um zu dieser Bemerkung einen neuen Anlaß zu finden, denn dort balgten sich an einem Ort, der zu jeder Art körperlichen Entleerung bestimmt war, zwei bereits abgefütterte und getränkte Söldner mit einer schmutzigen schweißtriefenden Dirne, welche nichts desto weniger ein Gegenstand ihres viehischen Gelüstens war. Sie schien unschlüssig, welchem von Beiden sie das Prävenire gestatten sollte; bei Jenem lockten sie die größeren Anerbietungen von Geld, bei diesem körperliche Vorzüge, deren Werth sie wohl schon manch schönes Mal erprobt haben mochte. Einen grellen Gegensatz zu diesen Szenen bildete das nahe gelegene Feldhospital, wo man Aerzte, Priester, Krankenwärter geschäftig sah, den Kranken und Verwundeten beizustehen. Rings umher hing auf Bäumen und Stangen die Wäsche der Kranken, manches von Kugeln und Säbelhieben zerfetzte Hemd neben unförmlichen Lappen und Bandagen, aus welchen man eben das Blut gewaschen. Auf dem zertretenen Rasen standen, lagen oder wandelten abgezehrte Gestalten mit verbundenen Köpfen, Händen und Füßen; aus den Fenstern blickten bleiche Gesichter mit erloschenen Augen, die wohlthätige Sonnenwärme auf sich einwirken zu lassen. Mancher ächzte in diesen Mauern unter schändlichen Wunden, die ihm keine Ehre gebracht, und beneidete seine blutenden Kameraden, welche in ihren Schmerzen durch die stolze Erinnerung an überstandene Kämpfe getröstet wurden. Dicht an dem Gebäude floß ein wasserarmes Bächlein vorüber, dessen Fluthen von einem Dutzend waschender Personen getrübt wurde. Dennoch liefen lechzende Hunde herbei, welche begierig aus dem Bache tranken und die umliegenden ekelhaften Reste der kärglichen Krankenmahlzeiten verschlangen. Blicken wir in den inneren Raum der zahllosen Zelte, so finden wir meistens Schlafende, auf weiches

Stroh hingestreckt, das Haupt auf Tornister gebettet, zu ihren Füßen manchmal auch einen schnarchenden Hund. Weniger Ermüdete sind emsig beschäftigt, schadhafte Kleidungsstücke und Schuhe auszubessern, oder einen Brief auf beschmutztem Papier, wie es der Zufall finden ließ, an zurückgelassene Kinder und Geliebte zu schreiben — so sehr wir uns aber bemühen, die Geheimnisse der Briefsteller zu erforschen, so werden wir doch nirgends finden, daß irgend ein Orestes an seinen Freund Pylades in der Ferne schriebe. So zärtlich ist die Freundschaft nicht, daß sie sich im Feldlager an bekümmerte Freunde erinnerte! Die Stimmung im Lager war so, wie sie unter solchen Umständen sein konnte. Einige wünschten sich in die Heimath zurück, Andere, denen der Krieg noch keine Ehren und keine Wunden gebracht hatte, sehnten sich nach Eroberung und Plünderung der reichen Stadt. Alle lobten den ritterlichen König und seine kühnen Thaten; die Todten waren vergessen, das vergangene Uebel verschmerzt, die Zukunft unter so glücklichen Auspizien sollte Jedermanns kühner Hoffnung Ruhm, Ehre, Lohn, Genuß und Glück bringen. Man machte Projekte, baute Luftschlösser, und Jeder gab seinem Hang seine eigenthümliche Nahrung. Schöne Dirnen, viel Geld, guter Wein, reiche Beute um den Preis einiger Strapatzen oder blutiger Nasen, waren so ziemlich Aller Wunsch, und wenn auch Einige darunter nebenbei sich nach dem friedlichen Vergnügen der Fischerei, Jagd, des Vogelfanges, der Gartenpflege, des Kartenspieles, Tanzes und dergleichen sehnten, so hatte das wenig zu bedeuten, und verdiente kaum erwähnt zu werden. Um die Ursachen des Krieges, das Recht ihres Königs kümmerte sich Niemand. In nichts waren aber die Gemüther so wunderbar übereinstimmend, als in Vermaledeiung der mörderischen Hitze, die sie abmattete wie Fliegen. Ihre, ohnehin hinlänglich gebläuten Bälger wurden von einem im Lager herrschenden Hitzausschlag gepeinigt, der nicht aufhörte ihnen lästig zu sein, als zur Nachtzeit, wo Myriaden

tückischer Insekten die unbarmherzig Gemarterten überzeugten, daß es noch andere unleidliche Qualen giebt. Hoch erhaben über diese niedrigen Beschwerden seines Kriegsvolks hauste der junge König in einem prächtigen Zelt von scharlachrothem Zeuch, dessen innerer Raum mit aller Bequemlichkeit einer guten Wohnung ausgestattet war. Freilich mußte er sich statt des Marmorgetäfels einen schlechten Bretterboden gefallen lassen, aber er bemerkte ihn nicht unter den reichen Teppichen die ihn bedeckten. Ein bequemes Feldbette stand verborgen hinter goldgestickten Vorhängen, aber es war — ruhelos. In den schwülen Nächten wünschte sich der königliche Jüngling daher oft den Schlaf des niedrigsten Soldknechtes — und manchmal auch dessen kummerlose Einfalt, welche eine zärtliche Freundin des tröstenden Morpheus ist. Wenn nicht Alles zusammen, so wollen wir nicht entscheiden, was ihm die nächtliche Ruhe geraubt hat, ob das Gewissen über das vergossene Blut, ob seine Liebe zu Amanda, der Schmerz um Samboros Verlust, die Qualen seiner Wunde. Das Lager eines Königs ist, wenn nicht alles menschliche Gefühl in ihm verstumpft ist, von so vielen Geistern der Unzufriedenheit umschwämt, daß es schwer zu unterscheiden ist, was mehr oder minder beiträgt den trostreichen Engel der Unglücklichen, den heilsamen Arzt der Kranken, den Erkräftiger der Müden von den ihm geweihten Kissen zu verscheuchen.

Wir haben schon bemerkt, daß es Alexis während der erwartungsvollen Stunde zu eng geworden in seinem Zelt, daß er deßhalb sich unter den Schatten eines nahe stehenden Baumes verfügt habe. Wir kehren nach vollendeter Umschau zu dem Leidenden zurück, und werden einige Minuten an seiner ängstlichen Unruhe Theil nehmen. Seine ungefährliche Hauptwunde schmerzte ihn heftiger, als er mit unstäten Blicken den Raum zwischen hier und dem aus dem Häusermeer hervorragenden Palast des feindlichen Königs durcheilte

und stets nach seiner kurzen Wanderung, ohne etwas Ungewöhnliches entdeckt zu haben, zurückkehrte. Endlich, nachdem er des ungeduldigen Umherirrens der Blicke satt geworden, blieb er mit einem Mal, gleich einer abgelaufenen Uhr, stille stehen. Der Anblick des Palastes und die Vorstellung, daß Amanda darin wohne, fesselten ihn so, daß er auf einige Zeit seine Unruhe vergaß und seinen unstäten Geist mit wachen Träumen nährte. Bald sah er sie in Gedanken vor einem Christusbilde knien und Unglück auf sein Haupt herabflehen, bald ihrem Vater rathend zur Seite zu Trotz und Gegenwehr ermahnen. Da geriethen aber seine sinnlichen Vorstellungen mit den geistigen in Widerspruch, denn er konnte sich Amanda nicht denken mit einem von Rachlust und Zorn verzerrten glühenden Gesicht. „Muß sie denn nicht zürnen?“ sagte er dann wieder, seiner Besorgniß das Wort redend, „muß sie den Mann nicht verabscheuen, der sie verführt, ihren Gemahl getödtet, ihr Kind ermordet, sie selbst vom Thron gestoßen, gekränkt und vertrieben hat, der nun mit bewaffneter Hand ihrem Vater gegenüber steht, sein Land verwüstet, seine Heere geschlagen, seine Macht und seinen Ruhm vernichtet hat? Muß sie nicht die unglückselige Stunde der Schwachheit verfluchen, welche der Urquell aller dieser Leiden und Uebel ist, jene flüchtige Minute des Sinnenrausches, welche zwei jammervolle Jahre nach sich gezogen, die Ordnung der Dinge in zwei Reichen umgestürzt, das Wohl zweier Nationen gefährdet hat? O Samboro, Samboro, Du hast mir keine Wohlthat erwiesen, obgleich ich Dir danken muß für diese Liebe. Es ist schmerzhaft, das Herz einer theuren Person bitter gekränkt zu haben, entsetzlich, das Schicksal der Millionen von den kleinen Fehltritten unserer Schwachheit abhängig zu wissen. Diese blutige Krone zerdrückt mein Haupt und mein Herz, meine Hand ist zu schwach, um einen Szepter zu schwingen. Einem König ziemt ein eisernes Herz und eine eiserne Hand, nicht die hektische Schwachheit eines Empfind-

lers. Ein König soll nicht lieben! Die Opfer, die er bringen kann, sind zu groß für die Liebe eines Weibes; denn wie Jeder sein Kostbarstes, so legt ein König die Wohlfahrt der Nationen, das moralische und physische Leben der Generationen, auf den Altar der Liebe. O, ihr kalten Menschen im Volke, die ihr ihn schmäht, weil er es thut, wie wenig kennet ihr des Menschen schwaches Gemüth, dem ihr solche Stärke abfordert, wie thöricht seid ihr, alle Schätze Eures Lebens den Leidenschaften eines Knaben anzuvertrauen und ihn dann zu schelten, wenn er seine kindischen Begierden auf Kosten Eures Glückes befriedigt! Einem Menschen vertrauet ihr göttliches Recht und fordert von ihm göttliche Kraft! Ich danke Eurem Leichtsinn nicht, Ihr sanguinischen Thoren, denn der Glanz meiner Größe beglückt mich nicht. Amanda, Amanda, Du galtst mir mehr, als mein Königreich, dem ich Dich nun opfern soll. Dein Gedanke wird mir fluchen und doch möchte ich Dich gerne um meine Größe tauschen."

Unter so trübsinnigen Gedanken verstrich die anberaumte Stunde der Entscheidung. Ihre letzten Minuten brachten einen keuchenden Boten aus der belagerten Stadt, der umrungen von einem bewaffneten Geleit vor den König gebracht wurde. Sein bestäubtes schweißtriefendes Gesicht verlor den Ausdruck der Angst, als er im Angesicht des feindlichen Monarchen stand, denn sein Kopf war für die richtige und schleunige Erfüllung seines Auftrags verpfändet. Die Eile, mit welcher er seine Schritte beflügelte, die wimmelnde Regung auf den Ringmauern der Stadt, wo man die müßigen Zuschauer bereits zu entfernen strebte, die Zögerung der Feinde, die Fahne des Waffenstillstandes, welche auf die Thürme gepflanzt erschien, abzunehmen, Alles dieß wies deutlich auf die Furcht und Schwäche des bedrängten Königs hin, und wurde von dem Lager mit Freuden bemerkt. Nur einige unerbittliche Eisenfresser, welche bereits zum neuen Kampf gerüstet da standen, ärgerten sich über diese Wahrzeichen einer nahen

Schlichtung des Streites, und meinten, es wolle den Anschein gewinnen, als werde nun ein Federkrieg entstehen, in welchem ein braver Soldat nur einfältige Gesichter machen könne. So bärbeißig sich aber diese Helden anstellten, steht es doch dahin, ob sie nicht ein geheimes Wohlbehagen bei dem Gedanken an den Frieden empfunden haben, denn inmitten ihres erschreckenden Grimassenspiels erschien zuweilen in der Gegend der Mundwinkel ein verstohlenes Schmunzeln, wobei sie nicht unwahrscheinlich an den friedlichen Weinkrug und die aufmerksamen Horcher der erfahrnen mit ehrenvollen Narben bedeckten Kriegshelden zurückdachten.

Der Abgesandte war so unvermuthet schnell in dem Gesichtskreise des jungen Monarchen angekommen, daß er kaum noch Zeit fand, sich den Staub von der Stirne zu wischen, und die belegte Kehle durch ein sehr eilfertiges Räuspern von allen Hindernissen der Beredsamkeit zu befreien. Als er näher trat, bemerkte man, daß sein Haar nicht allein vom Staub, sondern auch vom Alter entfärbt worden, doch erschien diese Thatsache in seltsamem Widerspruch mit der Geläufigkeit seiner dünnen Beine und der Lebhaftigkeit in allen seinen Bewegungen. Mit raschen Schritten begab sich Alexis in sein Zelt und hieß den Erschöpften, der es erst bis zu einigen demüthigen Verbeugungen gebracht hatte, nachfolgen.

„Mein erlauchter Herr und Gebieter,“ begann der Abgesandte, noch immer beschwerlich athmend, „Se. Majestät der König von Arkanien, König von —“

„Und so weiter, wenn es Euch beliebt.“

„Sendet mich, seinen demüthigen Knecht, an Eure gepriesene Majestät, um Euch seinen freundschaftlichen Gruß zu bringen. Nach reiflicher Erwägung der ihm von Eurer Majestät gemachten Vorschläge, hat sich Höchstderselbe bewogen gefühlt, vor der Hand um Verlängerung der Bedenkzeit und des Waffenstillstandes anzusuchen, dieweil eine so wichtige Angelegenheit nicht in so kurzer Frist mit aller erforder-

lichen Genauigkeit erwogen und berathen werden könne. Da aber Eur. Majestät, meinem erhabenen Herrn, die rasche jugendliche Weise seines glücklichen Feindes hinlänglich bekannt geworden ist, und er von derselben Handlungen besorgt, welche der Wohlfahrt, dem Ruhm und der Macht beider Theile gleich schädlich werden können, so ersucht er Euch ferner, seiner königlichen Tochter eine Unterredung mit Euch zu gestatten, um damit Ihr alle streitigen Punkte mit Höchstderselben in vorläufige Erwägung ziehen könnet. Inmaßen nämlich die streitigen Punkte — —"

Der redselige Bote schien eben in große Weitschweifigkeit gerathen zu wollen, ward aber von Alexis gleich am Anfang seiner diplomatischen Digression heftig unterbrochen, denn, abweichend von der Art gewöhnlicher Schwätzer hatte er bereits den wichtigsten Inhalt seines Auftrags zuerst mitgetheilt und so das Anhören seiner weiteren Schlüsse überflüssig gemacht. Alexis hörte nur Eines und ward davon mächtig ergriffen. Sein tiefgewurzelter Groll war mit einem Mal entwaffnet, als er hörte, Amanda wolle ihn sprechen, wolle die Vermittlerin machen in dem unseligen Streit zwischen ihrem verkannten Geliebten und dem unglücklichen Vater. Nichts versöhnt edle Gemüther so schnell, als Nachgiebigkeit und freiwillige Demüthigung, welche an die Großmuth eines hochherzigen Feindes appellirt. Alexis ward durch das Anerbieten innig gerührt — er konnte nicht schnell genung Worte finden, die Weichheit, Versöhnlichkeit seines Herzens auszudrücken.

„Geht, eilt," rief er dem freudig bestürzten Gesandten zu, „meldet der Königin meinen freundlichen Gruß, sagt ihr, ich erwarte mit Ungeduld, daß sie mir schnell Zeit und Ort zur Zusammenkunft bestimme, ich überlasse Beides ihrer Wahl, nur wünsche ich so baldige Entschließung, daß mir der Vortheil des Krieges, den ich mit großen Opfern erkaufte, nicht geschmälert werde. Sagt ihr, daß ich die Folgen des

unseligen Zwistes aufrichtig beklage, daß ich — obwohl sie mich unverdient und tiefgekränkt, obwohl sie mein gutes Recht mit feindlicher List verletzt, — dennoch das Schicksal ihres Vaters und seiner schändlichen Vasallen in ihre Hände lege, daß ich Frieden und Eintracht, Freundschaft und Bündniß wünsche mit Allen, die mich und das Vaterland blutig beleidigt haben. Geht, mein Freund, und sagt ihr Alles, was Euch geeignet scheint, meinen guten Willen auszudrücken und ihren Kummer zu beseitigen. Ich will nicht länger, daß sie Thränen vergießt über das Glück meiner Waffen — doch, wozu der vielen Worte, geht und bringt mir bald neuen Bescheid."

Ergriffen von der edlen Ungeduld des Königs vergaß der Abgesandte alle die schönen einstudierten Worte und seine diplomatische Ruhe des Vortrags. Mühsam seine Rührung verbergend, erwiederte er mit ungeheuchelter Frömmigkeit die Aufforderung des großmüthigen Feindes.

„Hier waltet sichtbar die Hand der Vorsehung," sagte er, seine matten Augen zum Himmel erhebend, „der Herr der Himmel lenkt die Herzen der Menschen, und er hat das Eurige erwärmt mit Menschlichkeit. Zwar schickt es sich für einen klugen vorsichtigen Gesandten nicht, die eigene Noth zu verrathen, aber da Ihr so freundliche Worte der Versöhnung sprecht, kann ich Euch wohl vertrauen, denn aus Eurem Auge spricht Großmuth und Frömmigkeit. Zwei Völker werden Euch segnen Herr für die Milde, die Ihr als Sieger übt, und in jener erschrockenen Stadt werden sich Gebete für das Wohl Eures Hauses zum Himmel erheben. Die Edelsten des Landes sind im Kriege gefallen, die Vasallen werden treulos, das Volk murrt und versagt dem gekränkten Landesherrn alle Hilfe. Ihn hat die Hand des Herrn schwer getroffen, er liegt krank und verzweifelnd darnieder, die Königin Amanda allein vermochte ihn zu trösten, obgleich sie selbst von unsäglichem Kummer niedergebeugt scheint. Ihre schönen Augen

vertrocknen, sie schließen sich nicht in erquickenden Schlaf, ihr Mund öffnet sich nur zu Seufzern und Klagen. Sie harrt Eures Winkes, Herr, um bittend vor Eurem Thron zu erscheinen, und hat bereits die Stadt verlassen, um an ihren Thoren Eure Antwort zu erwarten. Geruht es Eurer Majestät zu befehlen, so begrüßt Ihr Hochdieselbe noch in dieser Stunde.

Gewährend winkte Alexis — die Sprache versagte ihm. Noch kämpfte er um Fassung und Ruhe, als ein lautes Geräusch im Lager hörbar wurde, welches die Königin auf dem Weg begleitete. Schleunigst wurden indeß Anstalten getroffen, den hohen Besuch mit geziemenden Ehren zu empfangen, und ein freier schattiger Raum zu der wichtigen Zusammenkunft bestimmt. Mit pochendem Herzen trat der König aus dem Zelte heraus und sah hinab in das Getümmel des Lagers. Ueber zertretene Saatfelder und staubige Straßen durchschneidend, bewegte sich langsam ein kleiner Trupp Reiter in deren Mitte eine prächtige Sänfte von Dienern und Beamten gefolgt, umschlossen wurde. Traurig tönten die militärischen Ehrenzeichen, welche man dem Zuge erwies, denn er war von keinem Jubel und Lebehoch begleitet. Ein zweifelhaftes Gemurmel im Lager allein ließ die Theilnahme des Heeres erkennen. Am Fuße des Hügels, der des Königs Zelt trug, hielt der kleine Zug; die Reiter blieben zurück und aus der Sänfte stieg eine schwarz gekleidete dicht verschleierte Frau, welche nun langsam und unterstützt von dem Arm eines greisen Mönchs den Pfad heran kam. Eine ziemliche Anzahl reich gekleideter Magnaten begleitete die Trauernde bis in den von Garden geschlossenen Kreis, wo Alexis den Besuch erwartete. Er fühlte seine Wangen erkalten, seine Glieder beben, als er Amandas gebeugte Gestalt erblickte, mit der größten Anstrengung nur behauptete er jenen Anschein von Ruhe, der den Zeugen dieser Zusammenkunft den innern Sturm verbergen mußte. Dem scharfen Beobachter konnte aber dem-

ungeachtet die ungewöhnliche Bewegung der beiden hohen Personen entgehen, die sich jetzt mit abgemessenen Schritten näherten, und, wie es den Uebrigen schien, kalt begrüßten. Einer unter den Zeugen namentlich, dem die geheimsten Verhältnisse der unglücklichen Liebenden bekannt waren, wußte es mit Gewißheit, daß unter der kalten Maske des Ceremoniells ein Paar wild entflammte Herzen einander bange entgegenschlugen — der Pater Pius, an dessen Arm die Zitternde einherwankte, und der selbst dann nicht von ihrer Seite wich, als sich das gekränkte Weib fast demüthig verneigte. Seiner wachsamen Sorgfalt allein hatte sie es auch zu danken, daß sie nicht in dem Augenblick der Begrüßung zu Boden sank. „Fassung, gnädigste Frau!" flüsterte er ihr leise zu, indem er sie fest am Arme hielt, „Fassung! auch dieser Kelch geht vorüber!"

Alexis war nicht minder von dem schmerzlichen Moment dieses Wiedersehens ergriffen. Zwar konnte er nicht in den bleichen Zügen ihres Gesichts die Geschichte ihres Grames lesen, denn sie waren dicht verschleiert, doch sah er wohl, daß es nicht mehr die jugendkräftig blühende Prinzessin war, die nun niedergedrückt von dem Gewicht einer unheilvollen Krone vor ihm stand. Eine Pause stummen schmerzlichen Betrachtens folgte auf seinen ehrerbietigen Gruß, ein mitleidvolles Lächeln spielte um seinen Mund wie selbstpeinigende Ironie, blieb aber unbemerkt von den gesenkten, in Thränen schwimmenden Augen der Königin. Wer gewohnt war, Zufälligkeiten eine beziehungsvolle Bedeutung zu geben, konnte die Bangigkeit dieses Augenblicks auch in der Natur harmonisch ausgedrückt finden, denn von dem westlichen Horizonte her tauchten finstere Gewitternebel empor und verschleierten den lachenden Himmel. Sein schwüler Hauch wehte schüchtern durch das zitternde Laub der Bäume.

„Wäre es Eurer Majestät genehm," sagte endlich Alexis mit etwas gedämpfter Stimme, „so würde ich, bei so be-

denklichen Zeichen am Himmel, Euch in mein Zelt einladen, um dort die mir zugedachten huldvollen Befehle zu vernehmen. Wir werden dort Schutz vor dem drohenden Unwetter, wenn auch nicht eine Eurer Majestät würdige Umgebung finden."

Stumm sich verbeugend folgte Amanda der Einladung. Nur Pater Pius begleitete sie in das Zelt, die übrigen ihrer Begleiter wichen unter ehrerbietigen Verneigungen zurück. Schwer ist es, die eigenthümliche Verlegenheit zu schildern, welche aus dem Widerstreit tiefer Empfindungen entsteht und auch hier einer hochsentimentalen Szene voranging. Man findet seine Zunge gelähmt, die Bewegungen des Körpers nicht in seiner Gewalt, die Gedanken verwirrt, den Blick scheu und von Thränen getrübt. Mit dem größten Unrecht schreiben Einige diesen sonderbaren Zustand der Geistesschwäche zu, denn die kräftigsten Geister sind am häufigsten vielleicht dieser Ohnmacht des Gemüths und Verstandes unterworfen. Für den Psychologen ist sie eine der merkwürdigsten, für den Mystiker eine der bedeutungsvollsten, unerklärlichsten Erscheinungen. Wer sich entweder selbst oft in diesem Zustande befunden, oder an Anderen seine Wirkungen und Folgen beobachtet hat, muß nothwendig an der unumschränkten Willens- und Wahlfreiheit der Geistes- und Gemüthsrichtung der Menschen verzweifeln. Wer wäre wohl so stark, daß er sich der Verlegenheit erwehren könnte, wer so seiner selbst mächtig, daß er die Bewegungen seines Gemüths während derselben zu lenken im Stande wäre? Sie zerfließt in Liebe, oder erstarrt in Haß; jedenfalls aber bezeichnet sie den Wendepunkt der edelsten und niedrigsten Leidenschaften. Sie unterjocht die unbändigsten Geister unter die Gewalt des Herzens, sie gleicht die ältesten Mißverhältnisse aus, zerstört die festesten Bündnisse, sie übt göttliche Gewalt über den Menschen aus und entreißt ihm die einzige Kraft, durch die er selbstständig ist, die Besinnung. Freunde werden durch sie entzweit, Feinde

versöhnt, aber mehr sind der Wohlthaten, die sie dem Menschengeschlechte erweist, als der Uebel, die durch sie entstehen. Sie entsteht aus Schaam und löst sich auf in Reue und Liebe, sie entsteht aus Kränkung, und löst sich auf in Schmerz oder Wuth. Die ganze Macht des Verhängnisses ist an ihren Moment geknüpft. Sie entwaffnet den schleichenden tagscheuen Haß, wenn er schaamerröthend vor das Auge des offenen Feindes tritt, sie bricht alle Schranken durch, die zwei sich mißverstehende Herzen von einander trennen und vereinigt sie in einem ewigen Bund.

„Gott segne Eure Majestäten!" sagte der greise Mönch gerührt, indem er die Königin vorführte, „möge aus dieser Stunde die Palme des Friedens zum Heil der unglücklichen Völker entsprießen."

Eine lange Pause folgte diesem frommen Spruch. Amanda zitterte so heftig, daß sie sich nur mühsam aufrecht halten konnte, Alexis selbst stützte sich mit einer Hand auf die Lehne seines Thronsessels, um eine festere Haltung zu gewinnen. Er hatte nicht gebebt im heißesten Gewühl der Schlacht, und fand sich jetzt unkräftig einem Weibe gegenüber. Als er Amandas Zittern bemerkte, bat er sie mit einem beredten Wink, sich niederzulassen auf den prächtigen Sitz, der nur ihm allein gebührte, aber sie weigerte sich dessen, demüthig in ihrer Stellung verharrend. Vergeblich erwartete Alexis, von ihr angeredet zu werden; die Unglückliche konnte kein Wort hervorbringen, obgleich sie sich lange zu dieser Zusammenkunft vorbereitet hatte. Jetzt blickte sie scheu durch den schwarzen Flor zu ihm auf und sah verwundert statt des jugendlich frischen Gesichtes, bleiche etwas abgefallene Wangen, matte Augen und die mit einer Binde umwundene Stirne. Auch er hatte gelitten, auch er war nicht seines Sieges froh, vielleicht unglücklich aus demselben Herzensgrunde wie sie!

Alexis brach endlich das lange peinvolle Schweigen mit zitternden Worten.

„Warum verbirgt Eure Majestät mir das Antlitz? Bin ich nicht mehr werth, Anderes zu sehen von Eurer geheiligten Person, als Gewänder und finsteren Flor?“

Amanda schlug den Schleier zurück und Alexis erblickte ein abgehärmtes, farbloses Gesicht, niedergeschlagene Wimpern und herabperlende Thränen.

„Bei Gott, Königin,“ rief Alexis erschüttert aus, „Ihr habt mehr gelitten, als Ihr verdient! — Und doch wer ist schuld an Eurem Unglück, bedaurungswürdige Frau, wer schuld an diesem unseligen Zwist, an dem Unglück und Blutvergießen, welches seit vielen Monaten unsere Länder erschreckt? Ich stehe Euch hier gegenüber, geharnischt von der Zehe bis zum Wirbel, angethan mit dem eisernen Gewand des Krieges, als Euer Feind — Feind! — Gott weiß es, daß ich es nie gewesen bin. Ich habe Euch geehrt, Königin, wie eine Heilige, und den Himmel um nichts so inbrünstig angefleht, als um Eure Erhaltung. Mein Volk lag zu Euren Füßen, liebte und ehrte Euch wie ich, sein unglückbeladener König. Da kam Euch eine böse Laune bei — verzeiht mir den Vorwurf — und Ihr begannt mich zu hassen und zu verfolgen. Die sanfte fromme Frau kränkte mich plötzlich mit Beleidigung und Schimpf, verschwor sich mit ehrgeizigen Männern und fanatischen Priestern zu meinem Untergang, rief die Macht dreier Fürsten herbei, um mich um mein Recht, um meine Ehre zu berauben. Mein Recht berief mich auf den Thron, mein Volk wollte mich zum König, meine Ehre hieß mich ihm gehorchen; aber es hätte nur eines Winkes von Königin Amanda bedurft und freiwillig hätte ich meine Krone, als ein geringes Opfer Eurer heiligen Würde gebracht, zu Füßen gelegt. Aber — kaum glaublich ist es — Ihr dürstetet nach Rache, nach Blut; seht nun die Früchte Eures unverdienten Hasses — bei meiner Ehre, ich habe sie nicht gesäet!“

Laut schluchzend sank die Gekränkte in die Arme des

Mönchs. Dieser übernahm es, sie zu vertheidigen gegen die bitteren Vorwürfe, welche ihr Alexis machte. Er erzählte dem erstaunten König nun mit Würde und Gewissenhaftigkeit den wahren Zusammenhang der unglücklichen Ereignisse, wie man die Kranke mit Ränken und boshaften Verleumdungen aufgereizt, wie sie dennoch alle Pläne zu seinem Sturz mit Abscheu zurückgewiesen und selbst den durch fremde Interessen und falsche Vorspiegelungen auswärtiger Höfe aufgeregten Vater vergeblich abgemahnt habe von allen Feindseligkeiten. Eine kenntnißvolle Darstellung aller verwickelten Staatsverhältnisse, welche den Krieg entzündet hatten, vermehrten die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptungen und reinigte die Königin von aller Schuld. Erklärung folgte auf Erklärung, und bald gewann Alexis die beruhigende Ueberzeugung, daß die zwischen ihm und Amanda obwaltenden Mißverhältnisse die geringste Veranlassung zum Kriege gegeben hätten. Wir übergehen diesen Theil der Unterredung, wobei Amanda nur eine stumme Zeugin war, als unwichtig für unsere Erzählung. Genug, die beiden Liebenden überzeugten sich, daß ihr zärtliches Verhältniß wenig oder gar nicht eingegriffen habe in das Staats- und Völkerleben der beiden kriegführenden Nationen, und Amanda erschien als Fürbitterin eines unglücklichen Fürsten, welche das Herz des Siegers zur Großmuth gegen seine Feinde stimmen sollte, frei von aller Mitschuld und verbrecherischer Theilnahme.

„Sprecht denn, unglückliche Frau, was fordert Ihr von mir? Obwohl Ihr mich selbst, abgesehen von allen Staatshändeln, tief gekränkt habt, weil ich mich nicht rühmen kann, mehr als ein Mensch zu sein, obwohl Ihr mich so sehr verachtet, daß Ihr keine Gemeinschaft mehr mit dem wünscht, der eben so unglücklich ist durch Euch, als Ihr durch ihn, werde ich doch stets nur Freundschaft walten lassen in allen meinen Handlungen, und mich in allen Dingen Eurem Willen ergeben. Fordert meine Krone und mein Reich, ich werde

nicht stark genug sein, Beide zu versagen, fordert meine Ehre und ich gebe sie Euch, fordert mein Blut, mein Leben und — hier in meinem verblutendem Haupt ist Beides."

So überwältigt von der Liebe Leidenschaft riß er den Verband von seiner Stirne und warf sich erschöpft in den Stuhl.

„Glaubt mir, strenge Königin, Ihr habt nicht mehr gelitten, als ich — ich werde nie wieder glücklich sein, als im Tode. Laßt mich hier sterben zu Euren Füßen und vielleicht gewährt Ihr mir doch in der letzten Minute meiner Lebenspein den Trost Eures Mitleids. O, ich glaube Verachtung von Euch nie verdient zu haben!"

„Um Gotteswillen, helft!" rief Amanda dem staunenden Priester zu, „steht ihm bei, ich beschwöre Euch bei der heiligen Jungfrau, er verblutet."

Pater Pius achtete auf diese Aufforderung nicht sogleich, als sie erwartete. Vielmehr betrachtete er den edlen Monarchen mit staunendem Wohlgefallen, sein großes Auge glänzte einen Augenblick, sein Gesicht überstrahlte eine bedeutsame Heiterkeit, doch dauerte dieses Betrachten nur einige Sekunden. Dann eilte er dem unbesonnenen Schwärmer zu Hilfe, legte ihm schweigend den Verband wieder um die Stirne, deren Wunde glücklicherweise noch von einem Heftpflaster geschützt war. Alexis ließ es willig geschehen, denn er mochte mit Schaam fühlen, daß sein Betragen etwas Kindisches an sich hatte. Indessen war ihm die Bewegung und Rede Amandas nicht entgangen.

„Würdigt mich Eurer Befehle, Königin!" sagte er ruhig.

„Nicht ziemt es mir zu befehlen," flüsterte Amanda nach einigem Besinnen, während dessen sie sich überzeugte, daß Alexis keinen Schaden genommen, „ich komme, um Eure Majestät um Großmuth gegen meinen unglücklichen Vater, gegen seine getreue Stadt und das ganze Reich, mein Va-

terland, anzusehen; nur Frieden und Schonung erbitte ich von Euch."

„Frieden um Bündniß und Freundschaft," erwiederte Alexis rasch, „gerne gewähre ich ihn um Eurer Fürsprache willen, sonst dürfte mich die Lust anwandeln, das Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten, den Königsstamm, der mich beschimpft und angegriffen, von der Erde zu vertilgen. Meine edelsten Freunde haben hier verblutet, die Blüthe meiner Generation wurde mir erschlagen — erwäget das, Königin, und Ihr werdet die Größe meines Opfers würdigen, indem ich, gerührt von Eurem Unglück, eine gerechte Rache aufgebe. Ihr seht, wie sehr ich Euer Sklave bin — habt Ihr sonst nichts zu fordern?"

„Nichts!"

„So meldet Sr. Majestät, Eurem königlichen Vater, daß ich auf Fürbitte seiner Tochter ihm, dem Besiegten, Alles gewähren will, was er in Vergessenheit unseres Streites zu fordern billig findet."

Auf diesen Bescheid näherte sich Amanda, von Freude belebt, dem großmüthigen Feind, und dankte mit unsäglicher Sanftmuth und Rührung. Aber die Verklärung ihres Gesichts zerflog schnell wie ein Lichtblick durch Wolken und ein tiefer Schmerz kündigte sich in ihren Geberden an. Mühsam kämpfte sie eine furchtbare Bewegung nieder, verneigte sich tief und wankte mit zögernden Schritten der Thüre zu. Schon war sie im Begriff, das Zelt zu verlassen, als ein plötzlicher Blitzstrahl ihre Schritte hemmte. Muthlos stand sie still. Schreck, Liebe, Kränkung, Freude erschütterten ihre leidengewohnte Brust. Sie war nicht fähig, den letzten Schritt zu unternehmen, der sie auf immer von dem geliebten Verbrecher trennen sollte, denn sie war fest entschlossen, abgeschieden von der Welt in heiligen Mauern frommen Werken hinführo zu leben. Pater Pius, den die Szene tief gerührt hatte, that nichts, ihre Unschlüssigkeit zu beseitigen, stumm

und traurig folgte er ihren Bewegungen. Da rief eine zum Herzen dringende schmerzliche Stimme durch den ferne rollenden Donner zugleich fragend und auffordernd: „Amanda!“ Noch zögerte sie bebend, aber ihr Herz pochte vernehmlich, als es zum zweiten Male, noch schmerzlicher als zuvor „Amanda!“ rief. Länger vermochte die von Leiden Erschöpfte dem lockenden Ruf nicht zu widerstehen, sie fing laut zu weinen an und stürzte sich in die offenen Arme des schmerzerschütterten Königs. Dort preßte sie heftig ihr Haupt an die Brust des Geliebten, ihr Schluchzen zu ersticken, umklammerte ihn mit den Händen und riß sich nach einigen Sekunden wieder los.

„Verzeih Dir Gott, Alexis, ich habe Dir verziehen!“

Mit diesen jammernden Worten wollte sie forteilen, aber mit sanfter Gewalt hielt sie Alexis zurück. Sein unbändiger Stolz war von Liebe überwältigt, er sehnte sich stürmisch nach Rechtfertigung und Versöhnung. Leicht gelang es ihm die schwach Widerstrebende zu dem Thronsessel zu führen, wo sie ermattet niedersank. Zu ihren Füßen kniete Alexis nieder, erhob die Rechte empor und rief mit starker, das brausende Gewitter übertäubender Stimme:

„Beim allmächtigen Gott, dessen Hand über unseren Häuptern schwebt, dessen Blitze den Meineid strafen mögen, schwöre ich Dir, Amanda, meine theure Amanda, daß ich frei bin von jeder Schuld, deren mich Dein ungegründeter Argwohn zeiht. Wenn ich löge, soll meine erhobene, den Himmel zum Zeugen aufrufende Hand erstarren, mein Verstand sich verwirren in Wahnsinn, mein Name untergehen in Schmach und Elend, mein Leib auf einem Hochgericht verfaulen, meine Seele in ewiger Verdammniß leben. Du hast Dich gerechtfertigt gegen mich, Amanda, laß darum mich auch reinigen von dem bösen Verdacht, der mir Dein Herz entfremdet, der Dir ungerechte Verachtung und Abscheu eingeimpft. Du, mir theurer als mein Reich, mein Volk,

meine Krone, meine Ehre, hast mir die Ruhe und Zufriedenheit meines Herzens getödtet, Du, die ich mehr liebte als Gott, gegen den ich mich versündigte aus Liebe zu Dir, hast meine Liebe mit Haß vergolten. Amanda, Du ladest ein größeres Verbrechen auf Dein Haupt, als das ist, dessen Du mich fähig gehalten, wenn Du nicht gerecht bist gegen mich, denn unverdient gekränkte Liebe ist eine schreckliche Leidenschaft in dem Herzen eines Königs. Muß ich aufhören Dich zu lieben, Amanda, so werde ich die Menschheit hassen und die Welt, mein Vaterland und mein Volk, Gott und das Gute. Nur die Macht werde ich lieben, welche der Unverstand in meine Hände gegeben, um mit ihr zu rasen gegen mein Geschlecht; Zerstörung, Rache wird mein Tagewerk sein und es wird keinen Glücklichen geben, wo ich athme und wo mein Arm Kraft hat. Ich werde keine Liebe um mich dulden, kein Vater soll sich seines Kindes, kein Gatte seines Weibes freuen, wenn mein Auge das Glück ihres Herzens erspäht, ich werde morden, trennen, vernichten vom Morgen bis zum Abend, jeden Tag mit Blut zeichnen und den Jahrestag meines Unglücks sollen Tausend gebrochene Herzen mit Jammer und Verzweiflung feiern. Krieg werde ich anfangen mit friedlichen Nachbaren und meine Zeit soll es schrecklich fühlen, daß ein König unglücklich war. Alle die Greuel der Verwüstung, des Mords, der Schmach werden ihren Ursprung haben in meinem vergällten Herzen, und auf Euch fällt die ungeheure Schuld eines tausendfachen Meuchelmordes, verübt an den Kindern der Menschheit."

Amanda schauderte bei diesem Toben eines leidenschaftlichen Gemüthes, aber wenn sie den Schwur des Geliebten mit freudigem Herzen glaubte, konnte sie an eine solche Entartung nicht glauben. Dennoch that ihrem sanften Gemüth die aufbrausende Heftigkeit des Königs weh, und sie suchte sie in dem Augenblick, da sie versöhnlich gestimmt war, zu beschwichtigen.

„Lästere Dich nicht selbst, Alexis," sagte sie fast schmeichelnd, „nimmer möchte ich Dich so tyrannischer Raserei fähig halten."

„O, Du kennst mich, Amanda, Gott sei Dank, Du denkst nicht mehr übel von Alexis," erwiederte er bis zu Thränen besänftigt, „wohl wäre ich nicht fähig so herzloser Unthaten, nein, ich würde meinen Schmerz keinen schuldlosen Dritten empfinden lassen. Aber möglich, denke ich, wär' es, hätt' ich Dich nie geliebt, nie mein wildes Herz mit dem Anblick Deiner Huld gewöhnt. Nur mich selbst würde ich zerstören, nur gegen mich selbst rasen und über fremdes Unglück — fremdes Glück — weinen. Und was ist's dann? ein elendes Einzelding in der Unzahl irdischer Existenzen, welches untergeht durch Deinen Haß, Amanda, nicht einer Thräne des Bedauerns werth, Amanda selbst würde es nicht beweinen! —"

Keine Leidenschaft gefällt sich so in Selbstqual, wie die Liebe, keine macht sich so bittere Vorwürfe und verweilt so gerne bei Gedanken die das Innerste schmerzlich berühren. Pater Pius, der Zeuge dieser Szenen war, zerfloß fast in Thränen, und fürchtete mit Unrecht ein neues Mißverständniß. Bei der längst vermutheten, nun außer Zweifel gesetzten Unschuld des Königs, wünschte er sehnlich zu der beiden Liebenden Heil ihre Vereinigung, die ihm jedoch weit schwieriger schien, als sie es war. Er hatte Amanda hundert Mal betheuern gehört, daß sie nie wieder weltlichen Freuden sich ergeben werde, er besorgte ernstlich, ihr fester Vorsatz werde durch diese Szenen nicht erschüttert werden. Kaum traute er daher seinen Augen, als er sah, wie Amanda, gänzlich außer sich, durch stumme Bitten — denn lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme — den peinlichen Vorwurf von sich abzulehnen strebte, wie sie endlich laut weinend an seine Brust sank und mit der größten Anstrengung nur zwei Worte hervorbrachte: „Vergieb mir!" Die Liebe hatte das Unglaubliche vollbracht, sie waren wieder vereinigt. Zwar hatte Amanda keine

anderen Beweise seiner Unschuld an dem Mord ihres Kindes erfahren, als einen Schwur, aber der Liebe Glauben ist allmächtig. Ein frommer Christ glaubt nicht so fest an die Unfehlbarkeit der Kirche, als eine Liebende an das Wort der Betheuerung des Geliebten, keine That ist so wunderbar und unglaublich, kein Versprechen so tollkühn und unmöglicher Erfüllung, daß nicht ein Liebender sie glauben würde. Ist doch der Liebe uranfänglicher nie bezweifelter Schwur eine entschiedene Unmöglichkeit, und doch glauben in der Stunde Millionen an die „Ewigkeit der Liebe und Treue.“

Die reinste Wollust gefühlvoller Herzen liegt in der Versöhnung. Das edle Paar, an dessen Geschick wir den wärmsten Antheil nehmen, schwelgte in ihr mit so unersättlicher genußverlängernder Begier, daß wir den Leser ermüden würden, wollten wir diese Szene schildernd ausführen. Pater Pius, dessen Geduld harte Prüfungen gewohnt war, konnte selbst das Ende derselben nicht erwarten. Ermüdet von des Tages heißen Mühen und den ungewohnten Gemüthsbewegungen, die sein altes Herz in den letzten Tagen aufgeregt hatten, innerlich getröstet, beruhigt und erfreut über die glückliche Wendung der Dinge, gab sein schwacher Körper den ungestümen Forderungen der Natur nach. Unbemerkt von den Liebenden murmelte er einige Segenssprüche und schlief, auf einen Stuhl unwillkürlich hinsinkend, sanft und fromm erbaut ein.

Wenige Monate nach dieser Szene, eine kurze Frist, welche wie ein Augenblick unter mancherlei Vorkehrungen, diplomatischen Verhandlungen und Regierungsgeschäften verstrich, sah man unter dem Jubel einer großen Volksmenge ein stattliches Schiff aus dem Hafen laufen. Es war festlich geschmückt und bekränzt, von vielen anderen kleinen und großen Fahrzeugen umschwärmt, und steuerte nach Nordost der

Küste des Reiches zu, welches von dem schönsten, edelsten und tapfersten Fürsten der damaligen Zeit beherrscht wurde. Kein Zweifel kann über dieses glückliche Land obwalten, wenn wir vernehmen, daß jenes stattliche Schiff zwei hohe Liebende aus dem Vaterlande der Braut entführte. In seinem Raum herrschte das Entzücken, auf seinem Verdeck jubelte die Freude, schäkerte der jugendliche Muthwille geschäftiger Schiffsjungen. Nur einer der vornehmen Reisenden war zuweilen ungewöhnlich mürrisch und freudelos, und zwar ein Mann, von dem wir es wegen seiner heiteren Gemüthsart am wenigsten vermutheten, der junge mit Lorbeern bekrönte Kriegsheld Anson. Auf der ganzen Fahrt führte er ein der Seemannsweise nicht entsprechendes Leben; am Tage verkroch er sich in den Raum und schlief, oder stellte sich krank, in der Nacht stieg er aufs Verdeck empor, um mit den Sternen zu hadern. Sein verdrießliches Geheimniß zu erforschen, müssen wir den Einsamen in einer hellen Mondnacht belauschen. Die See war ruhig, der Wind günstig, der Sternhimmel ganz entwölkt und von der keuschen Luna überstrahlt. Man hörte nichts, als das einförmige Knarren des Steuerruders, das Fächeln der Segel, wenn der Wind umsprang oder das Schiff eine andere Richtung einschlug, und die monotone Stimme des Steuermanns, der einen leichtgläubigen Matrosen mit Mährchen unterhielt. Anson schritt allein auf dem geräumigen Verdeck auf und nieder, unbekümmert um die Mährchen des Steuermanns, ja, wie es schien, auch wenig das leise murmelnde Spiel der Wellen und das Geschimmer der Sterne beachtend. Er hatte kein Auge für die nächtliche Pracht der Natur, und verwendete das Auge selten von den Brettern, auf welchen er ging oder stand, wenn das Schiff sich auf die Seite neigte. Auf seinem Gesichte konnte man neben dem Ausdruck des vorwaltenden Unmuths auch noch einige Spuren der ihm eigenthümlichen Laune bemerken. Sein Betragen verrieth einige innerliche Unruhe; bald stampfte er

mit den Füßen, bald schüttelte er das Haupt, bald schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirne.

„Ein Narr bin ich, das ist ausgemacht,“ sagte er zu sich selbst, „ein heilloser Narr und unbeständiger Windbeutel dazu, und doch wieder auf der anderen Seite ein so schwermüthiger Kopfhänger, als man nur sein kann, wenn man beständig liebt. Angelika ist schön und gut und schlank, fein gebaut wie ein arabisches Pferd — schlechter Vergleich — wie ein Reh vielmehr oder wie — nun sei's wie immer, kurz, ich liebte sie wie meinen Augapfel — mehr als meine Hunde, meine Pferde — schöne Liebe das! Und doch, es ist wahr wie meine Mannheit, die ich empfinde wie einen Stachel — ich liebe sie über Alles und sollte mich ohrfeigen, wenn ich an Andere denke. Es ist verrätherisch, schurkisch, infam, eine Andere lieben zu wollen — aber mein Gott, was kann ich dafür, wenn mir die Königin gefällt, die der König heirathet, der König, der König, mein gütiger Freund! Nein, Auson, das ist eine dumme Grille, ein vorübergehendes Gelüsten — keine Liebe. Wenn ich sage, ich liebe die Königin, so heißt das so viel, als ich liebe den Mond. Sehr viel Ehre für den Mond, daß ich ihn liebe, wahrhaftig, ich mache Verse auf ihn und sende ihm Seufzer zu, die nur von meiner Nase vernommen werden. So liebe die Königin, wie den Mond, das ist nichts Unerlaubtes, das ist nur närrisch. Warum liebe ich sie? Weil sie schön ist — Angelika ist schöner — weil sie mir die Hand gedrückt hat, als ich sie fliehen ließ, weil sie mich süß lächelnd angeblickt? — Angelika hat mir mehr als ein Mal die Hand gedrückt, mehr als ein Mal gesagt, daß sie mich liebe, mich geküßt — o, das ist elend von Dir, daß Du das vergessen konntest. Wenn ich sage: ich liebe; was heißt das? Ich will sie haben, besitzen, mit ihr Kinder zeugen. Ich liebe den Mond, folglich will ich ihn haben, besitzen, mit ihm Kinder zeugen.

Oder ist die Königin mir nicht so unerreichbar wie der Mond? Es giebt nur einen Berg, der hinaufreicht bis zu diesem Gestirn — es ist eine Leiche. Hu, welch ein alberner, schuftiger Gedanke. Hat Auson je einen so niederträchtigen Gedanken gehabt? Nein. Gut also, unerreichbar wie der Mond und damit gut. — Beim Lichte betrachtet ist es eben kein Unglück, daß ich und wenn ich sie liebe. Wollte sie wie ich, wäre uns Beiden geholfen und Niemanden geschadet. Wäre nicht das erste Mal, daß ein Kukuk ein Ei legt. Es wird nichts schadhaft durch die Liebe. — Pfui, über diese Grundsätze, wenn es noch Grundsätze sind. — Glücklich, der keine Grundsätze hat — das Gewissen? hol es — es ist nicht noble, ein Gewissen zu haben. Es schickt sich für keinen Kavalier, höchstens für Taglöhner — besonders im Punkt der Liebe. Das Gewissen ist wie ein hinkender Bote, er kommt immer zu spät. — Aber ich sage, ich liebe sie nicht. — Manchmal ist es mir auch, als hätte ich nie oder schon unzählige Male geliebt. Was ist die Liebe? Die Begierde, ein Weib zu besitzen. Gerechter Himmel, dann bin ich ein großer Sünder! Habe ich je ein schönes Weib gesehen, ohne sie zu lieben, das heißt, ohne sie in mein Bett zu wünschen? Das ist wahr, unter den Schönen gefiel mir immer die Schönste und Nächste am meisten. Wer steht mir dafür, daß, wenn ich heute die liebe, ich nicht morgen eine auffinde mit größeren Vollkommenheiten, so daß es mich gereuen muß, daß ich mich der gestrigen mit Leib und Seele verschrieben habe? Das, Auson, ist die rechte Betrachtung, die führt zum Ziel — es handelt sich nur darum, recht bald aus diesem schwimmenden Kasten erlöst zu werden, wo die Einzige immer die Schönste ist, und meine Liebe wird auf dem blumenreichen Festlande verschwinden wie die Seekrankheit. Ist es ein Wunder, daß ich sie liebe, hier auf dieser Wasserwüste, wo ich nichts sehe, als struppige Matrosenköpfe und Hä-

ringe? Welcher Haifisch soll ihr meine Zärtlichkeit abwendig machen, welche wilde Gans soll im Fluge mein Herz erobern? Kurz, es läßt sich gar nichts sagen von dieser Liebe, es muß erst wieder eine ordentliche Konkurrenz eintreten. Was ist die Liebe, die ausschließend ewige treue Liebe? Einbildung. Man lasse Konkurrenz eintreten, man entferne eine einzig Geliebte und stelle dem verliebten Thoren eine andere Schöne vor, die schöner ist, oder eben so schön, gutherziger oder eben so gutherzig, zärtlicher, oder eben so zärtlich, man lasse ihm nun freie Wahl, erlaube ihm, die schöne Nebenbuhlerin zu lieben, wenigstens ad interim, und wenn er von der Erlaubniß keinen Gebrauch macht, so will ich zeitlebens im Cölibat leben und mein Fleisch mit Geißelhieben kasteien. Wäre dem nicht so, gäbe es wohl eine Verführung? Was ist die Verführung, als die Macht der Liebe im reizenden Wechsel, welche sich manchmal schnell selbst tödtet, um nächstens für eine Dritte zu entbrennen, oder wohl auch zurückkehrend sich dem erstgeliebten Individuum mit neuer Frische zuzuwenden. Im Wechsel allein lebt die Beständigkeit der Liebe. Warum also soll ich Einer zu sehr anhängen, die ich meiden muß, warum soll es mich so unmäßig grämen, wenn ich mir eine Einzige versagen muß, da mir doch die Zuflucht zu tausend Schöneren bleibt? In vernünftigen Augenblicken, deren ich zuweilen einige habe, kommt es mir weit härter vor, um Einer willen Alle, als um Aller willen Eine zu entbehren. Glaube mir, mein lieber Auson, der König ist weit schlimmer daran, als Du. Er hat jetzt seinen Theil und muß damit zufrieden sein zeitlebens. Kurz und gut, ich liebe sie nicht, ich mag sie nicht, ich heirathe weder Angelika, noch gräm' ich mich um Amanda, sondern bleibe ein ehrbarer lustiger Junggeselle und aller Schönen, die sich willig finden lassen, ungebundener und zeitweiliger Gemahl. Bei dieser Philosophie allein kann ich gedeihen, dick und fett werden und selig

sterben, ohne mich je über ein Weib betrübt zu haben. Somit gute Nacht, geliebter Mond — von nun an will ich schlafen und, wenn mir der Kitzel kommt, einen Becher Wasser trinken.“

Hierauf verfügte er sich in sein schwankendes Lager und träumte die ganze übrige Nacht in einem peinlichen Halbschlaf von — der verbotenen Frucht im Paradiese.

2.

Unser edler Held hat nun, wie wir wissen, einen Akt des Lebens, mit welchem alle Romane schließen, trotz aller Widerwärtigkeiten glücklich zu Ende gebracht, er ist in dem Hafen der Ehe eingelaufen und hat sein Fahrzeug mit weniger Weisheit, als Glück in allen Stürmen unversehrt erhalten. Es wäre eine undankbare Neugierde, wollte der geneigte Leser erforschen, mit welcher glühenden Hast er das Brautlager der Königin bestieg und wie ihm die geheimen Freuden der ersten Nacht gemundet, denn er war bereits so glücklich, einen wonnevollen Moment des ersten Liebesgenusses zu belauschen, der außer ihm nur der ewigen Verschwiegenheit des Beichtstuhles vertraut ward und konnte folglich nichts erwarten, als eine Wiederholung dessen, was ihm in der Erzählung gewiß nicht das Vergnügen verursachen würde, welches man in der Wirklichkeit bei Wiederholungen so süßer Art empfindet. Zudem heißt es, und vielleicht nicht ohne Grund, daß der Erstgenuß der Liebe alle späteren Genüsse an Ueberwonne der Empfindung in hohem Grade übertrifft. Wenn das wahr ist, so kann der Erzähler einer Geschichte keinen vernünftigen Grund haben, bei einer Begebenheit die kostbare Zeit zu vergeuden, welche so wenig außerordentlicher Art ist und in der Regel mit jedem Menschen sich ein Mal ereignet, vorausgesetzt, daß

er auch physisch nicht vergeblich zu leben gesonnen ist. Eben so wenig wollen wir uns bei den glücklichen Flitterwochen oder Flitterjahren aufhalten; denn so reich an Glückseligkeit sie sein mögen, sind sie doch für eine Erzählung eben so wie für einen abgelebten Wüstling zu arm an Wechsel. Noch weniger Grund, als zu so unnützer Forschbegier, haben wir, unseren Helden an der Schwelle des ehlichen Schlafgemaches, welches kein Geheimniß enthält, und dessen Bestimmung an seinen Geräthschaften so leicht erkannt wird, als eine Krämerbude oder Werkstätte an den ihrigen, zu verlassen, da er sich doch erst im zweiten Akte des Lebens befindet, welchem noch mehrere und gewiß die wichtigeren nachfolgen, ehe der Tod das Drama auf immer beschließt. Selbst in Bezug auf das geschlechtliche Leben des Menschen muß es jeder oberflächliche Halbphilosoph selbst für grundfalsch erkennen, wenn man die Geschichte seines Herzens mit dem Ehebündniß beschließt, gleichsam, als würde, wie Viele auch festiglich vermeinen, die Liebe am Traualtar für ewige Zeiten abgethan. Nicht grausamer und thörichter ist das Selbstverbrennen der indischen Wittwen beim Tode ihrer Gatten, als dieser mörderische Gebrauch, die prächtigsten Romanhelden vor den gleichgültigen Augen der Leser moralisch abzuschlachten, oder, um deutlicher zu sprechen, seinem Interesse zu entrücken, denn jenseits jenes fingirten Todes ist noch so reiches Leben, so wunderbares Verhängniß, daß wir nicht einsehen, warum dem armen betrogenen Leser nicht auch ein Blick jenseits der verbindenden Hand des segnenden Kopulators vergönnt sein soll. Streng genommen ist dieses altherkömmliche Verfahren eben so unehrlich und betrügerisch, als thöricht, denn mancher unglückliche Held findet sein Eldorado erst, nachdem er diesen heißen Aequator passirt, und mancher geschmeichelte Glückspilz, den man bis dahin in einem Meere von Wonne und Glückseligkeit schwimmen ließ, geräth jenseits in ein starres Eismeer, in welchem nachträglich seine brennende Liebe

und sein Süßwasserleben gefriert. Wenn man auch zugeben muß, daß der Eine durch den Gewinn einer schönen Hand auf lange Zeit, oder immer beglückt wird, so kann man doch auch nicht läugnen, daß ein Anderer nach einigen Wochen vergeblicher Wahnfreuden hochzeitlichen Lebens die Eitelkeit der Weiber und alles Irdischen nach dieser Blattwendung erst erkennen lernt; bei einem Dritten ist es sogar leicht erweislich, daß nach der Hand ihm kein größeres Glück begegnen konnte, als der Verlust oder die Treulosigkeit einer über Gebühr angebeteten Geliebten.

Die Geschichte des Geistes oder des höheren Menschen beginnt dagegen erst dann in der Regel, wenn die Geschichte des Herzens vorbei, das Herz selbst beruhigt oder vernichtet oder erstarkt ist. Bis dahin, namentlich bis zur Gewährung der Liebessehnsucht und der stärksten physischen Postulate, führen die Menschen ein schwachherziges Naturleben, aus dessen Tod und Vergehen erst das edlere geistige Selbst des Menschen ersteht. Es ist dieß das Zeitalter der Gottwerdung des Thieres, das Zeitalter der Vernunft, wie jenes entschwundene das Zeitalter der naturkräftigen Empfindung war. Vor diesem ist das menschliche Wesen ein gährender Stoff, in welchem der Geist und die Thierheit auf- und niederbraust, bis die Liebe den Geist entbindet, das Wesen aufklärt, die Hefen der Thierheit absondert. Vor diesem ist die kostbarste Materie eng verschlossen wie das Erz im Felsen, und erst jenes göttliche Feuer, welches man Liebe nennt, schmilzt das Gold in reine unvermischte Massen, sondert die Schlacken von ihm. Mit der Liebe entzündet sich das Licht. Es strebt nach dem Himmel, woher der Funke entglommen, es nährt sich vom Körperlichen, ohne selbst körperlich zu sein, wie die Flamme vom Docht und Oel. Nur dann ist die Erscheinung des Lebens vollkommen, wenn das Wesen entzündet ist, nur dann ist es entwickelt und auf dem Wege seiner Bestimmung. Vor dem ist der Mensch eine Fackel, die nicht brennt, ein

Vulkan, der schweigt, ein Gewitter, das stumm und ohne Blitze den Himmel überzieht, ein unvollkommenes werdendes Ding.

Schwerlich kann Jemand ein großer Mann werden, hat er nicht den Prozeß der Liebe körperlich und geistig durchgemacht auf dem ordentlichen vernunft- und naturgemäßen Wege, und sollten wir wirklich berechtigt sein, den großen Newton, der bekanntlich nie der Liebe Freuden genossen, nie eine Geschlechtsempfindung befriedigt haben soll, als eine Ausnahme gelten zu lassen, so kann man sie nicht anders, als ein unerhörtes Naturwunder nennen. In der Regel aber bildet die allgewaltige Liebe aus dem Kampf gegebener Neigungen nicht nur den Charakter, sondern auch aus den gegebenen Anlagen und Fähigkeiten die geistige, produktive Potenz der Menschen. Vor Eintritt der Pubertät und Liebe ist der Mensch ein Sklave seiner Begierden, seines Instinkts, seiner eingelernten Gewohnheit, ein künstlich abgerichtetes Thier, welches artig auf den Hinterbeinen geht, mit Anstand ißt und trinkt, tanzt und apportirt und zwar nach Maßgabe der Bemühungen seiner Erzieher mit mehr oder weniger Geschicklichkeit. Erst in der Liebe wird seine Kraft selbstständig, sein Geist zeugungskräftig, sein Wille stark. Wer diese Schule der Natar vernachlässigt, bleibt ein Affe, der nur nach fremden Mustern lebt. Aus der Zahl dieser verunglückten Geschöpfe rekrutirt die Welt Narren und Fanatiker, die Religion ihre Märtyrer, das Tollhaus seine Bewohner. Mit dem entzückenden Geheimniß der Weiblichkeit erschließt sich dem Jüngling eine neue Welt, in der er zum ersten Male als handelnde Person auftritt — es ist ein kleinliches Interesse, welches ihm auf seinen neuen Wegen nicht zu folgen vermag, denn jetzt erst tritt er in die Reihe selbstthätiger Wesen ein. Hier empfängt er aus den Händen der Natur die körperliche und geistige Rüstung, die Waffen seiner entschiedenen Leidenschaften, das Auge der Vernunft. Sein

Kampf ist ein Schauspiel für Götter, seine früheren Handlungen waren Knabenspiele.

Unseren Helden hat die Liebe glücklich entwickelt. Sein Körper ist erstarkt, seine Seele vollkommen ausgebildet. Die erfreulichen Anlagen, welche wir an ihm bemerkt haben, sind zur entschiedenen Kraft geworden, seine stürmischen Neigungen haben sich ein breites tiefes Strombett gegraben, sein Wille hat eine feste Richtung genommen. Der Liebe Kämpfen hat sein Gemüth veredelt und gestärkt. Zwei Jahre einer glücklichen Ehe haben wilde Begierden aufgezehrt, den umwölkten Geist von dem Dunst der Phantasterei befreit. Er ist Gatte, Vater geworden, hat sein Herz befriedigt und sein heißes Blut in Genuß beschwichtigt. In der wohlthätigen Ruhe der Sättigung hat er Muße gefunden, an eine vernünftige Anwendung seiner Kräfte zu denken und ihre Thätigkeit dem Vaterlande geweiht. Nach dem Verfluß des Sinnentaumels der ersten Ehewochen beginnt sein thätiges Regierungsleben. Bis jetzt waren seine Kräfte durch einen gefährlichen Krieg, mehr aber noch durch die Unruhe seines Herzens zerstreut worden und alle bisherigen Regierungsmaßregeln, welche in seinem Namen ergriffen worden waren, gingen in der Regel von Samboro aus, dessen Leitung sich Alexis in allen Dingen gerne überließ. Anders war es jetzt. Mit unermüdlichem Fleiß erforschte er die Gebrechen des Staates und erhöhte seine Thätigkeit, seinen philanthropischen Eifer für das Wohl des Volkes, um diesen schnell abzuhelfen. Zuerst gewann er sich die Liebe des Volks durch Verminderung der drückenden Steuern, und indem er den unnützen todten Schatz von Kostbarkeiten und luxuriösen Raritäten, welche Severin angehäuft hatte, dem Staate opferte, die mit unschuldigen Opfern angefüllten Kerker entleerte, Handels- und Gewerbsfreiheit einführte. Gleichzeitig verbesserte er die Landesgesetze, das rechtliche Verhältniß der Personen und Stände, schränkte die Privilegien des Adels ein, vermehrte die der

Bauern und Bürger. In Glaubensſachen verordnete er die unumſchränkteſte Toleranz. Denk- und Sprechfreiheit wurden begünſtigt, die öffentlichen Lehranſtalten vermehrt und verbeſſert, das unbebaute Land bebaut, das unbevölkerte bevölkert. Seine Reformen waren kühn und umfaſſend, ſeine Maßregeln kräftig und unwiderruflich, denn ſein unbeugſamer Sinn duldete ſeit Samboros Tod keinen fremden Einſpruch. Er folgte ſtets nur ſeinem Herzen und Verſtand, voll von der unerſchütterlichen Ueberzeugung, daß er gerecht und weiſe handle. Perſönlich war er im Umgange mit arroganten Magnaten ſtolz und herriſch, mit niedrigen Bürgern leutſelig, vertraulich, herablaſſend. Als Richter war er ſtreng, gerecht und gnädig. Sein erfinderiſcher Geiſt brütete ſtets neue Entwürfe und dem Entſchluß folgte ſchnell die Ausführung. Seine Ehre ſuchte er in Beglückung ſeines Volkes. und ward dafür von den beſſeren Zeitgenoſſen vergöttert. Der Ruhm ſeiner Größe, Gerechtigkeit, Humanität, Tapferkeit erſcholl bald von einem Ende der Welt zum andern. Keiner von den damaligen Regenten konnte ſich gleich ihm rühmen, ſo von den Unterthanen geliebt, ſo glücklich in ſeinen Unternehmungen zu ſein, daher ſagte der Neid, es würde ein übles Ende nehmen mit ſeiner Größe. Alexis kümmerte ſich wenig um das Geflüſter der Mißgunſt, denn ſie war unmächtig, ihm zu ſchaden. Er genoß das Glück und die Selbſtzufriedenheit eines gerechten Monarchen im vollen Maße. Nie zeigte er ſich dem Volke, ohne von ſeinem Jubel begrüßt zu werden, nie erließ er eine neue dem gemeinen Weſen nützliche Verordnung, ohne durch Lobpreiſung ſeiner Verehrer belohnt zu werden. So ſah ſich ſein Ehrgeiz befriedigt, ſeine Vaterlandsliebe reich belohnt. Wo iſt der gefürchtete Widerſpruch, fragte er ſich ſelbſtzufrieden, wenn er der Warnungen des alten Magns gedachte, zwiſchen den Forderungen der Ehre und jenen der Pflicht? Habe ich nicht zugleich meine Menſchen- und Regentenpflicht erfüllt, indem ich dem Ehrgeiz

folgte? Läßt das Volk nicht meinen guten Handlungen Gerechtigkeit wiederfahren, und habe ich wohl ein Opfer meinem Ehrgeiz gebracht? Die Menscheu sind nicht undankbar, nicht unverständig — nein, ich achte sie, denn sie achten auch mich. Wie leicht wurde es mir, ihren Wohlstand zu verbessern, ihre Freiheit zu vermehren, ihren Verstand aufzuklären. Wo sind die geträumten Gefahren, welche mir begegnen sollten? Das Volk segnet und preist mich, das Heer ist stolz auf mich, der Adel achtet mich, der Klerus fürchtet mich. Nur klein und unbedeutend können die Gefahren sein, welche aus dem Guten entspringen, die Liebe meiner glücklichen Unterthanen ist eine überkräftige Waffe gegen sie. — Niemand störte die glückliche Illusion des edlen Monarchen, Niemand warnte ihn. Täglich huldigten ihm Tausende, dankten ihm beglückte, dem Elend der Armuth entrissene Unterthanen. Aber nicht makellos war dieser Stern, dem die Menschheit göttliche Verehrung darbrachte; wir werden bald Gelegenheit haben, durch ein verdüsterndes, die Blendung zerstörendes Glas die Flecken seines Glanzes zu entdecken.

Das Familienglück des königlichen Hauses war eben so ungetrübt; auch in diesem kleinen Kreis war Alexis die Sonne, um welche sich die übrigen Planeten bewegten, gebannt durch einen natürlichen Zauber in die Lichtsphäre seines Lebens. Die Mutter des Königs hatte bald den wahren Schmerz über das blutige Ende ihres getreuen Dieners überwunden, nachdem sie seinem Andenken manche Thräne des Dankes geweiht. Ihr fröhliches Naturell kehrte bald wieder, als sie ihren Sohn glücklich und vergöttert sah, als ihre Hoffnung eines Enkels erfüllt war. Mit Amanda lebte sie wieder in der zärtlichsten Freundschaft, obgleich der Pater Pius, der nun als Beichtvater der Königin angestellt war, manches ernste Wort frommer Ermahnung gegen ihre unsittlichen Grundsätze fallen ließ. Seinen Bemühungen gelang es endlich, auch diese leichtsinnige Frau zu bekehren; denn

seit Samboro todt war, gab es Niemand, der ihren religiösen Indifferentismus und ihre frivole Lebensphilosophie gebilligt und genährt hätte. Auch lag es jetzt nicht mehr in ihrem Interesse, die Sittenstrenge der Königin mit leichtfertigen Räsonnements anzugreifen, denn in ihr war das Glück ihres geliebten Sohnes bedingt. Dieser tadelte laut die bequeme Moral seiner Mutter; denn obwohl er in derselben Schule gebildet worden war, sah er es doch nicht gerne, wenn ein Weib über den kleinen Denkkreis der Religion hinausstrebte. Er fand etwas Unzartes, Unweibliches und Widernatürliches in solchem Hang und fühlte wohl, daß die weibliche Schwachheit des Glaubens bedürfe, um nicht auszuarten in zügellose Ausschweifung. Diese nie verhehlten Ansichten ihres Sohnes, dessen Geisteskräfte sie fast überschätzte, in dessen Weisheit sie sich gerne fand, nicht minder das zunehmende Alter, welches ihren kecken Witz abstumpfte, ferner eine rasch sich ausbildende hektische Anlage und die unter solchen Umständen nahe liegenden Todesbetrachtungen, Alles dieß wirkte harmonisch zusammen, ihr Herz wieder empfänglich zu machen für die frommen Lehren des Pater Pius, dem sie gerne zuhörte, denn er sprach mit Wärme und Salbung. In wenigen Monaten brachte es dieser fromme Mann so weit, daß sie wieder die Kirche besuchte, regelmäßig zur Beichte ging und eine Menge Seelenmessen für einen abgeschiedenen Freund lesen ließ. Nach und nach stellte sich ein wahrhafter Eifer in ihrer Religiosität ein, und gleichmäßig mit ihrer schönen Haut trocknete der letzte Rest von Freigeisterei ein. Wir wollen sie wegen ihrer Frömmelei eben so wenig tadeln, als wegen ihrer vormaligen philosophischen Extravaganz; denn kein Weib hat den Muth, bis ans Ende ihres Lebens den religiösen Wahn zu verhöhnen.

Nur eine Unglückliche zählte die königliche Familie unter ihren Mitgliedern — die schwärmerische Angelika. Ihr Gram war so alt als das Glück ihres Bruders — sie konnte

sich nie mit Amanden befreunden. Auson, der ihr wiederholt seine Anträge erneuerte, ward endlich ihrer freundlich ausweichenden Antworten überdrüssig und verbannte sich selbst aus ihrer Nähe. Ihre phantastischen Launen wurden Allen zuwider, nur Alexis konnte sie ertragen, aber er hatte wenig Muße, sich mit seiner Schwester zu beschäftigen. Vergeblich drang die Herzogin Mutter, selbst Alexis in sie, den Werbungen eines ihrer Anbeter nachzugeben, ihre Antwoet war immer ein festes Nein. Da Niemand ihren Seelenzustand begriff, ihren verzehrenden Gram mit Trost und Theilnahme milderte, denn Niemand konnte sie für unglücklich halten, fing sie an, schweigsam und nachdenkend zu werden. Zusehends schwand ihre Nervenkraft dahin, vergeblich bemühten sich die Aerzte, den Grund und das Wesen ihrer Geisteskrankheit zu erforschen. Das Letzte hoffte man von den religiösen Vorstellungen, welche Pater Pius ihr zu machen beauftragt wurde, aber das Resultat seiner Bemühung war für ihre Lieben kein so erfreuliches, als für den gottesfürchtigen Beichtiger selbst. Sie versicherte ihm unter Thränen, eine unbesiegbare Schwermuth habe ihr Herz ergriffen, alles Irdische habe seinen Reiz für sie verloren, ihre Seele sei von einer unnennbaren Sehnsucht nach den reinen Freuden des jenseitigen Lebens erfüllt. Er fand ihr Gewissen rein, ihr Herz voll Demuth, und erklärte sie, verwundert über die Erleuchtung ihres, wie er meinte, vom heiligen Geiste beschatteten Verstandes, zur geringen Freude ihrer Verwandten und Belustigung des jungen Fürsten Auson, für eine Heilige des Himmels. Amanda aber hielt sie mehr für eine Närrin, denn die offenbare Abneigung, welche sie ihr bei jeder Gelegenheit erkennen ließ, schien ihr sehr unverträglich mit wahrer Heiligkeit, die selbst Feinde und Sünder liebt und nur das Laster an und für sich verabscheut. Sie empfand jedes Mal, wenn sie ihr begegnete, eine geheime Furcht und erschrack vor jedem Blick ihrer phantastischen Augen, wie vor einem bösen Dämon. Dieses unwill-

kürliche Grauen paßte zu einem anderen von der frommen Ansicht des Pater Pius sehr abweichenden Glauben ungebildeter Leute, welche versicherten, die arme Prinzessin sei vom Teufel besessen.

Das ist kürzlich die Familiengeschichte des Königs, welche einen Zeitraum von zwei glücklichen Jahren umfaßt. Während derselben war Alexis in Aller Augen ein Muster der Vollkommenheit, ein weiser und gerechter König seinem Volke, ein guter Sohn seiner Mutter, ein zärtlicher Gemahl seiner Amanda, ein besorgter Vater seinen Kindern, ein warmer Freund dem jüngeren Auson. Der unglückliche Ausgang seines Zweikampfes mit Quintus ward von dem König zwar so schmerzlich empfunden, daß er eine Zeitlang nur mit Mühe sein Uebelwollen gegen Auson unterdrückte, aber dieser hatte ihm später und früher so viele Beweise von aufrichtiger Ergebenheit gegeben, daß Alexis sich des abscheulichsten Undanks schuldig gemacht haben würde, hätte er ihm länger sein Wohlwollen entzogen. Die Aufopferung seiner Kindespflicht gegen einen unnatürlichen Vater, und selbst die jetzt erst dem König bekannt gewordene edelmüthige Rettung der gefangenen Königin, wodurch er dem König eine voreilige Ungerechtigkeit erspart, ja selbst zu seinem nachherigen Glück beigetragen hatte, waren zu starke Beweise einer hochherzigen Sinnesart, daß Alexis hätte davon ungerührt bleiben können. Seine Persönlichkeit überdieß, seine freimüthige Offenheit, sein Frohsinn und biederer Stolz nahmen Alexis für ihn ein, während dessen ritterliche Tugenden, sein erprobter Muth, ihn eben so achtungs- als jene übrigen Eigenschaften liebenswerth machten. Kurz, es waren alle Bedingungen der Freundschaft vorhanden, und ihr Bündniß daher nothwendig. Orest und Pylades, Castor und Pollux waren einander nicht so theuer, als die beiden Freunde, keinem war ein Opfer zu groß, welches für den Anderen gebracht werden sollte. Die Gründe des königlichen Wohlwollens haben wir bereits angeführt;

es erübrigt daher nur, die Gegenseitigkeit der Freundschaft psychologisch zu begründen. Des Fürsten rühmliches Betragen bei Gelegenheit der Verschwörung war die erste Vorbedeutung der nachherigen Freundschaft — er achtete damals schon den jungen reichbegabten und ritterlichen König, denn er war ein Mann, wie der chevalereske Auson sich einen König dachte. Dennoch leiteten ihn bei seiner Handlung mehr seine Grundsätze, als die erst im Keimen begriffene Vorliebe. Diese wurde erst rege in dem Augenblicke, als er in Ungnade fiel, nämlich als Alexis dem Todschlag eines werthen Jünglings keine Rache, sondern einen Verweis folgen ließ. Diesen Akt einer Selbstbeherrschung fand er sich gedrungen um so mehr zu bewundern, als er wohl fühlte, daß er selbst einer solchen nicht fähig war. Somit war eine der wichtigsten Bedingungen der Freundschaft erfüllt, die Anerkennung eines ihm mangelnden Vorzugs, der seine Achtung erheischte. Einem König war es nun leicht, ein so vorbereitetes Gemüth zur wärmsten Freundschaft zu stimmen, indem er seinen Neigungen durch angemessene Gunstbeweise schmeichelte. Eine der höchsten militärischen Würden im Reiche befriedigte seinen Stolz, die persönliche Auszeichnung des Königs seinen Ehrgeiz, ein ihm geschenktes Pferd seine Schwachheit. Solyman, ein arabischer Hengst von der edelsten Abkunft, dessen beigegebener Stammbaum die Namen der edelsten Pferdefamilie eines Jahrhunderts nannte, besaß so viele Vollkommenheiten, daß der übellaunigste Ritter kein Fehl an ihm entdecken konnte. Sein Gliederbau zeigte das vollkommenste Ebenmaß, seine Bewegung war zierlich, rasch und kräftig, der Körper vollblütig und edel geformt. Sein Charakter entsprach der körperlichen Schönheit und Anmuth. Er hatte das, was man bei Pferden Geist nennt, in hohem Grade, war aber dabei so sorgfältig erzogen, daß man seine wildesten Launen mit einem sanften Wort bändigen konnte. „Der König ist ein Narr," pflegte Auson sich oft zu sagen, wenn

er Solyman liebkoste, „ein wahrer Narr, mir das Pferd zu schenken, er hätte es für sich behalten können, denn die elenden Mähren seines Marstalls sind nur Bestien gegen dieses königliche Pferd. Und ich — undankbarer elender Thor — konnte mich unterstehen, das Auge bis zu seinem Weibe zu erheben — o es ist abscheulich. Nie will ich wieder daran denken, daß sie mir gefiel — bei meiner Ehre, lieber will ich ein Pfaffe werden, als mir das Weib dieses wackeren untadelhaften Helden und Freundes gefallen lassen."

Diese Verhältnisse, mit Ausnahme von Angelikas trister Lage, mußten nicht wenig beitragen, das Glück des vom Schicksal ungewöhnlich begünstigten Alexis zu vermehren, denn Freundschaft und Liebe gewähren selbst solchen, denen alles Uebrige fehlt, so reiche köstliche Freuden, daß sie den letzten Ersatz für Alles leisten und sie noch dazu dieses irdische Thal des Jammers schön finden lassen. Aber ohne Wechsel ist kein Leben, am wenigsten das eines Königs, und diese Freuden sind in der Regel von nichts weniger als ewigem Bestand. Nach Verfluß der oft bemeldeten ersten Jahre ehlicher Glückseligkeit, und schon während derselben, ward das edle Männerpaar immer häufiger und länger beisammen gesehen — Folge einer Zunahme an freundschaftlicher Wärme, die große Menschenkenner eine entsprechende Abnahme auf irgend einer anderen Seite voraussetzen ließ. Es mag vor der Hand dahin gestellt bleiben, mit wie vielem Recht diese Voraussetzung gemacht worden sei, es mag uns sogar für ein erfreuliches Zeichen gelten, daß die Freundschaft, statt in der Zeit zu erkalten, wie jede andere Neigung, vielmehr durch Dauer erwärmt worden ist. Orest und Pylades wurden sich von nun an unentbehrlich, jedes Vergnügen wurde nur halb empfunden, welches man nicht mit dem Freunde theilen konnte. Der von den beschwerlichen Regierungsgeschäften müde Monarch sehnte sich zu verschiedenen Stunden des Tages nach den heiteren Scherzen Ausons, nach seinen lustigen Streichen und

gemeinschaftlichen Lustpartien, welche beiden Theilen nie so viel Ergötzung gewährten, als wenn kein Dritter, oder doch nur ein gewisser, von welchem wir bald sprechen werden, daran Theil nahm. Das Unglaubliche trat ein, ein junger glücklich vermählter, glücklich regierender König empfand Langeweile, wenn er einige Zeit des Günstlings Gesellschaft entbehren mußte. Der Dritte im Bunde der Freunde war der Hofnarr Mac Cuddy, welchen man, da es ein Mal Sitte war an den Höfen, begabte Menschen gleich Hunden und Affen zur Ergötzung der hohen Herrschaften zu halten und aus der Narrheit ein Amt zu machen, aus England verschrieben hatte. Der Mann machte sich durch seine Späße und treffenden Einfälle, durch die immerwährende Schlagfertigkeit seines Witzes, bei den Freunden bald so beliebt, daß sie ihn nie mißten, ohne es zu bedauern. Auson besonders liebte ihn über alle Maßen und erklärte oft im Beisein des Königs, es gebe nur drei Dinge, über deren Verlust er weinen würde, den König, Solyman und Mac Cuddy. Weil er sonach den Narren in seine besondere Protektion nahm, mußte der König ihm erlauben das Kostüm für denselben, gleichsam sein Amtskleid selbst zu wählen. Natürlich geschah dieß nie ohne Beistimmung Mac Cuddy's, denn Auson war der richtigen Meinung, daß kein Mensch berechtigt sei, aus einem Anderen einen Narren zu machen, wofern derselbe nicht selbst sich dazu machte. Beide beriethen sich zusammen, als ob sie Beide Narren wären, über die vorzubringenden Schwänke, welche am geeignetsten wären, des Königs oft verdrießliche Laune zu verscheuchen. Beide erreichten auch in der Regel die schönste Satisfaktion, des Königs schallendes Gelächter. Es wird dem größten Theile der Leser bekannt sein, welchen bedeutenden Einfluß die Narren von jeher auf das Wohl und Wehe der Menschheit ausgeübt haben, daher wird er es mit der großen Wichtigkeit der Sache bestmöglichst entschuldigen,

wenn er bei einer Schilderung der Persönlichkeit Mac Cuddy's einige Minuten aufgehalten wird.

Mac Cuddy, ein geborner Irländer aus Devonshire, Sohn eines Strumpfwebers, katholischer Religion, unverheirathet, knapp fünf Fuß hoch und einige dick, hatte laut seines Paßdokuments, braune steife Haare, graue kleine Augen, hervorragende Stirne, lange Ohren, dicke Nase, gute Zähne und keine besonderen Kennzeichen — denn daß einer seiner Arme zu kurz gerathen, und einer seiner Füße ein sogenannter Ziegen- oder Pferdefuß sei, hatte der Protokollschreiber in aller Eile und Verwunderung übersehen — wofür ihm Mac Cuddy in einem besondern Schreiben seinen Dank abstattete, denn nun war es amtlich erwiesen und ausgemacht, daß an seinem Körper nichts Namhaftes auszusetzen sei. Seine Gliedmaßen waren bei all ihrer unbeholfenen Mißgestalt, dennoch unglaublich gelenkig und behend, sein Gesicht kann man sich kaum häßlicher denken und doch war es charaktervoll. Eine große Menge unordentlich laufender Runzeln und Falten bedeckten es — ein köstlicher Schatz beweglicher Geberden, welchen er mit einer großen Geschicklichkeit verbrauchte. Sein Mienenspiel war ungemein ergötzlich, denn durch langes Studium kam er hinter das Geheimniß, wie man dem Gesichte jeden beliebigen Ausdruck geben, ja was mehr ist, wie man mit dieser Fertigkeit sein Fortkommen finden könne. So thöricht er war, wußte er doch gar wohl, daß man, um allen Menschen zu gefallen, nie etwas von selbst sein dürfe, sondern — so erfordert es der eigene Vortheil — jedem Einzelnen gegenüber eine besondere Maske annehmen müsse. Man sieht, der Mann hat Schule, er ist kein blödsinniger Narr, kein alberner Grimassenschneider, sondern — ein Künstler. Sonderbar ist es bei alle dem, der Mann hat sein Talent auf einer sehr ernsten Wanderung gebildet, im Elend. Er hat studiert, um die nöthigen Mittel zu seinem Fortkommen ausfindig zu machen, er hat seine Kunst geübt, um

Brod und Obdach zu erbetteln, erschmeicheln, erkratzen — mit Grimassen. Begegnete er einem Andächtler, so machte er ein schaffrommes Gesicht, gab ihm den Ausdruck von so unerschöpflicher Geduld, Demuth, Gottergebenheit und Geistesarmuth, als man kaum auf den Porträten der heiligen Märtyrer wieder findet. Da griff der Andächtler in seine Tasche, gab ihm einen Zehrpfennig und empfahl ihm ein gottseliges Leben. Kam ihm ein Soldat in den Weg spannte er alle Muskeln prall, sah trotzig und ging mit kecker Lustigkeit auf ihn los. Die Wette steht zehn gegen Eins, der Soldat nöthigte ihn in einen Schnappsladen. Anders und vorsichtiger gebährdete er sich, wenn er irgend auf einen Diplomaten, Steuerbeamten, Zöllner, Geldjuden oder Handwerksbetrüger stieß; da wußte er so viel Pfiffigkeit, Schlauheit, Verschmitztheit, Zuversicht und Geheimnißthuerei zu affektiren, daß die, welche Niemands Freunde sind, die seinigen wurden, weil sie einen Ebenbürtigen, einen würdigen Zunftgenossen zu erblicken glaubten, von dessen Verschlagenheit sie entweder Nutzen zu ziehen dachten oder böse Streiche befürchteten. Die Meisterschaft seiner Kunst erreichte er aber, wenn ihm das Glück eine jener matten Seelen in das Gehege trieb, welche man gewöhnlich Hasenfüße, Einfaltspinsel, Schafsköpfe zu nennen pflegt. Nach Umständen spielte er gegen diese bald den grimmigen Straßenräuber, bald den Büttel, Konstabel, Scheriff, je nachdem er sich ihrer Börse oder ihrer Kräfte und ihres Einflusses zu bedienen strebte. Er verwendete so die gutmüthig Gehorchenden zu Lastthieren, oder zu Aerzten seiner Mittellosigkeit. So wandelte er ohne Anstoß auf den schlüpfrigsten Pfaden des Lebens, bekämpfte glücklich alle Widerwärtigkeiten und arbeitete sich mit unermüdlicher Thätigkeit bis zu seinem gegenwärtigen Glücksstand empor — einzig und allein durch die Allmacht der Grimassen.

Seine Bildung anlangend, können wir melden, daß er eine Zeitlang auf der Universität Oxford studiert hat, doch,

versicherte er selbst nachher, daß er sich während der Studienjahre wegen seiner großen Armuth mehr mit den Stiefeln seiner Kollegen, als mit den Büchern beschäftigt habe. Was er daher in dieser berühmten Anstalt an Kenntnissen profitirte, war eitel Flickwerk, welches bald stückweise auseinander ging. Mac Cuddy betrübte sich darüber nie sehr, denn seine Gelehrsamkeit war unter allen unnützen Dingen, die er in seinem Gehirn beherbergte, das allerunnützeste. Dennoch ließ er sich mit den Schriftgelehrten des Landes in manchen lustigen Wettstreit ein und hatte immer die Lacher auf seiner Seite. Seine übrigen rühmlichen Eigenschaften waren seiner Charge angemessen. Leidenschaften wußte er mit vieler Charakterstärke im Nothfall zu bezähmen, doch zog er es vor, so oft es ging, sie zu befriedigen. Er fühlte sich nur zweien unterworfen, der Habsucht und dem Trunke — die erste befriedigte des Königs unerschöpfliche Großmuth, die zweite sein Kellermeister, mit welchem Mac Cuddy ein unverbrüchliches Freundschaftsbändniß schloß. Grundsätze hatte er durchaus nicht, ausgenommen den einzigen, sich in alle Umstände zu fügen, und alle nothwendigen Uebel gleichgültig zu ertragen. Unter die letzteren rechnete er hauptsächlich die Launen derjenigen Menschen, in deren Händen sein eigenes Schicksal lag. Kurz, er war der vollkommenste Hofnarr unter der Sonne, und vermöge seiner Verschlagenheit, Menschenkenntniß und Klugheit würdig, Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden.

Alexis hatte oft gehört und gelesen, daß die meisten Könige der Welt sich von einem ihrer Beamten und Günstlinge lenken und meistern ließen, so daß man diese mehr fürchtete, als die Fürsten selbst. Er hütete sich demnach wohl, Favoriten zu wählen, welche seinem selbstständigen Willen gefährlich werden konnten — Auson und der Narr schienen ihm in dieser Beziehung ganz ungefährlich. Der erste mischte sich durchaus in keine Regierungsangelegenheiten und gestand freimüthig

seine Unwissenheit in diesen Dingen; der Narr nahm sich wohl in Acht, seinen eigenen Einfluß zu Gunsten irgend eines fremden Interesses zu mißbrauchen, denn er wußte, daß dieß der sicherste Weg sei, die Gunst eines Königs von der Art zu verscherzen. Dennoch übten diese Günstlinge, ohne daß sie und der König es wußten, einen mächtigen, wiewohl indirekten Einfluß auf das Wohl des Landes aus. Die Sehnsucht nach ihrer Gesellschaft entzog ihn oft in wichtigen Stunden den Regierungsgeschäften, ihr sanguinischer Leichtsinn und ihre Unbekümmertheit steckte ihn an, schwächte seinen ernsten Eifer. Des Narren Witz, der Alles belachte, machte dem König manches Würdige lächerlich, Ausons lakonische Lebensphilosophie, welche nach Zerstreuung, Sinnenlust und Vergnügen strebte, ließ ihn bei ernstem Mühen die Bürde der Arbeit fühlen, in welcher er vordem Genuß fand. Nach und nach stiegen seinen kühnen Plänen und Entwürfen unbesiegbare Hindernisse entgegen, die nur durch eine unerschöpfliche Geduld besiegt werden konnten, und versetzten ihn in eine Stimmung von Verdruß und Unlust, in welcher er es bequemer fand, eine schwierige Sache aufzugeben, als durch ein langweiliges zauderndes Verfahren mit unermüdlicher einförmiger Thätigkeit nach einem gegebenen Ziel hinzuarbeiten. Er überließ daher immer mehr von seinen Geschäften den Ministern und Beamten, und beschränkte sich darauf, große Entwürfe zu machen, deren Ausführung er, gleich dem Meister eines Handwerks, seinen Gesellen überließ. Er wollte von nun an nur Schöpfer sein, nicht zugleich Arbeiter, weil es ihm leichter und kürzer war, einen Plan zu machen, als ihn auszuführen. Nur im Großen wollte er wirken, im Kleinen aber sich selbst leben. Er betrachtete sich als die Seele des Staates, sein körperliches Leben wollte er diesem nicht aufopfern. Er dürstete nach Reformen der riesigsten Art, und je weniger er von seiner Zeit und Kraft einzelnen Werken widmete, je kühner, großartiger wurden seine Gedanken. Hatte er eine neue glän-

zende Idee in seinem Geiste ausgeführt, dann übergab er sie dem über die Größe der Aufgabe bestürzten Ministerium und machte neue Entwürfe. Natürlich liefen bald Klagen über vorkommende Schwierigkeiten ein, welche manche Ideen ganz unausführbar machten, anderen nur unter der Bedingung einer rastlosen Thätigkeit die Ausführung gestatteten. Anstatt nun zu jener nichts zu klein und mühsam findenden Arbeitsamkeit zurückzukehren, durch welche man allein die Größe einer Aufgabe ermißt, überließ er sich nun ganz und gar seiner Neuerungssucht, und meinte nur durch eine Universalreform des Staates können alle die kleinen verdrießlichen Schwierigkeiten beseitigt und eine neue vernünftigere Ordnung der Dinge erschaffen werden. In dieser Ueberzeugung forderte er die erleuchtetesten Geister auf, den Plan einer zweckmäßigen Umgestaltung aller gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse zu entwerfen, wodurch allen bestehenden Uebeln mit einem Male abgeholfen werden könne. Unter der großen Anzahl schriftlicher Vorschläge, welche aus allen Theilen des Reiches eingesendet wurden, fand sich auch ein Memorandum in lustiger Dekretform höchst seltsamer Art, welches von Mac Cuddy unterzeichnet war und hier nicht vergessen werden darf. Es lautete, wie folgt:

„Wir Mac Cuddy der Erste von Gottes Gnaden ein geborner Mensch, von des Königs Gnaden Hofnarr und des regierenden Oberhauptes rechte Hand, Seele seiner Weisheit, Grundessenz seiner Macht, dekretiren und verordnen in seinem Namen Folgendes:

In weiser und huldvoller Erwägung der vielfachen Mängel und Uebelstände, unter welchen Unser Staat leidet, der zahlreichen Gebrechen, deren Größe und Unheilbarkeit ihn einem zerrissenen Kleide ähnlich machen, an dem man nichts mehr ansetzen und flicken kann, weil seine Ueberbleibsel nirgends Stich halten, und jeder Versuch der Reparatur die bedauerlichen Löcher vergrößert und vermehrt, haben wir Uns zu einer ra-

dikalen Reform aller Staats- und gesellschaftlichen, kirchlichen und politischen, ökonomischen und technischen, bürgerlichen, bauerlichen und adeligen, moralischen und unmoralischen, rechtlichen und unrechtlichen Verhältnisse dergestalt entschlossen, daß das Unterste zu oberst gekehrt, jede Spur des alten miserablen Zustandes vernichtet, und nichts beibehalten werden solle, als Unsere königliche Würde und Machtvollkommenheit. Zu dem Behuf fassen wir Unsere königliche Willensmeinung in nachstehende Punkte zusammen.

Erster Punkt. Da Uns nichts so sehr am Herzen liegt als das Wohl Unserer geliebten und getreuen Unterthanen, für welche wir jedes noch so große Opfer, das Unseren eigenen heiligen Rechten und dem Wohlbefinden, Neigungen und Wünschen Unserer gesalbten Person keinen Eintrag macht, stets zu bringen bereitwillig sind, da ferner nichts so sehr dieses Wohl befördert, als die Befriedigung des allgemeinen Trachtens nach Freiheit, so dekretiren Wir zuvörderst allgemeine Freiheit und Gleichheit. Es ist nämlich Unserer erhabenen Weisheit keineswegs verborgen geblieben, wie die Güter und Genüsse so schlecht vertheilt sind, daß Manche zu viel, Andere zu wenig oder gar nichts besitzen und genießen, daß Manche den Reichthum einer ganzen Provinz gefräßig verzehren, während Andere, welche nicht selten besser sind, als sie, vor Hunger und Elend umkommen. Eben so wenig ist es uns ein Geheimniß geblieben, daß es nicht die Fähigsten und Besten sind, welche ungebührliche Macht, Ehrenstellen und prahlende Titel besitzen, daß die größten Geister oft unmächtig, arm und verachtet sind, während Dummköpfe und Schurken die Welt regieren. Ja es hat sich der Fall ergeben, daß ein so seltener Mann wie Mac Euddy, Unser geliebter Hofphilosoph, von dessen Art jedes Jahrtausend nur Einen zählt, der ihm an Weisheit und Witz gewachsen ist, mehr als dreißig Jahre seines Lebens in der Verborgenheit der Armuth und einer niedrigen Gesellschaft mit unnützen Din-

gen verloren hat. Um diesem schrecklichen Uebelstande abzuhelfen und jedem einzelnen Unterthan ein gerechtes Schicksal zuzumessen, haben Wir beschlossen, alle Rangunterschiede, Stände, Titel, Würden und Privilegien abzuschaffen, alles Vermögen einzuziehen und die Güter gleichmäßig unter Unsere geliebten Unterthanen zu vertheilen. Es soll von nun an nur Namen geben, keine Titel und Würden, welche den Stolz der Besseren beleidigen. Alle Unterthanen sollen unter einander gleich sein, und nur Uns allein unterthänig und ergeben. Da jedoch eine gleichmäßige Vertheilung der Güter auf direktem Wege unausführbar und unnütz sein würde, denn in wenigen Wochen würden Tausende das Ihrige vergeudet, Andere der Ersteren verschwendetes Gut an sich gezogen haben, so soll von nun an Jeder gehalten sein, am Ende des Jahres eine gewissenhafte Rechenschaft von dem Stande seines Vermögens abzulegen. Darnach soll ein verhältnißmäßiges Gleichgewicht im Güterbesitz hergestellt werden, so daß es Keinen im Lande giebt, der unverschuldet darbt und Jeder von denen, welche zu viel haben, soll gehalten sein, so viel von seinen Reichthümern abzugeben, als erforderlich ist, um die Nahrungslosen zu unterhalten. Es soll keine größere Armuth im Lande geben, als Mangel an Ueberfluß, und keinen größeren Reichthum, als bestehen kann, ohne einen Theil der Bevölkerung zu ruiniren. Der Neid soll in Zukunft nicht aus Hunger, der Diebstahl und Betrug nicht aus Noth entspringen. Die Größe des todten Besitzthumes soll gesetzlich bestimmt, wer seinen Reichthum vergräbt, soll mit dem Tode bestraft werden, wer sich nicht ausweisen kann, daß er sein Geld zu Geschäften, zu immerwährender Betriebsamkeit anwendet, soll dessen verlustig werden. Ein eigenes Gesetz wird die näheren Bestimmungen der gleichmäßigen Gütervertheilung enthalten. Was die Gleichheit in Bezug auf Rang, Stand und Gewerbe betrifft, so befehlen Wir, daß von heute an alle Titel, Würden, Prärogative u. drgl. aufhören und

weiter nicht geachtet werden sollen, so daß hinführo Niemand die Möglichkeit benommen wird, seinen Theil Achtung und Ehre durch persönliche Tugenden zu verdienen, und daß keine persönliche Tugend in der Folge durch einen hergebrachten Titel in Schatten gestellt werde. Was aber die Freiheit Unserer geliebten Unterthanen betrifft, so soll es Niemand verwehrt sein, Alles zu thun, was nicht Diebstahl, Mord, Betrug, Nothzucht, Gewaltthat, Verleumdung, Injurie genannt werden kann. Damit aber Unsere geliebten Unterthanen nie in Irrthum und Verfänglichkeiten gerathen und in unserem gnädigen uneingeschränkten Willen eine unfehlbare Richtschnur ihrer Pflichten erblicken können, soll keine von allen diesen Unseren Verfügungen irgend eine Anwendung auf Uns selbst gestatten, Unsere eigene Machtvollkommenheit und Willensfreiheit in keiner Hinsicht eine Beschränkung erleiden; denn göttlich und unantastbar ist Unser Recht, keines Irrthums fähig Unsere Weisheit.

Zweiter Punkt. Ein anderes schreckliches Uebel, welches Wir mit einem Schlage vernichten wollen, ist der in Unseren Landen noch herrschende Aberglaube und religiöse Wahn, ein Ueberbleibsel aus der barbarischen Zeit ferner Jahrhunderte. Wir haben bisher in Unserer erhabenen Milde getrachtet, den Götzenglauben der Religion auf eine sanfte Weise umzubringen, aber zu Unserem größten Leidwesen erfahren, daß kein Thier einer so starken Natur und kräftigen lebenszähen Konstitution sich erfreue, als dieses blödsinnige Ungeheuer, welches mit seinen ungeschlachten Tatzen jede Bewegung der Aufklärung niederschlägt. Es bleibt Unserer Weisheit sonach kein anderes Mittel übrig, das Rad der Zeit von dem bleiernen Gewichte des Wahns zu befreien, als die Gewalt. Wir geruhen in dieser Ueberzeugung, den Glauben an einen persönlichen Gott, an Mahomed, Christus, an die Heiligen und den Papst im ganzen Reiche bei Leib- und Lebensstrafe zu verbieten, und behalten Uns vor, statt dessen

eine vernünftige Moral mit den Vorschriften, welche wir Unseren Unterthanen in Bezug auf ihre bürgerlichen Pflichten geben werden, zu verbinden, dergestalt, daß in Folge zwischen Gesetz und sittlicher Pflicht kein weiterer Unterschied statt finden kann. Um Unsere Unterthanen schnell aufzuklären über die Nichtigkeit ihres religiösen Glaubens, sollen weise Männer in allen Städten und Dörfern herumziehen und das Wort der Vernunft predigen, auch sollen alle bestehenden Kirchen und Klöster zu nützlichen Zwecken verwendet, ihre Schätze und Güter für den Staatsschatz eingezogen werden. Dagegen soll es Unseren getreuen Unterthanen gestattet sein — Uns selbst göttliche Verehrung zu zollen, Altäre und Tempel zu erbauen, auch, wenn es Ihnen beliebt, vor Unserem Bildniß Weihrauch zu streuen und Opfer zu bringen.

Dritter Punkt. Die weisesten und tugendhaftesten Männer Unseres Landes stimmen darin überein, daß sich die hierortige Justiz in den traurigsten Umständen befinde. Täglich werden eine große Menge kleiner Sünder auf eine höchst thörichte und grausame Weise bestraft, während erweislich alle großen Verbrecher, die hartnäckigsten Sündenböcke und niederträchtigsten Betrüger in Ueberfluß, Freude und großem Ansehn leben. Die Sicherheit des Verbrechens nimmt mit der Größe zu, und dem Gesetze unerreichbar ist der Reiche und Vornehme. Durch diese Unsere Verordnung soll sofort eine strenge Sittenpolizei für die Reichen und Vornehmen errichtet, und Jeder, der einen solchen eines Verbrechens überweisen kann, soll mit der Hälfte von dessen Vermögen belohnt werden. Die gegen die Ueberwiesenen verhängten Strafen sollen die strengsten, peinlichsten und schmählichsten sein, denn Niemanden wird es so leicht, sich auf der Bahn der Pflicht zu erhalten, als ihnen. Jeder Reiche, der nicht beweisen kann, daß er sein Vermögen ohne Wucher und Betrug, auf eine rechtliche Weise erworben habe, soll gehenkt, das Vermögen desselben aber zwischen Kläger und Fiskus getheilt

werden. Jeder Reiche, der einen Armen insultirt, soll mit Stockschlägen gezüchtigt werden und ein Viertheil seines Vermögens Buße zahlen, jeder Reiche, der nicht jährlich ein Drittheil seines Einkommens den Armen giebt, soll seines Vermögens verlustig sein, jeder Reiche, der die Tochter eines Armen nothzüchtigt, soll ihr sein ganzes Vermögen zur Ausstattung zu geben gehalten sein, jeder Reiche, der einen Armen erschlägt, soll verbrannt werden — kurz, die grausamste Strenge der Gerechtigkeit soll gegen die Reichen in Anwendung gebracht werden.

Vierter Punkt. Das Geld soll ganz und gar abgeschafft, statt dessen ein reiner Tauschhandel eingeführt werden, die Bergwerke sollen verschüttet, die Edelsteine vergraben, das Wiederaufsuchen derselben und edler Metalle bei Lebensstrafe verboten sein.

Fünfter Punkt. Die Sanitätspolizei wird beauftragt, darüber zu wachen, daß jeder Unterthan gesunde Nahrung zu sich nehme, seinen Leib gehörig pflege, wöchentlich ein Mal — bei gesunden Umständen — den Beischlaf exerzire. Diejenigen, welche sich nicht ausweisen können, daß sie körperliche Arbeiten verrichten, werden gezwungen, täglich zwei Stunden in einer Tretmühle zu arbeiten.

Sechster Punkt. Um dem Müßiggange zu steuern, wird künftig Jedermann gehalten sein, den Beweis zu führen, daß er täglich sechs Stunden arbeite. Die Reichen, welche nichts Nützliches zu thun haben, werden nachdrücklich veranlaßt, monatlich eine gewisse Quantität eigenhändig gesponnener Wolle abzuliefern.

Siebenter Punkt. Wer nicht alle drei Jahre die eigenpersönliche Erzeugung eines Kindes rechtskräftig darthun kann, soll eine Buße entrichten, es sei denn, daß ihn ein unverschuldetes Gebrechen an der Erfüllung dieser Pflicht gehindert habe.

Achter Punkt. Die ehlichen Verhältnisse sollen ver-

bessert und regulirt werden, d. i., Niemand soll verpflichtet sein, einer einzigen Frau seine Mannkraft zu spenden, auch keine Frau wegen angeblicher Untreue zur Verantwortung gezogen werden, denn es steht fest, daß beiden Theilen die Freiheit des Genusses zukommt. Jeder Mann, der das gesetzliche Alter erreicht und die Mittel dazu hat, muß wenigstens eine Frau ernähren. Bis zu einem gewissen Alter der Frau steht es ihm frei, eine oder mehrere andere weibliche Personen an ihre Stelle anzunehmen, dann aber ist er verpflichtet, dieselbe bis an ihr Lebensende zu ernähren. Kein Vater darf seine Tochter irgend einem unbescholtenen Mann, der mit seiner Tochter ein Liebesbündniß geschlossen, dieselbe verweigern oder auch nur die gesetzlich bestimmte Ausstattung vorenthalten. Derjenige, welcher ein erwachsenes Mädchen schwängert, wird als ihr legaler Gatte betrachtet und hat auch die Pflichten desselben zu erfüllen. Eine eigene Kommission wird in jeder Gemeinde Sorge tragen, daß keine Jungfrau, welche eine gesunde Leibesbeschaffenheit beurkundet, sitzen bleibt. Zur Abwehr und Verhütung der Lustseuche sollen die kräftigsten Anstalten getroffen werden. Jeder Kranke der Art, der sich selbst als solchen denunzirt, soll eine Belohnung erhalten. Die Kommission hat sodann die nöthigen Maßregeln zur gänzlichen Ausrottung dieses Uebels zu treffen. Ist dieses keineswegs unmögliche Werk vollbracht, dann soll ein jeder Unterthan männlichen und weiblichen Geschlechts mit einem von Zeit zu Zeit zu erneuernden Gesundheitszeugniß versehen werden 2c. 2c.

Neunter Punkt. In allen öffentlichen Unterrichtsanstalten soll die Kunst, glücklich zu sein und zu werden, gelehrt werden.

Zehnter Punkt. Der Soldatenstand wird aufgehoben, dagegen wird jeder männliche Unterthan in seiner Gemeindeschule den nöthigen Unterricht in der Führung der Waffen unentgeltlich erhalten, die ganze Bevölkerung eine immer schlagfertige Armee bilden. Auch die Weiber sollen in ange-

messenen Waffen geübt werden und den heimathlichen Heerd vertheidigen.

Schlußpunkt. Unsere geliebten Unterthanen sollen denken, sprechen und schreiben dürfen, was ihnen beliebt; ausgenommen jedoch von dieser Sprech- und Preßfreiheit sind die politischen Schriftsteller, welche sich unterstehen, die allerhöchsten Maßregeln Unserer Regierung zu kritisiren, die Aufwiegler, welche das Volk gegen Uns aufhetzen, die Lehrer, welche mit philosophischen Spitzfindigkeiten darthun, daß Unsere allerhöchste Würde und Macht mit den Rechten der Menschen unverträglich seien. Ueberhaupt wollen Wir, daß die Freiheit der Unterthanen in der einzigen Bedingung Unserer eigenen schrankenlosen Willkühr bestehe, gestatten huldreich den bemeldeten Unterthanen, sich frei zu berathen, zu versammeln, unumwunden zu denken und zu sprechen, ja sogar Beschlüsse zu fassen, aber wir behalten es Unserer besseren Weisheit vor, ihre unterthänigen Vorschläge, Bitten, Gesuche zu genehmigen und ihren Beschlüssen Kraft zu geben. Demzufolge besteht die Summe aller Bürgerpflichten in gehorsamer Erfüllung Unserer Befehle, und Wir verhoffen, daß Unsere Vielgeliebten und Getreuen es uns Dank wissen werden, daß Wir durch diese Aufklärung ihnen eine äußerst leicht faßliche, weder dem Verstande noch dem Gedächtniß beschwerlich fallende Moral und Handlungsregel an die Hand geben, durch deren Befolgung sie allein ihre eigene Wohlfahrt, wofür Wir väterlich besorgt sind, befördern.

Ueberzeugt, daß Unsere geliebten Unterthanen in dieser Unserer Verordnung einen neuen Beweis der allerhuldreichsten Gesinnungen erblicken werden, mit welchen Wir Unser ganzes Leben Ihrem Nutzen weihn, empfehlen Wir gegenwärtiges Dekret allen Einwohnern des Reiches zur Darnachhaltung und gewarten mit der größten Zuversicht den getreuen Gehorsam derselben und den glänzendsten Erfolg Unserer weisen Befehle.

Gegeben in Unserer Residenz am — im Jahre des Heiles — und Unserer Regierung im —.

L. S. Mac Cuddy I.

Im Namen des Königs."

„Gewiß, Herr König!" betheuerte der Narr mündlich, als er von Alexis zur Verantwortung seiner Unverschämtheit berufen wurde, „setzet unter das Dekret Euren Namen und die Welt ist glücklich, Mac Cuddy steht dafür. Ihr wundert Euch, wie ich merke, wie ich in so kurzer Zeit diesen großen Entwurf ausarbeiten konnte, und Ihr habt ein Recht dazu, denn Mac Cuddy ist kein Alltagsnarr. Ihr glaubt am Ende, die Sache habe mir Mühe gekostet — wie? Pah, nicht die geringste. Mögt Ihr es wohl glauben, Herr Reformator — solche Pländchen habe ich schon dutzendweise ausgesonnen, als ich noch in die Schule ging und das A B C studierte. Wie gesagt, schreibt immerhin Euren Namen drunter, ich will es nicht weiter sagen, wer den Plan entworfen, aber eilt, das Königreich mit meiner Weisheit zu beglücken."

Dießmal hatte sich der gute Narr jedoch gewaltig in seinen Erwartungen verrechnet. Je weniger Witz in dem satirischen Dekret enthalten war, je weniger es den König belustigte, desto unangenehmer war ihm die kecke Verhöhnung seiner Reformwuth, die bei ihm bereits wirklich zur Schwachheit geworden war. Die glücklichen Resultate seiner ersten Neuerungen — so lange er sich auf Abstellung wirklicher Uebelstände beschränkte und nicht in Chimären extravagirte — hatten ihm bereits ein Gefühl von Selbstüberschätzung eingeimpft, welches durch den Uebermuth des Narren empfindlich beleidigt wurde. Die Folge davon war ein zorniges Aufwallen, wobei er, ohne ein Wort zu sprechen, dem boshaften Schalk das mit seinem Unsinn voll geschriebene Pergament heftig ins Gesicht schlug.

Verdutzt wich Mac Cuddy einige Schritte zurück, aber schnell bemerkte er mit vieler Fassung:

„Ich verstehe, Herr, ich habe Unrecht. Habt Ihr mich doch mit meiner eigenen Weisheit geschlagen. Geschlagen, Herr, oder insultirt, was Eins ist, wißt Ihr, was das zu bedeuten hat? Habt Ihr schon den Artikel im dritten Punkt meiner hochweisen Verordnung vergessen, welcher lautet: „Jeder Reiche, welcher einen Armen insultirt, soll mit Stockschlägen gezüchtigt werden und ein Drittel seines Vermögens Buße entrichten!"

Die Unverschämtheit ins Lächerliche übertrieben ist versöhnend. Der König mußte laut auflachen über das Pathos, mit welchem Mac Cuddy den Buchstaben seines Gesetzes deklamirte und verzieh. Indessen war ihm das Selbstgefühl der Hoheit durch den Spaß des Narren ziemlich verleidet. Wer sich wundert, daß ein König von dem Geschwätz eines Narren auch nur einen Augenblick hat verstimmt und entmuthigt werden können, dem sagen wir, es hat dasselbe Bewandtniß mit dem enthusiastischen Eifer und Selbstvertrauen eines heroischen Geistes, wie mit der Begeisterung des Künstlers — sie kann den profanen Widerspruch nicht ertragen. Immer noch lachend durchblätterte Alexis ohne besondere Aufmerksamkeit die ernsteren Entwürfe, welche ihm vorlagen. Ermuthigt durch die gute Laune seines Gebieters, wagte sich Mac Cuddy wieder näher heran, lehnte seine kurze Hand auf die Achsel des Königs und erlaubte sich mitzulesen.

„Gott sei gelobt, es giebt noch Dümmere als ich!" sagte er, „die Leute bemühen sich alle, Euch den Staar zu stechen, und sind selbst so blind wie neugeborne Hunde. Ich bitte Eure Majestät, laßt sie ersäufen, sie haben nicht so viel Menschenverstand wie mein Spitz, eine verdammte Hündin, die sich noch gestern einbildete, sie sei vordem eine Hofdame gewesen, und heute todt ist, weil sie meine Nachbarn wegen ihrer Bosheit vergiftet haben. Na, was mein verschmähtes Dekret betrifft, darin ist mehr ächte Philosophie als in dem Geschreibsel — ich muß mich immer mehr achten, wenn ich

mich vergleiche. Bei Deiner Krone, guter König, Du verkennst mich, Du wirst es einst verantworten müssen — wildfremde Leute sind gerechter gegen mich und behaupten steif und fest, ich sei klüger wie Du."

„Wirklich? — ist das wahr — und warum?"

„Wirklich und wahr wie mein Pferdefuß und eben so traurig. Warum? I nun, sie sagen, für einen Narren hätte ich noch ziemlichen Witz und Du wärst für einen König ein zu großer Narr?"

„Wer sagt das und wo?"

„Wer anders, als meine Freunde, ehrliche Leute aus dem Volke, die meine Späße mehr lieben, als Du, weil sie sie wohlfeil kaufen bei einem Kruge Bier, und wo anders, als in der Schenke „bei der Unmöglichkeit," wo so gut bürgerliche und solide Spießgesellen zusammenkommen, als nur bei der Unmöglichkeit möglich ist, denn die Wirthin ist ein schmuckes Weib und keineswegs eine Unmöglichkeit, auch Trank und Fütterung erträglich. Brave wichtige Leute — da ist der Zinngießer aus der Sandgasse, der nie mehr als drei Becher trinkt, und Punkt Zehn zu seiner Frau ins Bett steigt, wiewohl es da nicht mehr so dringend ist, und der Waffenschmied aus der Vorstadt, der sehr ehrenwerthe Grundsätze besitzt, seine Steuern richtig bezahlt und genau weiß, was es bedeutet, wenn der Staat kein Geld hat, und noch Andere, lauter angesehene Männer, denen man es im Gesichte gleich ansieht, daß sie ehrlich und vermögend sind, keine Schulden machen, nicht mehr trinken, als sie vertragen können, und täglich Morgens vier Uhr an ihre Arbeit gehn, um für Weib und Kind beim Blasbalg zu schwitzen. Alle die sitzen jeden Abend „bei der Unmöglichkeit," wie ich Euch sagte und was ich bisher noch geheim gehalten vor Euch, wiewohl ganz ohne Grund ist der Schild dieses Hauses, der oberhalb der Thüre hängt. Nun streng ein Mal Deinen Witz an, guter König, und rathe, wie man die „Unmöglichkeit"

personifiziren könnte, oder wie es wirklich geschehen ist. Sollte man nicht glauben das wäre selbst eine Unmöglichkeit? Nu rathe Mal — he — bringst Du nichts heraus — Dein Gehirn ist so unfruchtbar wie die dürren Steppen in Afrika, wo man den Wasserbeutel eines Kameels im Leibe haben muß, um nicht zu verschmachten. Der Künstler, welcher vom Wirth aus „der Unmöglichkeit“ den Auftrag zur Anfertigung eines passenden Schildes erhalten, stutzte auch über die schwere Aufgabe, aber die gute Bezahlung des Schenkwirths machte die Unmöglichkeit möglich. Er malte einen großen steilen Berg und auf seine Spitze setzte er den Tempel der Göttin Unmöglichkeit, welche er so reizend malte, als er nur konnte. Zu den Füßen dieses Berges sieht man im Meere — denn wohlgemerkt, der Berg ist eine Insel — ein Schiff mit vollen Segeln die unerbittlichen Klippen hinanstreben. Am Ruder steht ein lachendes Weib mit allen Attributen der Thorheit, welche nun schon seit zwanzig Jahren nach der Unmöglichkeit trachtet, und sie nicht erreichen kann. Die Leute drinnen sagen aber, es gäbe wohl noch andere unmögliche Dinge, und nur wer keck ist, der meint unverholen, man müsse des Königs Porträt an die Stelle der Göttin Thorheit am Schilde aufmalen lassen, denn kein Sterblicher sei noch so sehr in die Unmöglichkeit verliebt gewesen wie er. Ihr müßt das besser wissen, denn Ihr seid ja der König und ich bin der Narr.“

„Ich werde Dich hängen lassen, Tropf, wenn Du lügst.“

„Da müßt Ihr Euch doch, wollt Ihr gerecht sein, zuerst hängen lassen, denn Ihr habt eben unverschämt gelogen.“

„Wie so?“

„Ihr nanntet mich einen Tropf, und das ist eine zweifache Lüge, erstens an und für sich, zweitens weil Ihr es selbst nicht glaubt, daß ich ein Tropf bin. Ihr seid wie der Wirth bei der Unmöglichkeit, der sich meine Späße gefallen läßt und sie ungemein witzig und pfiffig findet, aber wenn

ich ihm eine Wahrheit sage, schilt er mich einen Einfaltspinsel und zieht sich aus der Affaire."

„Pöbel, Pöbel — sonst nichts."

„Das nehme ich übel, Mac Cuddy hat mit dem Pöbel keine Gemeinschaft. Der Waffenschmied und der Zinngießer und meine übrigen Freunde sind wenigstens eben so gut, als „Eure lieben und getreuen Bürger," welche Vivat schreien, wenn Ihr die Nase zum Fenster hinaussteckt. Wenn Ihr meine Freunde so scheltet, so steh ich Euch nicht dafür, daß ich den Gassenjungen und zerlumpten Hunden, welche Euch ein Lebehoch bringen, nicht ein Mal zurufe „Still, Pöbel."

„Du wirst widerwärtig, Narr!"

„Das heißt, Eure „lieben und getreuen Unterthanen" werden Euch widerwärtig, oder Euer Spiegel ist ein Grobian."

Vergeblich bemühte sich Alexis, die üble Laune, welche der Narr ihm rege gemacht, zu bekämpfen; mißmuthig warf er die chimärischen Entwürfe bei Seite. Mac Cuddy stellte sich an eine Säule, erhob seinen Pferdefuß, stemmte ihn auf das andere Knie und schien ganz in Gedanken verloren, denn sein Zeigefinger lag bedeutsam auf der dicken Nase. Komische Grimassen zeigten den Wechsel seiner Gedanken an, bald nickte er den Kopf und zog die Unterlippe herab, bald schüttelte er zweifelnd das Haupt, bald öffnete er plötzlich den Mund, als ob er mit einem Mal dem Rechten auf die Spur gekommen wäre.

„Was machst Du da," fragte Alexis.

„Ich stelle philosophische Betrachtungen an über mancherlei Dinge. Auch beschäftige ich mich mit der Untersuchung, wer von uns Beiden der Klügste und Glücklichste ist. Das habe ich schnell herausgebracht, Mac Cuddy ist klüger und glücklicher. Ihr müßt bei mir in die Schule gehen, es ist ja nichts Ungewöhnliches, daß Könige bei Narren in die Schule gehen. Zieht eine Narrenjacke an oder das Kleid

eines Eurer Unterthanen, was Eins ist, und geht mit mir heute Abend in das „goldene Faß," wo uns Niemand erkennen wird, seid ein Mal liederlich wie ein ordentlicher Mensch und ich will Euch die Grillen vertreiben und so viel Weisheit in Euer Gehirn verpflanzen, daß Ihr nicht genau wissen sollt, ob Ihr ein König oder ein gemeiner Windbeutel seid."

Zur Verwunderung des Narren nahm der König den drolligen Vorschlag an, denn er wollte die Stimmung des Volkes, deren wahren Zustand er lange verkannt hatte, kennen lernen. Auson sollte die Beiden auf dem abentheuerlichen Zuge durch die Schenkhäuser der Hauptstadt begleiten, aber Mac Cuddy wehrte sich dagegen.

„Wenn Ihr ein schönes Weib besitzt," sagte er, „so schafft Euch keine anderen Freunde an, als solche, die mir an Leib und Seele ähnlich sind. Traut keinem wohlgemachten Freund, wenn Ihr hübsch verheirathet seid."

Noch an demselben Abend saß der König und Mac Cuddy im goldenen Faß. Sie fanden hier zahlreiche Gesellschaft, meistens Handwerker, Taglöhner und Knechte. In einer kleineren Nebenstube saßen ehrenwerthe Bürger und Meister, welche an ihrer besseren Kleidung und dem ruhigeren Betragen zu erkennen waren. Der hohe Gast, der im Kittel eines gemeinen Handwerkers da saß, mußte lange von gleichgültigen Dingen sprechen hören, ehe es einem der Anwesenden gefiel, die Politik aufs Tapet zu bringen.

„Es wird nicht lange dauern," sagte er, „und es geht wieder drunter und drüber, der Krieg kann nicht lange ausbleiben, der König macht zu viele dumme Streiche."

„Macht einen Knix, Herr!" flüsterte Mac Cuddy dem König zu.

„Ja, ja," fuhr der Kannegießer fort, „so geht es, wenn so ein junger Springinsfeld König wird, ich hab' es gleich

gesagt, wie der alte König starb, es kommt selten was Besseres nach."

„Na, nehmt mir's nicht übel, Gevatter," erwiederte ein Jüngerer, „da sieht man gleich, daß Ihr noch weit zurück seid in der Kultur — ein wackerer Bursche ist unser König, Ihr sollt ihn nicht schimpfen, sonst habt Ihr es mit mir zu thun — er soll leben!"

„Der Kerl ist ein Narr," bemerkte Mac Cuddy.

„Daß er kein Pfaffenfreund ist," fuhr der Patriot fort, „das gereicht ihm zur Ehre. Zum Teufel mit den verdammten Kutten."

Erschrocken über die Blasphemie fuhren die Spießbürger auf. Der Gastwirth selbst mochte solche Lästerung der Religionsdiener nicht dulden und rückte drohend auf den Schreier los.

„Keinen Frevel hier in meinem Haus," donnerte er mit gebieterischer Stimme, „wenn Ihr nicht die vermessenen Reden unterlassen wollt, so werfe ich Euch zur Thüre hinaus. Ich weiß es wohl, Ihr habt keine Religion, glaubt an keinen Gott und seid ein Störenfried, ein Ketzer. Ich habe Euch schon oft gesagt, laßt mein Haus in Frieden, denn wo Ihr seid, da verschwindet der Segen Gottes vor Euren lästerlichen Reden und Fluchen."

„Na, na, Herr Wirth, seid nicht wunderlich," lenkte der Beschämte wieder ein, denn er war ihm schuldig, „ich wollte ja nur sagen, daß es nicht gut sei, wenn man den geistlichen Herrn zu viel Gewalt läßt, das habt Ihr ja wohl selbst empfunden unter Severin. Wurde man da die Bettelmönche den Tag über los, habt Ihr Euch nicht selbst oft bitter beklagt, daß sie Euch fast brandschatzen?"

„Ja das ist wahr," bestätigte der Wirth besänftigt, „aber Alles mit Unterschied, es giebt auch recht ehrwürdige Leute im Priesterstand, die den großen Herrn die Flügel

stutzen, und sie lehren, was Christenpflicht ist, darum können sie diese nicht leiden."

„Religion muß sein," bemerkte ein Anderer, „was ist ein Mensch ohne Religion? Ein Vieh. Darum Alles mit Maß und Ziel. Man braucht kein Betbruder zu sein, aber ein Christ. Ja, wenn der König nur Mißbräuche abstellte, welche unter dem Vorwande der Religion geschehen, das wäre etwas Anderes, kein guter Bürger könnte was dawider haben. Was thut er aber statt dessen? Er plündert die Klöster und Pfarren, vermindert ihre Einkünfte — haben wir was davon, zahlen wir deßhalb weniger Steuern oder kommt das geraubte Kirchengut uns zu nutzen? Nein. Es wird den Armen entzogen und fließt in den Seckel des Königs. Er selbst ist ein Ketzer, ein Atheist, besucht keine Kirche, hört keine Beichte und geht so den Leuten mit einem schlechten Beispiel voran. Das Aergerniß steckt die ganze Stadt an. Unsere Kinder werden schlechte Christen. Denkt Euch, was mir neulich mein Junge sagte, als ich ihn zur Rede stellte, warum er nicht zur Beichte ging? Was braucht der Pfaffe zu wissen, sagte er, was ich thue und unterlasse, er ist doch auch nicht besser als ich. Geht doch der König selbst nicht zur Beichte, sagte er, und was der thut, muß doch recht sein. Ich aber habe den Jungen eines Anderen belehrt und ihn durchgeprügelt. Nun geht er regelmäßig aller Monate ein Mal zur Beichte, das kommt aber davon, wenn ein König keine Religion hat."

„Das möchte noch hingehen, es giebt auch ehrenwerthe Leute unter den Ketzern, aber was soll man zu seinen Neuerungen im Zunftwesen sagen? Da heißt es, künftig soll jeder hergelaufene Kerl ein Gewerbe anfangen können, um die Industrie durch Konkurrenz empor zu bringen, sagen sie. Wovon sollen wir nun', ich bitt' Euch, wovon sollen wir unsere schweren Abgaben und Steuern bezahlen, wenn das geschieht? Heißt das nicht den Bürger an den Bettelstab bringen?"

„Das ist schon recht," eiferte der Patriot, „freilich wird es Euch kurios vorkommen, wenn Ihr durch bessere Arbeiter Eure Kunden verliert, denn Ihr wollt keinen aufkommen lassen, der nicht Geld hat und mit Euch verschwägert ist. Ihr habt Euer Schäfchen ins Trockene gebracht und wollt es nicht leiden, wenn ein armer Teufel, der mehr versteht, in Euer Gehege geht. Aber der König wird Euch Knauser, Euch Zünftler schon was lehren. Es lebe die Konkurrenz!"

„Freilich wohl für Leute Eures Gelichters, Tagediebe und Vagabunden ist der ein prächtiger König, denn Ihr habt nichts zu verlieren und nährt Euch von der Pfuscherei. Aber alle Wetter, das wollen wir sehen, ob solche Gelbschnäbel, solche liederliche Subjekte unsere Zunftrechte angreifen werden, schwere Angst noch ein Mal, da soll der Teufel drein schlagen! Keinen Heller Steuern bezahle ich, wenn das geschieht. Wir erhalten den Staat, wir bezahlen die Soldaten und unser sauer erworbenes Geld ists, was dieser Tagedieb von König verthut."

„Sachte, sachte, Herr Gevatter!" besänftigte der Wirth, „wer wird gleich so schimpfen, wollt Ihr Euch und mich ins Unglück bringen."

„Herr Jesus!" accompagnirte die ängstliche Ehehälfte desselben, „wenn das Jemand Unrechter gehört hat, so sind wir zeitlebens ruinirt!"

„Was," schrie der immer zorniger Werdende, „wer will mir hier das Maul verbieten? Bin ich nicht Zunftmeister und Gerichtsperson, habe ich nicht ein Recht zu reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist? Das soll mir Niemand wehren, wenn ich sage, der König ist ein ungewaschener Maulaffe, denn das ist die Wahrheit. Das sage ich ihm ins Gesicht."

„Ja, beim Kruge habt Ihr Kurage, mehr als Euch nütze ist, und ein loses Maul. Was habt Ihr für einen Grund so zu schmähen, hat der König nicht die Steuern herabgesetzt,

den Handel befördert, Straßen angelegt, Sümpfe ausgetrocknet, die Adeligen gedemüthigt, kurz, Alles gethan, die Dankbarkeit des Bürgers zu verdienen. Wir sind frei nun und dürfen sprechen und schreiben, was wir wollen, und daß Ihr ungestraft so reden dürft, ist ein Beweis, daß Ihr Unrecht thut."

„Saubere Freiheit das, wir dürfen thun, was wir wollen, nur das nicht, was dem König mißfällt, das sind so Narrenspossen, die man dem Volke weiß machen will, um ihm das Maul zu stopfen. Wenn wir frei sein sollen, da brauchen wir keinen König, der uns regiert, so ein Mittelding von Republik und unumschränkter Monarchie taugt den Teufel nichts, entweder ich will recht frei sein oder gar nicht. Ob wir ein Recht haben, der Regierung Vorschläge zu machen und uns zu berathen, oder nicht, das ist Alles Eins, wenn der König doch thun kann, was ihm beliebt. Preßfreiheit? ja das ist ein schönes Ding! Was hat sie uns genützt und gebracht? Da kommen schlechte Lieder zum Vorschein und Zoten, bei welchen ein redlicher Mann erröthet, unzüchtige Bilder — Alles angelegt, die liebe Jugend, die heutzutage ohnehin nicht viel taugt, zu verführen. Dann liest man wieder freche Spöttereien über die Religion und den Priesterstand, Blutpredigen und Verleumdungen. Kein ehrlicher Mann ist mehr sicher, von dem nächsten besten Sudler nicht verunglimpft zu werden, denn für ein Paar Dreier schreibt bald Einer eine Schmähschrift gegen ihn. Das sind heillose Geschichten sage ich Euch, und es soll mich wundern, wenn das lange anhält. Gott verhüts."

„Er fangts nicht beim rechten Ende an, das ist wahr," versicherte dagegen ein Gemäßigter, „er verdirbts mit allen Ständen und wird seine Thorheit selbst büßen. Kommt Zeit, kommt Rath, ich wünsche es nicht und halte den König für einen guten Menschen, der es mit seinem Volke gut meint, nur zu wenig Erfahrung hat, um den rechten Weg zu erken-

nen, aber man hört von vielen wunderlichen Dingen munkeln und die Großen werden ihm noch den Hals brechen. Die Leute sind ganz stille und graben insgeheim ihre Minen — buff, da bricht es ein Mal ganz unversehens los und der arme Herr sitzt zwischen zwei Stühlen auf der Erde. Der Klerus mag ihn nicht, weil er ihn auszieht, der Adel mag ihn nicht, weil er seine Rechte antastet, der Bürger mag ihn nicht, weil er das alte Herkommen angreift. Ich wünsche es nicht, aber es wird leider nicht lange dauern mit seiner Herrschaft, er dauert mich, er ist ein guter Herr, aber nicht bei reifem Verstande."

„Ihr seid ein gescheidter Kerl," entgegnete der Patriot, indem er ihm auf die Achsel klopfte, „Ihr habt vollkommen Recht, aber ich sage Euch, das ganze Uebel kommt davon, weil er nicht mit der gehörigen Kraft und Energie durchgreift; er ist zu schwach, zu unentschlossen, wankelmüthig. Er möchte gerne etwas Rechts durchsetzen, aber er bleibt auf halbem Wege stehen. Unter uns gesagt, damit es die Anderen nicht hören, was sollen die halben Maßregeln gegen die Pfaffen? Zum Teufel soll er sie jagen, alle mit einander, da ist es auf ein Mal aus mit ihrer Herrlichkeit. So ist es mit Allem. Ich sollte König sein, Herr, ich würde ganz anders auftreten. Der Adel müßte mir über die Klinge springen, die Pfaffen steckte ich unter die Soldaten, und Freiheit, Aufklärung und Gleichheit wäre mein Wahlspruch!"

Obwohl der Patriot die letzten Worte nur leise sprach, wurden sie doch von Mac Cuddys feinem Gehör vernommen. Er schien höchlich erfreut über die Uebereinstimmung mit seinen eigenen Vorschlägen und rückte dem Sprechenden vertraulich näher.

„Gebt mir Eure Hand, ich bitte Euch um Verzeihung!" rief er dem Verdutzten zu.

„Weßhalb?"

„Ich habe Euch bisher für einen Narren gehalten, aber

jetzt ist mir ein Licht aufgegangen, Ihr seid ein großer Mann, das heißt, Ihr gleicht mir, wir sind ein Herz und ein Sinn."

„Wollt Ihr mich foppen?"

„Ich, Euch foppen? das hieße ja mich selber foppen, denn was Ihr dem Biedermann eben gesagt habt, war aus meiner Seele gesprochen. Kennt Ihr mich, he?"

„Nein, obschon mir Euer Gesicht schon vor die Augen gekommen sein mag."

„Desto besser."

„Warum?"

„Denn so habe ich das besondere Vergnügen, Euch in mir einen Mann vorzustellen, der nächst Euch den meisten Verstand in diesem Lande besitzt. Nicht wahr, Ihr seid auch ein Ausländer?"

„Ihr irrt Euch, ich bin hier geboren."

„Nicht möglich, ein Mann mit diesen glänzenden Geistesgaben ist nicht weiter her, als etwa aus der Vorstadt? So hört denn, ich bin ein Ausländer, ein Weltlicht folglich, ein blaues Meerwunder, ich sage Euch, ich bin überall ein Ausländer, selbst in meinem Vaterlande, auf die Gefahr hin, daß Ihr mich für ein Mondkalb haltet, es ist ganz gemein, wenn man irgendwo zu Hause ist. Die Leute haben dann keinen Respekt vor Einem. Doch, im Vertrauen, ich will Euch nicht lange zappeln lassen, ich war des Königs rechte Hand, er unternahm nichts ohne mich. Denkt Euch, was geschah, 's ist unerhört, vor ein Paar Monaten, oder wohl gar vor einigen Tagen oder Stunden, ich weiß das nicht mehr so genau, machte ich ihm genau denselben Vorschlag, rieth ihm gerade das, was Ihr thun wolltet, wäret Ihr König — Gott helf Euch, Ihr habt geniest — was glaubt Ihr wohl, daß der Thor gesagt hat?"

„Ihr prahlt augenscheinlich!"

„Ich will verdammt sein, wenn ich das thue — da der

Mann hier kann es bezeugen — habe ich nicht mit dem König täglich gesprochen?"

Der König nickte bejahend.

„Wer ist der traurige Bursche?" fragte der Patriot heimlich.

„Des Königs Leibbarbier," antwortete der Narr.

„Was — wird der nicht dem König Alles wieder sagen, was er hier gehört hat?"

„Seid ohne Sorgen, der denkt so schlecht von ihm, als Einer, und sagt ihm nichts, was er nicht schon weiß. Er sagt selbst, der König habe einen schlechten Bart, und wer keinen Bart hat, der ist bei ihm kein rechter Mann. Aber ich bitt' Euch, unterbrecht mich nicht wieder — Ihr habt Euch nun selbst überzeugt, daß ich wahr spreche. Also was glaubt Ihr, daß der König gesagt hat?"

„Nun?"

„Nichts!"

„Nichts?"

„Nichts!"

„Das ist sehr wenig."

„Bei Gott, Ihr habt Recht und ich sehe es nun klar, daß ich einen großen Mann vor mir habe. Das ist sehr wenig — eine große Antwort. Ihr seid ein wahrer Cato. Aber es war nicht nur sehr wenig — sondern auch sehr grob, denn er gab mir statt der Antwort Etwas, was einer Ohrfeige sehr ähnlich sah. Seitdem ist der König bei mir in Ungnade gefallen, mag er nun zusehen, wie er ohne mich fertig wird, ich rege keinen Fuß mehr für ihn, er ist es nicht werth, ich halte auch gar nichts mehr von ihm, er ist ein Tropf, ein Einfaltspinsel."

„Schurke!"

„Hört Ihr, Herr, der Leibbarbier ruft Euch — er ist böse."

„Hat nichts zu bedeuten, er hört nur nicht gerne Aus-

dere von seinem Herrn übel sprechen, aber innerlich ist er von seiner Schlechtigkeit so gut überzeugt als wir."

„Undankbares, elendes, thörichtes Volk! Das also ist der Lohn für mein redliches Bemühen, deinen Wohlstand zu vermehren, deine Rechte auszudehnen, deine Kräfte zu stärken, deinen Verstand aufzuklären, und mit Aufopferung meiner Ruhe, meines Selbst dir Frieden und Glückseligkeit zu erkaufen! Das der Lohn für meine unendliche Liebe, welche dem Herzen seine beste Freude, dem Geiste seine beste Kraft entzieht — Schmähung, Verhöhnung, Schimpf, Verleumdung, Verrath, Haß und Verschwörung — für meine tief empfundene Herzensbekümmerniß, für ihr Wohl und Wehe. Welche undankbare, fühllose, gleißnerische Kreatur ist der Mensch, welch ein thöricht, blindes, wankelmüthiges Krokodil dieses V o l k, welches mich heute liebkost und mit Jubel begrüßt, weint, wenn mir ein Zahn weh thut, mir die Füße leckt, wenn ich es nur nicht trete, und morgen giftige Blicke nach mir schießt und nach meinem Blute lechzt. Weil ich es genährt und gefüttert, fletscht es im Uebermuth die Zähne nach mir wie ein bösartiger Hund, weil ich es von der Kette der Sclaverei losließ, fährt es wüthend auf den Befreier los, wiederum wie ein böser Hund, weil ich es geschmeichelt, schnappt es nach der kosenden Hand, abermals wie ein undankbarer Hund. Es paßt kein anderes Thier so gut zum Vergleich mit diesem tausendköpfigen Cerberus, als der Hund. Wer ihn prügelt und mit Füßen tritt, dem gehorcht er, den liebt er, wer ihn zu wohl hält, seine Kraft nährt, seine Freiheit nicht beschränkt, den verläßt er und verwildert zum Wolf. Nein, schlechter als ein Hund ist dieses stumpfsinnige, ehrlose Volk, denn es ist nicht treu. Unselige Verblendung, die mich dieses Volk achten und lieben hieß, weiche von mir, mein Herz ist Eis, mein Blut Zorn; mein Gedanke Tyrannei! Sie, de-

ren Dank mir der kostbarste Preis meines Regierungswerkes schien, die ich mehr schätzte als mich selbst, deren Recht und Glück mir heilig war, sie werden mich ermorden, mein Blut trinken, meinen Leichnam verstümmeln, meinen Namen zerreißen. So lange ich lebe, werden sie mich verfolgen mit ihrem grimmigen Haß und Spott, und wenn ich todt bin, werden sie mich einen Narren schelten, meine Worte verdrehen, meine Thaten mißdeuten. O nun begreife ich dich, blutdürstige Tyrannei und deine Abkunft, deine Mutter ist die Menschenliebe, welche dich empfangen hat in tödtlicher Umarmung von dem Undank des Volks! Wer wollte es ihnen Recht machen, diesen tausendsinnigen Thoren, wer wollte Liebe verdienen von ihnen, die nur ihre Weiber und Kinder lieben und für das gemeine Wesen kein Gefühl haben. Wer wollte um ihre Achtung arbeiten, da der Eine achtet was der Andere verhöhnt, der Eine wünscht, was der Andere fürchtet, der Eine das Ehrwürdige und Schöne aus Eigennutz und Bosheit verlästert, der Andere aus Blödsinn und Aberglauben. O Samboro, Dein Geist hat mich verlassen, Alles das hast Du mir gesagt und ich habe es vergessen und nicht beachtet, warum hütet das Kind sich nicht vor der Flamme, warum glaubt es nicht der Mutter, daß ihre Berührung schmerzt, bis es sich verbrannt, warum ist die Weisheit so kostbar, daß man sie nur mit Unglück erkaufen kann. O Samboro, Samboro!“

So klagte Alexis auf dem ruhelosen Lager, wo er sich mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfniß zu schlafen hingelegt hatte. Die ihm wiederfahrene Kränkung hatte ihn tief ergriffen, denn zu plötzlich und gewaltsam war seine Enttäuschung. Er war bisher glücklich gewesen in dem Wahn seiner Selbstschätzung und wie ihm sein Thun gerecht und weise schien, wie er sich der edelsten Beweggründe bewußt und von dem stolzen Selbstgefühl seiner Würde durchdrungen war, glaubte er, die große Menge des Volkes müsse ihn achten und

lieben. Er glaubte ein Gegenstand frommer Segenswünsche und bewundernder Liebe zu sein, glaubte, daß sein Name im ganzen Reich nie ohne Achtung genannt werde, und überzeugte sich plötzlich in einer großen Menge jener Versammlungsplätze, wo das Volk ohne Scheu und Schmeichelei zu sprechen pflegt, überall vom Gegentheil. Der Schmerz über diese Entdeckung überwältigte seinen Muth und frommen Willen, sein Herz strömte über von Bitterkeit. Furchtbar war die innere Revolution, in welcher sein besseres Ich unterging, und die Anstrengung, welche es ihm kostete den edlen, bereits mächtig erstarkten Geist seiner an riesigen Entwürfen überfruchtbaren Menschenliebe mit berechnender Klugheit niederzuringen, erschöpfte seine Nerven- und Gemüthskraft.

„O Samboro, Samboro!“ rief er noch ein Mal und badete sein glühendes Haupt in den weichen Kissen. Prasselnd verlosch die am Lager stehende Nachtlampe, als er diesen Seufzer ausstieß, und schaurige Lüfte wehten durch die Finsterniß des Gemaches. Wahrscheinlich würde diese wunderbare Regung in einem dicht verschlossenen Raum dem bewegten König entgangen sein, wenn nicht gleichzeitig ein vernehmliches Rauschen unter seinen nahe liegenden Papieren entstanden wäre. Er horchte darüber auf und hörte und sah nun, während ein eisiger Hauch seine Glieder wie Fieberfrost schüttelte, wie einzelne Blätter vom Tisch herabflogen und auf dem Fußteppich gleich neckenden Dämonen hintanzten. Seine Aufmerksamkeit wandelte sich rasch in Furcht, als das Säuseln der leisen Winde plötzlich zu einem heulenden Sturm anwuchs, der seine Haare zerstreute und sein nachlässig geöffnetes Nachtgewand heftig flattern machte. Im tobenden Wirbel raste die unbegreifliche Luftbewegung durch alle Theile des Gemaches, ergriff alle leichteren Gegenstände und schleuderte sie polternd umher; Spiegel und Bildnisse stürzten krachend von den Wänden herab. Nur einige Sekunden hielt diese stürmische Finsterniß an, dann blitzte dicht vor seinen

Augen ein heller Schein auf, der ihre Unterscheidungskraft blendete, und erst nach einer halben Minute eine leuchtende Gestalt erkennen ließ. Ein nackter männlicher Körperschatten, oder vielmehr eine menschliche Lichtgestalt zeigte kolossale Verhältnisse, und ein ernstes, starr und fest auf Alexis blickendes Gesicht, welches Beruhigung und Wehmuth in die Seele des Zitternden strahlte. Seine Furcht verschwand vor diesem milden Glanz und die im Schreck erstarrten Glieder durchströmte eine wohlthätige elektrische Wärme. Zwar fehlte dem furchtverbannenden Gespenst die körperliche scharfe Begrenzung der Formen, zwar zeigte dessen lichtstrahlendes Antlitz weder Narbe noch Verstümmelung, aber eine rein geistige Erkenntniß ließ dem froh Staunenden keine Wer-Frage zu. Wenn man von Geistern sagen kann, daß sie eines irdischen Gesichtsausdrucks fähig sind, so war die Miene, mit welcher die Gestalt Alexis betrachtete, zugleich mitleidig, traurig, nachdenklich und voll Kummer. Doch war nichts Grausenhaftes in der ganzen Erscheinung, und selbst ein Dritter würde mehr vor dem Gesichte des Königs erschrocken sein, als vor dem Gast aus dem Lande der Gestorbenen. Man denke sich nur das Antlitz eines im höchsten Grade gespannten Menschen, der zwar furchtlos ist, und dessen Seele sich mit der Erscheinung befreundet, dessen Leib aber unbewußt sich gegen das Gespenstige sträubt und endlich unterlegen erblaßt durch die siegende Gewalt des Geistes, man denke sich, sage ich, dieses bleiche clairvoyante Gesicht in der dicken Finsterniß von dem Lichte einer Seele beleuchtet, und man wird gewiß die körperliche Erscheinung des Lebenden schrecklicher finden, als die des Geistes, der sich von dem Staube befreit, von dem Grabgeruche des Leibes gereinigt hat, denn der Schreck selbst ist eine körperliche Empfindung; der Geist kennt ihn nicht, denn er ist selbst unverletzbar, unzerstörbar, über alle Furcht erhaben, allmächtig und seiner Gewalt selbst bewußt. Alexis befand sich in einem Seelen-

zustand, der jede körperliche Empfindung ausschloß. Jeder Held, der inmitten der tödtlichen Gefahr, nachdem er die größte Angst, welcher der Körper fähig ist, unfreiwillig überwunden, sich plötzlich neu erstarkt und von unglaublicher Kühnheit beseelt fühlte, jeder Künstler, der in hoher Begeisterung sein Selbst vergaß, jeder Märtyrer der Idee, der in wunderbarem körperlichen Stumpfsinn irdische Qualen mit lächelnder Miene überwand, kennt diesen Seelenzustand, der ein Sieg des Geistes ist über die niedrige Gewichtskraft des Körpers. Nur große Seelen sind dessen fähig, bezwingen die Thierheit mit dem Gedanken und genießen jene geistige Wollust, welche den Menschen vor allen übrigen Kreaturen der Schöpfung auszeichnet. Die größten Thaten, die je vollbracht wurden, die herrlichsten Kunstwerke, die je der menschliche Geist erschuf, sind Erzeugnisse dieses erhabenen Seelenzustandes, der die Sage von Halbgöttern und halbthierischen Dämonen wahr macht.

„Ich kenne Dich," rief Alexis der Erscheinung zu, „ich kenne Dich, denn ich habe Dich geliebt und Du hast einen Theil meines Wesens angezogen, wie ich einen Theil des Deinigen aufgenommen in mir. Du bist der Schutzgeist meines Körpers, aber der Tod hat Dich von meinem Wesen getrennt und hat mich hilflos dem Jammer der Welt gelassen. Er hat mich aufgezehrt und die Blüthen meines Herzens abgeweidet, das gefräßige Ungeheuer, er hat meinen besseren Theil zerrissen und gierig mein Herzblut getrunken. Was von mir übrig ist, speist die Raben auf dem Anger so gut wie die Würmer im Grabe, mein Leib ist mein Herr geworden und mein Gedanke sein Sklav. Der Tod hat Dein Wesen von mir gerissen, aber ein Unglückswunder der Seele hat mir Deinen Geist zu trinken gegeben und ich habe ihn getrunken, und aufgenommen in meine Adern, und in die Fibern meines Gehirns. Wärst Du ein Leib, ich würde Dich fragen, wo ich Trost und Liebe zu kaufen finde, ich habe einen jungen Leich-

nam, der ausgenossen hat und den ich gern hingebe für den Herzenspreis; aber Du bist ein Geist und ich durchschaue Dein Denken, sein wärmend Feuer durchströmt das Mark meines Gebeins und ich bin glücklich. Du schweigst, aber ich vernehme mit Ehrfurchtsschauer Deine Weisheit. Deine Hand öffnet in der Höhe den sternigen Himmel, die Wolken glänzen in ihrem Licht und sinken, die Ewigkeit enthüllend, herunter auf die Finsterniß der Erde. Einen Sturm sehe ich sich erheben in dem unendlichen Raum, der die Sterne hinwegstreut wie Goldstaub, und aus dem von ihrer lichtlügenden Finsterniß befreiten Schooß des Himmels entsprießt ein blendender Lichtstrom, der nur wenig Strahlen nach der Erde sendet. Wessen unglückliches Haupt sie treffen, der wird entmenscht und erleuchtet zum selbstwirkenden Gott, den Menschen ein Verderber, der tritt aus dem Maschinenleben des unselbstständigen Wurms heraus und greift mit mächtiger Hand nach einem Zügel der Weltregierung, hilft mir den Sonnenwagen der Naturgottheit durch die ewigen Räume lenken, wo er, hinbrausend über Sternenmeere, der unter dem donnernden Umschwung seiner gewaltigen Räder zerstiebenden Welten, des millionenfachen Achs in Anblick oder Berührung sterbenden Atomlebens nicht achtet. Den kleinen Raum der Erde durchirren nur wenige Einzelgedanken der Naturgottheit und sie nennt das augenlose Madengewimmel des Menschenpöbels, Geißeln Gottes, Geister der Finsterniß, weil sie ihr stinkendes Leben zertreten, der Welten ewige Schönheit, von dem Auswurf der Veränderung, die klar gesponnene Materie von den Hefen zu reinigen. Ich habe Dich begriffen, Funken des unedlen, unvergänglichen, unveränderlichen Lebens, verschwinde in mir, denn mein zeitweiliger Ueberwurf, meine Körperschlacke vermag Dich nicht äußerlich zu ertragen. Verblinde Licht, säe den Tod in meine Nacht, daß er einst aufgehe in ihr, aber jetzt noch will mein tagungewohntes Auge sie nicht missen!“

3.

Während der schlaflose König und Held dieser Geschichte in seinem Schlafgemach sich mit dem Spuck seiner gereizten Nerven unterhielt, würde er bei einiger Aufmerksamkeit die tiefen und zahlreichen Seufzer im anstoßenden Schlafzimmer der Königin gewißlich vernommen haben. Allein seit einiger Zeit war sein Ohr in der Richtung hin sehr schwachhörig geworden, und wenn die verlassene Amanda seufzte, so hatte sie mehr geheime Gründe dazu, als wir dem Leser anzugeben für gut finden können. Zwei Jahre ehelichen Glücks zehrten das süße Feuer der schwärmerischen Liebe gänzlich auf, und statt dessen nahm jene solide Gattenfreundschaft, deren Wärme mäßig, aber dauernd, stets wohlthätig und bereitwillig, nie erkaltend, nie launenhaft und stets gleichmäßig wirkend ist, in dem gesättigten beruhigten Herzen des Königs Platz. Es trat jener Zeitpunkt ein, in welchem sich das Weib ungerechter Weise vernachlässigt, verlassen fühlt, denn nicht so schnell begreift ihr unersättliches Gemüth die stille Freude der Mäßigung, nicht so schnell verraucht dessen genußerstrebende Flamme. Freilich bitter ist die Wahrheit für das Weib, welches von Einigkeit der Empfindungen, von einziger Hingebung eine Ewigkeit der Dauer hofft, daß der Reiz in allen Dingen unbeständig und launenhaft ist, daß er unerbittlich

untergeht in dem süßesten und vollkommensten Einerlei, und gleich einem spielenden Kinde von einem Gegenstand zum anderen übergeht, und nicht eher zurückkehrt, bis das Verlassene vergessen, sein Erscheinen wieder neu geworden ist. Diese bittere Wahrheit wurde nun der Königin in kargen Tropfen langsam zugemessen, so daß sie in den Zwischenräumen Zeit genug fand, sich der Selbsttäuschung zu bereden, daß sie, immer wieder hoffend, desto schmerzlicher verlieren mußte. Ein scharfsichtiges Auge hat die Liebe, jede Abnahme der Huldigung zu bemerken, aber auch so viel erfinderische Sophisterei, um sie mit tausend Gründen zu entschuldigen und zu bemänteln. Darum hört der Zweifel nie auf, bis jeder Schein der Zweideutigkeit verschwunden, bis plötzlich mehr verloren ist, als man zu verlieren befürchtet hat. Noch zweifelte Amanda an der wirklich eingetretenen Kälte, noch zögerte sie das Herz zur Wahrheit zu zwingen, noch hoffte sie schon in der Abendröthe der Liebe, sie werde nicht gänzlich untergehen, um den Raum dem kälteren Mondsgestirn der Freundschaft zu überlassen. Sie hatte ihre Morgenröthe genossen, ihren heißen Mittag verschmachtet, ihren schönen Abend bewundert, und glaubte nun noch an einen ewigen Tag. Aber unwandelbar sind die weisen Gesetze der Natur, die Wünsche der Sterblichen werden von ihrer Nothwendigkeit unerbittlich verschlungen, und unbekümmert um das kleine Unglück, welches sie stiftet, waltet sie fort und fort den Einen zum Heil, den Anderen zum Verderben. Glücklich, wer ihr nicht widerstrebt, wehe, wehe über den Unglücklichen, der mit frevelnder Hand in ihre Räder greift — er wird vernichtet.

In der nächsten Zeit ging eine mächtige und doch nicht so leicht und auf den ersten Anblick erkennbare Veränderung mit Alexis vor. Jugendkraft, Heiterkeit, Edelsinn und eine aus bitteren Erfahrungen gezogene menschenfeindliche Philosophie kämpften mit einander einen langen schweren Kampf, in welchem abwechselnd der Sieg bald auf der einen, bald

auf der anderen Seite war. Zuerst wurde es seiner bekümmerten Gattin auffällig, wie er sich allmählig immer mehr von den Regierungsgeschäften zurückzog, immer mehr der eigener Kraft würdigen Arbeit fremden, oft untauglichen Händen übertrug, immer leichtsinniger sein ernstes Amt, immer angelegentlicher und verschwenderischer die frohen Geschäfte des Vergnügens betrieb. Sein Frohsinn wurde nicht selten zur Ausgelassenheit, seine Laune zum Muthwillen, seine Freude zum Jubel. Die Jugend, welche in ihm noch kräftig, nicht unnatürlich früh gereift war, hat einen so reichen Fond von Freude und Lustigkeit, daß ihn nur die Zeit, aber kaum eine Widerwärtigkeit des Lebens erschöpfen kann. Alexis ließ sie walten — er widerstrebte nicht mehr mit ängstlichem Arbeitsernst den Regungen seines Frohsinns, und überließ sich immer seinem ungezügelten Temperamente. Amanda, das junge unerfahrene Weib konnte sich sogar freuen über diese Veränderung, deren Ergebniß ihr mehr zusagte, als die finstere Stirne voll langweiliger Regierungssorgen, als die nimmer rastende, alle Freuden unterbrechende Geschäftigkeit von vordem, aber ihr Behagen daran wurde gar schnell und plötzlich in Schreck und Kummer verwandelt, als sie bemerkte, daß Alexis eben so, wie seinem Frohsinn, auch dem Zorne und jeder anderen gefährlichen Leidenschaft die Zügel schießen ließ. Sichtbar war es und nur der Liebe verkennbar, daß er es nicht der Mühe werth fand, nach dem Ruhme der Selbstbeherrschung zu streben, daß er Niemand in seiner Umgebung, selbst Amanda nicht ausgenommen, so sehr achtete, um auch nur die kleinste Aufregung mit weiser Besonnenheit im fremden Beisein zu unterdrücken. Niemand ist so wachsam auf das Gemüthsleben der Männer als das andere Geschlecht, Niemand bemerkt leichter jede darin vorkommende Störung und Veränderung, aber Niemand deutet sie auch in der Regel so falsch, wie die Weiber. Sie erklären Alles durch die Liebe, denn in diesem Fach allein haben sie einen durchdringenden

Verstand. Es ist kaum möglich, daß irgend eine Großthat vollbracht wird, oder irgend ein Verbrechen, eine Thorheit, ohne daß die Weiber behaupten, glückliche oder unglückliche Liebe habe den Einen zum Helden, den Anderen zum Sünder, den Dritten zum Narren gemacht. Obwohl nun wirklich die Liebe gar oft solche wunderbare Metamorphosen, Veredlung, Verschlechterung und Bethörung hervorbringt, so sollten sie doch nicht vergessen, daß der Ehrgeiz, die Habsucht, die Vaterlandsliebe und unzählige andere edle und unedle Leidenschaften dasselbe bewirken; doch dieß erwägen sie nie, und selbst Amanda, welche wir hier für eine der besten ihres Geschlechts gehalten wissen wollen, verfiel in denselben Fehler, der ein Gemeingut aller gebildeten Frauen ist. Weit verständiger hierin sind in der Regel die gemeinsten Frauen, welche der Liebe durch Schwärmerei keinen Zusatz geben und ihrer Macht nicht mehr einräumen, als billig ist. War es nun, weil sie besorgte, der Gemüthszustand ihres Gatten könne in der Folge ein unglücklicher werden, oder aus wirklichem Verdacht, genug, sie beschloß ihm den Grund seiner Veränderung abzufragen, und wählte dazu die Zeit, welche verheirathete Frauen für die günstigste zu solchen Herzensergießungen erachten — eine Nacht, welche ihr das Glück eines Besuchs der Gattenliebe mitbrachte.

„Mein theurer Gemahl," sagte sie, indem sie mit beiden Armen seinen Nacken umschlang, „mein Herz ist noch ganz voll von der innigsten Liebe zu Dir — glaubst Du das wohl? Ja, denn Du kannst nicht daran zweifeln, Du kannst es nicht verkennen, was sich in den kleinsten Augenblicken kund giebt, wenn ich im Angesicht der Tausende, die Dir huldigen, Dich bewundernd und stolz betrachte, wenn ich im kleineren Raum glücklicher Deiner Wünsche Winke lausche, und in dem kleinsten mich Dir hingebe mit aller Inbrunst eines warm liebenden Weibes, das Dich vergöttert. Meine Liebe war verzehrende Flamme, als sie ausbrach, Wahnsinn, als

ich Dich mißte, und sie ist jetzt, da ich Mutter bin durch Dich, eine allmächtige wachsame Riesin, die Dich schützend geleitet, wo Du gehst, die nicht schläft, wenn Du schläfst, und mit eifersüchtigen wachen Augen an Deinem Lager sitzt. Verspotte sie nicht, Alexis, o sie ist stark, sie kann Dich schirmen gegen jedwede Gefahr, sie kann Dich und Deine Krone tragen durch ihre Fluth, wenn sie den Grund, auf dem Du stehst, mit verderblichen Wogen überschwemmt — aber sie ist zuweilen eine Thörin und meint, Du magst sie nicht mehr, Du bist ihrer Zudringlichkeit überdrüssig, Du bist nicht glücklich, weil sie Dir auf allen Deinen Wegen folgt. Vertheidige Dich nicht, Alexis, ich sage ja, daß sie eine Thörin ist und ihre Thorheit selbst einsieht, aber sie muß jedes Mal weinen über sie; denn hat sie Dich angeklagt, so weint sie über Dich und hat sie Dich vertheidigt, so weint sie über sich. Die Arme, gewiß, sie verdient Dein Mitleid, seit lange kann sie nicht mehr froh werden. Warum? Sie weiß es nicht, sie ist eine Närrin, und thut Alles, um sich selbst zu quälen. Seit einiger Zeit, mein Gemahl, bist Du ungemein aufgeräumt und fröhlich — da spricht sie, das ist nicht natürlich, ist unheilverkündend; wenn Du zürnst, meint sie, Du bist wild und unsanft, ein geheimer Kummer müsse an Deinem Herzen nagen. O mein geliebter Alexis, ich bitte, ich beschwöre Dich, beruhige die Arme, verweise ihr die arge Thorheit, tröste, ertrage sie. Verändert bist Du, Geliebter, das ist gewiß, laß mich den Grund wissen, der Deine Seele umgestimmt, und ich will allen Zweifeln und Sorgen entsagen. Was fehlt Dir, Alexis? Wenn Du lachst, scheint mir ein finstrer Spott Deinen Mund zu umspielen, wenn Du betrübt bist, lächelst Du höhnisch und verächtlich. Wenn Dein Volk Dich mit Jubel begrüßt, dankst Du ihm nicht mehr so freundlich wie sonst, und verändert ist Dein Betragen gegen Alle. Rauh und stolz sprichst Du mit Jenen, welchen Du sonst vertraut, welche Du sonst geliebt, Du bist nicht mehr Allen der ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

trauliche gnädige Herr, der Du sonst warst. Selbst Deine Amanda freut sich nicht mehr des innigen liebevollen Anblickes, der sie sonst entzückte, oft weilt Dein Auge lange ernst, kalt und prüfend auf mir — o sprich, Alexis, was bedeutet diese Verwandlung Deines Selbst?"

Alexis mußte sich selbst erst prüfen, ehe er antworten konnte. Zum Theil hatte er diese Beobachtungen an sich selbst noch nicht gemacht und erstaunte, als er sie gegründet fand — doch wußte er bald mit Liebkosungen, Ausflüchten und Scherzreden die Besorgnisse der Gattin zu zerstreuen. Noch war er sich selbst ein Geheimniß, das er zu erforschen fürchtete — dem Leser ist es bereits halb enthüllt. Wenige Tage nach dieser rührenden Gardinenszene, welche auf die gewöhnliche Weise mit Versöhnung, Schwüren und Küssen endigte, waren Amandas Worte vergessen. Allmählig fühlte Alexis selbst die zunehmende Kälte im Ehebette, und schnell folgte diesem Gefühl die Sehnsucht nach neuem Sinnenrausch. Der Versuchungen gab es viele, der Hof erglänzte von vielen Huldbildern weiblicher Schönheit, und seine liebste Gesellschaft gab oder zeigte ihm erwünschte Gelegenheiten. Der lebenslustige Auson, welcher, wie wir wissen, mehrfache Gründe hatte, sinnliche Zerstreuung aufzusuchen, fand in einem lustigen, fast ausschweifenden Lebenswandel das sicherste Heilmittel allen Liebesgrames. Immer enger wurde seine Freundschaft mit Alexis, sein lockendes Beispiel machte des Königs geheime Wünsche rege — der Hofnarr war des Königs Gewissensrath. Unter solchen Umständen konnte der weichmüthige Alexis nichts gewinnen an selbstbeherrschender Kraft und weder die bequemen Lebenstheorien des regierenden Narren, noch die Praxis des Fürsten waren geeignet, Wirkungen hervorzubringen, welche des Dankes iner bekümmerten Gemahlin und des Volkes würdig gewesen wären. Der König fing an seine Hoheit zu vergessen und empfand immer mehr Behagen in dem Umgang der beiden Freunde — der

Hang eines genossenschaftlichen Treibens mit ihnen wurde zur Leidenschaft. Nichts hat für die lebensmuthige Männerjugend einen solch verführerischen Reiz, als die Verbrüderung gleichgestimmter Gesellen zu gemeinschaftlichen Lebensgenüssen, Schwänken und Abentheuern. Der junge Monarch fühlte sich einsam in seiner Höhe und liebte es, seinen treuen Begleitern sich gleich zu stellen, als ihr Genosse, Dutzbruder und Freund betrachtet zu werden. Er ließ freiwillig seine moralische Würde sinken, um nur der vulgären Freuden, welche sie aufsuchten, gemeinschaftlich mit ihnen theilhaftig zu werden. Wäre er nicht König, so würden wir sagen, er wurde liederlich, und mit einem Worte hätten wir leicht Alles ausgedrückt, was unter solchen Umständen zu erwarten war. So aber können wir aus schuldiger Achtung gegen seinen hohen Rang keine so gemein bürgerliche Veränderung seines Charakters zugeben, und müssen die Sache, so gut als möglich, mit edleren Worten bezeichnen, obgleich es den Anschein hat, daß dadurch ihr Wesen um nichts veredelt wird. Wir müssen sagen, dieweil er ein Mensch war, an dem Nichts vollkommen ist, ergab er sich einigen menschlichen Schwachheiten, die jedoch seine königlichen Tugenden nie verdunkelten; wir müssen sagen, auch dem Monarchen muß es zuweilen vergönnt sein, wie ein niedrig geborner Mensch zu fühlen. Freilich werden unsere loyalen Leser, welche sich nicht vorstellen können, daß ein Monarch an Zechgelagen, Studentenstreichen und leichtfertigen Dirnen Geschmack finden konnte, vielleicht den unschuldigen Erzähler der Uebertreibung und Verleumdung beschuldigen, allein was ist zu thun? Wir können der Achtung gegen die monarchische Autorität nicht die Wahrheit aufopfern und müssen, auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, gewissenhaft melden — der Held dieser Geschichte ward, zu unserer größten Betrübniß, eine Art von — Libertin würde ich sagen, wenn es bloß ein Bürgerssohn wäre, dessen Leben ich hier schildere. Wir wollen jedoch keineswegs unge-

recht sein. Wer von uns, vorausgesetzt, er war keine Schlafmütze, um mich eines vulgären aber ungemein bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, wer von uns war nicht ein Mal in seinem Leben kameradschaftlichen Gefühlen ergeben, wer von uns hat nicht wenigstens Tage oder Monate in Gesellschaft „fideler" Freunde dem Gott des Leichtsinns, der an der Rechten Bachus, an der Linken Venus führt, seine nächtlichen Opfer gebracht, wer von uns hätte stets den gewaltigen Lockungen dieses frohen Gottesdienstes widerstanden und seine Genüsse mit stoischer Enthaltsamkeit verschmäht? Zwar sind wir großentheils nur niedrige bürgerliche Seelen, aber weil wir dennoch in aller Ehrfurcht zugeben müssen, daß diese Reize gewaltig sind und das Wesen der Könige menschlich beschaffen, so müssen wir ihm von Vernunftwegen ein gutes Recht zur — Libertinage zugestehen.

Von diesem Recht hat Alexis einen freilich nicht heilsamen Gebrauch gemacht. Schmerzlich mußte es das Land empfinden, daß der regierende Monarch keine Lust mehr in sich fand, seine Kraft seinem Wohl zu weihen, daß er sie lieber in einem müßigen, Allen anstößigen Leben vergeudete. Redliche Staatsdiener wurden ihres Amtes überdrüssig, ungeprüfte Günstlinge nahmen ihre Stelle ein. Das Reformwesen war plötzlich ins Stocken gerathen, aber das regierende Oberhaupt war unschlüssig über die Wahl eines neuen Weges. Gegen eine retrograde Bewegung sträubte sich des Königs Eitelkeit, im Fortschreiten sah er nunmehr weder Heil für sich noch für das Land. Wie früher seine Erwartungen, so übertrieb er nun seine Besorgnisse; weil in einer Schenke ein halb Dutzend Weinhelden ihn geschmäht, wurde ein hoffnungsvoller, von den edelsten Beweggründen geleiteter Fürst lau in seiner Liebe zum Volk und Vaterland. Das ist die menschliche Natur, die sich auf dem Throne so gut wie irgendwo offenbart. Die geringfügigsten Umstände werden oft wichtig für die Charakterbildung eines im Wer-

den begriffenen Mannes, verändern seine Denkweise, lenken seine Neigungen von dem alten noch unerreichten Ziele ab. — Die Folgen der Verirrungen unseres Helden traten mit furchtbarer Schnelligkeit ein. Unordnung, Verwirrung in den Geschäften, Verfall der Gesetze, immer zunehmendes Umsichgreifen der Willkühr, Erschöpfung der öffentlichen Hilfsquellen, der Staatskassen und selbst der Privatressourcen des Monarchen! Amanda lebte in beständiger Angst und Trauer, und selbst Alexis erschrak, als er bemerkte, wohin sein Leichtsinn gerathen war. Träge schleicht der Ueberdrüssige, Entmuthigte fort auf der Bahn der Pflicht, mit reißender Schnelligkeit jagt der Verirrte auf einmal eingeschlagenen Abwegen. — Blickt er auch ein Mal mit ernsten reuigen Gedanken zurück, so verliert sich der bessere Entschluß im trostlosen Ermessen der verlorenen Zeit und der Entfernung, die zwischen ihm und seinen besseren Wegen liegt. Nur zu leicht beredet er das bethörte Herz, es sei zu spät zur Rückkehr — Stolz und Verblendung, Leidenschaft und Verdruß jagen ihn wieder von hinnen. So auch Alexis. Hinter sich verlassen und seinem Herzen entfremdet, sah er in weiter kalter Ferne eine beleidigte Gattin, ein beleidigtes Volk, vor sich die lärmenden Freuden der Welt, welche Herz und Kraft erschöpfen, und unvermuthet im körperlichen und moralischen Elend endigen. Hören wir seine Reue selbst sprechen — wenn wir anders berechtigt sind, jene momentane Verstimmung, welche sich seiner bemeisterte, wenn er die Noth des Landes abwog und den Werth der Genüsse, die er damit erkaufte, Reue zu nennen.

„Du dringst Dich mir auf, Mac Cuddy," sprach er zu diesem einst halb im Verdruß, halb im Scherz, „als Gewissens- und Wirthschaftsrath, schaffe mir nun wirklichen und brauchbaren Rath, wie ich die Erschöpfung meiner Kassen heile und meine gekränkte Ehehälfte tröste? Die einen habe ich durch schlechte mißlungene Pläne, durch Luxus, Bauten und prächtige Spektakel ausgeleert, die andere habe ich lieb-

los verlassen. Mein Gewissen tadelt mich, lobe mich, Narr, damit zwei Narren sich widersprechen und ich keinen Grund habe, dem einen oder dem anderen zu glauben.“

„Ihr fragt viel auf ein Mal, guter König, aber nichts von Belang, wodurch mein Witz in Verlegenheit geriethe. Ich will Euch mit schnellen bündigen Antworten bedienen, wie Ihr sie selbst seit einiger Zeit liebt, und den manchfachen Bettlern, welche sich Eurer Majestät mit Beschwerden, Klagen, Gesuchen und anderen Verdrießlichkeiten nähern ertheilt. Den Einen heißt Ihr sich seiner Wege scheeren, dem Anderen befehlt Ihr „Geduld,“ dem Dritten „Wiederkommen,“ der Vierte wird abgewiesen, der Fünfte geht von selber, weil Ihr ihn nicht anhört. Also kurz und bündig —“

„Das bist Du eben nicht!“

„Kurz und bündig, Euer Gnaden, so wahr ich der Sohn eines Strumpfwebers bin. Ihr braucht Geld? Greift in die Staatskassen.“

„Sie sind leer.“

„Besteuert das Volk?“

„Es ist geschehen.“

„Besteuert es noch ein Mal.“

„Und dann?“

„Noch ein Mal.“

„Und dann?“

„Zum dritten Mal.“

„Das geht nicht.“

„Wer wagt das zu sagen? Eure Minister? Setzt sie ab. Die Bürger? Nieder mit den Rebellen. Die Pfaffen? Zum Teufel mit ihnen. O Ihr glaubt nicht, guter König, was für eine unerschöpfliche Geldkatze das Volk ist, das wahre Oelkrüglein der Wittwe, Herr, bei meiner Ehre! So oft Ihr auch daraus schöpfen mögt, Ihr werdet es nie leer finden, wenn es auch noch so sehr den Anschein davon hat. Diese Citrone hat immer Saft für einen weisen König, aber

drücken müßt Ihr, drücken, und wenn Eure Hände müde sind, so nehmt sie zwischen die Zähne."

Der König seufzte.

„Ja freilich, seufzen müßt Ihr dabei, ganz recht, die Anstrengung kostet Seufzer, aber der Lohn ist süß. Dieses Bedenken also wäre beseitigt. Was das zweite betrifft, so muß ich vorerst wissen, ob Ihr wollt, daß Eure Gemahlin sich selber tröste, oder ob Ihr sie trösten wollt."

„Wie verstehe ich das?"

„Es giebt nämlich zwei Arten des Trostes für betrogene Weiber. Die eine besteht darin, daß sie sich nach einem „Hausfreund" umthue, und diese ist die sicherste. Ihr glaubt nicht, wie ein Hausfreund das gekränkte Gemüth einer Gattin aufrichtet! Die Weiber werden von diesem erprobten Mittel so zahm und kirre, so nachsichtsvoll und zärtlich gegen ihre Gatten, daß es oft scheint oder vielmehr ist, die Englein im Himmel oder das erste Paar im Paradiese, ehe die fatalen Aepfel reif waren, lebten nicht so einträchtlich zusammen."

„Das Mittel gefällt mir nicht, Mac Cuddy, nenne mir das andere."

„Das andere ist gefährlich — es kann Euch einen Zahn und Eurer tugendsamen Frau noch mehr kosten. Ihr müßt sie todt schlagen."

„Was, Du Schurke?"

„Sachte, sachte, guter König, der Todtschlag ist so grausam nicht. Er kostet ihr nicht ein Tröpflein ihres kostbaren Blutes, denn eine lästige Gemahlin schlägt man nicht mit Knitteln todt, sondern fein manierlich mit Redensarten, Philosophie, Ausflüchten, Scheidungsprozessen direkter und indirekter Art. Entfernt Euch von ihr, macht, daß sie Euch haßt, verabscheut, Euch verläßt und Ihr seid eine Plage los. Am Ende könnt Ihr derselben dann noch die Schuld davon an den Hals werfen, man wird Euch nachsichtig beurtheilen,

denn, glaubt mir, Tausende von Verheiratheten seufzen nach der Glückseligkeit des ehelosen Standes und werden sich freuen über die Weisheit ihres Königs."

„Und mein Gewissen?"

„Das ist das Dritte. Darüber könnt Ihr Euch beruhigen, Herr — mit dem werdet Ihr fertig, dafür steh ich mit Leib und Seele. Wie das zugeht, das will ich Euch erklären, wofern Ihr mir geneigtes und geduldiges Gehör schenken wollt; denn die Sache ist breit und vielseitig, man kann sie nehmen, wie man will, man kann sie kugeln wie einen Ball, oder schieben wie einen Karren, oder schwimmen lassen wie eine Gondel, oder fliegen wie eine Flaumfeder. Die Hauptsache ist nur, sie fortzubringen. Der letzte Vergleich paßt am Besten, denn es ist ein federleichtes Ding um das Gewissen. 's ist dann wieder wie Quecksilber, es schlägt durch, und wo es am stärksten drückt, da geht es am geschwindesten fort. Es giebt zweierlei Gewissen, das Gewissen des Verstandes und des Gemüthes. Seht nun, wie Gott Alles weise eingerichtet hat! Sie können uns Beide nicht viel anhaben, denn sie stehn mit einander in stetem Widerspruch. Wenn zum Beispiel das Gewissen Eures erhabenen Gemüthes spricht: „Alexis, Du bist ein Schurke —" verzeiht, ich spreche im Namen Eures Gewissens, „Alexis, Du bist ein Schurke, das Volk so zu plündern und Deine Ehefrau zu betrügen," so erhebt auch gleich das Gewissen Eures Verstandes einen Widerspruch dagegen, und sagt: „Alexis, Du bist ein pfiffiger, durchtriebener Fuchs, denn Du kannst nichts Vernünftigeres unternehmen, als auf fremde Kosten Dir gütlich thun, und was Dein Weib betrifft, so geht ihr nichts verloren durch Deine Untreue, und du gewinnst Vergnügen und Wechsel." Auf diese Weise hilft sich das Gewissen über jeden Skrupel hinweg und das beste Mittel gegen das Gewissen ist das Gewissen selbst. Doch muß ich Euch bemerken, daß beide Gewissensarten sehr verschiedene Kräfte und Lebensdauer haben. Das Gewissen

des Gemüths ist ein launenhaftes kränkelndes Ding, welches gleichwie die Eintagsfliege nur, so lange die Sonne scheint, eben so nur so lange lebt, als es Nacht ist. Es nårgelt, brummt und schreit, zwickt und kitzelt zwar zuweilen auf eine höchst erbärmliche Weise, aber es ist wie Leibschneiden und geht mit einem kräftigen Stuhlgang ab wie Hämorrhoiden. Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Gewissen des Verstandes — es martert, habt Ihr es beleidigt, Euch bis aus Lebensende. Bleibt immer im guten Einvernehmen mit ihm; denn Niemand meint es so gut mit Eurer Maj ståt als eben dieses Gewissen. So lange man jung und thöricht ist wie ein Schafkitz, ist es schwach und schüchtern, aber hat man erst die ersten Hörner abgestoßen, da tritt es plötzlich gewaltig, grob und ernsthaft auf. Ihr müßt es in Acht nehmen wie Euren Augapfel, dann hat es keine Noth mit dem einfältigen Gekrabel im Herzen, das stets für fremde Leute besorgt ist. Ihr müßt Euch erst ein Herz anschaffen, das Euer Selbst liebt. Dixi. Nehmt es nicht übel, daß ich Euch in einem Athem so ernsthafte Dinge vorschwatze, aber der Weise lebt in der Liebe des Herrn und ich kann Euch versichern, daß Ihr nach mir meinem Herzen am nächsten steht."

Diese Lehren wurden zwar von Alexis nicht geachtet und dienten mehr dazu, ihn zu belustigen als von der theoretischen Vernunftbegründung seiner heillosen Praxis zu überzeugen, ja Mac Cuddy erntete dafür keinen besseren Dank, als den verächtlichen Zuruf: „Du bist ein Narr!" aber dennoch befolgte „der gute König" mit vieler Genauigkeit des Narren Weisheit. Dem Geldmangel folgten Erpressungen, den Klagen Amandas immer zunehmende Vernachlässigung; aber dem Narren wurde nie zugegeben, daß man seinen Rath befolge. Darum sagte Mac Cuddy oft zu sich selbst: „Die großen Herren thun immer Alles, was ihnen der Egoismus eingiebt, aber sie wollen das Ding nicht beim rechten Namen nennen. Als Schurken gehen sie immer incognito im Gewande ehr-

licher Leute, in ihren eigenen kostbaren Lumpen aber heucheln sie die rühmlichsten Eigenschaften und Tugenden, welche sie besitzen könnten und sollten. Im Grunde haben die Philosophen doch Unrecht, wenn sie behaupten, die Großen seien eben so gut Menschen, als wir Anderen. Sie haben ihre Erziehung voraus, welche ihnen lehrt: bei der größten Schurkerei sehr ehrlich und tugendsam zu scheinen. Ein gemeiner Dieb trägt immer die Kennzeichen seines Lasters an der Stirne, ein hochgeborner und wohlerzogener sieht immer aus wie ein ehrlicher und hochverständiger Mann."

Auch Mac Cuddy liebte. Bei Erforschung seines Schalksnarrenherzens finden wir einen Namen darin, dessen sich der Leser aus dem ersten Buche erinnern wird — Zaire. Die arme Türkin haben wir seit dem Kriege nicht wieder gesehen; es war nicht der Mühe werth, uns um ihr Schicksal zu bekümmern, denn es war gewöhnlich und nicht einflußreich für unsere Geschichte. Der unvermuthete Feldzug und Tod Alcanors hatte ihn gehindert, sein Versprechen zu erfüllen und seine Braut dem Zufall überlassen. Dieser verfuhr äußerst gnädig mit ihr. Der Schmerz über den Verlust des Geliebten ließ ihren Leib nicht in Abnahme gerathen — vielmehr erfreute sich dieser täglich mehr jener rundenden Füllung, welche die weibliche Schönheit vollendet. Eben so wenig litten ihre schönen Augen von unvergossenen Thränen, denn aller Schmerz und alle Betrübniß verwandelte sich in ihrem Gemüth in Rache — Rache gegen den Mörder ihres Alcanor. Zwar war sie zu ohnmächtig, den Günstling des Königs sie fühlen zu lassen; aber sie gab ihren Gedanken selbst dann nicht auf, als ihr Verlust durch den Liebesgewinn eines reichen und angesehenen Kaufherrn Ersatz fand. Mit einem Wort sie wurde die Gemahlin des wohlbeleibten, in den besten Jahren — zwischen fünfzig und sechzig — stehenden — Plumppudding sei er genannt — der sie vor allen Dingen zur christlichen Religion bekehrte und dann als ein

eifersüchtiger Eheherr den lüsternen Blicken der jungen Männerwelt entzog. Durch irgend einen Zufall wurde Mac Cuddy mit dem ehrenwerthen Plumppudding, und da dieser von dem häßlichen Narren keine Einmischung in seine Eherechte besorgte, auch mit Frau Plumppudding bekannt, entbrannte in Liebe zu ihr und beschloß in seinem Herzen, dessen spärliche Wärme ganz ihren Diensten zu widmen. So oft der König seine Späße entbehrlich fand, brachte er seinen Humor in das ländliche Serail Plumppuddings, um dessen Arzneikraft auf des Letzteren zuweilen träge Verdauung wirken zu lassen, nebenbei Zaire in ihrer Einsamkeit zu ergötzen. Zwar wußte er wohl, daß seine körperlichen Mittel nicht zureichen würden, das Herz der civilisirten Barbarin zu erobern, denn am Ende war Plumppudding, an die Seite des Narren gestellt, und mit ihm verglichen, noch immer ein wohl gemachter und, was mehr ist, ungemein mannkräftiger Herr; doch gab er darum nicht alle Hoffnung auf und suchte mit List und Menschenkenntniß dahin zu gelangen, wo seine natürlichen Vorzüge keinen Anspruch zu machen hatten. An und für sich erwarb er schon dadurch bei Zairen eine Art dankbarer Freundlichkeit, daß er ihr mit seinen lustigen Schwänken die tödtliche Langeweile, welche sie selbst in Beisein ihres Eheherrn nicht verließ, vertreiben half. Um mehr als das, um Gunst zu gewinnen, stellte er sich vor allen Dingen ganz besonders theilnehmend und vertraulich, sprach oft und bedeutsam von unglücklichen Mißheirathen und der sehr bedauerlichen Stellung des Frauenzimmers, dem nur selten freie Wahl gestattet sei. Außerdem bemühte er sich — ihr, die keinen Mann zu sehen bekam, als ihren Gemahl, den Narren und noch einen dritten, auf dessen Person schon die Liebeshypothek einer jungen und schönen Dame lastete, welche wir bald kennen lernen werden — seinem mißrathenen Körper das Wort zu reden, und ihn in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Er fing an, sich geschmackvoller und sorglicher, wiewohl noch immer barock

zu kleiden, und feine, mit Spitzen besetzte Wäsche zu tragen, deren immerwährende Reinheit, wie er zu sagen pflegte, die Reinheit und Unschuld seines Herzens andeuten sollte. Er wußte wohl, daß Fehler, von welchen der Behaftete selbst immer spricht, am Ende minder anstößig oder gar lieb gewonnen werden, daß sie bei den Weibern ein gewisses Bedauern erregen, welches leicht in Gunst verwandelt werden kann, wogegen derjenige Ungestaltete, welcher das Unverbergliche stets ignorirt und versteckt, immer ein gewaltiges Vorurtheil gegen sich hat. Darum nahm Mac Cuddy immer die Anspielungen auf seine Gebrechen lustig auf, und scherzte selbst so schonungslos über sie, daß Andere gezwungen waren, seinen Uebertreibungen die glaubenswürdige Versicherung entgegen zu setzen, „es sei nicht so schlimm damit, als er es selber mache.“ Zu anderen Zeiten übernahm er es jedoch selbst wieder, wie wir bereits gesagt haben, die boshaften Anhängsel und Mängel der Natur mit Witz und Laune zu vertheidigen.

„Was ist mein Pferdefuß?“ sagte er einst zu Zaire, „eine unschuldige Verrenkung, die weiter nichts zu bedeuten hat, als daß ich ein wenig lahme; das giebt meiner Person etwas Originelles. Ueberdem, was kann ich dafür? Ich habe sie mir nicht durch einen liederlichen Lebenswandel, durch keinen schlechten Streich zugezogen, mein Vater ist auch nicht Schuld daran, er hat sein Möglichstes gethan, einen wohlgebildeten Sohn zu erzeugen. Als ich fertig war — und meine Mutter sagte immer, ich war ein schönes geradgegliedertes Kind — so war es nicht seine Schuld, daß er ein Mal betrunken nach Hause kam, und meine Mutter dermaßen erschrack, daß sie mich fallen ließ, wodurch der kleine Fehler entstand. Ich versichere Euch, Madame Plumppudding, dieser unschuldige Fehler ist gar so übel nicht, als man denkt, es giebt weit schlimmere Gebrechen, welche man nicht sieht, als z. B. ein Leibschaden; möchtet Ihr wohl ei-

nen Mann mit einem Leibschaden? Ich weiß nicht, ob Euer Gemahl mit einem Leibschaden behaftet ist" (wirklich war ers) „aber es ist eine garstige Sache, ein Leibschaden. Wenn einem so die Gedärme heraustreten und man alle Augenblicke in Gefahr steht, seine Gedärme zu verlieren, wenn man gar nicht husten darf, ohne den Zwölffingerdarm mit beiden Händen fest zu halten" (ich bitte dich, Cuddy, sei still) — „na, mit Eurer Erlaubniß, ist es da nicht ein wahres Glück, wenn man statt dieses garstigen Ungemachs, welches die Liebe lebensgefährlich macht, einen wenig verrenkten Fuß hat? Mein Arm ist ein wenig verkürzt, sagen die Leute, aber genau betrachtet ist dieß kein Mangel, sondern ein Ueberfluß, denn wenn Ihr den anderen Arm dagegen haltet, so werdet Ihr finden, daß dieser durch überflüssige Gnade des Himmels etwas zu lang geworden ist. Bei alle dem ist dieser kurze Arm ein ganz wohlgeformter Arm, nicht zu dünn, nicht zu grob, und dennoch ungemein kräftig und von einer Weiße, welche meinem Gesicht sehr gut anstehen würde. Mein Gesicht, betrachtet es ein Mal ohne Vorurtheil — mein Gesicht könnte dem Knochengerüste nach schön sein und wäre es ohne Zweifel, wenn ich es nicht durch anhaltende Studien dahin gebracht hätte, es statt dessen interessant zu machen. Die Schönheit eines Gesichtes versteht nicht Jedermann. Wenn es allein auf eine glatte weiße Haut ankäme und auf Rundung, so wäre der Theil, auf dem man sitzt, ohne Zweifel der schönste. Aber dem ist nicht so — ein Gesicht muß Ausdruck, muß Linien haben. In den Linien allein müßt Ihr die Schönheit eines Gesichtes suchen, und welchen Schatz von Linien weist mein Antlitz aus? Das ist keine einfache Schönheit, da ist Mannigfaltigkeit, Leben und Seele. Also Alles zusammengefaßt — wäre mein Vater nicht betrunken nach Hause gekommen, hätte meine Mutter mich nicht fallen lassen, kurz wäre mein Fuß nicht etwas verrenkt, wäre mein Arm durch die Gnade Gottes nicht etwas zu lang,

mein Gesicht ein wenig minder stark gezeichnet — wodurch es beiläufig mehr geistige Schönheit gewonnen hat — und meine übrigen Gliedmaßen ein klein wenig besser proportionirt, so ist es gar nicht zu läugnen, daß ich ein schöner Mann, ein wahrer Antinous sein könnte. Allein dieser Abgang an Schönheit ist hinlänglich ersetzt durch mein gefühlvolles Herz. und Gott sieht nur auf das Herz — steht in dem oder dem Psalm. Ihr glaubt nicht, Madame Plumppudding, was ich für ein gutes Herz besitze — namentlich wenn ich an Euch denke. Es beschleicht mich oft ein stiller Wurm, ein namenloser Gram, wenn ich mir überlege, wie reizend, anmuthig, jung und edel Ihr seid und was für einen Gemahl Ihr vermöge Eurer Vorzüge verdient, — ich werde zu dicken Thränen gerührt, und mein ganzes Wesen wird gleichsam in diesem Salzwasser aufgelöst. Kupido wäre blind, sagt man — das ist eine überschwenglich mondsüchtige Verleumdung; nein, Hymen, dieser geizhammliche Schurke, dieser hartherzige Kerkermeister der Schönheit und guten Herzen, dieser rothhosige Tragödientyrann, dieser Scharfrichter an der Liebe, dieser unbarmherzige Staupbesen für liebende Gemüther, dieser bodenlose, von Krokodillen, Haifischen und Flußpferden bewohnte Sumpfstrom, worin Sappho sammt ihrer Liebe, oder vielmehr die Liebe sammt Sappho ertrank, dieser oftbemeldete Hymen ist so blind, wie ein Maulwurf. Welch ein Abstand zwischen Euch und Herrn Plumppudding! Ihr seid wohlgeformt, zart und schmächtig, er ist dick und ungestaltet wie ein Wallfisch oder wie ein Rhinozeros; Ihr die Anmuth und Liebe selbst, er nicht besser, nicht gefühlvoller als ein eiserner Geldkasten; Ihr habt das beste Herz von der Welt, er hat gar kein Herz, ist ein Tyrann, ein Bösewicht, ein Leopard an Grausamkeit. Erst neulich hat er eine harmlose Fliege mit einer Wuth ermordet, welche ganz sein blutdürstiges eisenfresserisches Gemüth verrieth. Ihr seid ein Engel — er ist ein Scheusal — o ich hasse ihn, diesen Euren Gemahl und

Bärenhäuter, ich werde Euch befreien von ihm mit meinem kurzen Arm, ich werde ihn umbringen, auffressen, zerfleischen, verbrennen, entmannen, todt prügeln, spießen — — — ei schön guten Abend, Herr Plumppudding, wie befinden sich Euer Gnaden, ich hoffe doch gesund und bei offenem Leib, Gott segne Euer Fleisch, Ihr seht recht munter und wohl genährt aus."

Zaire brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, als sie des Hofnarren komische Wuth beim Hereintreten ihres Eheherrn plötzlich in solche Höflichkeiten übergehen sah, aber seine scherzhaften Kondolenzsprüche waren nicht ganz in den Wind gegangen. Sie fühlte wirklich einigen Ekel vor ihrem Gemahl und ward um so mehr erbittert gegen den Mörder ihres Geliebten. Des Narren Freundschaft schien ihr ein treffliches Werkzeug der Rache und sie beschloß sie mit kleinen Huldbeweisen, die ihr nichts kosteten, zu unterhalten. Sobald sie jedoch dem Narren ihren Haß gegen Anson und dessen Grund anvertraut hatte, sah er sogleich ein, daß sein Spiel gewonnen sei und machte wohlbedächtig eine Menge Schwierigkeiten, um den Preis zu erhöhen, den er zu erhalten strebte. Als daher eines Tages Herr Plumppudding entfernt und dessen Gemahlin gewiß war, daß er sobald nicht wieder kommen werde, schlug Mac Cuddy in aller Form und mit der Kunst eines Advokaten einen Vertrag vor und sprach Folgendes:

„Göttliches, huldreiches Geschöpf, bezaubernde Zaire, jetzo genannt Frau Plumppudding! Ihr habt mein Herz so seltsam gerührt, daß ich von nun an für immer in Eure Gewalt gegeben bin. Ihr könnt aus mir machen, was Ihr wollt, beliebt es Euch, daß ich ein Pferd sei, so werde ich kein größeres Glück wünschen, als auf meinem Rücken Eure weichen Schenkel und Lenden zu empfinden, wollt Ihr lieber, daß ich ein Hund wäre, so bin ich bereit, auf vier Pfoten um Eure Füße zu kriechen, zieht Ihr es vor, mich als Affe

vor Euch zu erblicken, so werde ich sogleich die allerpossierlichsten, anmuthigsten und unanständigsten Kapriolen Euch zum Besten geben. Hättet Ihr zur Milde mich zu stimmen gesucht, ich würde an Sanftmuth dem geduldigen Lamm und dem Ochsen oder dem Volke, so lang es seine Kraft nicht kennt, es zuvorgethan haben, nun aber Ihr mich zur Rache entflammt habt, bin ich ein Tieger, ein Wolf, eine Hyäne. Es wäre Euch eben so leicht gewesen, aus mir einen frommen tugendhaften Menschen zu machen, denn ich verspürte lange die schönsten Anlagen dazu. Als Ihr neulich von der Wohlthätigkeit und Gottesfurcht sprachet, ward ich dermaßen gerührt, daß ich mit thränenden Augen von dannen ging. Da begegnete mir ein altes Weib und sprach mich um eine Gabe an. Zu jeder anderen Zeit würde ich sie mit einem grimmigen Blick bestraft und ihr Nichts gegeben haben, aber heute blickte ich sie durch Thränen an, erhob dann meine Augen zum Himmel, der alle frommen Werke sieht, und gab ihr zehen Mal oder hundert Mal so viel, das weiß ich so genau nicht, als ich ihr sonst gegeben haben würde — nämlich ebenfalls Nichts. Ihr seht daraus, Frau Plumppudding, was Ihr Alles aus mir machen könnt. Ihr heißt mich Rache üben und ich rase, mein Blut ist brennender Schwefel, mein Herz ein feuerspeiender Berg, mein Gehirn eine blitzschwangere Gewitterwolke. Euer Opfer ist bereits vernichtet — es zappelt schon im Todeskampfe. O blickt mich sanft an, Frau Plumppudding, sonst stampfe ich die Erde aus einander und gebe dem Mond eine Ohrfeige. — Nun erwägt, reizende Zaire, ob ich für solche Liebe nicht des schönsten Lohnes würdig bin, den Ihr zu geben vermögt. Ich bin bereit, Euren Feind umzubringen, aber in reiflicher Erwägung der Gefahr, welche mit dieser Rache verbunden ist, und des Muthes, dessen ich bedarf, und den ich nur durch Eure Liebe aufrichten kann, finde ich mich dringend veranlaßt, Euch die Bedingungen festzustellen, unter welchen ich

schwören will, binnen heute und vier Wochen Euch vollständig an Fürst Auson zu rächen. Ihr werdet mir nämlich als Preis für meine Unterstützung Euer Herz — das will sagen, den vollständigen, unbeschränkten leiblichen Genuß Eurer Schönheit — nicht, daß ich Euch auffressen wollte — nein, sondern um mich deutlicher auszudrücken, Ihr werdet mir, dem Hofnarren Mac Cuddy in Person gestatten, so oft sich dazu Gelegenheit und Einsamkeit ergiebt, die Rechte Eures Gemahls zu genießen — auch habt Ihr mir nach Abschluß dieses Pakts sofort eine angemessene Anzahlung zu leisten, welche nicht in Rechnung gebracht werden darf. Seid Ihr entschlossen, diesen gegenwärtigen Vertrag mit mir abzuschließen — so unterzeichnet ihn eilfertig mit einem Kuß, darnach ich brenne und lechze."

„Du elender Hund — wäre ich in meinem Lande, ich würde Dir eine Bastonade von hundert Schlägen auf den Bauch verabreichen lassen."

Nichts destoweniger wurde der Vertrag geschlossen, die verlangte Anzahlung geleistet und der Narr zufrieden gestellt. Bis zum sechsten Himmel seiner Wünsche ließ ihn Zairens Huld emporsteigen und der Anblick des siebenten machte ihn schier zum wirklichen Narren.

Mac Cuddy mochte wohl noch einen anderen geheimen und wichtigen Grund haben, den Günstling des Königs durch Kabalen zu stürzen, allein alle seine Versuche zu diesem Behuf scheiterten an der unverbrüchlichen Freundschaftstreue des Königs. Schon war die kurze Frist, welche er Zairen als zu seinem Plan erforderlich namhaft gemacht hatte, längst verstrichen, und kaum gelang es ihm, in des Königs Brust einigen Argwohn zu säen, als ein lustiges Abenteuer die Katastrophe herbeiführte, welche die unversöhnliche Zaire wünschte.

An einem milden Herbstabend sah man unter den Landhäusern und Gärten der Reichen aus der nahen Hauptstadt drei lustige Gesellen herumstreichen, welche sich sämmtlich in dem vergnüglichen Zustand einer heiteren Weinlaune befanden. Sie waren in leichte Mäntel gehüllt und mit Baretten versehen, welche den größten Theil des Gesichtes so stark beschatteten, daß man sie nicht zu erkennen vermochte. Zwei von ihnen, die Jüngeren hatten ihre Arme in einander geschlungen und ergötzten sich mit Gesang, während der Dritte neben ihnen herhinkte und zuweilen eine Dissonanz ausstieß, um den beiden Kameraden das ihm unangenehme Singen zu verleiden. Kein Vorübergehender blieb von ihm ungeneckt, und manche schüchterne Jungfrau, welche beim Anblick der lustigen Schwärmer stutzte und scheu wie ein aufgeschrecktes Reh vorüberfloh, mußte erröthen über die unzüchtigen Schwänke des hinkenden Libertins. Seine Begleiter lachten jedes Mal laut auf, so oft er einer Begegneten den Weg vertrat, ihr sein Herz und seine Hand, zuweilen auch eine mit Kupfergeld gefüllte Börse anbot, sie gewaltsam umarmte, und trotz allen Schreiens und Ringens nicht eher losließ, bis er in seinem Gesichte scharfe Nägel, Stecknadeln und andere Waffen des weiblichen Geschlechts empfand. Selbst dann noch pflegte er zuweilen den Fliehenden eine gute Strecke nachzuhinken, konnte die Leichtfüßigen aber nie einholen. Eben war eine solche Szene zur nicht geringen Belustigung seiner Begleiter abgelaufen, denn der Kampf mit der bedrängten Unschuld hatte ihm dießmal einige nicht sehr schmeichelhafte Ehrentitel und herzhafte Ohrfeigen eingetragen, als eine hohe ernste Gestalt den Lustwandelnden tiefsinnig langsam entgegenkam.

„Halt, Kamerad!“ rief ihm der Narr zu, denn er war es, „wir sind Beamte des Königs, steht uns Rede, was macht Ihr da für Skandal auf öffentlicher Straße, ist das die gesittete Aufführung eines guten Staatsbürgers, so zu brüllen und zu spektakeln, als ob Ihr von Sinnen wäret?

Ihr macht die ganze Nachbarschaft rege mit Eurem Lärm, Ihr Trunkenbold, Wildfang, liederlicher Gesell, ich verhafte Euch im Namen des Königs kraft meines Amtes. Was, Ihr zögert, Ihr steht an — Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit? — Marsch, fort mit Euch — wir wollen Euch lehren, Ihr Unruhstifter, Raufbold, wir wollen Euch lehren — wie der Wein schmeckt, den wir dem König gestohlen haben!"

Diese lustige Einladung hatte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Der Unbekannte, den die Freiheit des Narren belästigte, schlug seine Mantilla zurück, enthüllte eine athletische, äußerst feste Gestalt und ein Paar Arme, bei deren Anblick Mac Cuddy nicht umsonst erschrak, denn sie ergriffen ihn unverweilt bei den Schultern und schleuderten ihn verächtlich in die Arme seiner Begleiter.

„Daß Ihr Beamte des Königs seid, ist Euch wohl zu glauben, doch bin ich nicht seines Geschmacks, und liebe die Gemeinschaft nicht mit Leuten Eures Gelichters. Gott befohlen!"

Damit entfernte er sich in langsamen festen Schritten, ohne die Beschämten eines weiteren Blicks zu würdigen. Mac Cuddy lachte, so bald er sich einigermaßen von dem Schreck erholt hatte, aber seine Begleiter sahen sehr verdrießlich aus und schienen unschlüssig, ob sie den Narren oder den unhöflichen Fremden zur Verantwortung ziehen sollten. Indeß war der letztere verschwunden und alsbald fühlte Mac Cuddy an seinen Ohren die unwillkommenen Finger des beleidigten Alexis. Er fing darob unbändig zu schreien an.

„Im Namen des Königs, laßt ab von mir, im Namen des Königs, Hilfe, Hilfe, man ermordet mich — ein Paar Landstreicher haben mich angefallen, im Namen des Königs, man verhafte sie!"

„Laßt ihn los, Alexis, der ausgelassene Bursche wird uns noch verrathen. Halts Maul, Du Esel, oder ich schnüre Dir die Kehle zu."

„Ja, Fürst Auson, Ihr habt noch ein Herz im Leibe,“ rief Mac Cuddy, als er seine Ohren befreit fühlte, „aber dieser leichtsinnige Mensch hier ist ein Eisenfresser. Was kann ich dafür, daß ich liederlich und ausgelassen geworden bin, er hat mich verführt. Bisher war ich einem soliden Lebenswandel ergeben, und jetzt, da ich so liederlich werde wie er, aus purer Freundschaft, muß ich mir alle Grobheiten gefallen lassen. Ist es meine Schuld, daß er im übeln Rufe steht — ich habe seinen Ruf nicht gemacht, sonst wäre er schlechter.“

Trotz dieses unangenehmen Zwischenfalls wurde jedoch das gute Einvernehmen zwischen den Freunden bald wieder hergestellt, denn Könige dulden gerechte Vorwürfe aus dem Munde der Narrheit und Unverschämtheit weit lieber, als aus dem eines ehrlichen Mannes. Sie setzten ihre Wanderung fort und gelangten bald an eine Gartenmauer, hinter welcher man den von einer Laute begleiteten Gesang einer schönen weiblichen Stimme vernahm.

„Kommt, Kameraden,“ sagte Mac Cuddy mit eifersüchtiger Schlauheit, denn es war hier Plumppuddings Sommerresidenz, „hundert Schritte von hier weiß ich ein schönes Täubchen, ganz für Euren Geschmack, Alexis, traut dieser lockenden Sirene nicht, 's ist ein garstiges altes Weib. Ihr würdet Euch entsetzlich betrügen, wolltet Ihr sie aufsuchen.“

Aber Alexis hörte nicht auf die Warnung des Narren, und stieg auf einen Haufen ausgejäteten Unkrauts, um die holde Sängerin auszuforschen. Er sah wirklich im Mondlicht eine ungemein reizende Gestalt, nachlässig auf eine Rasenbank hingegossen und, wie es schien, ohne weitere Gesellschaft. Rasch entschlossen und in Leidenschaft entbrennend schwang er sich über die Mauer hinüber.

„Beim Mars, beim Kupido, bei der Venus, beim ganzen Olymp beschwöre ich Euch,“ rief Mac Cuddy in komischer Angst, „steigt nicht da hinüber, es ist Euer Unglück,

lieber sanftmüthiger Bärenhäuter, sehr tugendsamer und ehrenwerther Bruder Liederlich, steigt nicht da hinüber — es geht drüben zwanzig Klafter tief hinunter, Ihr seid verloren, Herr, wie Euer guter Ruf. Ihr stürzt Euch in eine See, wo sich Krokodile aufhalten, sie werden Euch auffressen. Ihr hört nicht, Ihr lacht mich aus — o Verblendung — gut dann, rennt in Euer Verderben, Ihr werdet dem ungeschlachten Lümmel in die Hände fallen, der uns insultirt hat, Gott sei Euch gnädig, ich gehe gleich zum Burgpfarrer, um eine Seelenmesse zu bestellen."

In zwei Minuten überzeugte ein Schrei die beiden lauschenden Gesellen, daß der Habicht seine Beute erfaßt habe. Mac Cuddy seufzte tief.

„Arme Zaire," murmelte er, „armer Mac Cuddy, zwei so reine tugenderfüllte Herzen, es ist um uns geschehen, armer Plumppudding, wir sind alle drei höchst bedaurungswürdige Geschöpfe, der hergelaufene Nachtvogel erstürmt nun den siebenten Himmel, nach dem ich schon seit Ostern seufze — ach, schon schreit sie nicht mehr, Tugend, Tugend du bist ein leerer Wahn!"

Alexis war jedoch nicht so glücklich, als sich der Narr einbildete, denn erstens war es nicht Zaire, welche er vorfand, sondern eine weit Schönere, zweitens gingen seine Angelegenheiten nicht ganz nach Wunsch. Mit der Schnelligkeit des Gedankens hatte er die Erschrockene umfangen, war ihr zu Füßen gestürzt und sprach in sehr gewöhnlicher Weise:

„Verzeih, göttliche Huldgestalt, verzeih dem Kühnen, der von den himmlischen Tönen Deines bezaubernden Gesangs und Deinem Anblick hingerissen zu Füßen liegt, der Schönheit und Anmuth die verdiente Huldigung zu bringen. Sieh nicht zürnend auf mich Armen hernieder, laß mich diese reizende Hand nur ein Mal küssen und fürchte nichts von der Liebe. Die Liebe ist ja ein sanfter frommer Engel, der die Unschuld beschützt und nur das eigene Herz verwundet —

o vergönne mir nur einen Augenblick Deine Gegenwart und ich will Dir gehorchen, so grausam auch Deine Befehle sein mögen!"

Allein die Schöne stieß erzürnt den Zudringlichen zurück und sprach mit vor Wuth bebender Stimme, zugleich in Thränen ausbrechend, gegen eine dritte bisher unbemerkte Person gewendet:

„Yuveno, ich bitt' Euch, befreit mich von diesem Unverschämten."

Versah der zu Hilfe gerufene Zeuge dieses Auftritts die Stelle eines Tugendbeschützers, so muß man gestehen, daß er sehr lau in seinem Amte war, denn so unwillkommen und überraschend ihm dieses Intermezzo kommen mochte, wich er doch nicht aus seiner vorigen Stellung und sah anscheinend gleichgültig an die Gartenlaube gelehnt der Szene zu. Gleichwohl blitzten seine Augen.

„Liebe Iduna," antwortete er sehr lakonisch, „bei Gesellen dieser Art bedürft Ihr keines Beistandes; hier genügt weibliche Würde!"

Alexis war befremdet, aber keineswegs außer Fassung gebracht. Ohne sich die geringste Verlegenheit merken zu lassen, erhob er sich von der Erde und trat mit trotziger Stirne dem Beleidiger vor das Antlitz. Dieser verharrte hartnäckig in seiner nachläßigen Stellung und empfing Alexis mit verachtungsvollen messenden Blicken.

„Wer seid Ihr denn," fragte Alexis mit stolzem schneidenden Spott und erzürnt, „der sich erfrecht, von mir mit Verachtung zu sprechen — ei sieh da, meine Begegnung von vorhin unhöflichen Andenkens — gewiß Euer Geliebter, schöne Jungfrau, fürwahr wenn Etwas an Euch zu tadeln, so ist's der Geschmack. Ha, ha, ha, welch ein Paar! Ihr, die vollendete Schönheit und Anmuth, mit Eurer edlen huldreichen Gestalt, mit dieser edlen Gottheit strahlenden Stirne, mit diesen geistvollen leuchtenden Augen und dieser aus dem Stück gehauene

Schlächtergeselle, mit den unfreundlichen Ochsenaugen, mit diesem Antlitz voll niedriger Gemeinheit — Yuveno heißt er, ein wohlklingender Name, der so wenig auf ihn paßt, wie Euer Wohlgefallen — nur nichts für ungut, Du ungehobelter Bursche — lebt wohl, meine süße Iduna, verzeiht, daß ich Euren Geschmack nicht billige, bald hoffe ich Euch wieder zu sehen ohne lästige Zeugen, bis dahin lebt wohl, reizender Engel — erlaubt mir nur noch ein Mal zu lachen über dieß Stück Bräutigam — ha, ha, ha, lebt wohl, ha, ha, ha!“

„Der König muß in sehr lustige Gesellschaft gerathen sein,“ bemerkte Auson ziemlich verdrießlich außerhalb der Mauer.

„'s muß ein schlechter Spaß sein, der ihn belustigt, Se. Majestät lacht pures Holz,“ erwiederte der Narr.

Mittlerweile hatte Yuveno, aufmerksam gemacht durch den bekannten Klang der Stimme, welche Schmähungen über ihn ergoß, freiwillig seine bequeme Stellung verlassen und unvermerkt die im Zorne nachlässig verhüllten Züge des Abentheurers ins Auge gefaßt. In dem Augenblick, als sich der König entfernen wollte, war seine Vermuthung zur Gewißheit geworden, und man konnte einen Anflug von Schadenfreude neben dem kalten Hohn im Gesichte bemerken, als er den Entweichenden höflich aufhaltend sagte:

„Verzeiht! — Ich hätte Eure Majestät nicht auf solchen Wegen vermuthet. Erlaubt mir, Euch zu einem schicklichen Ausgang zu geleiten, es sieht nicht majestätisch aus, wenn ein König über Hecken und Zäune klettert.“

Dieses boshafte absichtliche Erkennen und Enthüllen seiner Person traf empfindlich den Stolz des Monarchen. Nichts hatte ihn so sehr beschämt und beleidigt. Ein grimmiger Blick strafte den gleichmüthigen Yuveno, allein er schien ihn eben so wenig zu bemerken, als den zärtlichen, fast schwermüthigen, welchen er seiner Geliebten, mit der Hand noch ein Mal winkend zum Abschiede sandte.

„Ich wünsche Eurer Majestät einen vergnügten Abend," sagte Yuveno sehr vernehmlich, als er eine Seitenpforte öffnete und den König hinausließ.

„Und ich," erwiederte der König mit bedeutendem Ton, „ich wünsche Euch einen guten Morgen."

Am frühen Morgen des nächsten Tages wurde Yuveno unter nichtigem Vorwande verhaftet.

Unseres Helden bejammernswerthe Verschlechterung, seine Abenteuer und andere Zufälle haben uns genöthigt, den Leser mit einigen ihm bisher fremd gebliebenen Personen bekannt zu machen. So unangenehm diese Nothwendigkeit sein mag, weil sie vielleicht das Interesse hier und da ablenkt und zerstreut, so tröstlich wird es dem Leser sein von den in den ersten Büchern aufgeführten alten Bekannten wieder eine Person anzutreffen, welche gegenwärtig in Ehrfurcht und Demuth gegen Alexis erstirbt — da sie doch in besseren Tagen, wir meinen die Tage, in welchen Alexis besser war, ihm nicht sonderlich geneigt gewesen ist. Sogleich wird der geneigte Leser vermuthen, daß die Moralität dieser Person eben nicht von der musterhaften Art sein dürfte und wir pflichten ihm bei, denn sie ist — Frau Anastasia Samboro, die Wittwe eines Mannes, den der Leser nicht so ganz und gar verachten wird. Ihr heiliger Schwindel, der nicht länger anhielt, als des Pater Hyacinth halberheuchelte Frömmigkeit, hatte sie auf immer verlassen und sie genas nunmehr eines blinden christkatholischen Sinnes, vermöge welches sie ihr Herz wie vordem namentlich ein Mal in der Beichte abwusch und mit der größten Zuversicht auf die künftigen Freuden der Ewigkeit hoffte. Ihr Gemahl ward von ihr aufrichtig beweint, denn es rührte sie bis zu Thränen, als sie erfuhr, wie sorgsam er ihrer gedacht habe. Sie erhielt dem letztwilligen Wunsch desselben gemäß vom Könige ein sehr anständiges

Jahrgeld, ward aber aus guten Gründen ihres Amtes am Hofe entsetzt. Dafür gestattete man ihr die Ausübung ihrer Praxis ohne Einschränkung, und als eine verständige Frau, die besonders viel zu erzählen wußte und am Hofe in Ansehn gestanden, gewann sie in kurzer Zeit mehr Kunden, als zu befriedigen sie für bequem fand. Obwohl sie nun mehr als ein anständiges Auskommen hatte, war sie doch immer nach mehr begierig, und die Glückliche fand auch bald eine neue Quelle zu ihrem Wohlstande in der Lüsternheit der jungen Herrchen am Hofe, welche ihre Liebeshändel, um desto schneller zum Ziele zu gelangen, gerne durch dritte Hände betrieben. Nicht als ob wir sagen wollten, sie sei eine gemeine Kupplerin geworden, nein, dazu war sie eine zu gottesfürchtige Frau, aber Briefchen zu befördern, ein Wort zu Gunsten der schmachtenden Liebhaber zu sprechen, kleine Skrupel zu entfernen und liebende Herzen sich näher zu bringen, war gewiß kein lasterhaftes Beginnen und konnte vielleicht sogar als eine äußerst fromme und heiß liebreiche Beschäftigung gelten. Daß die glücklichen Liebhaber sie mit Gold und Dank überhäuften, war nur ihr eigener Wille, denn Frau Anastasia würde nie Geld für ihre Bemühungen verlangt — sich aber auch nie vom Fleck gerührt haben, um einem Adonis, von dem weder Geld noch sonst kostbarer Dank zu hoffen war, dienlich zu sein. Boshafte Lästerungen brachten jedoch über Frau Samboro die lügenhaftesten Gerüchte in Umlauf und bei den jungen Herrn kam sie in solchen Ruf, daß sie in letzter Zeit fortwährend von neuen Kunden bestürmt wurde. Aber jetzt zeigte sich ihr ehrbarer Charakter, denn kaum merkte sie den bösen Streich, welchen ihr der Leumund gespielt hatte, als sie sowohl die neuen als auch die meisten ihrer alten Kunden, nicht ohne ihnen gehörig den Text zu lesen, gehen hieß mit dem Bedeuten, sie seien zu lockere Zeisige, um die Verwendung einer ehrbaren Frau bei einem ehrbaren Mädchen zu verdienen. Beiläufig mochte sie zu diesem Betragen auch der

unbedeutende Umstand, daß der König selbst, ein äußerst wankelmüthiger und wollüstiger Herr, ihre ganze Thätigkeit und Geschicklichkeit für seine eigenen Liebeshändel in Anspruch nahm — veranlaßt haben.

Auch dieß Mal hatte der König sie zur Mittelsperson auserwählt, denn Iduna hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er den unfreundlichen Empfang derselben gerne entschuldigte, und um jeden Preis ihre Gegenliebe zu erkaufen bereit war. Frau Anastasia Samboro richtete die ihr aufgetragene Botschaft gewissenhaft aus und erschöpfte ihre schlaue Beredsamkeit, die Tugendstrenge Idunas zu erschüttern. Das Resultat ihrer Bemühungen war jedoch keineswegs ein erfreuliches; mit Thränen theilte sie es dem ungeduldigen Alexis mit:

„Nie noch," sagte sie, „ist mir ein so starrköpfiges albernes Ding begegnet, als diese Eurer Liebe gänzlich unwürdige Iduna. Ihr Oheim und Vormund, Herr Plumppudding, ist aber wahrhaftig nicht schuld daran. Er empfing mich mit so ausgezeichneter Höflichkeit und Freundschaft, daß ich mich schon insgeheim über den glücklichen Erfolg erfreute; als ich ihm meldete, daß ich in Eurem Auftrag sein Haus besuche und in Eurer Majestät Namen um Entschuldigung des gestrigen Vorfalls bat, wurde er vollends die Güte und Zuvorkommenheit selbst, und versicherte auf seine Ehre, daß er sich nur höchlich geehrt fühlen könne, seine Nichte einer so besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen. Sodann führte er mich selbst zu Iduna und ließ mich allein mit derselben. Aber diese empfing mich mit einem Hochmuth und fahrenden Wesen, daß ich all meine Geduld zusammen nehmen mußte, um meine einstudirten Reden mit geziemender Weitläufigkeit und Sanftmuth vorzubringen. Ich hinterbrachte ihr nun einen herzlichen Morgengruß von Eurer Majestät, und benachrichtigte sie davon, wie Eure Majestät wünschten, daß sie die etwas sonderbare Weise, auf welche Ihr Euch

genähert habt, mit Eurer besondern Huld und Gewogenheit entschuldigen möge, und legte kein geringes Gewicht auf das hohe Glück, welches ihr widerfahre, indem Eure Majestät die schönen Augen zu ihr herablasse. Dann sprach ich von der Stärke Eurer Liebe und sagte ihr, daß Ihr fast die Besinnung verloren habt, so bezaubert hätten Euch ihre Reize, welche ich, beiläufig gesagt, kaum ungewöhnlich finden kann. Ich eröffnete ihrer Einbildungskraft die schönsten Aussichten, versicherte sie der Dauerhaftigkeit Eurer Empfindungen, welche sie nothwendig zur Glücklichsten aller Sterblichen machen müsse. Der Ruhm ihrer Schönheit, sagte ich, werde sich über die ganze Welt verbreiten und Könige werden Eure Majestät, Königinnen die Geliebte beneiden. Kurz, ich versuchte alle Mittel und Phrasen, womit man die weibliche Eitelkeitködert, und machte ihr zum Schluß das Verhältniß mit ihrem Yuveno so lächerlich, als möglich. Wollt Ihr einen Gemahl, sagte ich, der König wird Euch einen zuführen, der hohen Rang, Reichthümer und Ansehen besitzt, statt des Krämersohns, den sie sich erkieset, wollt Ihr einen Geliebten, könnt Ihr wohl einen schöneren Mann im ganzen Reiche finden, als König Alexis, der sich Euch zu Füßen wirft. Ich unterließ dabei nicht, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, welche ihr Trennung ihres Schicksals von dem ihres Bräutigams geböte, denn es sei nicht unwahrscheinlich, daß Yuveno in staatsgefährliche Verbindungen verwickelt sei, welche ihm über kurz oder lang den Hals kosten und seiner Gemahlin ewige Schmach bringen würden. Das wirkte empfindlich, ich sah sie erbleichen und flüsterte ihr nun mit freundlicher Vertraulichkeit zu, daß ich selbst untröstlich wäre, wollte sich ein so schönes sittsames Kind ins Verderben stürzen. Selbst angenommen, sagte ich, daß sie den Geliebten nicht aus ihrem Herzen reißen wolle, erfordere es das Interesse ihrer Liebe, daß sie klug sei und alle Eure Wünsche befriedige, wobei sie es dann zur Bedingung ihrer Gegenliebe

machen könne, daß Ihr Yuveno frei gebt. Im widrigen Falle stände das Aergste zu befürchten, denn obgleich Ihr ein äußerst edelmüthiger und milder Regent wäret, so hieß das doch Eure Menschheit auf eine harte Probe stellen, und am Ende könne Euch Niemand tadeln, wenn Ihr Recht für Gnade, statt Gnade für Recht ergehen ließet. Um allen diesen vernünftigen Vorstellungen Nachdruck zu geben, überreichte ich ihr dann die Diamanten, welche Eure Majestät mir anvertraut, deren Glanz sie mit lüsternen Augen betrachtete, aber kalt zurückschob. Ich hatte ihr weiter nichts zu sagen und wartete nur ihre Antwort zu hören. Um sich zu sammeln, brauchte sie gar nicht lange. Nicht ein Mal Thränen hatte die gefühllose Spröde, welche nun ein vornehmes Wesen annahm und mit einem Stolz, als wäre sie eine Königin, antwortete. „Sagt dem König für alle seine Anträge meinen verbindlichen Dank, und daß ich wünsche, er möge mich seiner Auszeichnung ferner eben so unwürdig finden, wie ich jedes Eingehen auf Eure Vorschläge mit meinen Grundsätzen unverträglich. Sagt Sr. Majestät, daß ich es für ehrenvoller halte, die Braut oder Gemahlin eines ehrbaren Schlächtergesellen, wie er sich auszudrücken geruhte, zu heißen, als die Mätresse eines Königs, und daß ich der Liebe eines Mannes wie Yuveno unwürdig sein müßte, wollte ich seine Freiheit mit meiner Ehre erkaufen. Lieber wollte ich in Ehre unglücklich, als in Schmach glücklich sein; nie werde ich mit einer Niederträchtigkeit meines Geliebten Freiheit bezahlen. Was auch die königliche Majestät Grausames und Ungerechtes über ihn verfügen möge, ich werde es besser zu ertragen wissen, als die unwürdigen Anträge, welche mich zu entehren berechnet sind. Wenn Se. Majestät mich wirklich liebt, so wird er mich in Zukunft mit jeder ähnlichen Botschaft verschonen und dadurch Iduna zur Ehrfurcht und Hochachtung zwingen, wo ihr Liebe von ihrem treuen und stolzen Herzen, von ihren Grundsätzen und den Gesetzen unserer hei-

ligen Religion untersagt wird. Was aber das Schicksal Yuvenos betrifft, so kann ich nicht glauben, daß ein edelmüthiges Herz eine kleine knabenhafte Rache nehmen kann am Unschuldigen und vertraue deßhalb auf die ewige Vorsehung, welche ihn in seinen Schutz nehmen möge. Nach diesen Erklärungen werdet Ihr einsehen, Frau Samboro, daß eine zweite Zusammenkunft mit dem Könige zu nichts führen könne, was mir und ihm erwünscht wäre, und somit bitte ich Euch, mich zu verlassen und — das (hier reichte sie mir die Diamanten) einer käuflichen Person Eurer Bekanntschaft zu bringen.“ Ohne weitere Vorstellungen, zu welchen ich bereitwillig war, anzuhören, entfernte sie sich hierauf rasch in ein Nebenzimmer und ließ mich sitzen. Mir das — einer Person, die dem königlichen Hause treu und redlich gedient, deren Gemahl mehr Euer Freund denn Eurer Majestät Diener war — ich müßte keine Ehre im Leibe haben, wollte ich das nicht gedenken.“

Hierauf fing Frau Anastasia bitterlich zu weinen an, denn was sie am meisten kränkte, war, daß sich eine so junge unerfahrne Person solche Stichelreden gegen sie erlaubt habe. Während sie schluchzte, verarbeitete Alexis in seinem heftig bewegten Gemüthe die Beleidigungen der Jungfrau. Solche Widersetzlichkeit und Verschmähung war ihm noch nie widerfahren und fachte seine Leidenschaft um so mehr auf. Sie vermischte sich mit der äußersten Erbitterung, welche auf eine Rache sann, die zugleich die spröde Jungfrau empfindlich demüthigen, zugleich nicht unedel sein sollte. Mac Cuddy, dessen Bekanntschaft im Hause Plumppuddings ausgekundschaftet worden war und der sich zur Unterstützung jedes abenteuerlichen Unternehmens um so williger hergab, da er seine eifersüchtigen Besorgnisse ungegründet fand, wurde ins Vertrauen gezogen und entwarf im hohen Rath mit dem König und Frau Anastasia einen äußerst verschmitzten Racheplan. Aeußerst vergnügt ging die ehrenwerthe Versammlung ausein=

ander und Jeder begab sich auf seinen Posten, die nöthigen Anstalten zu treffen. Die nächste Nacht ward unter einer gewissen Bedingung, welche von Mac Cuddy's Schlauheit abhängig war, zur Ausführung des Projects bestimmt.

Herr Plumppudding war in Geschäften verreist und die beiden Frauen schliefen in Folge eines von Zairen gemachten Vorschlags im Pavillon desselben Gartens, wo Alexis zum ersten Male mit Iduna zusammentraf. Die Nacht war jedoch dunkler als die damalige und hing wie ein schwarzes Geheimniß auf der stillen Erde. Wir führen den Leser durch sie in ein schwach erleuchtetes Gemach, wo wir die beiden reizenden Weiber malerisch auf das Lager hingestreckt erblicken. Zaire, so unschön diese unwillkürliche Bewegung des Athems zu ihrem schönen Körper paßte, schnarchte vernehmlich; Iduna aber lag mit offenen Augen da und dachte an Yuveno? — nein an den König. Da sie und jene andere Person, welche in dieser Erzählung thätig erscheint, längst gestorben ist, halten wir dafür, daß es erlaubt sei, den Inhalt ihres leisen Selbstgespräches, zur Beurtheilung eines weiblichen Herzens vorzulegen.

„Schön ist er," sagte sie, indem sie sich ein wenig dehnte, „das ist nicht zu läugnen, schöner als — Yuveno — ja, warum sollte ich das nicht gestehen, liebe ich darum Yuveno minder? Nein. Einen Schlächtergesellen schalt ihn der König — es ist wahr, der gute Yuveno ist ein wenig derb gebaut, aber das ist ja eben die männliche Schönheit — freilich seine Manieren sind etwas rauh, nicht so zierlich, edel wie die des Königs, aber er ist dennoch ein sehr edler Mensch, ein ganz vortrefflicher achtungswerther Mensch — nur ein bischen zu pedantisch. Er hat mich ganz in seinem Sinn erzogen — aber mein Gemüth ist nicht so hart als das seine. — Der schönste Mann im Königreiche ist Alexis, der Kö-

nig, welch ein Zauber liegt in dem Wort, obgleich Yuveno sagt, er sei ein Mensch wie ein Anderer, um nichts besser, um nichts schlechter. Soll ich ihn hassen — nein — aber verachten? Ich kann es nicht. Was hat er auch verbrochen gegen mich? Er liebt mich, welch ein Trost bleibt ihm, dem König, dem Gatten, dem unglücklichen Gatten! Unglücklich durch mich — der Arme — könnte ich ihm doch helfen, wie gerne würde ich es thun! Seine Anträge waren beleidigend — wahr! — aber welch andere konnte er mir machen? Die Diamanten waren einer Königin würdig — ich habe sie verschmäht mit blutendem Herzen, ach Yuveno giebt seiner Iduna nichts von ähnlicher Kostbarkeit. Er ist ein guter Mensch — der König — gewiß — er wird Yuveno nicht ermorden lassen, — nein, nein, gewiß nicht, sein Auge ist ja so sanft, ach so sanft — so sanft — — — sanft — —"

Ueberwältigt von plötzlicher Schlafsucht senkte sie ihr Haupt zurück und entschlief. In der nächsten Minute hörte man es an ihrem starken Athmen, daß sie bereits fest schlafe. Zaire überzeugte sich nicht sobald davon, als sie aufhörte zu schnarchen, sich schnell im Bette aufrichtete und an Iduna's Lager trat, um sich auch augenscheinlich von der schnellen Wirkung des ihr beigebrachten Schlaftrunks zu versichern. Dann kleidete sie sich schnell an, öffnete einige Thüren mit Vorsicht und trat auf den finstern Balkon hinaus. Hier klatschte sie leise drei Mal in die Hände und horchte ängstlich nach zwei Seiten hin, wo Iduna schlief und woher die auf das Zeichen Harrenden herbeikommen mußten. In der letzteren Richtung hörte sie das unlustige Schnauben angebundener Pferde und ein Rauschen im Gebüsch, welchem bald die Antwort auf ihr Zeichen nachfolgte. Leise flüsternd näherten sich mit raschen Schritten, zwei verhüllte Gestalten — jedoch in ziemlichem Abstand von einander, denn die Eine war wie beflügelt, die Andere hinkte keichend und mühsam

nach. Vor Frost und Angst zitternd begrüßte Zaire den erst Ankommenden mit einer demüthigen Verbeugung.

„Schläft sie?" fragte dieser hastig.

„So fest als ob sie gestorben wäre", antwortete Zaire bebend. Zufrieden mit diesem Bescheid eilte der Unbekannte sogleich in die inneren Gemächer, wo ihm Zaire die Schlafstelle Iduna's wies. Endlich langte auch sein Begleiter an.

Nachdem er Zairen obenhin begrüßt hatte, wollte er sogleich dem Ersteren nachfolgen; aber diese hielt ihn zurück.

„Cuddy!" sagte sie flüsternd „wenn Du mich betrogen hast, dann sollst Du lebendig verfaulen, du Hund, und in Deinem Grabe sollen sich Wölfe sättigen. Sprich, ehrlich wie ein Türke, war der Trank Gift? Iduna ist so bleich wie der Tod und ich erschrecke bei ihrem Anblick. Gestehe die Wahrheit oder ich ermorde Dich."

In Ermangelung anderer Waffen, denn den Dolch mußte sie mit den orientalischen Kleidern ablegen, wies sie ihm die Nägel ihrer weißen Hände, welche Cuddy ohne Umstände ergriff und sie küssend antwortete.

„Reizende Zaire — offen und ehrlich, wie ein Türke und was richtiger ist, wie ein Narr. es war nur eine Gabe Schlaftrunk. Was fällt Euch ein, sie umbringen wie eine Diebin, weßhalb — glaubt Ihr denn, daß es irgend einen Menschen nach einem todten Weibe gelüsten könne? Sei unbesorgt, Du wandelnder Stern aus dem Morgenlande, es wird ihr nichts widerfahren als Christenliebe. Der König ist ein äußerst christlicher Mann, das ist unschätzbar an ihm, er liebt seine Feinde und thut ihnen Gutes. Er wird auch ihr Gutes thun, dafür stehe ich. Er läßt seine linke Hand nicht wissen, was seine rechte Gutes thut, denn seine Frau weiß kein Sterbenswort von dieser Expedition seiner Wohlthätigkeit."

Inzwischen war Alexis an das Bett der schlafenden Jungfrau getreten. Beim Anblick ihres bleichen Gesichtes schwankte

sein Entschluß, aber der beleidigte Stolz befestigte ihn wieder. Er war zu sehr bewegt, um in diesem Zustande sein Auge an den halbenthüllten Reizen Iduna's zu weiden. Ohne sich lang zu besinnen, faßte er die Unerweckliche sanft an den Schultern, hob sie in die Höhe und lud die schöne Last mit gleich viel Kraft als Geschicklichkeit dergestalt auf, daß ihr Haupt an seiner Achsel lehnte, ihr Busen den seinigen berührte, seine linke Hand diente ihr zum Sitz, seine rechte schlang sich um den zarten warmen Leib. Hastig wie ein Dieb stürzte er ohne Athem fort, hinaus in die kühle Nacht des Gartens, wo er — berührt von dem kalten Hauch des Gewissens, nicht selten an die unbekümmerte, vertrauensvoll schlafende Amanda dachte. Es liegt eine Beschämung in solchen Gedanken, welche die stärksten Begierden plötzlich auslöscht. Alexis fühlte sich völlig nüchtern. Wäre dieser der erste Augenblick des Entschlusses gewesen — er wäre nie gefaßt worden. Umsonst beredete er sich mit den spitzfindigen Gründen eines Naturphilosophen, daß kein Unrecht in seinem Beginnen sei — sein trauerndes Herz strafte ihn der Lüge. Jede Erinnerung an die vorwurfsfreie, warm und treu liebende Amanda nannte ihn ein Ungeheuer, einen Betrüger. Dennoch führte er sein ein Mal begonnenes Unternehmen aus, wie ein leichtsinniger Mann, aber doch wie ein Mann. Darin glich er einer anderen dem Leser bekannten Person, daß er nie auf halbem Wege umkehrte, er mochte auf Dornen oder Rosen, über Sümpfe oder lachende Fluren wandeln.

Zaire legte sich — nachdem sie so lange gelauscht hatte mit pochendem Herzen, bis der fliehenden Pferde Hufschlag verscholl — besorgt zu Bette und grübelte nach über die Art und Weise, wie Mac Cuddy's Witz dieses Abenteuer, seinem Versprechen gemäß, zur Ausführung eines boshaften Streichs gegen den Fürsten Auson benützen werde. Erst am Morgen schlief sie ein und als des andern Tages Herr Plumppudding

von seiner Reise zurückkam; erzählte sie dem Leichtgläubigen unter Vergießung zahlloser Thränen: Iduna sei heimlich in der Nacht entwichen! Etwas verwundert bemerkte der weise Gemahl:

„Ein leichtsinniges Mädchen, meine Nichte!“ und begehrte sein Frühstück.

4.

„Das ist der Mensch auf dem Throne, umstrahlt von der Glorie der Allmacht und Majestät, das die Umwandlung seines Wesens durch Erhebung, welches durch und durch veredeln sollte, das die Wirkung der Apotheose des Menschen, der Erhöhung seines Werths und seiner Kraft über die von der Natur bestimmten Grenzen hinaus, das und noch Schlimmeres wird der edelste Mensch, wenn man ihn überschätzt und vergöttert! Die Könige — nein, das Volk ist strafwürdig. Es verschenkt thöricht, was nicht sein eigen ist — das Recht über sich selbst. Wer wollte von einem Menschen fordern, und wer dürfte es als Richter, daß er allen den Lockungen des Ehrgeizes, der Habsucht, der Begier stoisch widerstehe, daß er mehr als ein Mensch sei. Ein Gott wäre der König, der die Tugend mehr als seine Macht und sein eingebildetes Recht, der sein Volk mehr als den Ruhm, mehr als seine Schätze, mehr als seine Blutsverwandten, Günstlinge, Mätressen, Lebensgenüsse, Freuden, Paläste, Kostbarkeiten, kurz mehr als Alles liebte. Ein solcher hat nie gelebt, wird nie leben. Alle beschleicht früh oder spät, doch gewiß, Verachtung, Geringschätzung oder doch Gleichgültigkeit gegen das Volk, das der größeren Anzahl nach vielleicht zuweilen aus minder begabten, minder edl.n Menschen be-

steht, und diese Empfindung ist von tödtlicher Giftwirkung auf das Heil des Landes. — Was war dieser Alexis! Der anspruchlose, wiewohl vom Glück reich begünstigte Prinz, in dem noch nicht die ehrgeizige Hoffnung der Herrschsucht erwacht war; welche edle Richtung hatte sein Geist genommen, welcher Kraft und Tugend voll war sein jugendlich frisches Gemüth! Edelmuth, Stolz, Ehre, Menschenliebe, Vaterlandsliebe, — kurz die schönsten Tugenden des Mannes wachten in seinem starken Herzen. Was ist er jetzt nach einigen Jahren glücklicher und glorreicher Herrschaft? Ein niedrig denkender Wüstling, ein leichtsinniger verschwenderischer Thor, ein Schlemmer, Lüstling. Die Atmosphäre seiner Höhe hat seinen Geist benebelt, sein Gemüth verdorben, noch ist er ein Tyrann ohne Bosheit des Willens, aber ich will dieß mein theures Vaterland und sein gutes Volk glücklich preisen, wenn die Zeit nicht noch bringt, was ihm fehlt zum Bluthund von der Art der diabolischen Geister, auf welchen der Fluch der Menschheit lastet."

Diese höchst freimüthige Betrachtung wurde an einem Orte angestellt, wo sie noch heutzutage ungehindert in allen Ländern der vier Welttheile angestellt werden darf — im Gefängniß. Der Philosoph, welchem wir sie verdanken, war Yaveno, dessen Einsamkeit allerdings Stoff genug zu ähnlichen Trübseligkeiten darbieten mochte. Seltsam, wird der Leser bedenklich ausrufen, äußerst seltsam ist es und unwahrscheinlich, daß ein Liebender, dessen Geliebte gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt ist, in solcher Lage sich mit Politik und Philosophie beschäftigt; allein es ist nichts desto weniger ausgemacht, daß derlei Seltsamkeiten in dem vierzigsten Lebensjahre des Liebhabers — Yaveno ist so alt — häufig genug vorkommen. Zudem würden sich eben diese Betrachtungen für Niemand besser schicken als eben für Yaveno — den uns seit lange bekannten Bruder Secundus aus dem Bunde der „Zehen", dessen Wirksamkeit so einflußreich für unsere

Geschichte geworden ist. Es ist hier nicht die Gelegenheit zu untersuchen, ob auch alle Mitglieder dieses von Bruder Primus stillschweigend aufgelösten Vereins seit dem Regierungsantritt unseres Helden freiwillig jeder Wirksamkeit zu Gunsten der damals geheiligten Prinzipe entsagt haben, doch war Secundus, der einzige Widersacher der in jener Zeit den Vorschlägen Samboros entgegen war, gewiß nicht unter Jenen, welche müßig sind, wenn sie nicht im Vereine, in Gesellschaft wirken können, weil sie keine selbstständige Einzelkraft in sich besitzen oder verspüren. Genug er saß hier in einem übrigens anständigen Gefängniß, weniger darum weil er des Königs Majestät beleidigt hatte, sondern weil einige nicht unwichtige Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht worden waren. Der König war durch Nennung des Namens nur erinnert worden an Yuveno, und eilte einer nothwendigen Maßregel zugleich den Anschein von Rache zu geben, der besser vermieden worden wäre. Daraus läßt sich erklären, warum Iduna erblaßte, als Frau Anastasia eine gewisse Vorstellung sich erlaubte; denn ihr war es nicht unbewußt, daß ihr Geliebter tiefen Ingrimm gegen die Fürsten der Erde in seinem Busen nähre.

Während der Regierung Severins hatte Yuveno ein bedeutendes Amt im Staate bekleidet und, wiewohl er den König haßte, dem gemeinen Wesen gedient; allein unter Alexis sah er bald seinen Wirkungskreis mehr als billig eingeschränkt, denn es war nicht mehr die mit Unkraft verbundene Willkühr, welche auf dem Throne saß und den Staatsdienern immer noch hinlänglichen Spielraum zur Uebung ihrer Kräfte zuließ, sondern die Willkür eines begabten stolzen Fürsten, der anfangs gerne Alles selbst vollbracht hätte, was im Staate zu vollbringen war. Daher trat der seltsame Umstand ein, daß Yuveno sich persönlich unter der Regierung eines edleren Fürsten, der seinen eigenen Ansichten zur Hälfte huldigte, weit übler befand, als unter der eines unfähigen Tyrannen, ja daß ihm die Einschränkung seines eigenen Wir-

kungskreises unleidlich ward. Im Verdruß darüber dankte er ab und bewachte von nun an aus dem sicheren Versteck des kaufmännischen Privatlebens die vorüberwandelnden Zeiten, um den Augenblick zu erspähen, der seinem unruhigen düsteren Geist Beschäftigung bringen sollte. Bisher war Secundus allen Fallstricken der Liebe entgangen; als Jüngling floh er die Weiber aus Scheu und Geringschätzung, ja er haßte sie, denn ein Paar zänkischer Xantippen im väterlichen Hause, seine Mutter mit verstanden, hatten ihm das ganze Geschlecht verleidet. In der That haben die Weiber, namentlich wenn sie sich im Mittelalter des Lebens befinden, für jeden unschuldigen Knaben, der schon einiges Selbstgefühl besitzt, etwas ungemein Widerwärtiges, welches nur von einer so starken Empfindung wie die des Geschlechtstriebes in der Folge überwunden werden kann. Im väterlichen Hause lernt er gewöhnlich zuerst und weit früher als Tugenden, die allerwiderwärtigsten Eigenschaften der Weiber kennen. Die eifersüchtige Eitelkeit und Putzsucht, welche der Nachbarin jedes neue Kleidungsstück mißgönnt, die böswillige Klatscherei, welche ihm Züchtigung und kränkende Reden einbringt, die nimmer satte, nimmer zu stillende Zanksucht, welche ihm seine Freuden verdirbt, endlich zudringliche und ekelhafte Liebkosung übertragener Weibsstücke, sind in der Regel die ersten Erfahrungen des Knaben in Bezug auf das andere Geschlecht. Sie wirken sehr verschieden auf die Denk- und Empfindungsweise des Jünglings — unserem Yuveno haben sie einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Weiber eingeprägt. In seiner Jugend pflegte er sie zwar in gewissen dringenden Fällen aufzusuchen, doch waren es gewiß nur Geschöpfe der niedrigsten Art, welche er einer augenblicklichen Laune würdigte und ohne Umstände wieder verlassen konnte. Erst in seinem vierzigsten Jahre fand er in Iduna eine Ausnahme von den nichtsnutzigen Weibern, das heißt, er gab sich zum ersten Mal der Liebe Thorheit hin, jedoch nicht ohne

bei jeder Zusammenkunft vernünftige Reflexionen anzustellen, welche den Freuden der Liebe, bei einer gewissen Gemüthsverfassung und unter gewissen Charakterbedingungen einen doppelten Reiz verleihen. Iduna war ganz geschaffen für seine Liebe; ein schöner vollkommener Körper und ein über ihr Alter gereifter Verstand zeichneten sie vor andern Evatöchtern sehr vortheilhaft aus. Von Natur etwas phlegmatisch, was Yuveno nur dem Scheine nach war, widerstand sie ohne Kampf den Verführungen der Welt, welche sie nicht besonders reizten, und dachte mehr als sie fühlte. Wenn in Gesellschaft mit ihren Schwestern und Freundinnen sie einst das beliebteste Thema der weiblichen Konversation — über zukünftige Verliebung und Verehelichung — verhandelt wurde, schwieg und lächelte sie über die geschwätzige Thorheit der muthwilligen Mädchen, welche von nichts anderem sprachen, als von der Farbe der Haare, Augen, Haut, von der wünschenswerthen Statur, den Manieren, Alter und Rang der Auserwählten. Drang man in sie, auch ihre Herzensmeinung abzugeben, so pflegte sie immer zu behaupten, sie wünsche weder Jugend noch Schönheit, weder Rang noch Reichthum von ihrem zukünftigen Gatten, sondern einzig und allein ehrenveste Grundsätze, ein treues nicht thörichtes Herz, einen Charakter, der ihr Achtung und Ehrfurcht einflöße, sie mit Vertrauen in die Kraft seines Schutzes erfülle. Die Glückliche! Alle diese Wünsche fand sie in Yuvenos Besitz erfüllt, ohne daß irgend ein körperliches Gebrechen oder eine Unschönheit seinen Werth als Mann vermindert hätte. Seine große, robuste Gestalt allein gab allen Personen seiner Umgebung, selbst Männern ein gewisses körperliches Gefühl der Sicherheit, sein entschlossener nie träger oder ermüdeter Geist vermehrte diese Sicherheit noch um ein Bedeutendes. Von ehrenvesteren Grundsätzen konnte sie keinen Zweiten finden, die reinste Tugend strömte von seinen fleischigen Lippen, bewirkte seine Handlungen. Sein Herz war gewiß treu und bieder und nicht

thöricht, denn er behielt in der Liebe seinen äußeren Gleichmuth, sein lakonisch festes Wesen bei, hatte seine Ordnung in seinen Stunden, lief nie und opferte keine Minute der Geschäftszeit seiner Liebe. Ein ehrenwerther Mann wie Yuveno fand bald Zutritt bei Iduna — ein Jahr der Bekanntschaft reichte hin, Yuveno zu überzeugen, sie oder keine sei dazu geeignet, seine Gemahlin zu werden. Er entwarf daher mit vieler Weitläufigkeit und großem Aufwand an verständigen Bemerkungen, eine Liebesbewerbung in Form eines Schreibens und überreichte die Depesche seiner Geliebten selbst mit der wichtigen Miene eines Diplomaten zu gelegentlicher Prüfung. „O welch ein Mann!“ rief Iduna aus, nachdem sie seinen Brief gelesen, ging mit ihrem Herzen kurz zu Rathe und da dieses nicht thöricht war, so fand sie es von der aufrichtigsten Ehrfurcht und Liebe für den äußerst schätzenswerthen Werber erfüllt. Mit glänzenden Augen sank sie in seine Arme — das nächste Jahr ward zur Hochzeit bestimmt. In der Zwischenzeit bereitete sie Yuveno durch Belehrung und Betrachtung auf den Ehestand vor und unterhielt sich jeden Abend regelmäßig eine Stunde lang mit ihr. Sie mußte auch seine politischen und religiösen Grundsätze annehmen und fand beide überall edel und göttlichen Ursprungs. Zwar lachte Zaire, zwar lachten alle jungen Mädchen und Männer über dieses hochverständige Liebespaar, allein weder Iduna noch Yuveno achteten ihres Spottes, denn sie hatten keine „thörichten Herzen.“

Yuveno hatte seinen Monolog im Gefängniß kaum beendigt, als sich die Thüre öffnete und ein struppiger Kopf mit den possierlichsten Grimassen und in unstäter spaßhafter Bewegung hereinguckte.

„Ich wollte nur unterthänigst anfragen,“ sagte Mac Cuddy, „ob es wohl erlaubt sei, Ew. Herrlichkeit meine ehrerbietige Aufwartung auf den Hinter- oder Vorderbeinen nach Ew. Herr-

lichkeit Belieben, ob es wohl erlaubt sei, Eurer Herrlichkeit diese meine gegenwärtige Aufwartung zu machen."

„Komm herein — Narr, was willst du — verschone mich mit Dummheiten." Mit einem brillanten Purzelbaum, den er einst in einer Kunstreitergesellschaft gelernt hatte, gelangte nun Mac Cuddy auf eine eben so schnelle als kunstreiche Art in das Gemach und stand urplötzlich mit seinem verschmitzten Gesicht so nahe vor Yuveno, daß dieser unwillkürlich zurückprallte.

„Ganz gehorsamer Diener! aber Dummheiten muß ich machen dürfen, wenigstens eine. In diesen Staaten sind die Dummheiten nicht verboten und ich namentlich bin privilegirt, welche zu begehen, obgleich ich deren nicht so viele machen kann, als die königlichen Beamten, welche von Amts wegen —"

„Still, Mac Cuddy, nenn' mir lieber schnell die eine Dummheit, welche Du zu begehen im Begriff bist, und verlaß mich ehestens wieder."

„Nun wohl, Ew. Herrlichkeit! Ich bin hergesandt, um im Namen des Königs die große unverantwortliche Dummheit Eurer Freilassung zu begehen. Begreift Ihr das? So wahr ich Mac Cuddy bin, in diesem Gefängniß, wo es an ehrenbedürftigen Bewohnern nicht fehlt, giebt es keinen größeren Spitzbuben außer Euch, als den, der Ihr selber seid. Aber sei es. Ich habe ein christlich frommes Herz, Ihr habt mich unlängst hart angelassen, weil Ihr ein speckblutiger Murrkopf seid, der keinen Spaß versteht, aber ich will Euch Böses mit Gutem vergelten. Kurzum, ich finde mich durch meine Großmuth veranlaßt, Euch frei zu lassen, obwohl Ihr mir nicht übel geeignet erscheint, einer Hofcharge, wie die meinige ist, das Brod zu verderben. Versteht mich recht, ich meine gewisse Leute könnten sich keine Hunde und Affen halten, wenn ihre Unterthanen alle so beschaffen wären, wie Yuveno —"

„Gieb Dir keine Mühe, ich werde das Gefängniß nicht eher verlassen, bis man mir den Grund meiner Verhaftung sagt.“

„— wie Yuveno, alias Secundus genannt im Bunde der Zehn, welcher nicht weiter fragen wird nach dem Grunde seiner Verhaftung, denn leicht möglich wäre, daß man ihn sonst fragen dürfte nach dem Grunde seiner nächtlichen Wanderungen jenseits des Stromes, wo man in eine wüste Gegend kommt, welche so unfruchtbar sein soll, daß es wunderbar, unglaublich und dennoch wahr erscheint, wenn ich behaupte, Ihr findet dort gleichwohl einige Narren, welche nichts Gutes im Sinne haben gegen einen andern Narren, der Euch besonders ein Dorn im Auge ist. Laßt sehen, ich will ihn herausziehen, er steckt gewaltig tief und 's ist finster, ich muß die Laterne von L o w o l y bringen, die Sache zu beleuchten — meint Ihr — was? Ja so, Ihr wollt den Grund Eurer Verhaftung wissen.“

Schon bei Erwähnung des Namens Secundus war Yuveno erstaunt aufgestanden; sein Befremden stieg zur Verwunderung, als er aus dem Munde Mac Cuddys Andeutungen vernahm, welche Wissenschaft seiner geheimsten Gedanken verrieth. Seine Stirne schlug drei tiefe schattige Falten zwischen den beiden buschigen Braunen, welche drohend über den hellen Augen sich bewegten. Aber seine eigenthümliche Gemüthsruhe, oder mindestens ihr Anschein verließ ihn nicht.

„Ich sehe, Du bist nicht nur ein Narr, sondern noch was Schlimmeres, ein Spion.“

„Ein Spion, Herr, ja aber kein so großer Narr, hoffe ich, wie Eure Herrlichkeit, denn ich spionire nur nach meinem Vortheil, Ihr aber seid ein Esel vor der Krippe, der nicht frißt, ein in gleichen Umständen befindliches Pferd, das den Koller hat und mit den Sternen liebäugelt — auch gut, nach Belieben, gute Dienste erfordern guten Lohn — wißt Ihr wohl, was für ein seltsamer Unterschied zwischen mir und

dem König obwaltet? Nein. Ihr sollt es wissen. Er ist ein Dummkopf aber kein Narr, ich bin ein Narr, aber kein Dummkopf. Der Dummkopf hat Euch eingesperrt, der Narr läßt Euch frei, denn Narrheit und Spitzbüberei müssen Freundschaft schließen, passen zu einander wie Messer und Gabel, was diese nur sticht, zerschneidet jenes, Ihr seid das Messer, ich die Gabel, der Braten wird sich finden. Nun scheert Euch Eurer Wege und werft diesen Mantel um."

Mag es nun sein, daß diese Reden Yuveno nicht so unverständlich waren, als dem Leser, oder glaubte er wirklich dieß Mal durch Nachgiebigkeit seiner Würde keinen Abbruch zu thun, genug, er befolgte den Rath des Narren und verließ, von diesem geleitet, das Gefängniß. Als sie ins Freie gekommen waren, empfahl sich Mac Cuddy mit folgenden Worten:

„Lebt wohl, Yuveno, ich wünsche Euch frohen Muth zu den Neuigkeiten, die auf Euch warten."

Ohne seiner Neugierde weiter Rede zu stehn, entwischte er nach dem königlichen Lustpark, wo er den Fürsten Auson trübsinnig durch die Gänge wandelnd antraf. Wie es schien war er in unerfreuliche Gedanken verloren — er seufzte ein Mal über das andere tief auf, blieb stehn, sprach mit sich selbst und ging wieder weiter, ohne irgend etwas in seiner Umgebung zu bemerken. Mac Cuddys Gesicht verklärte sich bei diesem Anblick in wunderbarer Freude, denn das Zusammentreffen mit dem Fürsten schien ihm zu sehr gelegener Zeit zu kommen. Aeußerst vergnügt rieb er sich die Hände und huschte mit großer Eilfertigkeit auf einem Seitenpfad voran, um einen Vorsprung von einigen Schritten unbemerkt zu gewinnen. Dann trat er langsam auf den Weg heraus, wo er von dem tiefsinnigen Spaziergänger eingeholt sein wollte, und begann in passender Entfernung, laut genug, um leicht gehört zu werden, folgenden Monolog:

„Armer, unglücklicher Mac Cuddy! Warum hat Dich

die Natur so stiefmütterlich behandelt, warum hat sie Deinen Körper nicht so wohl gebildet, wie den des Fürsten Auson, der nicht so viel Verstand besitzt, wie die armen Kreaturen, welche ich einst zu mannigfachen Künsten abgerichtet? Warum, o thörichte Natur, verschleuderst du deine edelsten Gaben an solche Unwürdige, die sie nicht verdienen, nicht zu schätzen wissen, warum ist kein Verhältniß in deinen Schöpfungen, keine Gerechtigkeit in Vertheilung deiner Reichthümer? Täglich sieht man die einfältigsten Menschen in den schönsten Leibern einherstolziren, täglich erwirbt ein schöner Pinsel die glänzendsten Siege über die weibliche Sprödigkeit. Darin gleichst Du den Weibern; die Dümmsten haben bei ihnen das größte Glück. Wie grausam und unvernünftig behandelst Du dagegen geistreiche Männer meiner Art! Alle Scheußlichkeiten, welche deine erfinderische Ausartung zu ersinnen vermag, bürdest Du ihnen auf, daß sie einhergehen der Welt zum Gelächter und Ekel. Nicht genug, daß diese Unglücklichen schon allein durch ihren erleuchteten Geist elend werden, denn schon bei geringer Weisheit erkennt man die Erbärmlichkeit dieser Welt, nicht genug, daß sie die Unzufriedenheit mit zur Welt bringen, nicht genug, daß ihnen alle die schönen Quellen der Glückseligkeit, welche im Bereiche des Unsinns entspringen, verschlossen bleiben, auch die edelsten und einzig unzweideutigen Freuden und Genüsse werden ihnen versagt durch deine grausame Härte — die süßesten Empfindungen des Körpers. Für alle irdischen Freuden sollen sie Ersatz finden in Kenntniß und Wissenschaft — wenn Andere essen, sollen sie gesättigt werden durch eine nach mühsamer Berechnung gefundene Ziffer, wenn Andere küssen, sollen sie mit dem Monde liebäugeln und im Anblick eines Nebelsterns der Liebe höchste Wonne empfinden! Armer, unglücklicher Mac Cuddy! Dieser Schlüssel öffnete Dir das Himmelreich, wärst Du nur so dumm wie Auson, so unverschämt wie er, so schön wie er. Dich mit Deinem Pferdefuß, mit Deiner

kurzen Hand, mit Deinem häßlichen Gesicht stellt man hin wie eine Vogelscheuche zu süßen Kirschen, lüsterne Sperlinge zu verschrecken, Du bist der sicherste Tugendwächter, denn nach Deinem Leichnam kann nur einen Haifisch gelüsten, Du bist ungefährlich wie ein Eunuch, Dir kann der eifersüchtigste Pascha sein Serail vertrauen. Hier an dieser Hecke habe ich die tugendsame Fürstin ungesehen belauscht — o Weiber, Weiber, was seid ihr für wankelmüthige Kreaturen? Hat einen zweiten Adonis zum Gemahl und seufzt nach einem Anderen, nach einem blöden Einfaltspinsel, nach einer Gliederpuppe ohne Herz und Verstand. Hier zeichnete sie mit einer Gerte fünf Buchstaben, ein Wort, welches mit A anfing, aber nicht in Alexis ausging, wie es doch Schuldigkeit war. A, U, S, O, N! Bei dem letzten Buchstaben seufzte sie noch ein Mal tief, trocknete sich eine Thräne aus dem schönen Auge und verwischte erschreckt die Buchstaben im Sande. Armer Mac Cuddy, noch ein Mal unglücklicher Mac Cuddy! Könntest Du nur heute, nur eine Stunde lang Auson sein! Welch' eine schöne einladende Gelegenheit! Der Schlüssel zu dem einsamen, dunkeln Gebüsch, wo sie um diese Stunde nach Auson zu seufzen pflegt, in Deinen Händen, der König fern in den Armen einer Anderen — o unglückseliger Mac Cuddy! Hier in diesem Winkel soll ich den Schlüssel im Sande verbergen, befahl mir der König, damit er unbemerkt ins Schloß zurückkehren könne — da liege — ich würde Sankt Peter nicht um den seinigen beneiden, wäre ich Auson. Fort unglücklicher Narr, der Teufel versucht Dich zu einer Narrheit, fort und vertrinke Deinen Kummer und Deinen Kitzel."

Mit diesen Worten schlich sich der schlaue Bösewicht, ohne umzublicken, davon.

Heilige Sittsamkeit, welch ein Anblick! Ist's das kühne Bildwerk eines begeisterten Künstlers oder bist du es selbst

anmuthhauchende Aphrodite, nackte Zauberin, die ihre Schönheit nur in Nebel kleidet; lebend, glühend in der Empfindung, die dein Wesen ist? Nein, es ist ein schönes Erdenweib; so verschämt in sich gekrümmt, weinend, trostlos haschend nach irdischer Bekleidung, kniet keine Göttin auf seidenen Kissen, welche die Liebe gebettet, so schmachtet nur eine erdgeborne Jungfrau, die selbst beim unbelauschten Anblick der eigenen Blößen züchtig erröthet nach Verhüllung, so qualvolle Schaam empfindet nur das menschliche Weib, welches der Liebe höchstes Entzücken für eine paradiesische, aber durch heilige Bücher verbotene Frucht zu halten sittig belehrt ist, welches den Gürtel nur löst, um ins Bad, oder dereinst erröthend ins Brautbett der von Priestern geweihten Liebe zu steigen. Wir sehen ihn hier durch frevelnde Gewalt eines Mädchenräubers zerrissen, oder doch von einer ihm dienstfertigen weiblichen Hand. Ohne Umschweif und Entschuldigung, es ist Iduna, welche man so sieht, wie man jedes Weib vor sich sehen muß, will man sie ganz kennen lernen und nicht von den Künsten der Koketterie betrogen werden.

Wohl dem Bräutigam, der solch ein Weib entkleidet! Es ist eine große Erleichterung für den Maler und Erzähler, wenn er nur Augen, Wangen, Haare und Hände zu schildern hat, Alles Uebrige mit leicht gefalteter Draperie überhängt, denn wer vermöchte mit dem Pinsel oder mit dem Wort alle lebendigen Schönheiten des weiblichen Körpers auszudrücken? Wer es versucht hat, zögert furchtsam, es noch ein Mal zu wagen. Die kostbaren Augenblicke der Begeisterung, in welchen es einem Phidias gelingt, ein schönes Ideal mit den armen Mitteln der Wirklichkeit festzuhalten, sind selten und verduften flüchtig wie schöne Himmelswunder des Lichts. Sie fordern ist eine dem Blitz gebietende Vermessenheit.

Es ist indessen Pflicht, ein P o r t r ä t Idunas dem Leser vorzustellen. Sie zählt etwas über zwei und zwanzig Som-

mer und befindet sich daher in dem schönen Alter entwickelter vollkräftiger Blüthe. Eine ungetrübte Kindheit unter den pflegenden Augen sorgsamer Eltern verlebt, der glückliche Gleichmuth ihres Temperaments und ihr leichtflüssiges glücklich und rein gemischtes Blut haben ihren Körper vor der gefährlichen Frühreife bewahrt und langsam, aber vollkommen entwickelt. Ihre Gestalt hat eine edle Höhe erreicht, doch nicht auf Kosten des Ebenmaßes; ihr Hals ist zart geformt, von ziemlicher Länge, dagegen ihre Schultern und Arme, wie auch der ganze übrige Körper ungemein fleischig, gerundet und elastisch. Den üppigen Busen von blendender Weiße vermag sie nicht ganz zu verhüllen, so sehr sie sich auch bemüht, seine überwallende Schönheit mit den kleinen zartförmigen Händen zu verbergen. Ein Mittel gäbe es nur, dieß zu bewerkstelligen, aber sie ist zu verwirrt, um zu bemerken, daß ihr reiches kastanienbraunes Haar in dunkeln Wogen aufgelöst über den weißen Rücken fluthet, daß es hinreichte, die ganze Vorderparthie ihres Leibes, Brust und Weichen in reizende Nacht zu verhüllen. Dagegen wüßten wir keinen Rath für die Nacktheit der mittleren Parthien ihres schönen Körpers, denn hier nimmt ihre Gestalt sehr große Verhältnisse an, ihre breiten, wohlgerundeten Hüften und Schenkel geben dem zarteren Oberleib eine so starke Basis, daß sie verzweifeln muß, das Geringste dieser fast kolossalen Blöße zu verdecken. Wir fühlen daher mit Bedauern, daß sie Grund hat, das untadelhafte, schön geformte Gesicht, dessen rosige Gluth in reizendem Kontraste mit der Milchweiße ihres übrigen Körpers steht, abzuwenden, um nicht lüsternen Blicken, welche bewundernd auf ihrer Schönheit weilen, zu begegnen. Diana beschütze Deine keusche, in jungfräulicher Reinheit glänzende Haut vor der wollüstigen Berührung der Begierde.

Iduna war in jener Nacht aus dem Garten ihres Oheims entführt und in die einsame Landwohnung der Frau Samboro gebracht worden. Wer diese Frau kannte und das stille

Häuschen aus der Ferne erblickte, wie es, abgelegen von allen anderen Wohnhäusern, in solcher Entfernung, daß es unmöglich war, mit Hilfe des Gehörs oder Gesichts wahrzunehmen, welches Geheimniß in seinem Innern verborgen sei, halb verborgen in einem kleinen Wäldchen lag, konnte leicht auf einen Verdacht gerathen, der durch die Ereignisse der letzten Tage gerechtfertigt schien. Man hatte die unerwecklich Schlafende in ein dunkles Gemach gebracht, worin keine anderen Geräthschaften sich befanden, als ein seidenes Ruhebett. Hier wurde Iduna von der hilfreichen Frau gänzlich entkleidet und in das Lager gehoben. Während sie schlief entfernte sich Alexis, um zur Zeit ihres wahrscheinlichen Erwachens wiederzukehren — nach sechzehn langen Stunden, die für ihn die Länge eines Jahres hatten. Eine Stunde früher fand der Entführer sich vor ihrem Lager ein. Beim Anblick ihrer enthüllten Reize erwachten seine Begierden mit einer nie gefühlten Kraft, aber ein kalter Entschluß hielt sie so weit in Zaum, daß er nichts wagte, als einen Kuß auf die glühenden Lippen der schlafenden Nymphe. Wie von einem elektrischen Funken berührt erwachte Iduna, streckte, noch träumend, ihre Arme aus und umfing das Haupt des Verführers, indem sie es heftig an ihren wallenden Busen preßte. Kaum fühlte sie aber ihre Blöße, kaum sammelte sie ihre schlaftrunkenen, noch in Träumen schwärmenden Gedanken, als sie Alexis mit einem Schrei des Schrecks von sich stieß und anhaltend um Hilfe rief. Umsonst — Niemand antwortete, die Tugend hatte in diesen Räumen keinen Beschützer. Mit sichtbarer Todesangst sah sie sich in einem fremden Gemach — Zaire, deren Namen sie rief, erschien nicht. Eben so vergeblich waren ihre Bemühungen Kleider zu entdecken, womit sie ihre Blöße hätte bedecken können, vergeblich ihre Anstrengung den schweren Seidenstoff, mit welchem ihr Lager überzogen war, zu zerreißen, hilflos blieb ihre Nacktheit, wehrlos ihre Tugend.

Das war der Moment, der den beleidigten Alexis rächte. Gewaltiger als seine Begierden war in ihm der Gedanke der freiwilligen Entsagung. Der Geist errang in seinem Inneren einen neuen Sieg über die Leidenschaft, der edelste Stolz erhob sich gegen die anmaßende Herrschaft des Körpers und übernahm das Amt eines Tugendwächters. Wir wünschen, daß er diese edle Kraft der Selbstüberwindung in einer größeren, der Menschheit nützlichern Sache erprobt hätte. Es ist eine Eigenheit aller besseren, ich möchte sagen poetischen Geister, daß sie besser der wirklichen Versuchung, als der ihrer Phantasie widerstehen; als Alexis fern von Iduna an den höchsten Genuß ihrer Liebe dachte, riß ihn die Kraft seiner Einbildung zur Gewaltthat hin, jetzt, da er die Ohnmächtige in verführerischer Nacktheit vor sich erblickte, jetzt, da seiner Begierde kein Hinderniß im Wege lag, fühlte er sich stark genug, allen diesen Reizen zu widerstehen, freiwillig auf ihren Genuß zu resigniren. Und doch war es keine gemeine Schönheit, welche entfaltet vor seinen Blicken lag und die er bewunderte mit dem ästhetischen Wohlgefallen, welches wir beim Anblick einer schönen Bildsäule empfinden. Obgleich die Angst der unentweihten Jungfrau seiner gekränkten Eitelkeit einige Schadenfreude verursachte, stellte er sich doch nur in ehrerbietiger Entfernung hin, gleich einem Künstler, der sein Werk beurtheilen will, verschränkte seine Arme und folgte mit den Augen jeder Bewegung, mit welcher Iduna sich zu verbergen strebte, die aber in Wirklichkeit nur dazu diente, immer neue Reize zu entfalten.

„Bemüht Euch nicht, schöne Iduna," sagte er endlich, sich labend an ihrer Schaam, „strengt Eure melodische Stimme nicht zu sehr an in vergeblichem Hilferuf, es würde mich schmerzen, wenn ihr bezaubernder Klang dadurch an Reinheit und Helle verlöre. Nur singen solltet Ihr, Iduna, nicht sprechen und noch viel weniger schreien. Im Umkreise einer halben Stunde athmet hier kein Mensch, der Eure Gefahr

glaubte, denn daß die Lüge von Eurem Leib gefallen ist, um eine schöne, ja göttliche Wahrheit zu enthüllen, dürfte schwerlich in den Augen der Welt für ein so schweres Unglück gelten. Welche Widerwärtigkeit könnte Euch wohl begegnen, da Ihr Euch in der Gewalt, aber auch im Schutze eines Königs befindet? Wahr ists, die Jungfräulichkeit Eures Körpers ist ernstlich bedroht, ein verschmähter Liebhaber wird sich an ihr rächen. Süßes Unheil der Liebe habe ich über Euch gebracht; welchem fühlenden Manne wäre es möglich, solchen Reizen zu widerstehen? Keine Störung habe ich hier zu besorgen, keinen Widerstand; denn unnütz wäre es, wollte Eure Schwäche mit meiner überlegenen Kraft einen ungleichen Kampf ringen. Keine Strafe habe ich zu fürchten für das schöne Verbrechen, denn ich bin der König — Euer Haß, Eure Verachtung ist mir gleichgültig. Tausend Jungfrauen, die Euch an Schönheit nicht, doch an Strenge nachstehen, werden mich für den Mangel Eurer Huld trösten. Sprich, reizende Iduna, glaubst Du, König Alexis wird diesen glücklichen, einsamen, unbewachten Augenblick ungenützt verschwinden lassen? Nur die Großmuth vermöchte dieß Opfer zu bringen. Ihr habt sie nicht verdient. Ich sah Dich, Iduna, und mein Blut war entzündet, ich liebte Dich und meine Krone hätte ich Dir zu Füßen legen mögen, Alles Dir opfern, mein tugendhaftes Weib, meine Ehre, mein Dasein! Ich bin nicht Herr meines Willens, meiner Gedanken, seit ich Dich gesehn, mein ehliches Lager ekelt mich an, die Freuden Anderer sind mir Qual. Nichts lebt in mir, als meine Liebe — selbst das hohe Pflichtgefühl hat sie überwältigt. In dieser Stimmung bot ich Dir Liebe für Liebe zum süßen Austausch, nein, ich forderte mit gutem Recht den Preis für mein entwendetes Herz, den Trost der Gegenliebe für meinen ungeheuchelten Schmerz. Du aber gabst mir Verhöhnung zurück für Anbetung, Haß für Liebe, kalten, schonungslosen Tadel für verzeihliche, Dich nicht beleidigende Verirrung.

So, stolzes Weib, hast Du die Liebe getödtet, aber nicht die Begierde, jene abgewiesen, diese genährt durch Kränkung. Hättest Du die Liebe erwiedert und Beherrschung der Begier gefordert, b e d u n g e n, so hätte ich Dich bewundern können als ein tugendstrenges, edles Weib, und meine Liebe würde das Opfer gebracht haben. Aber für Haß und Spott tauscht man nicht opfernde Liebe — ich muß Deiner Verachtung würdig werden, süße Iduna, mein Stolz wird sich rächen im Genuß. O, wie Du bebst vor Abscheu und Furcht, Deine Angst ist ein Labsal meiner Rache — doch beruhige Dich, Deine Unschuld ist so sicher wie in den heiligen Mauern eines Klosters, Alexis ist kein gemeiner Wüstling, ich bin befriedigt, denn ich bin gerächt. Meine Hände werden kein Weib umarmen, das mich verhöhnt und geringschätzt, meine Begier selbst ist kein so schlechtes verächtliches Ding, daß ich sie einer Gefühllosen widmen möchte — — Iduna, ich liebe Dich mehr als mein Selbst, es geschah nicht auf mein Geheiß, daß man Dich Deiner Kleider beraubt hat, aber eben diese unwürdige Gefälligkeit einer allzudienstfertigen Dienerin, die Du beleidigt hast, hat Dich vor Entweihung beschützt. Ermiß, ob ich Dich liebe: Dein Geliebter, obwohl gerecht in schwerem Verdacht, ist frei und harrt Deiner — um den kleinen Preis eines Händedrucks, einer kleinen Ueberwindung Deiner Schaamhaftigkeit mir zu Liebe, will ich Dich verlassen und nie wieder sehn. Magst Du glücklich sein mit einem meiner Feinde, ich entsage Dir freiwillig und völlig, und kehre mit blutendem Herzen in die unglückliche Oede meiner Pflicht zurück — füge mich in D e i n e Tugendweisheit, welche da eine Versündigung erblickt, wo die Vernunft nur ein menschliches Begehren sieht, und dessen Erfüllung für eine erlaubte Auskunft hält."

Welche Tochter Evas würde wohl durch solche Beredsamkeit, die wie ein geistiger, aber süßer Trank von schönen Lippen strömte, ungerührt geblieben sein? Sie müßte ein Herz

von Marmor und eiserne Nerven haben, sie müßte verständiger sein als Ulysses, und keuscher, fühlloser als Diana. Er war unglücklich aus Liebe zu ihr, ein König unglücklich aus Liebe — welch ein reizender Gedanke! Und dieser Edelmuth, diese großherzige Resignation, diese Löwengroßmuth, welche eine schöne Beute mit Thränen frei giebt! Selbst die sündhafte Gewaltthat, welche sie, aus dem väterlichen Hause entführt, fern von den schützenden Laren entkleidete — war sie nicht aus dem Wahnsinn der Liebe entsprungen? O, nur der liebt, der solcher Verbrechen fähig ist, nur der liebt, der den Verstand durch seine Leidenschaft verliert. War nicht die Kraft der Liebe in seinem Verbrechen eben so stark wie in der Entsagung, war es nicht Liebe, welche seine Sinne berückt und sie gestählt hat zum Entbehren, war es nicht dieselbe versöhnliche Empfindung, welche ihn zu einer tollkühnen That hinriß und dann zur Tugend begeisterte? Ertrage eine Vestalin diese, über alle Bedenken der Sprödigkeit und Schaam siegenden Gedanken mit kalter Empfindungslosigkeit — Iduna nicht. Sie war versöhnt, gerührt, erschüttert, hingerissen, kürzlich verrauchte schöne Träume waren verwirklicht, Yuveno, der kalte, berechnende Thor, der zwei Jahre ohne Kampf entsagen konnte, vergessen, ein Strom von Thränen machte ihrem entflammten Herzen Luft. Schluchzend reichte sie dem König die Hand, duldete seine brennenden Küsse, und als er tief seufzend, nach Luft haschend, hinwegeilen wollte, hielt sie ihn mit sanfter Gewalt zurück. Noch war ja kein Wort über ihre Lippen gekommen, noch konnte sie ihn nicht um Vergessenheit ihrer Lieblosigkeit anflehen, noch konnte ein kleiner Groll in seinem edlen Herzen zurückgeblieben sein. Er widerstrebte nicht — wie konnte er auch, er liebte sie ja. Immer häufiger wurden Idunas Thränen, immer lauter ihr Weinen. Unfähig, sich zu fassen, verbarg sie ihr Gesicht an seiner Brust und ihren Busen, damit sein Schatten wenigstens zur Hälfte ihre Blöße verdecke. Gab es wohl ein an-

deres Mittel, die unbarmherzige Nacktheit zu verbergen? Er küßte überwältigt ihre Thränen auf; so konnte er ihre Blößen nicht gewahren, sie umschlang ihn weinend, damit ihr Körper nicht nackt sei, es beruhigte ihre Schaamhaftigkeit ungemein, ihren Körper bedeckt zu fühlen. So konnte sie Fassung erwarten, um ihm zu sagen, daß sie ihn wie einen Gott verehre — vielleicht sogar liebe. Der gütige Alexis eilte nicht, seiner grausamen Drohung Erfolg zu geben, er umschlang sie vielmehr mit versöhnendem Liebesfeuer, brennend hafteten seine Küsse auf Idunas Lippen und Wangen, und das erste Lebenszeichen ihrer plötzlich erwachten Liebe war — Gewährung.

„Hierher, Meister Yuveno," flüsterte Mac Cuddy, „aber fein sachte und behutsam, denn hier ist ein Heiligthum der Liebe. Ihr behauptet, mein Herr habe Eure Geliebte entführt, ich sage das Gegentheil. Ich will Euch die Sache des Breiteren erzählen und auseinander setzen. Merkt auf, wie Alles kam. Just wie ein Gewitter in der Nacht, Wolken, das bedeutet Traurigkeit, Regen, das bedeutet Thränen, Blitz, das bedeutet Zorn der Liebe, Donner, das bedeutet Zank, oder ich weiß nicht was. Mein Herr, der König und Iduna, Eure Braut begegneten sich. In der Nacht? Ein seltsames Begegnen, werdet Ihr sagen, aber das thut nichts. Gut, sie begegneten sich. Da kamen sie an einander, mein Herr wollte nicht nachgeben, da entführte ihn Iduna und brachte ihn hierher, um den Streit mit ihm auszumachen. Möglich, daß er sie nachher geführt, verführt und überführt hat, das geb' ich zu, und dann könnt Ihr Euch am besten durch den Augenschein überzeugen. Hier ist der Kampfplatz, dort das Fenster beleuchtet ihn. Es ist heiß hier, aber dort kommt noch eine wärmere Luft heraus — ich rieche Feuer und Brand; sollte der König so hitzig sein? Kommt näher

hierher, so, nur leise aufgetreten — dieß ist das Haus der Frau Anastasia Samboro — eine sehr ehrenwerthe Frau, muß ich Euch sagen, und ehmalige Hebamme am Hofe. Eine schöne Vorbedeutung — der König wird ihr etwas zu thun geben. Ich frage Euch nun, wollt Ihr durch dieses Fenster sehen, wie sich Fräulein Iduna befindet? Ja. Gut, ich will Euch hinaufhelfen, aber seid behutsam. Ihr werdet jedenfalls erfahren, was es zu bedeuten hat, wenn ein König Euch einen „guten Morgen" giebt. — Wie aber da hinaufkommen, es ist hoch. Hier auf dieses Gesimse will ich treten und mich an der Mauer fest halten. Ihr aber steigt auf meine Schultern, so werdet Ihr mit dem Kopf gerade hinauf reichen, So recht, immer höher — oh — au — uff, beim Stier Apis, Ihr seid ein Monstrum, wiegt so ein Tausend Pfund, Ihr erdrückt mich. — Ich bitt' Euch um Gotteswillen, haltet Euch oben an den Gitterstäben, hebt Euch in die Höhe, laßt mich ausruhen, ich will Euch dann gerne wieder statt einer Leiter zum Herabsteigen dienen — so, Gott sei gepriesen — wie schön Ihr da hängt, seht ja nicht ohne Brille hinein, wenn man so ins helle Feuer sieht, kann man leicht blind werden! — So, jetzt empfehle ich mich Eurer Herrlichkeit, in einer Stunde will ich wieder nachfragen — ha, ha, ha, ein herrlicher Streich! Ich will verdammt sein, wenn ich nicht die Gassenjungen aus der Nähe herbeirufe, damit sie sehen, wie Ihr dahängt, wie man einen fetten Stockfisch auf die Dürre legt. Ihr werdet etwas schwitzen, armer Herr, und der König, wie wird sich der über Euren Anblick freuen! Der Spaß kostet Euch ein Paar Rippen, oder ich bin ein Pikelhäring. Ihr hängt just hoch genug, um Euch den Hals zu brechen, wenn Ihr herabfallt. Wohl bekomm es Eurer Herrlichkeit! — ha, ha, ha!"

Iduna schrie laut auf. Als Alexis sich umblickte, sah er Yavenos zornglühendes Gesicht mit dick aufgeschwollenen Adern und glotzenden Augen am Fenster. Die krampfhaft

geschlossenen Fäuste des unwillkommenen Zuschauers umklammerten mit großer Anstrengung die eisernen Gitterstäbe, mit Mühe stemmte er Brust und Ellenbogen auf das Gesimse, um sich das eigene Körpergewicht zu erleichtern, aber an seinem Schnauben erkannte man, wie sauer ihm die Anstrengung wurde. Rasch sprang Alexis auf, warf einen Theil seiner Kleider über Idunas Gesicht und Schooß, und befreite sich durch einen kräftigen Stoß auf Yuvenos Brust von der widrigen Störung. Mit einigen Kontusionen und aufgeschundenen Händen langte der betrogene Bräutigam, noch immer glücklich genug bei so hartem Fall und unmäßiger Korpulenz, in der Tiefe an. War er seiner Philosophie ein Optimist, so mußte er sich gestehen, daß sich der glücklich preisen kann, der aus einer so verzweifelten Lage mit blauen Flecken davon kommt; denn erstens hätte er ersticken müssen, wäre er noch länger hängen geblieben, zweitens hätte ihn der König ermorden können, drittens hätte sein Sturz leicht die Integrität seiner Gliedmaßen für die Zukunft problematisch machen können. Das größte Unglück war daher der boshafte Anschlag des Narren; was darauf erfolgte, war eine ausgezeichnete Gunst der Göttin Fortuna, die sein sacrum os, das einzige, welches in Gefahr gerieth, gnädig in ihre Schürze nahm.

Ein Fatalist wird uns beschuldigen, daß wir für das Prinzip seines thörichten Glaubens arbeiten, wenn wir den Leser von dem Schauplatz dieser tragikomischen Szenen in das einsame Lustgärtchen der Königin führen, um ihm dort zu zeigen, wie die tugendsame Amanda, welche wir stets mit Hochachtung und Liebe behandelt haben, und die sich, wie wir noch in diesem Augenblicke hoffen, nie unserer aufrichtigen Werthschätzung unwürdig machen wird, den verwegenen Auson keineswegs mit genugsamer Strenge empfängt. Es versteht sich von selbst, daß er den Schlüssel sorgfältig aus

dem Sande herausgekratzt, benützt und nicht die geringste Arglist von Seiten des Narren geargwöhnt hat; denn welcher eitle Thor, dem sein Spiegel gerade keine Impertinenzen sagt, glaubt nicht, wenn ein Anderer seine Vollkommenheiten rühmt? Zudem waren in dem Monolog des schlauen Menschenkenners Mac Cuddys einige wenig schmeichelhafte Stellen enthalten, welche es dem Fürsten, ganz wie der Narr voraussah, vollkommen glaubwürdig machten, daß dieser in seinem Selbstgespräch nichts als seine aufrichtige Meinung, Wahrheit und wirkliche Empfindung ausdrücke. Es ist ausgemacht, setzte Mac Cuddy mit Grund voraus, daß die Menschen durch nichts fester von ihrer eigenen Lobwürdigkeit überzeugt werden, als durch den Ausspruch beurtheilender Menschen, welche nebenbei tadeln. „Wenn ich z. B. so laut, daß es Auson hört, zu mir selbst sagen werde: Auson ist ein Tropf, aber die Königin liebt ihn; so wird er unfehlbar gerade das glauben, was am wenigsten wahr ist, nämlich das Letztere.“ Und der Narr hatte Recht. Auson glaubte, die Mißgunst habe ihn einen Tropf gescholten, aber der Neid müsse eingestehen, daß er geliebt sei. Er selbst, unabhängig von der Ueberzeugung des Narren, glaubte nun festiglich schon so viele Wahrzeichen einer ausgebildeten Leidenschaft an der Königin wahrgenommen zu haben, daß er sich versucht fand, einen mäßigen Theil Blödsinn, der ihn verhindert habe, sich von dem geheimen Liebesgram Amandas vollständig zu überzeugen, bei sich selbst vorauszusetzen. Er hatte daher nur noch einen kleinen Strauß mit seiner angebornen Gutmüthigkeit und mit seinem Pflichtgefühl zu bestehen, ehe er die nöthigen Schritte, welche dem erklärten Liebhaber der Königin zukommen, muthig unternahm. Er legte sich zu dem Ende einige Fragen vor, welche wir hier in logischer Ordnung, die seinen Gedanken mangelte, aber von uns nicht vernachlässigt werden soll, aufstellen und mit seinen eigenen Worten beantworten werden.

„Erste Frage. Ist es erlaubt, nach dem Weibe Deines Nächsten zu begehren?

Antwort. Ja — unbedingt, denn das Begehren ist keine Thätigkeit unseres Willens, sondern ein aufgedrungener Naturtrieb.

Zweite und Hauptfrage. Ist es erlaubt und nicht sündig, diesem Begehren Folge zu leisten, und des Nächsten Weib leiblich zu genießen?

Antwort. — J — a — ja! Ein Mal nämlich steht es fest, daß zwei Personen verschiedenen Geschlechts ein unbestreitbares Recht besitzen, sich fleischlich zu vermischen, dieweil keinem Dritten, er sei, wer er wolle — vorausgesetzt, daß man nur von erwachsenen Menschen spricht — die Befugniß zugestanden werden kann, in Leibessachen eines Anderen, diesem eine bestimmte Observanz und Anwendung der vorhandenen Genußfertigkeit vorzuschreiben; dieweil ferner die eigene Neigung oder der Naturtrieb des Begehrens unfreiwillig die Wahl der zur Vermischung schicklichen Individuen bestimmt und jedes Dawiderhandeln als ein Eingriff in die Rechte der Natur, nicht nur von wegen der damit verbundenen Gefahren für das höchsteigene organische Selbst, sondern zugleich auch aus Rücksichten der Nächstenliebe, als eine höchst verwerfliche Niederträchtigkeit gegen sich und die andere Parthei dem unbefangenen Verstande erscheinen muß. Zweitens kann selbst in dem Falle keine Einschränkung dieser Berechtigung statt finden und zugestanden werden, wenn die eine oder die andere zur fleischlichen Vermischung bereitwillige Parthei bereits durch ein Ehegelöbniß, oder selbst durch wirkliche und perfekte Ehe an einen Dritten oder eine Dritte verbunden sein sollte. Da man nämlich über sein Herz nicht gebieten kann, so kann dieser Vertrag nur so lange gültig sein, als das Herz gehorcht; wird es aber widerspenstig, so ist gar nicht zu bezweifeln, daß der Vertrag, als naturwidrig, ungültig und kraftlos werden muß. Selbst das

nicht zugegeben — kann die angeschworene Liebe nicht auch dann noch fortbestehen, wenn das Fleisch sich einem Anderen ergiebt? Gewiß, die Erfahrung hat es gelehrt. Drittens ist in dem vorliegenden Falle bereits die Treue von einer Parthei gebrochen, folglich die Verpflichtung der anderen stillschweigend aufgehoben. Viertens wird durch fleischliche Untreue dem Gatten kein realer Schaden in seinem Eigenthum zugefügt. Fünftens kann eine erwachsene Frau weder durch Kauf noch Heirath das Eigenthum eines Mannes werden, denn sie hat selbst kein Recht, sich auf ewig einem Manne zu verschenken, sie ist ihm bloß geliehen, zur Nutznießung in Pacht gegeben und kann sich zurückfordern, wann und so oft es ihr beliebt. Kurz und gut, die Sache ist ausgemacht, und je mehr ich nachdenke, desto mehr Gründe entdecke ich, welche die Frage außer Zweifel setzen.

Vierte und Nebenfrage. Ist es wohl freundschaftlich von Dir, die Frau Deines Königs und Freundes zu verführen?

Antwort. Hm! freundschaftlich? Dumme Frage, einfältige Frage, sehr alberne Frage. Ist er denn dein Freund? Gut, dann ist er dir ein Opfer schuldig. Bringt er denn ein Opfer, wenn seine Frau mich liebt? Nein. Er muß sich also darein fügen. Er nennt dich Du — ist das schon Freundschaft? Er hat dir Ehrenstellen gegeben, das war seine Schuldigkeit. Er hat dir ein Pferd geschenkt, ein schönes Thier, ein herrliches Thier. Ich habe mehr für ihn gethan, ich bin ihm nichts schuldig. Zudem, nach was begehre ich? Nach einer Frau, die er nicht mehr liebt, die er verschmäht, die er überdrüssig ist. Er hat sie verlassen, betrogen. Liebt er sie dennoch, so muß er mir danken, daß ich sie tröste. Liebt er sie nicht, so hat er kein Recht mehr an sie. Wenn mein Freund ein Kleid wegwirft, ist es schlecht oder unfreundlich, wenn ich es aufhebe und für mich behalte? Thue ich es nicht, so thut es ein Anderer — was nützt das

ihm? Er will sie nicht mehr haben, gut, so kann er mir sie abtreten, wenigstens in so weit es ohne Skandal möglich ist.

Fünfte Frage. Ist es wohl vernünftig, der Frau eines Königs nachzustellen?

Antwort. Es ist keine Gefahr dabei. Sie wird mich nicht verrathen, denn sie liebt mich, kein Verräther kann uns belauschen, und der König liegt eben in den Armen einer Anderen und hat keine Zeit und keinen Argwohn."

Diese letzten Fragen wurden bereits innerhalb des kleinen Asyls erörtert. Mit der Frage „ist es auch freundschaftlich" öffnete er das kleine Pförtchen, bei dem Bedenken „hm" trat er hinein, und bei der Frage „ist er denn dein Freund" schloß er die Thüre hinter sich wieder ab. Nun war kein Rückschritt mehr denkbar, die Leidenschaft hielt ihn fest, obgleich sein zartes Gewissen ihm noch eine Menge Fragen vorlegte, welche jedoch mit einem Male beseitigt wurden, als er die Königin erblickte. Sein Athem stockte und eine drückende Zaghaftigkeit hielt ihn an der Stelle gebannt. Sie schien blaß, leidend, aber so unbefangen, wie er sich kaum eine geheim Liebende denken konnte. Wie der Narr es vorausgesagt hatte, erschien sie ohne alle Begleitung mit einem Buche in der Hand und musterte die letzten Blumen des Herbstes, pflückte einige und wankte nach einer einsamen ganz verborgenen Laube, wo sie zu lesen pflegte. Unschlüssig wie ein Dieb, der zum ersten Male stehlen will, eilte Auson an den Eingang und verbarg sich, so gut er konnte. Amanda, in sich versunken, bemerkte ihn nicht und war bald im Dickicht verschwunden, sie ahnte nicht, daß der heiße Athem der Begierde die Heiligkeit dieser Zufluchtsstätte des geheimen Grams, der beleidigten Gattenliebe und des gekränkten Stolzes entweihe. Frömmler werden sagen, das Gewissen habe Auson zurückgehalten, aber es war im Grunde nichts, als jene menschliche Schwachheit, die Jeder eben so bei guten als bei bösen Thaten, wenn sie wichtig und gefährlich sind, einige Augenblicke

empfindet. Unkräftige Geister nur können von ihr zum Umkehren bestimmt werden, aber wen Erfahrung und sichere Berechnung gegen sie gestählt, der kürzt sie gemeiniglich durch eine rasche Unternehmung ab. Anson gehörte weder zu den überaus Kräftigen, noch zu den empfindlichen Zärtlingen, welche ein Gemüthsbewegung, sie sei noch so klein und knabenhaft, mit ängstlichen Bedenken nähren. Der Zustand der Unentschlossenheit war ihm so schlimm als eine Krankheit, und obgleich er sich fünf Minuten lang ihrer nicht erwehren konnte, so that er doch in der Zwischenzeit sein Möglichstes, sie zu bezwingen. Er streckte sich daher bald heroisch empor, öffnete seine Augen weit, stieß einen gehemmten Hauch aus zum Zeichen seiner endlichen Entschlossenheit, bog den Oberleib vor, um sich zum Vorschreiten zu zwingen und sah seine Bemühungen von einem glücklichen Erfolg bekrönt, denn die Beine eilten, den sinkenden Körper zu unterstützen, damit er nicht hinfalle. So ein Mal in Bewegung gesetzt, ging er langsam fort und näherte sich freiwillig auf mannigfachen absichtlichen Umwegen und zuweilen stehen bleibend der Königin. Der Zufall kürzte seine Selbstqual ab, denn als er unbefangen aus einer Hecke hervortrat, sah er sich unvermuthet vor der Königin. Der Ausdruck der Ueberraschung verschaffte ihm auch den Vortheil, daß es schien, als habe er die Einsame nicht aufgesucht, sondern zufällig lustwandelnd begegnet.

So unvermuthet der Königin diese Störung kam, so war sie doch bei weitem nicht so heftig erschrocken, als Anson befürchtet hatte, ein schwacher Laut der Ueberraschung war die einzige Folge der unerwarteten Erscheinung.

„Bitte Eure Majestät tausend Mal um Entschuldigung," stotterte Anson verlegen, „ich fand zufällig das kleine Pförtchen offen und konnte der Neugierde nicht widerstehen, diese reizenden Anlagen zu besehen — dachte nicht, daß ich Eure Majestät in Ihrer Einsamkeit stören würde."

Amanda lächelte gnädig, denn die lügenhafte Ausflucht hatte der Wahrscheinlichkeit genug für sie, die unbefangen und ohne Argwohn war. Sie war es zufrieden, daß Auson sich mit ihr über gleichgültige Dinge, welche meistens die edle Gartenkunst betrafen, unterhielt und ermunterte ihn sogar dazu, indem sie einige Fragen an ihn richtete. Auson nahm das für ein glückliches Zeichen und gewann daher bald seinen frohen Muth wieder. Wir übergehen einen sehr wortreichen Theil dieser Unterredung und greifen den Faden des Gesprächs da wieder auf, wo es eine andere unsere Interessen berührende Wendung nahm.

„Der König,“ sagte Amanda, „liebt dieses Plätzchen nicht, er sagt, es sei zu finster, zu schwermüthig. Er ist heute nicht am Hofe — könnt Ihr mir sagen, Fürst Auson, welches Geschäft ihn abrief und wo er weilt?“

Auson schwieg verlegen, als der schönen Frau freundlich fragender Blick prüfend auf seinen Lippen haftete. Die Auskunft der Wahrheit, die er wußte, wagte er nicht zu geben, ein[illegible] Lüge diesem Engel gegenüber schien ihm ein noch größere[illegible]erbrechen. Bei seinem anhaltenden Schweigen versin[illegible]ich Amandens Stirn; sie wiederholte ihre Frage nicht, [illegible]ine schmerzliche Erinnerung schien in ihrem Herzen [illegible]gt. Traurig in sich gekehrt, ja selbst etwas verlegen [illegible]hamroth, zerpflückte sie einige Blumen. Sie schien mit [illegible] zu Rathe zu geben, wie ihre nächste Frage zu stellen sei.

„Seid Ihr noch mein Freund, Auson?“ fragte sie endlich, so sanft und niedergeschlagen, daß der Befragte sich sehr unheiter gerührt fühlte. Seine fröhliche Philosophie ging in Liebeswehmuth unter, er schämte sich des infamen Selbstgespräches, welches er vor Kurzem abgehalten.

„Euer Freund — wer könnte es nicht seyn“ antwortete er „ich kann mich nicht freuen über diese F r a g e Eurer Majestät.“

„Verzeiht mir, Auson, ich bin nicht mißtrauisch von

Natur, aber man sagt: selbst die Liebe erkaltet zuweilen, um wie viel mehr die Freundschaft? Man hat traurige Beispiele von erkalteter Liebe, sehr traurige Beispiele. Oft habe ich von dergleichen gelesen und jedes Mal hat mich dabei eine unbeschreibliche Angst ergriffen — o es muß schrecklich sein, sich von denen, die man liebt, verlassen zu sehen. Ich bin sehr zur Traurigkeit geneigt, Fürst, und quäle mich oft mit thörichter Besorgniß. Ich denke vielleicht zu wenig, aber ich fühle desto mehr — mein ganzes Leben ist ein Wechsel von Schmerz und Freude — —. Ich habe mich längst darnach gesehnt, Euch allein zu sprechen — jetzt ist der Augenblick da, erlaubt mir, daß ich ihn nütze. Ich kann Euch wohl vertrauen, Fürst? Gewiß, gewiß. Ihr werdet es nicht mißdeuten, wie jene widerwärtigen Schranzen, welche mit selbstgefälligem Lächeln antworten, wenn man ihnen schmerzliche Vertraulichkeit erweist. Ihr entsinnt Euch, mir einst gesagt zu haben: „ich wünsche, daß wir uns glücklicher wieder sehen" — ja gewiß sehr glücklich. Der Himmel hat mein Schicksal seltsam, aber schön gefügt, ich bin die glückliche Gattin meines geliebten Feindes, Ihr seid dessen wärmster und getreuester Freund — die himmlische Süßigkeit der Versöhnung haben wir Alle empfunden. Aber mein Glück währt zu lange — ich fürchte, vielleicht thöricht, der Himmel werde nicht immer Sonnenschein und strahlende Heiterkeit bieten — o Auson, ich habe manchen schrecklichen Wechsel erfahren, und zittere in Todesangst, denke ich, es könne wieder verloren werden, was ich gewonnen durch eine gnädige unverdiente Schickung. Ich kann nicht weit sehen in die dunkeln Räume der Zukunft — belehret mich, Fürst, ihr überseht den Horizont meines kleinen Schicksals, sagt, droht mir kein Unglück? — Ihr schweigt, aber Eure Geberden sind furchtbar beredt — still, laßt mich nichts wissen, daß mir doch der Trost in der Qual des Zweifelns bleibe. Ich war oft so glücklich in meiner Selbsttäuschung, daß ich sie liebe wie wirkliche Freu-

den; ich hatte oft Ohren, die nicht hörten, Augen, die nicht sahen, und noch immer habe ich ein trauriges Herz, das nicht glaubt. Ich will von Euch nichts erforschen, Fürst — Ihr seid der Freund meines Gatten, den ich unaussprechlich liebe — und den ich seit Monaten — ich könnte Euch die Zahl der Secunden angeben — vergeblich in meinen Gemächern erwarte. Ich habe euch mehr vertraut als gut ist, vielleicht auch als wahr ist, und doch sagt man von Euch nicht immer Gutes — nicht immer Gutes von dem unzertrennlichen Freund meines Gemahls. Eure Königin demüthigt sich, Euch zu bitten, Fürst Auson, hört, ich bitte, ich beschwöre Euch, bleibt sein und mein Freund und thut was dieser Doppelfreundschaft würdig ist."

Wunderbare Wirkung weiblicher Beredsamkeit! Auson, der fröhliche Epikuräer, der erst vor Kurzem von „fleischlicher Vermischung" gesprochen, ist bis zu Thränen gerührt und von der Tugend der Königin durchdrungen und angesteckt! Die zartsinnige Klage der Königin, ihr schonender Vorwurf geht ihm durchs Herz und läßt Zerknirschung, Frömmigkeit und Erbauung zurück. Wie ein reumüthiger Sünder vor dem Beichtvater, steht er vor der engelsreinen Frau, die Ehrfurcht drückt ihn nieder, er sinkt auf seine Knice und stammelt mit herzbrechender Stimme: „Verzeihung!"

„Steht auf!" rief Amanda, scheu um sich blickend, „daß Euch kein mißgünstiges Auge in dieser Stellung erblicke — o Eure Demuth ist ein trauriges Geständniß, eindringlicher als Worte redet sie mir die Gewißheit meines Unglücks ein. Ich fühle, daß ich verlassen und betrogen bin, und Ihr, Auson, seid des Königs Freund, sein Begleiter, wenn sein Leichtsinn auf Abenteuer ausgeht, vielleicht sein Verführer. Bitter, todesbitter ist diese Gewißheit, steht auf, Fürst, geht, laßt mich mit meinem Schmerz allein, thut, was euch ziemt, versöhnt Euch wieder mit der Ehre und ich will Euch verzeihen."

Auson blieb knieend zu ihren Füßen liegen. Er wollte nicht eher aufstehen, bis er ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Gedankensünden abgelegt und so sich selbst der Möglichkeit einer neuen Verirrung beraubt haben würde, er wollte gestehen, daß er ein Sünder sei und ihre Tugend gegen sich waffnen, damit seine tollkühnen Begierden verzweifeln müßten. Die geringste Falte seines Herzens wollte er ihrem Richterauge entdecken, damit er ihr nicht mehr nahen dürfe mit geheimen Gedanken, über deren Aussprechung sie erröthen müßte.

„Verzeihung, gnädigste Frau, Verzeihung nicht nur für meinen Leichtsinn, sondern auch für eine verbrecherische Absicht. Ich kann Euch nicht verlassen, ohne mein schwer belastetes Gewissen zu entladen, ohne mich Euch auf Gnade und Ungnade, zur Beurtheilung, zur Strafe ergeben zu haben. Wißt denn, unglückliche Frau, daß ich strafbarer bin, als Euer Gemahl, daß nicht der Zufall, sondern die Leidenschaft mich hierher geführt, daß ich Euch liebe, anbete. Seit ich Euch zum ersten Mal erblickt, ist Euer Reinheit und Tugend strahlendes Bild nicht von meiner Seele gewichen, mehrere Jahre lang kämpfte ich mit einer stets wachsenden Leidenschaft bis heute, bis zu dem Augenblick, als ich es wagte, meinen Fuß in dieß Heiligthum zu setzen, Eure Einsamkeit mit meiner niedrigen Gegenwart zu entheiligen. Euer unverdientes Vertrauen, gnädigste Frau, Euer gerechter Schmerz und die Reinheit Eurer Gesinnungen haben mich beschämt, und eine verbrecherische Leidenschaft besiegt — ich will Euch nicht länger betrügen, erhabene Frau, mit gleißnerischer Freundschaft, ich will Euch nicht länger verhehlen, was ich denke und fühle, damit Ihr ermessen könnt, in wie weit mir zu vertrauen ist. Könnt Ihr mir nach diesem Geständniß verzeihen — dann will ich beruhigt von Euch scheiden und ermuthigt von dem Bewußtsein eines edlen Zwecks die Kraft meiner Liebe nur zur uneigennützigen Verbesserung

Eures Glücks durch Freundes Wachsamkeit und Freundes Rath verwenden. Eure Verzeihung ist der Segen meines Willens, und das letzte Wort aus Eurem Munde wird mein Geleitspruch sein, der alle meine Handlungen zum Guten wenden wird. Verhängt Ihr Gnade oder Strafe über mich; ich werde Beides mit Ergebung tragen und mein letzter Athemzug wird die tugendhafteste Königin preisen."

„Ist das Eure Kraft, Ihr Herren der Schöpfung," rief die erstaunte Königin aus, „der Freund verräth den Freund, der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater um gemeinschaftlicher Begierden willen! Und auch Ihr, Auson, habt es über Euch vermocht, einem ehrlosen Begehren, das Treubruch an der Freundschaft und Pflicht erheischt, in Eurem Busen Raum zu geben, Ihr, der kalte fröhliche Auson, dessen leichtes Blut zum Sprichwort geworden ist am Hofe? O dann will ich gerne meinem Alexis Alles verzeihen, denn er fühlt heftig und bricht die Treue nur seinem Weibe, das ihn gesättigt. Er wird zurückkehren an meine unverwandelte Brust, sie unentweiht und warm finden von unauslöschlicher Treue. Geht, ich verzeih' Euch, Fürst, ich werde den nicht strafen, der mich liebt, das vermag kein Weib, aber geht, damit die Königin nicht Vermessenheit und Beschimpfung zu rächen gezwungen ist. Ich werde Euch nicht hassen, Auson, obgleich ihr meines Gemahls Freundschaft mit Undank belohnt habt, ich erlasse Euch die Erfüllung Eurer edlen Vorsätze. Die Liebe vermag Viel zu sprechen, aber sie durchbricht gewaltig die Schranken der Ehre, wenn sie ihr im Wege stehn, und kehrt sich nicht an die Gesetze, welche die Vernunft ersonnen. Ich beklage Euch, Auson, und werde von Eurer undankbaren Liebe nichts fordern. Thut nichts, was meinem Heil entgegen sein könnte, und Ihr habt mich befriedigt. Geht, Auson, Ihr könnt mein vertrauter Freund nicht mehr sein, da ich von Eurer Liebe weiß, ich kann keinen Dienst von Euch begehren, denn Ihr seid durch mich

unglücklich. Es mehrt meinen Schmerz, zu wissen, daß Ihr leidet. Geht, der angeborne Frohsinn mag Euch aufrichten; denkt nicht daran, mir zu dienen, da Ihr Euch selbst nicht dienen könnt. Geht, guter Auson, und nehmt meine Achtung mit."

So endigend reichte sie ihm liebreich die Hand, gleichsam um ihn aufzuheben. Er ergriff sie mit Inbrunst, bedeckte sie mit Küssen und rief entzückt aus:

„Amanda, du mehr als ein Weib, ich bete dich an, aber — — — — Jesus Christus! — — ich — bin — ermordet!"

Blutend sank er in den Schooß der Königin. Wie ein Blitz aus heiterer Luft, hatte ihn der giftscharfe Degen des Königs durchbohrt. Röchelnd erhob sich der Unglückliche noch ein Mal, den Mörder zu schauen; schaudernd stand Alexis vor ihm.

„Blindwüthiger Thor — — zur Unzeit traf — mich — deine blutige Rache — nie weniger — hab ich — deinen Zorn verdient — als in — dem Augenblick. — Dein Weib — ist rein — wie das Licht — unwerth ihrer Du — der zehnfache Fluch — eines Sterbenden — über Dich — tödtest Du die Schuldlose. — Leb wohl — Alexis — mein Freund — — ich verzeihe Dir — unter Bedingung — keine Kränkung — der Schuldlosen — Tugend — sie — Pflicht — Ehre — Du — Versöhnung — Treue — schuldlos, schuldlos — beim ewigen Gott — Hilfe — Tod — ha —!"

Verbleichend sank sein Haupt zu den Füßen der ohnmächtigen Amanda, und seine erkaltenden Hände wühlten sich ein in den Sand. Die Konvulsionen des Todeskampfes traten schnell ein, denn sein Herz war durchbohrt, zerfleischt von der mörderischen Klinge, als sie der König entsetzt aus der Wunde riß. Es ist schwer, gräßliche Mordszenen angemessen zu schildern, denn über allen Ausdruck erhaben ist das mit Leidenschaften rasch wechselnde Entsetzen. Alexis war zu auf-

geregt von dem beleidigenden Anblick, der das Blutvergießen verursachte und dem schaudervollen Gedanken an seine übereilte That, um die Worte des Sterbenden zu achten. Als er den unglücklichen Freund blutend hinstürzen und sterben sah, schreckte er erstaunend über die eigene Grausamkeit zurück, denn der kaltblütigste Barbar vermag Menschenblut nicht ohne Schaudern zu vergießen. Er war herbeigestürzt mit dem Entschluß, den Freund und die Gattin seiner Wuth zu opfern, der Zufall lenkte seinen mordbereiten Stahl zuerst nach dem Herzen seines Freundes; der Gedanke an den zweiten Mord wich nach der That bestürzt zurück und verbarg sich in dem Hintergrund seiner von Grausen erfüllten Seele, aber die erwachende Barmherzigkeit mit dem Todten, in stürmischer Aufregung verwandt mit der Wuth, rief ihn zur Rache der Beleidigung und der vollbrachten Unthat zurück. Schuldiger erschien ihm die Lebende als der bereits Geopferte, strafwürdiger das ihre Würde, ihre Pflicht vergessende Weib als der leichtsinnige Mann, der gewohnt ist, überall an selbst sich darbietenden Früchten zu naschen, es sei nun im Bette der Jungfrau, oder in dem einer pflichtvergessenen Ehefrau. Auson war ihm theuer, den Zorn sühnte sein Tod, die Freundschaft überlebte ihn, die Wuth kehrte sich gegen Amanda. Schon wollte er zum zweiten Mal den noch blutigen Degen erheben und in schäumender Raserei die Besinnungslose ermorden, als mitten durch den rauschenden Blutstrom ein lächelndes Kind einhertrippelte und unbefangen nach der todtkranken Mutter rief. Da entsank der Degen seiner kraftlos zitternden Hand, ein Schrei des Schmerzes entrang sich seiner Brust und die blutbefleckten Mörderarme streckten sich sehnsüchtig, der bewegten Vaterliebe gehorchend, nach dem lallenden Kinde aus. Im nächsten Augenblick hob er es hoch zu sich empor und preßte es so heftig an seine Brust, daß es in dringende Gefahr gerieth, erdrückt zu werden von der wilden Vaterliebe.

Seltsam kontrastirte der heitere Himmel mit dieser ergreifenden Gruppe, aber seltsamer noch des Narren fein und höhnisch lächelndes Schalkegesicht, welches sich nun im Gebüsch zeigte. Mac Cuddy besaß keinen Muth, aber desto mehr unverschämter possenhafter Keckheit, welche, wie er wohl wußte, weniger beleidigte, als jener auf dem Bewußtsein des eigenen Werths gegründete Seelenzustand. Er näherte sich daher zwar mit Vorsicht, aber im Gefühle der Sicherheit, welche stets auch mit der Mitleid erregenden Erbärmlichkeit verbunden ist.

„Großer, furchtbarer Monarch!“ sagte er, mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit die Geberden des erschütterten Vaters beobachtend, um jedes gefährliche Zeichen zur rechten Zeit noch wahrzunehmen, „Ihr seid ein sehr zornmüthiger, hitziger Mann, deßgleichen in unserem gepriesenen Irland nicht zu finden ist. Wehe dem armen Mac Cuddy, wenn Euch einst diese unbesonnene Mordthat reut, das Blut des unglücklichen Spaßmachers wird über mein unschuldiges Haupt kommen. Mein ist die Schuld nicht, daß er hier alle Vier von sich streckt, als wäre er gemeines Aas; ich habe Euch nicht gesagt: „Bringt ihn um.“ Hättet Ihr ihn verdammt, jedes geile Weib, das sein begehrt, zu befriedigen, so würdet Ihr ihn gerecht bestraft, erhalten und der Menschheit noch dazu eine Wohlthat erwiesen haben. Jammerschade um das schöne Fleisch! für dieses glatte Gesicht, für diese wohlgeformten, tüchtigen Schenkel, und alle übrigen fehlerfreien Gliedmaßen dieses Leichnams gäbe ich gerne mein einträgliches Amt hin und verlegte mich auf das noch einträglichere Cour-Machen. Prinzessinnen würden mich mit Reichthümern überschütten, adelige Damen mich, gleich einem Schmuckhalter, mit Brillanten bedecken, Bürgers-Frauen würden ihre Männer bestehlen, um meine Taschen mit Gold zu füllen. Ich würde vernünftiger wuchern mit diesem Pfund, als dieser todte Narr, dem es nichts eingebracht, als Lobsprüche feiler Dirnen und

einen frühzeitigen Tod. Er war wie die verdammungswürdigen Knicker, welche ihr Pfund vergraben, er war kein spekulativer Geschäftsmann, der aus dem Seinigen zehnfachen Nutzen zieht. Laßt ihn anständig begraben, denn er war ein Dummkopf. Wenn er auch ein Dieb war, so verdient er doch ein ehrliches Begräbniß. Sein Verbrechen steht im richtigen Verhältniß mit seinem Verstande; hätte er mehr besessen, so wäre er ein größerer Schurke gewesen, hätte er noch weniger gehabt, so verwette ich meine Seligkeit darauf, daß er ein ehrlicher Mann geblieben wäre. Er war einer jener mittelmäßigen Halbnarren, die heute redlich sind, morgen in die Spitzbüberei hineinpfuschen — nichts ausgemacht, weder ein Hallunke, noch ein Biedermann; ein Thor von der Sorte, welche in der Welt stets in ungeheurer Anzahl vorräthig ist; ein gewöhnlicher Menschenaffe, von deren Genossenschaft alle Straßen wimmeln; einer von Euren getreuen Unterthanen, die Euch heute vergöttern, morgen erwürgen, die überall ihre guten Freunde und Spießgesellen haben, und es weder mit dem Heiligen noch mit dem Teufel verderben; eine jener verdammten Alltagsseelen, für welche das Fegefeuer erschaffen worden ist. Die Leichenrede ist gemacht, laßt ihn in drei Tagen richtig begraben, denn am vierten wird er sonst anfangen zu stinken, wie es in der Regel und der üblichen Verfaulungsweise der meisten Kreaturen angemessen ist."

„Sei mir gegrüßt, hohläugige Mitternacht — über die furchtsam schweigenden Berge — schreitet langsam mit feierlichem Ernste einher — die schwarzgelockte bleiche Botin aus dem Lande der Todten. Von den entfleischten Schultern fließt ein dunkel Trauergewand, von dichtem Flor, die Gegend verhüllend mit seiner Finsterniß. — Ihres Hauptes schwarze Locken glänzen von Miriaden Sternen — ihre Brauen

sind Wetterwolken, ihre Blicke fahle Blitze — und ihr Athem ist der heulende — auf den Gräbern gerne weilende — Grausen erregende — Nachtsturm. — Wenn sie spricht, verbergen sich Menschen und Thiere, und ihr gräßliches Schweigen erstarrt der Sterblichen Blut zu Eis. An ihrem Busen flattern buhlende Eulen, Fledermäuse spielen mit ihrem fliegenden Haar. Wenn sie erscheint, öffnen sich Gräber, die Todten steigen heraus aus der Erde Schoos und erfassen mit den dürren fleischlosen Händen ihr Gewand, sie zu geleiten in gespenstigen Schaaren bis zu dem Thor der nächsten Stunde; die wilde Jagd durchbraust die erschrockenen Lüfte, wenn sie mit den Geistern der Verstorbenen über die Erde wandelt, und ihr Geschrei, vermischt mit dem Gestöhn der Sterbenden, mit dem hohlen Geisterruf der Warnung, mit dem Gekrächz der Uhus, mit den Wehklagen der Verdammten, den Flüchen der Gemordeten, dem Wehruf des Todtenvogels, dem Angstschrei des Traums, dem Gekrächze des Alp — verbreitet Entsetzen und Grausen über die schlafenden Fluren. Weh dem belasteten Gewissen, wehe, wehe, die Ermordeten wachen auf, enthüllen ihre blutenden Wunden und schreien durch die öde Nacht: Wehe, Wehe, Wehe!"

Alexis schauderte ob der gräßlichen Schilderung. Wir finden ihn bleich und furchtbar entstellt von den unverkennbaren Spuren des Wahnsinns, im leichten Nachtkleide, welches Brust und Arm nicht bedeckt, an der Hand Angelikas auf dem hohen Balkon des königlichen Palastes. Die unglückliche Schwester selbst ist einem Gespenst mehr ähnlich als einem lebenden Wesen. Sie ist in Trauer gekleidet, aber ihr Haupt ist von keinem Schleier bedeckt; unverhüllt ist das gespenstige, durch Gram und Krankheit abgezehrte Gesicht, ihre gläsernen Augen verbreiten einen matt schimmernden Glanz, das reiche gänzlich gelöste Haupthaar der schwärmerischen Jungfrau fällt gelöst über die entblößten bleichen Schultern und verschwindet weiter unten in der Finsterniß des Gewan-

des. So steht sie mit Alexis an dem marmornen Geländer, erfaßt mit ihren kalten Fingern seinen nackten Arm und greift mit der anderen Hand in die Luft hinaus. Es war genau die Zeit, welche sie beschrieben hatte — in langsamen feierlichen Schlägen verkündete die Glocke Mitternacht. Die Exaltation der Nachtwandlerin erregte mit dem Schlag Zwölf ihren höchsten Grad, sie rang ihre mageren Hände, rollte ihre Augen, rief Wehe, Wehe, Wehe! und sank dann wieder plötzlich furchtsam dem kranken Alexis an die Brust. Dieser schien durch Zaubergewalt an sie gebannt, er folgte allen ihren Bewegungen, lächelte wild mit ihr und wiederholte ihren Wehruf. Beider Aufmerksamkeit war auf einen kolossalen Schatten gerichtet, der sich in einiger Entfernung unbeweglich zeigte — die alterthümliche Kirche St. Christoph, deren erleuchtete hohe Bogenfenster wie glühende Augen herüberschauten. Man senkte dort unter schauerlichen Gesängen den Leichnam des erschlagenen Freundes in die tiefe Familiengruft — der jüngste, der letzte Auson ging zu seinen Vätern.

„Komm, Geliebter," sagte Angelika, indem sie den Sträubenden fortzerrte, „komm hinüber, komm hinüber. Ich weiß ein stilles freundliches Thal, da wohnt in einsamen Hütten die treue Liebe. Friedliche Hirten hüten dort Lichtblumen von dem schönen Grund, weidende Sterne singen melodische Weisen, küssen fromme, treu liebende Mädchen. Dort, mein Geliebter, betten unter himmlischen Sängen lichtglänzende Englein, mit brennenden Herzenssternen auf der weißen schimmernden Brust, unser Brautlager, streuen duftige Blumen darauf und harren unser. Komm, mein Geliebter, wirf die staubigen Hüllen von Dir, entkleide die glühende Braut, bade mit ihr in ambrosischem Gewölk und besteige die duftenden Kissen. Laß mich von Deinen Lippen die Wonnen der Seligen trinken, in Deinem Auge die Herrlichkeiten des Himmels schauen, gieße die Flamme aus Deiner Brust in mein dürstendes Herz, nimm mich auf in Dein süßes Wesen. Komm,

mein Bräutigam, Angelika dürstet nach den Freuden im Thal der treuen einzigen Liebe!"

Wahnsinnig lächelnd umschlang Alexis ihren kalten Nacken und, zweien Schatten gleich, schwebte das Geschwisterpaar über die Marmorstufen hinab, öde Straßen entlang, zu den weit geöffneten Pforten des Doms. Tausend Lichter und Fackeln erglänzten in seinem Innern und beleuchteten die schwarzen Tücher mit Wappenschilden, welche die Wände mit Trauer verhüllten. Vor dem mit Flor behangenen Hochaltar erhob sich hoch ein prächtiger Sarkophag, der von einer bestürzten Menge in weitem Kreise umgeben war. Der monotone schleppende Gesang der Priester wurde von einförmigem Orgelspiel begleitet. Dem Alle ergreifenden Eindruck dieser ungewöhnlichen Feierlichkeit war es zuzuschreiben, daß die beiden Nachtwandler von der andächtigen Menge nicht bemerkt wurden. Sie verbargen sich hinter einer Säule, wo sie den ganzen Schauplatz überschauen konnten, ohne neugierige Blicke auf sich zu lenken; denn alle Anwesenden überließen ihre Sinne dem traurigen Schauspiel, welches heute zur ungewöhnlichen Stunde die verlassene Einsamkeit der Kirche unterbrach. Es galt den Leichnam eines allgemein geliebten Menschen der ewigen Nacht zu überliefern. Schon sah man in der Nähe des Sarkophags die eröffnete Gruft, welche ihn aufnehmen sollte, und wer zu entfernt stand, um die schwarze Oeffnung sehen zu können, konnte doch an der kühlen Luft verspüren, daß das Grab ihn behauche. Nicht lange währte es, so bewegte sich der Sarg von seiner Höhe langsam herab und senkte sich unter dem Kerzenschimmer, mit welchem betende Priester die feuchten Stufen erleuchteten, hinab in die Behausung der Todten. Langsam verhallte der Mönche Gesang in der unterirdischen Tiefe und wurde endlich als ein schwaches Gemurmel vernehmbar. Einige von den Zuschauern folgten dem Sarge nach, die meisten aber schlichen schweigend, den Hochaltar dreimal mit dem Zeichen des

Kreuzes begrüßend, aus der Kirche. Nur Einer blieb zurück, wenn seine Trauerkleidung nicht trügt, einer der Angehörigen des Verstorbenen. Sein graues Haar und der unsichere wankende Schritt zeugten von seinem Alter, die Blässe seines abgestorbenen Gesichts von tiefem Schmerz. Scheu blickte er um sich, zu erforschen, ob er nicht belauscht werde, dann trat er vor den Altar hin und erhob, seine ganze Gestalt zur gespannten Höhe aufrichtend, die rechte Hand.

„Räche Du, furchtbarer, allmächtiger Gott, räche diesen schändlichen Frevel gegen mein Blut, räche ihn an dem Mörder mit Deinem vernichtenden Zorn, mit Deiner schrecklichsten Strafe Schmach! und Krankheit über seinen Leib, ewige Verdammniß seiner verruchten Seele!“

Also rief er halbleise vor dem Tabernakel des Allerheiligsten. Mit seinen Worten verklang das Orgelspiel und weit hin hallten seine Schritte, als er sich langsam hinschwankend entfernte.

„Das war der Fluch eines V a t e r s über den Mörder seines Sohnes! Fürchte Dich nicht Alexis, kraftlos ist der Fluch eines Sünders. Sicher ist Dein Seelenheil, folgst Du den Schritten Deiner Angelika. Ich bin Dein guter Geist, und die Englein des Himmels haben Deine Seele in meinem Herzen aufgehoben. — Komm, mein Alexis — Du frierst, Frost schüttelt Deine Glieder, Du bist krank und verzagt. Komm, eile — dort unten in der Tiefe will ich Dir einen Heiltrank bereiten, der Dein Herz erwärmt, Deine Kraft belebt.“

Allmählig verdunkelte sich das ungeheure Kirchengewölbe immer mehr, denn die müden Kirchendiener löschten die noch brennenden Lichter aus, während Angelika und ihr unfreiwilliger Bruder in die Gruft hinabstiegen. Schauerlich erhaben war der Anblick, der sich jetzt ihren wirren Blicken darbot. Hier lagen in unabsehbarer Reihe die zahlreichen Ahnen der uralten Ausonschen Familie, Männer, Frauen, Kinder und nahe

Blutsverwandte in marmornen Särgen, auf deren Deckel man kolossale Bildsäulen der Verstorbenen hingelegt hatte, so daß es schien, als wären hier die Todten zum Schlaf gebettet, in unverwesliches Gestein erstarrt. An den Wänden sah man Urnen in geräumigen Nischen die Herzen und Eingeweide bewahren, aber auf ihren Inschriften las man nichts als trockene Namen und Zahlen, fade Gemeinplätze bezahlter Epitaphienschreiber, nicht die Geschichte der Leiden und Kümmernisse, unter welchen diese Herzen gebrochen waren. Die Kunst hatte sich hier erschöpft in gräßlichen Bildwerken, die fühllose Betrachtung hatte hier Sinngedichte und Ermahnungen hinterlassen, aber das schweigende Mitgefühl fand hier keine Geschichte des vergangenen Lebens und Leidens, keine tröstende und warnende Belehrung in den alltäglichen Sprüchen und Sentenzen, deren Sinn immer derselbe war: memento mori, gedenke der irdischen Vergänglichkeit, das Leben ist kurz — der Tod ist unser Aller endlicher und sicherer Gewinn! Das Gräßliche dieser ewigen Wiederholung wurde in dem Augenblicke noch erhöht durch die gleichbedeutenden Sprüche der Mönche, welche im tiefsten Hintergrunde — wo nur ein kleiner Raum des Gruftgewölbes von unzähligen Fackeln erleuchtet werden konnte — halb sangen, halb sprachen. Sie hatten den Leichnam in einen der beiden steinernen Särge gebracht, die schon lange bereit waren, die Ueberreste der Ausons aufzunehmen; der andere war für den Vater des Ermordeten bestimmt. Der Tod sollte sie einander näher bringen, als sie im Leben einander gestanden, der Tod, der die Liebe, Freundschaft, den Haß und Schmerz der Menschen überlebt. Er ist der allmächtige Lebenswandler, dessen Kraft kein Erdending widersteht, der Ausgleicher alles zwieträchtigen Lebens, der ewige creator und recreator mundi.

Die heilige Ceremonie der Bestattung war zu Ende, schon setzte sich ein kleiner Zug von singenden und betenden Mönchen in Bewegung, die Gruft zu verlassen. Kein Einzel-

ner trennte sich von ihr aus geheimer Furcht, den wachen Geistern der hier Schlafenden zu begegnen. Daher wurde es der entschlossenen Angelika, die in der äußersten Nervenspannung alle Zaghaftigkeit des Weibes verloren hatte, möglich, den träumerisch hinstarrenden Bruder in den Schatten eines kolossalen Grabmals zu zerren, um sich den Blicken der andächtigen Priester zu entziehen. Hier stand, aus karrarischen Marmor gehauen, ein riesiger Todesengel, dessen kühne Umrisse grausig im zitternden Kerzenschein schimmerten. Abweichend von der Art seiner Genossen, die Bedeutung seines Werkes in einem Augenblick der Begeisterung wahr erfassend, hatte der Künstler den Genius der Weltverjüngung nicht als einen hinfälligen, morschen Greis mit dürren Gliedmaßen und verzerrtem Gesicht, sondern in jugendlicher Kraftblüthe und Schönheit, in hoher Gestalt und reizender Stellung, ganz nach dem Vorbilde des Gottes der Liebe, mit Liebe gebildet. Nur die Sichel in der einen, die Sanduhr in der anderen Hand, deuteten auf das ernstere Geschäft hin, welches man ihm zuschreibt. Angelike umklammerte die Kniee der Bildsäule, lehnte ihre Wange an deren kalte Lenden und zog Alexis zurück hinter den Sokel der Statüe. So erwarteten sie heftig athmend den frommen Zug. Zuerst wandelten zarte Knaben im langen Kirchengewande, sichtbar von Angst befangen, vorbei; ihnen folgten im Chorhemde einige Priester, welche starr vor sich hinblickten, und eifrig beteten, um ihre aufgeregte Phantasie niederzuhalten. Sie drängten sich unwillkürlich enger zusammen, als sie das ernste Antlitz des Steinbildes gewahrten, und verdoppelten ihre Schritte in der Nähe des Ausgangs, welchen die furchtsamen Knaben, schleunig die Treppe hinanklimmend, bereits verlassen hatten. Ihre Gebete waren verstummt, ihre Andacht verweht in dem kalten Gruftbauche. Zuletzt sah man einige Kirchendiener, welche eine hölzerne Tragbahre, das Sargtuch mit den Wappenschildern, den Degen und Mantel des Verstorbenen sammt anderen Rangin=

signien desselben, erloschene Fackeln und Kandelaber vorbeitrugen. Sie allein waren ohne Furcht geblieben, und schwatzten ziemlich vorlaut und gleichgültig über den Begrabenen und die beendigte Ceremonie, über einige Fehler und Ungeschicklichkeiten, welche dabei vorgefallen waren. Es war ihr Tagwerk, Gestorbene zu beerdigen, die Gruft zu säubern, Kirchengeräthschaften in Ordnung zu bringen und in den geheiligten Räumen der Andacht und der Behausung der Todten Wache zu halten. Zwar sind gerade diese furchtlosen Menschen am wenigsten von Aberglauben frei, aber die Phantasie hat bei ihnen keine Kraft und überdieß wissen sie sich durch eingelernte Bannsprüche recht wohl mit Geistern zu verständigen, falls ihnen solche, was selten ist, begegnen sollten. Einer von ihnen, der Gewissenhafteste in seinem Amt, musterte sorgfältig und mit geübtem Kennerauge alle Gegenstände in der Gruft, um zu entdecken, was etwa durch die Zeit oder die Fahrlässigkeit seiner Untergebenen, schadhaft geworden wäre. Seine prüfende Aufmerksamkeit ließ ihn gewahren, daß ein Finger des Todesengels gebrochen sei. Unbedenklich und ohne auf das Drängen seines eilfertigen Kollegen, des einzigen, der noch in der Gruft weilte, näherte er sich dem Grabmale, um das Fragment auf der Erde zu suchen — da begegnete er plötzlich dem stieren, wahnsinnigen Blick des fröstelnden Alexis und stürzte mit einem Schrei des Entsetzens wieder von hinnen. In einer Sekunde verschwanden die letzten Lichter in dem einsamen Gewölbe und unmittelbar darauf stürzte mit einem donnerähnlichen Getös die Fallthüre nieder. Langsam verdröhnte der Wiederhall in dem weiten Gewölbe — und das Geschwisterpaar war allein mit den Todten.

„Freude mit uns, Alexis!“ jubelte in wilder Leidenschaft die Jungfrau, indem sie ihn begierig umarmte und mit brennenden Küssen bedeckte, „Freude mit uns, wir sind allein, allein mit den Todten, allein mit Gott, allein mit gereinigten Geistern, an der Pforte der Seligkeit. Gestorben ist die sün-

dige Welt, gestorben sind ihre widrigen Lüste, gestorben unsere Leiden, todt, todt ist mein Jammer. Hörst Du nicht Engelsharfen und schmelzende Gesänge, welche unsere Seele mit nie gefühlter Wonne durchschauern, siehst Du nicht geöffnet die Räume des Lichts, siehst Du nicht die duftenden Himmelsgärten, wo selige Engelsgestalten in reizender Verklärung umherwandeln und goldene Früchte von ambrosischen Bäumen pflücken, siehst Du nicht nackte Genien mit süß lächelnden Mienen die Räume des ewigen Lichts, das die Sonne überstrahlt, durchschwärmen, siehst Du nicht, wie sie Küsse winken und mit den zarten Schwingen Zephyrsäuseln erregen? Sie haben unser Brautlager gebettet, sie winken uns einladend hinauf — komm, süßer Alexis, komm eilig, auf den Schwingen der Liebe trag ich Dich hinauf, komm, mein froher Bräutigam, schüttle den Staub von den Locken und — eile!"

Mit der unwiderstehlichen Gewalt des Wahnsinns schleifte sie das bleierne Gewicht des Unglücklichen fort über das kalte Marmorgetäfel, die ganze Gruft entlang bis zu dem Sarge, worin Ausons Leiche lag. Trotz der dichten Finsterniß fand ihr nachtgewohntes Auge den Weg dahin.

„Halte Dich fest an meinem Gewand — folge mir muthig — es geht ins Leben, in das Thal der treuen Liebe. — Hier ist eine Urne — weiche ihr aus, mein Lieber — halte Dich rechts — eile, schon höre ich Hochzeitstöne — jubelnde Engel — komm, mein Geliebter — so, hier weile — reich mir die Hand — hier gieb sie dem todten, erschlagenen, glücklichen Freund!"

Sie waren zur Stelle. Hier lag Auson im offenen Sarg, matt beleuchtet von den Mondstrahlen, welche durch eine an der Decke des Gewölbes befindliche, vergitterte Oeffnung hereinfielen. Oede Stille folgte auf das schneidende Geschrei des exaltirten Mädchens, nichts unterbrach das Schweigen des Grabes, als die hörbaren Schläge der Herzen und das widerwärtige Pfeifen — der Ratten. Heerdenweise trippelte

dieß ekle Gezücht über den Marmor, begierig nach der frischen Kost, deren Geruch sie aus allen Winkeln der Gruft herbeilockte. Ohne durch die Anwesenden sich im Geringsten stören zu lassen, umschwärmten sie mit frecher Zudringlichkeit den Sarg, sprangen auf den Sokel hinauf und suchten emsig eine Oeffnung, um zu dem ersehnten Aas zu gelangen, aber nur einigen gelang es, mit kecken Sprüngen an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen. Sie benützten ihren Vortheil mit gefräßiger Hast, zernagten die seidenen Sterbekleider, und bohrten ihre mit spitzen Zähnen bewaffneten Schnauzen in das süße Menschenfleisch ein. Schmähliches Schicksal des Hochmuths! Verachtend den Schooß der Erde, die den Tod zersetzt in frisches Leben, in junge Pflanzen, deren Blüthen sorgliche Nachkommen erfreuen, bauen sich eitle Glückspilze, die sich Große nennen, prächtige Gruftgewölbe, um selbst nach dem Tode der Gemeinschaft mit Aermeren ihres Gleichen zu entgehen, und dienen dem ekelhaftesten von allem Ungeziefer, das sich von Exkrementen nährt, zum willkommenen Fraß!

Alexis befand sich in einem Zustande von Sinnlosigkeit, die ihn ganz zum unfreiwilligen Werkzeug fremden Willens herabwürdigte. Er fühlte das Gräßliche seiner Lage, aber keine Kraft, sich ihr zu entringen; wie einem zauberischen Dämon gehorchte er dem verzückten Weibe. Ohne einen anderen Widerstand als den seines Gewichts zu leisten, ließ er Angelika seine rechte zitternde Hand und duldete es, wiewohl mit Schaudern, daß sie dieselbe geschäftig mit den eisigen, steifen Fingern des Leichnams verschränkte.

„Du bist versöhnt mit dem Freund!“ sprach sie nach einer Pause feierlich. „Du bist nicht sein Mörder — ich, ich habe ihn getödtet. O, er liebte mich innig und dankbar — dankbarer als Alexis. Ich habe ihn verschmäht und verlassen, ich habe ihm kalt gelächelt und ihn dann von mir gewiesen, weil mein Herz nur einer Liebe voll, weil es nur Dich, Dich und nichts als Dich zu lieben vermocht. Da, da ging er in

den Tod und starb durch Deine Hand ermordet von mir. Danke mir, schöner Auson, danke mir — o diese Welt war jammervoll — wir sind vereint und fern von ihr durch Dich. Jetzt, wie Du todt bist und kalt, jetzt, obgleich Deine Wangen nicht roth sind, Dein Mund nicht beredt, Deine Zunge ersteift, Dein Herz blutlos — nun lieb ich auch Dich. Nicht wahr, Dein Herz hat Dich geschmerzt, als Du lebtest, wie sie es nennen, nicht wahr, der Gram der Liebe thut bitter weh und selbsthöhnende Verstellung war Dein Frohsinn? O, ich habe Dich gekannt und durchschaut, bejammert und mit Thränen beklagt — denn ich wußte es wohl, wie Gram der Liebe schmerzt. Nun ist das Leiden aus — Dank Dir, treuer Freund — ich habe meinen Alexis — kein fremdes Weib wird ihn mehr küssen, wird ihm Liebe lügen, wird seinen Leib entweihen, seine Seele vergiften, keine geile doppelzüngige Schlange wird sich um seine Hüften winden, mit ihrem Athem seine Luft vergiften — nein, Angelika, sein treues Lieb zertritt den Lindwurm der falschen Erdenbegier und führt ihn mit geweihten Händen ins Paradies der reinen Liebe. — Mein geliebter Alexis! — — Hu, wie Du frierst und mit den Zähnen klapperst — o Du bist krank, todtkrank, noch ist die Erdenkälte in Dir, flüchte an meine Brust, sie zu tödten. Ich will Dich heilen, mein Alexis, mit köstlicher Arznei, Dein Auge wird genesen von dem Nebel der Blindheit, Dein Leib wird gesunden von dem Erbübel des Gewichtes. Sieh hier den braunperlenden Trank — er heilt die Seele von einer langwierigen, peinvollen Krankheit, ich trinke ihn Dir zu - Heil unserer Liebe! — — So, nun leere den Rest bis auf den Grund und Du wirst die Sterne auf dem Boden des Bechers erschauen. Trink, trink, mein Alexis."

Die Unglückliche schüttelte sich unwillkührlich im Nachgeschmack der genossenen Bitterkeit; dennoch drang sie mit erzwungenen Mienen der Zufriedenheit ihrem Bruder den noch

halb mit Opium gefüllten Giftbecher auf. Instinktmäßig wies ihn Alexis zurück — da entflammte sich in ihrem Auge eine teuflische Wuth, ein Dolch blitzte in ihrer Hand auf und fuhr nach der entblößten Brust des blödsinnig lächelnden Thoren.

„Trink!" schrie sie befehlend, aber ihr Geheiß nicht verstehend schwieg Alexis.

„Trink!" wiederholte das wilde Mädchen mit erhöhter Stimme und die Spitze des Dolches berührte die Haut des Opfers. Noch immer schwieg Alexis. Kaum noch fähig, sich zu mäßigen, kreischte Angelika nun zum dritten Male ihr furchtbares: „Trink!" da begriff der Wahnsinnige endlich ihr Gebot, gehorchte mit gleichgültiger Miene und leerte den Becher in zwei Zügen bis auf den Grund. Es war eine überflüssige Wachsamkeit, mit der Angelika jede seiner Bewegungen beobachtete, um sich zu vergewissern, daß kein Tropfen Gift auf die Erde fiel; denn der Sinnlose wußte nicht, was er that, und that das ohne Furcht, dessen Folgen er in dem Augenblick zu ermessen unfähig war. Den geleerten Becher schleuderte er heftig an ein nahes Grabmal, dessen Steinwände ihn elastisch zurückschleuderten. Wie das metallene Gefäß auf dem Boden in lustigen Sprüngen hintanzte, hörte man es lange klingen und kollern, bis endlich nur ein schwacher Wiederhall von fernen Wänden hörbar wurde. So lange hatte Angelika schweigend aufgehorcht, nun aber veränderte sich plötzlich ihr Gesichtsausdruck in Glorie. Die entfärbten Wangen rötheten sich, ihr Auge wurde wieder mild, ihre Stimme sanft. So umgewandelt durch die Gewißheit des Todes breitete sie freundlich ihre Arme gegen Alexis aus, sah ihm mit melancholischem Entzücken ins Angesicht und lispelte kaum vernehmlich, ihn umfassend: „Dein — mein — vereint auf ewig!"

Inzwischen hatte sich draußen das Wetter sehr unfreundlich verändert, die erste Stunde des Tages umwölkte den

schweigenden Horizont, und von den Bergen herab kam frostig heulend der Herbststurm. Von ihm gepeitscht raste ein dichter Platzregen in fast horizontaler Richtung durch die Luft, und schlug an die Mauern und Fenster der Außenwelt. Die beiden Vergifteten in der Gruft würden jedoch diesen Wechsel in einer Welt, der sie auf ewig entsagt hatten, kaum gewahrt haben, wären nicht Schutz suchende Nachtvögel und Fledermäuse an die Gruftfenster angeflogen und hätte sich nicht in dem unterirdischen Gewölbe selbst ein kalter Luftzug erhoben, der ihre Stirnen mit Frost berührte. Angelika, durch Todesgedanken wieder zur Besinnung gekommen, war wieder Weib geworden und zitterte, aber schnell wirkte der Trank auf den reizbaren Körper und die Gluth in den Adern besiegte das eitle Menschenzagen. Später zeigte sich die Wirkung des Giftes bei Alexis, aber heftiger waren ihre Symptome. Er fühlte sich von einer betäubenden Fieberhitze ergriffen, sein Gehirn brannte, sein entsetzlich schneller Puls drohte die Blutgefässe zu zerreißen. Umschlungen von den zarten Armen der Schwester fühlte er auch sie glühen, schmachten in unnatürlicher Hitze und preßte sie heftig an sich. Zum ersten Male empfand er gleichmäßig mit ihr, deren Seele plötzlich wieder von Exaltation und Schwärmerei ergriffen, von dem Nebel des Wahns umdüstert ward. Alexis heftete saugend seine Lippen auf die ihrigen — Flamme schlug zu Flamme.

„Komm — mein geliebter Bräutigam,“ stöhnte Angelika ihrer unmächtig, die Worte mit schmachtenden Seufzern unterbrechend, „komm in das Hochzeitbett — mich dürstet — nach Dir!“

Wenige Schritte wankten die Unglücklichen hin, da sanken sie in den zweiten offenen Sarg. Wild jubelte Angelika auf und riß den Geliebten ihr nach, sich selbst in das kalte Todtenbett versenkend. Blitze sahen es, wie sie in rasender

Begier dem Bräutigam die Kleider von dem erhitzten Körper riß, sich selbst hochaufschürzte bis an den zerrissenen Gürtel und stöhnend niedersank. Beiden erlosch in wildem, konvulsivischen Wollusttaumel der letzte Funke Besinnung.

Am nächsten Morgen fand man im Sarge zwei erstarrte halbnackte Körper, welche sich, gleich Neuvermählten im Ehebette, krampfhaft umschlungen hielten.

Viertes Buch.

Der beste Arzt ist der **Tod**! Er kurirt alle Krankheiten aus dem Fundament, sie mögen nun in der Lunge, Leber, Milz oder im Herzen ihren Sitz haben, er macht die Narren gesund und die Schurken unschädlich. Der Tod ist ein verständiger Gärtner, der alle schädlichen Auswüchse vom Baume des Lebens schneidet, ein Kehrbesen, der den Weltraum rein erhält, eine heilsame Purganz, die den Krankheitsstoff aus dem Körper schafft.

1.

Yuveno stand, an eine Säule des großen Audienzsaales gelehnt, und harrte der vom König zur Anhörung der Beschwerden und Klagen seiner Unterthanen bestimmten Stunde. Abgesondert von ihm war bereits eine große Menge in elende Lumpen gekleideter Menschen versammelt, welche nur ein Anliegen hatten, Almosen, Unterstützung erwarteten. Man sah nichts als bleiche abgezehrte Gesichter mit dem Ausdruck der angstvollen Ehrfurcht und schwachen Hoffnung, der Bosheit und Tücke, welche sich überall hin mit knechtischer Demuth oder auch im Nothfalle mit Verbrechen einen Weg zu bahnen weiß. Nicht überflüssig schien daher die Vorsicht der mißtrauischen Majestät, welche sich nur hinter einem starken eisernen Gitter, der den Saal in zwei Hälften abtheilte, den verdächtigen Bittstellern zeigte, überdieß den äußeren Raum von einem Dutzend handfester Hellebardieren bewachen ließ. Diese machten ihr Ansehn mit aller Ungeschliffenheit begünstigter Knechte geltend und hielten mit rauhen Worten, Stößen und Fußtritten exemplarische Ordnung unter den Anwesenden.

„So empfängt die Majestät die heiligen Häupter des Volks," murrte Yuveno leise vor sich hin, „und dieses schmutzige Gesindel, der Auswurf desselben, repräsentirt das

Volk! Fünfzehn Erdentage sind es, nach menschlicher Zeitrechnung Jahre, seit ich dich verlassen, mein Vaterland, um daß es nicht scheine, die eigene Kränkung suche einen Vorwand, sich an deinem Peiniger zu rächen. Die Kränkung ist verschmerzt, mein Herz wieder gesund, aber wie finde ich dich wieder, mein theures Vaterland! Gleich einem kranken siechen Greis, elend und ohnmächtig, von Gram, Hunger und Mißhandlung verzehrt, von schweren Ketten belastet, von grausamen Schlägen verwundet. In einsamer Nacht, in der Verborgenheit deines Elends ertönt furchtsam und leise dein Wehklagen, dein Jammer, denn der Büttel wacht in deiner Nähe und lauscht auf jedes deiner Worte. Deine Jugendkraft ist verschwunden, dein Muth erkaltet, deine Schönheit verblichen. Ein hinfälliges, ausgedorrtes Skelett ist dein Wesen, schmutzige Lumpen sind deine Bekleidung. Armes, unglückliches Vaterland, grausame, mörderische Zeit! Dir, nimmersattes Ungeheuer, widersteht keine Kraft, kein Leben, du verschlingst mit furchtbarer Gefräßigkeit die Kinder der Erde, begräbst die Menschheit mit ihren Thaten und Werken in deinen Eingeweiden! Dein blutgieriger Zahn ist ein König. Er hat das Fett von dem Lande genagt, seine Adern geöffnet und den warmen Saft in deinen lechzenden Rachen rinnen lassen. Höre, du furchtbare Mörderin, meinen Schwur: ich will dir diesen Blutzahn in den Rachen stoßen oder mich selbst von ihm zermalmen lassen. Fluch über ihn!“

„Wem flucht Ihr?“ fragte ein Hellebardier mit befehlender Keckheit.

„Einem Schurken, der meine Mutter geschlagen hat!“

„So, wer ist denn Eure Mutter, he, ist ihr vielleicht Recht geschehen; 's giebt viele Mütter die dem Teufel nichts taugen, wie heißt sie denn, diese Eure Mutter?“

„Patria!“

„Blitz! das ist ein fremder Name, hab ihn noch nie gehört, muß nicht hier zu Hause sein, die geprügelte Frau —

nun sagts dem König. Se. Majestät wird sogleich erscheinen, verhaltet Euch nur fein manierlich und sprecht nicht zu laut, er mag das nicht leiden — Ihr habt eine verdammt muntere Kehle. Ihr seid besser gekleidet als die Anderen. Soll ich Euch rathen wie ein Freund? Habt Ihr etwas Geld, so gebt es mir, ich will es meinem Kameraden geben — liebt die Flasche ein wenig der gute Mann — er wird Euch durch seinen Einfluß einen besseren Platz verschaffen, damit Ihr früher daran kommt als die Uebrigen, müßt sonst lange warten."

„Ich werde in der Reihe nachfolgen, wie es hier Ordnung ist."

„Der Reihe nach? Wie es hier Ordnung ist? Wißt Ihr nicht, wer hier die Ordnung macht? Des Königs getreue Hellebardiere. Ihr kennt die Welt schlecht, Herr, eine Hand wäscht die andere. Besinnt Euch, ich meine es gut mit Euch, man muß es mit Niemand in der Welt verderben, am wenigsten mit Hellebardieren — können Euch von mannichfachem Nutzen sein. Nun, wollt Ihr Vernunft annehmen, he?"

„Thut Eure Pflicht. Ich denke nicht, auf Schleichwegen ein Paar Minuten zu erhandeln."

„Minuten? — sagt lieber Stunden, Tage, Monate, Jahre. Se. Majestät hört nicht Jeden an, macht es kurz mit derlei Audienzen, und wer ein Mal die Gelegenheit versäumt, hat sie nicht selten auf zeitlebens verloren. Hm — ich merke schon, es hat Euch verdrossen, daß ich so vorwitzig war, um den Inhalt Eures Selbstgesprächs zu fragen. Wir haben nun ein Mal die Ordre aufzupassen, es giebt gar zu viele Räsonneurs — — — Der König!"

Wirklich erschien von einem zahlreichen Gefolge umgeben der Mann, dessen Antlitz Niemand ohne Zittern sah. Tiefes Schweigen bezeichnete den Augenblick seines Eintretens, dennoch wagte es Einer der Anwesenden, welcher dicht an der Barriere stand, mit Yuveno zu flüstern. Seiner Kleidung und Geberde nach schien er der niedrigsten Klasse des Pöbels an-

zugehören, doch widersprach sein wohlgemästeter Bauch und die vollen Backen dem Anscheine von Dürftigkeit. Graues, struppiges Haar ließ auf ein ziemlich vorgerücktes Alter schließen, aber ein heiterer Gleichmuth oder vielmehr Gewissenlosigkeit, die sich leicht erforschen ließ auf dem unverschämt ostentirten Gesicht, mochte ihm die Kraft der Jugend bewahrt haben. Macuff, so hieß der alte Bursche, war in den Jahren seiner Abwesenheit — der Leser wird sich erinnern, daß ihn Samboro mit einem anständigen Reisegeld ins Ausland geschickt hat — zwar alt geworden, aber der Alte geblieben. Seine ehrenwerthen Freunde erkannten ihn sogleich wieder, aber es gab deren nicht mehr viele, denn theils hatte sie ein natürlicher Tod, theils die Strenge der Gerechtigkeit hinweggerafft. So glücklich wie Macuff entrann nicht leicht einer den Zuchthäusern, Galeeren und Kerkern mit unversehrter Haut.

„Herr," sagte er und ergriff das Gitter mit der einen Hand, um seinen Platz daselbst nicht zu verlieren, während die andere sich winkend nach Yuveno ausstreckte, „wollt Ihr mir meinen Platz abkaufen? Ihr habt vielleicht dringende Geschäfte und ich kann warten, denn ich habe weder Arbeit noch Brod, wie Viele hier zu Lande."

Yuveno war den Handel zufrieden, denn auf diese Weise wurde keiner der Anwesenden in seinem Recht gekränkt. Er gab ihm daher schnell und heimlich einige Geldstücke, nach deren Empfang Macuff, höchlich zufrieden, ihm den Platz einräumte. Indessen erregte die kleine Unordnung in dem Gedränge der Supplikanten, welche durch diesen Tausch entstanden war, die Aufmerksamkeit des Monarchen. Er näherte sich langsam und schweigend wie ein nahendes Gewitter und ließ düstere Blicke über die Menge gleiten, welche selbst den geharnischten Sinn Yuvenos etwas verwirrten, obgleich ihm die hagere abgelebte Gestalt des Fürsten keine Achtung einflößte, denn sie hatte nicht die würdige Haltung des Kraft-

gefühls, sondern die des empörenden Hochmuths, welche nur dem Pöbel imponiren kann. Nach einigen Augenblicken blieb der Monarch plötzlich in der Mitte des Saales überrascht stehen — er hatte Yuveno erkannt und wechselte nun Blicke, die, wie Nebenstehende mit Furcht und Erstaunen bemerkten, weder von Seiten des Monarchen die gnädigsten, noch von Seiten des Supplikanten die demüthigsten waren. Er schien lange mit Zweifeln an der Möglichkeit dieser Begegnung zu kämpfen, wie Könige pflegen, wenn sie über eine ihnen unbegreifliche Kühnheit erstaunen; doch war der Augenschein zu deutlich und überzeugend, als daß dieses Zweifeln hätte lange dauern können. Nachdem er sich durch prüfende Blicke versichert hatte, daß keine Täuschung möglich sei, eilte er sichtbar erzürnt auf den Verwegenen los und entriß seinen Händen eine dargebotene Schrift. Während er mit unheildrohender Neubegierde das Anbringen las, musterte Yuveno mit unehrerbietigen Blicken das Gefolge des Königs. Es bestand aus Offizieren seiner Leibwache, einigen Staatsbeamten und fetten Prälaten. Mit demuthsvoller Angst harrten die Schranzen der Winke ihres Herrn, aber die Priester äußerten mehr Zuversicht und Furchtlosigkeit in ihrem unbefangenen, ja etwas stolzen Benehmen, insofern nämlich Stolz mit gleißnerischer Frömmelei verträglich ist. Yuveno fand sie unerträglich unverschämt. Er las in ihren Gesichtszügen die Geschichte des Decenniums und meinte insgeheim, die Sachen des Vaterlandes ständen ungefähr so wie zu den Zeiten Severins, unehrwürdigen Andenkens. Seine melancholischen Betrachtungen hierüber wurden bald gestört durch des Königs rasche und unfreundliche Entschließung.

„Abgewiesen,“ rief er dem keineswegs Ueberraschten zu, mit einer Stimme, die ihren Metallklang gänzlich verloren hatte. „Wagt Euch nicht wieder vor meine Augen bei meinem höchsten Zorn.“ Hierauf zerriß er das Papier in kleine Stücke und warf diese, sich gänzlich vergessend, dem unge-

mein ruhigen Yuveno ins Gesicht. Mit einer sehr nachlässigen, fast höhnischen Verbeugung entfernte sich dieser sogleich aus dem Saal, verfolgt bis an den Eingang von den wüthenden Blicken der erzürnten Majestät und von den mitleidigen der Bittsteller. Viele, eingeschüchtert von dem Wahrzeichen der königlichen Uebellaune folgten dem Abgewiesenen nach und gaben ihre Sache für dieß Mal verloren.

Yuveno war zwar gefaßt gewesen auf den höchsten Unwillen des Königs, aber die unwürdige Behandlung, welche er eben erlitten hatte, ließ ihn nicht so gleichgültig, als es schien. Sein Gesicht war von einer dunkeln Röthe übergossen, als er am Ausgang der Vorhalle von Macuff freundlich begrüßt wurde.

„Ihr seid ein großmüthiger Mann, sehe ich," redete er den Gekränkten vertraulich an und wog das kürzlich empfangene Geldgeschenk in der Hand, „darum wollte ich Euch fragen, ob Ihr vielleicht die Dienste eines ehrlichen Mannes gebrauchen könnt, der jetzt brodlos ist, aber zu mancherlei Dingen geschickt, absonderlich zu solchen, welche Muth, Entschlossenheit und einigen Witz erfordern. Ich bin ein Landeskind, habe aber die Welt gesehen, spreche einige Sprachen, vornehmlich aber meine Muttersprache, die ich so zu führen weiß, wie es eben meinen Gönnern ansteht. Es wäre eine eitle Prahlerei von mir, wollte ich sagen, daß ich ein besonders zärtliches Gewissen besitze, aber dem, der mir wohl will, weiß ich zu dienen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich gebe gerne meine Hoffnung auf, von dem jähzornigen Geizhammel da drinnen etwas zu erbitten — betteln war meine Sache nie — wollt Ihr mich in Eure Dienste nehmen."

Yuveno blieb bei dieser seltsamen Anrede stehen und lächelte bitter. Hätte sich Macuff auf Physiognomik verstanden, so würde er seine Miene ungefähr so übersetzt haben: „Solche Subjekte in der Vorhalle des königlichen Palastes?!" Allein dieser bekümmerte sich wenig um die Geberdensprache

und erwartete geduldig die Antwort. Sie erfolgte erst nach einer genauen Prüfung seiner kräftigen Gestalt, die Yuveno an Anderen sehr liebte, weil er selbst die seinige so zu erhalten gewußt, und bestand in wenig kalten Worten.

„Es dürfte sich leicht ereignen," sagte er langsam, „daß ich einen Mann von Eurer Beschaffenheit brauchen könnte. In welcher Religion seid Ihr erzogen?"

„In der römisch-katholischen, der einzig wahren und seligmachenden," erwiederte Macuff listig, den Frager beobachtend. Dieser wandte sich bei diesem Bescheid sogleich ab, um seinen Weg fortzusetzen, wurde aber von Macuff aufgehalten.

„Halt, gnädiger Herr!" sagte er lachend, „ich will ein Schurke sein, wenn Ihr es nicht bereut, mich so stehen zu lassen, als wäre ich zu nichts nütze, weil ich ein frommer Christ bin. Hat nichts auf sich mit der römisch-katholischen, ich glaube in allen Dingen, was Euer Gnaden mir zu glauben befehlen. Ich war zwar zu Olims Zeiten so eine Art von Pfaffenknecht, aber ich habe immer das Geld meiner Herren mehr geliebt, als ihren Segen. Man muß vom Handwerk sein, um es nicht mehr zu achten; glaubt mir, die Kuttenhengste sind selten so, wie sie es den Leuten glauben machen. Hab' ihnen vor Zeiten zwar für Geld und gute Worte in manchen Dingen geholfen, aber ich bin davon abgekommen, denn die Kerle sind abscheuliche Filze. Also was die Religion betrifft, da habe ich so meine Grundsätze. Mein alter Freund, Herr Samboro — Gott hab ihn selig — der ehemalige Kammerdiener des Königs, als er noch Prinz war und gewissermaßen sein Informator — (hat aber nichts gelernt von ihm, der Junge, es ist Alles in den Wind gegangen) — ein gar verständiger Herr, hat mich — freilich nur in kurzen Worten, über so Manches aufgeklärt. Sind so alberne Alfanzereien, was uns die Pfaffen weiß machen, kein vernünftiger Mensch glaubt so was. Könnt Euch drauf verlassen, Herr, ich stehl Euch eine Monstranz aus der Kirche

und werde mir keinen Skrupel darüber machen. Hölle und Fegfeuer — lirum larum — das macht nur einen Stockfisch bange."

„Ihr kanntet Samboro?"

„Das will ich meinen, besser als Einer, und ich weiß nur eine Person im ganzen Lande, die so viel Wunderbares von ihm erzählen könnte, als ich. War ein trefflicher Herr, Samboro, ein Mann fürs Volk, hielt nicht leicht einen für schlechter als sich selber, so gar nicht nach der Art des Hofgesindels, das sich immer mehr einbildet, als ihre Herrschaft selbst, hatte einen Zahn auf die großen Herren, namentlich auf den gottseligen König, den Schuft. Nur einen garstigen Fehler weiß ich ihm nachzusagen — er hatte einen Narren gefressen an seinem Herrn — Ihr versteht mich — mochte wohl seine Gründe haben. O ich könnte so Manches erzählen, aber ich habe 'n vierzig Jahre her — — na, gnädiger Herr, könnt Ihr mich brauchen?"

Nach kurzem Besinnen sagte ihm Yuveno Beschäftigung und Lohn zu und verabredete mit wenigen Worten das Nöthige. Macuff rieb sich vergnügt die Hände — er hatte sich in seinem Mann nicht verrechnet. Wohl war es ihm erinnerlich, Yuveno oft und in vertrautem Verkehr mit Samboro gesehen zu haben, darauf stützte er alle seine Hoffnungen, darnach richtete er alle seine Reden ein. Er war der Mann nicht, der seine wahren Gesinnungen öffentlich zu Markte trug, er sondirte erst seine Leute und dann trug er vor, was ihm passend und nützlich schien. Er hütete sich wohl, Yuveno merken zu lassen, daß er ihn aus frühen Zeiten her kenne, denn er wußte, wie unschätzbar der Anschein von Offenheit war, den er sich zu geben wußte, indem er ihn als einen völlig Unbekannten behandelte. Er besaß einen guten Theil praktischer Menschenkenntniß, ohne sich dessen besonders zu rühmen, und überlistete mit derselben einen Mann, der sich viel darauf einbildete, die Denkungsart und den Charakter eines Menschen

erforschen zu können. Glücklicherweise hatten sich dießmal Beide nicht in einander geirrt, obwohl Macuff im Vortheile stand. — Nach genommener Abrede gieng Yuveno seinen Geschäften nach und ließ Macuff in der Halle zurück. Der Audienzsaal entleerte sich nach und nach seines großentheils schmutzigen Inhalts. Die meisten Supplikanten giengen mit betrübten Gesichtern davon und gaben ihre Unzufriedenheit auf verschiedene manchmal höchst sonderbare Art zu erkennen. Einige liefen in ihrem Unmuth so hastig, daß unser praktischer Menschenkenner nicht ein Mal Zeit fand, sie zu beobachten. Andere weinten oder klagten laut, noch andere lächelten bitter oder stießen unverständliche Laute aus, deren Sinn eben nichts Rühmliches für den Monarchen enthalten mochte. Eben so verschieden äußerte sich die Unzufriedenheit auf den mannigfachen Stationen ihres Passionsweges. Innerhalb der Mauern des Palastes wagte Niemand, seinen Gedanken Worte zu geben, aber kaum angelangt im Hofraum machten sich die gepreßten Herzen in Verwünschungen und Schimpfreden Luft. Die Wenigen, welche von der königlichen Gnade beschenkt worden waren, vielleicht die Unwürdigsten, betrugen sich im Ganzen weit anständiger. Sie verließen die Halle entweder still sinnend, nachrechnend, die Hände in den Taschen bergend, oder mit stolzer Ruhe und Gleichgültigkeit, weil sie dachten, sie hätten nur erhalten, was ihnen gebührt, oder indem sie mit zufriedenem Lächeln, mit dem Ausdruck übertroffener Erwartungen die empfangenen Gaben wogen. Unter diesen Glücklichen machte sich besonders ein junger Mensch bemerklich, der in Begleitung eines Anderen, welcher angelegentlich nach der Summe der empfangenen Gabe fragte, den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er sich an dem Schimmer des Goldes ergötzen konnte. Er stellte sich zu dem Ende ganz nahe bei Macuffs Versteck hin und zählte seinem Begleiter das Geld in die Hand.

„Zwanzig Goldstücke, so wahr ich lebe!“ rief er freudig aus.

„Juchhe, Schwager Jack, wie wird sich Dein Weib, meine Schwester, freuen über das viele Geld. Ich dächte, du zeigtest ihr bloß die Hälfte, die andere können wir in lustiger Gesellschaft verthun.“

„Du hast Recht, wer weiß, wann es dem alten Griesgram von König wieder einfallen wird, den ehemaligen Gärtnerburschen in seinem Garten mit einem Geschenk zu bedenken. Hu, wie er mich angeklotzt hat, mir wurde ordentlich bange — nu, wenn er nur immer zahlt, dann kann er finstere Gesichter schneiden, wie es ihm beliebt.“

„Ja, ja, ein recht verdrießlicher Herr ist aus ihm geworden. Wer hätte das gedacht, als er noch ein Prinz war! Da sprang er lustig herum, wie eine junge Geis. Nu, 's mag vom Gewissen kommen, große Herren haben selten ein reines Bewußtsein.“

Jetzt wollten sich die beiden Glücklichen entfernen, aber Macuff trat ihnen mit der ernsthaftesten Miene, welche ihm zu Gebot stand, in den Weg.

„Halt, ihr Bursche! Ihr habt Euch unterstanden, von Sr. Majestät unehrerbietig zu sprechen, Ihr werdet mit mir auf die Wache gehn!“

„Herr Jesus!“ schrieen nun Beide zugleich und ein heftiges Zittern überfiel sie.

„Spreizt Euch nicht, Ihr Spitzbuben, fort auf die Wache!“ befahl Macuff noch trotziger als vorher.

„Habt Erbarmen!“ flehte Jack und bot ihm eines von den empfangenen Goldstücken.

„Was, ein Goldstück,“ schnauzte Macuff, „Ihr wollt mich bestechen, das macht Eure Sache noch schlimmer. Ihr werdet das ganze Geld herausgeben müssen, denn Ihr verdient des Königs Gnade nicht. Fort auf die Wache.“

„Laßt Euch erbitten, Herr,“ jammerte der arme Jack,

„hier habt Ihr das ganze Geld, fünf Goldstücke, bei meiner Seligkeit, wir haben nicht mehr erhalten. Macht uns nur nicht unglücklich.“

„Ja, bei den sieben Wunden Christi, fünf Goldstücke waren's, mehr nicht,“ bestätigte der Schwager.

„O ihr Hallunken!“ moralisirte Macuff, indem er das Geld einsteckte „verschwört Eure Seligkeit, daß Ihr nur fünf Goldstücke erhalten und habt zwanzig bekommen. Fort aus meinen Augen, ihr gottvergessenen Schlingel — ich will Euch nicht ins Unglück bringen, aber packt Euch nun und untersteht Euch nie wieder, auf den König zu schimpfen. Pack das!“

Macuffs rothkupferiges Gesicht strahlte vor Selbstzufriedenheit, als sich die Bursche kleinmüthig davon machten.

„Ist das nicht eine Herzensfreude, so ein Paar Esel zu betrügen? Wie sie zitterten und baten, das Gezücht. Mein Tage hab ich Dummköpfe nicht leiden können und sie geschröpft, so oft ich konnte. Wahrlich, sie sind der Welt nur zur Plage da und richten oft mehr Unglück an, als die Spitzbuben. Es gibt keinen ehrlichen Mann und keinen Weisen, dem sie nicht im Wege stehen, sie sind die inkurabelsten Uebel in der Welt. Ein Dummkopf schadet dem gemeinen Wesen mehr als hundert Spitzbuben. „Dummköpfe sind die Leibtrabanten der Despotie,“ sagte der gottselige Herr Samboro, denn er war ihnen ebenfalls spinnefeind. Wäre es auch sonst menschenmöglich, daß schlechte Regenten so lange regieren? Sie haben eine große Macht für sich in der Dummheit ihrer Unterthanen. Wie sieht es zum Exempel hier zu Lande aus, 's ist zum Erbarmen. Wer ist Schuld daran? Dummköpfe. Der Ochse ist ein dummes Thier, denn er weiß nicht, was er für eine Kraft in den Hörnern hat. So geht es den Unterthanen Seiner Majestät. Alle Hagel, das Volk sollte aus lauter solchen Leuten bestehen, wie ich und Samboro und Herr Puveno, da wäre es bald mit diesem grämlichen Milchsup-

pengesicht von König zu Ende. 's ist eine wahre Schande, so ein Kerl ist König! Hat er nicht Beine wie eine Bachstelze und spindeldürre Arme und einen schwindsüchtigen Athem? Kein guter Faden an dem ganzen Kerl. Nu, mag sein, was geht's mich an. 's ist eine böse Zeit für das Land. Desto besser für mich. Bei schlechtem Wetter ist gut schmuggeln und stehlen. Wenn der Troß heult und lamentirt, da ist eine gute Zeit für entschlossene Männer. Meine Geschäfte fangen gut an, dem Himmel sei Dank oder der Hölle, gleichviel. Wenn ich erst meine alten Bekanntschaften wieder erneuert habe, dann wird es immer besser gehen."

Mit ähnlichen Selbstgesprächen verkürzte sich Macuff die Zeit, während welcher die Supplikanten sich entfernten. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, einige seiner alten Freunde am Hofe wieder zu finden, aber das ganze Dienstpersonal war verändert und nicht ein bekanntes Gesicht begegnete ihm. Schon wollte er ebenfalls seiner Wege gehen, als sich ein Paar Flügelthüren geräuschvoll öffneten und ein stattlicher Zug vornehmer Personen heraustrat. An der Spitze bewegte sich keuchend unter der Last seines monströsen Körpers der mit glänzenden Zeichen eines hohen Ranges versehene Plumppudding. Macuff wich einige Schritte zurück, Sr. Excellenz Platz zu machen, begab sich aber wieder auf seinen vorigen Posten, als er in Herrn Plumppudding eine alte Kunde erkannte.

„Der Krämer Plump, wie kommt der an den Hof? Mirakel ohne Ende! Diese Sterne auf seiner Brust! Unbegreiflich. War seiner Zeit der größte Schmuggler und Betrüger im Lande, und ich seine rechte Hand! Pst! Herr Plump! — Er hört und sieht nicht vor Hochmuth — will mich nicht kennen. Ja, ja, Besitz macht fett und ehrlich. Wenn so ein reicher Hund nicht mehr nöthig hat zu stehlen, hält er sich für besser als Andere. Ich will verdammt sein, wenn der Kerl jetzt nicht ein größerer Schurke ist, als ehedem. — Was das

für vornehme Herren sind, die ihm nachfolgen, dem Fettwanst. Sieh da, was ist das für ein närrischer Kauz, der hinter ihrem Rücken Faxen macht; der Affe kommt mir bekannt vor. Daß Dich — alle Wetter, — nein 's ist nicht möglich — bei meiner armen Seele, 's ist Mac Cuddy, der lustige Gauner, den ich im Auslande kennen gelernt habe. Pst, Pst, Mac Cuddy! Herr Mac Cuddy! Euer Gnaden Herr Mac Cuddy! Er hört nicht. Ist dem auch der Hochmuthsteufel in den Leib gefahren?"

Aber dem war nicht so, Mac Cuddy durfte nicht hören, denn er galt seit Jahren für taub. Er hatte indessen Macuff erkannt und sich ihm genähert, indem er ein kleines Horn aus rechte Ohr setzte, wo er allein, wie er behauptete, noch einen schwachen Rest von dem kostbaren Sinn des Gehörs beibehalten hatte.

„Kennt Ihr mich nicht, Herr Mac Cuddy?" fragte Macuff.

„Wa — was sagt Ihr?"

„Ob Ihr mich, den alten Macuff, Euren Gefährten auf der Reise in * wieder kennt oder kennen wollt?" schrie Macuff so stark, daß der Narr zurückprallte.

„Brüll nicht so, Du Ochse," war des Narren Bescheid, „sonst weiß man hier gleich, daß Du nicht vom Volke bist, denn diesem ist die Kehle zugeschnürt. Ob ich Dich kenne? Welche Frage! Solch' ein Spitzbubengesicht sieht man nicht alle Tage und kennt es leicht wieder. Weißt du übrigens schon etwas von dem Wunder, welches sich hier, ich meine im Palaste, täglich ereignet?"

„Schnick, schnack, was wird es sein, als wieder eine Posse von Dir. Nun, was ists?"

„Die unvernünftigen Wände haben hier Ohren und hören, und die vernünftigen Menschen haben auch Ohren, aber hören nicht."

Ohne auf Macuffs Antwort zu hören, führte er ihn aus

der Halle fort in einen abgelegenen Hofwinkel des Palastes, wo der Narr sich auf einem Fleck von wenigen Quadratklaftern ein kleines Gärtchen angelegt hatte. Es war rings herum von hohen Mauern umgeben und so einsam und versteckt, daß selbst die Sonne nur am Mittag hier Zutritt fand. Dieser Umstand hätte jedem anderen Garten nicht nützlich sein können, allein für die Gewächse, welche Mac Cuddy auf dem sandigen Boden pflanzte, war der Sonnenschein eine höchst gleichgültige Sache. Es wuchs hier nichts, was viel besser als Unkraut war. Auf den Pfaden wucherte Nessel und Distel, in den verwahrlosten Beeten standen mitten unter Dorn und Gras einige gemeine Küchengewächse. Der ganze Garten wurde von einer hohen Tanne, die Mac Cuddy aus dem Wald hierher hatte verpflanzen lassen, beschattet. Am Fuße derselben befand sich von wildem Gestrüpp umrankt ein kleines Grabmal mit der Inschrift:

HIER RUHT MAC CUDDY!

DIESER TOD IST ZU VERKAUFEN. DER KAEUFER ERHAELT EINEN PLATZ IM PARADIESE UND DIESES BEQUEME GRABMAL GRATIS.

Hier angekommen versperrte Mac Cuddy sorgfältig die Thüre seines Asyls und umarmte den lange entbehrten Freund. Beide vergoßen einige Thränen (Mühlsteine, wie Schakespeare seine Banditen weinen läßt) in der unverhofften Freude des Wiedersehens. Es ist eine große Merkwürdigkeit, daß man Menschen von dem schlechtesten Charakter, kennt man nicht nur einzelne Thaten, sondern ihr ganzes Leben, selten alle die edelsten Gefühle der Freundschaft und Liebe absprechen kann, daß man ihnen sogar Thränen, diese unverkennbaren Wahrzeichen der Gemüthserweichung, gestatten muß. Freilich sind diese Momente der Rührung selten, denn schlechte Menschen haben meistens eine bewunderungswürdige Gemüthsstärke, welche nur selten und durch außerordentliche Ereignisse

sich erschüttern läßt. Diese Eigenschaft ist es, welche sie uns in der Regel verhaßt und interessant zugleich macht, aber auch nicht wenig dazu beiträgt, unserem Urtheil eine schiefe Richtung zu geben. Man thut diesen Menschen unrecht, wenn man sie für gänzlich gefühllos ausschreit, ja man macht sie dadurch achtungswürdiger als sie sind, denn ein Mensch ohne alles Gefühl wäre von dem Schutzgeist der Liebe verlassen, ein Unglücklicher aber kein Verbrecher. Allerdings ist ihr Gefühl nicht sehr zärtlicher Natur, aber doch lebendig vorhanden, sogar muß man gestehen, daß die Freundschaft unter ihnen meist als ein angenehmes und zuverlässiges Verhältniß angetroffen wird. Je weiter die gegenseitigen Empfindungen derselben von aller sentimentalen Schwärmerei entfernt sind, je reeller treten sie in unbedenklichen Dienstleistungen hervor, welche zwar nicht in vornehmer Weise von philosophisch-romantischen Phrasen begleitet werden, aber fast immer aufrichtig gemeint sind. Jedenfalls wissen unsere Freunde besser, was sie von einander zu erwarten haben, als Leute aus besseren Ständen, welche sich in irgend einem Freundschaftsverhältniß befinden, sie muthen einander nichts Unnatürliches und keine zu großen Opfer zu, sie wissen genau, wo die Freundschaft aufhört und der Egoismus anfängt, und übersteigen weder mit Erwartungen noch mit Forderungen diese natürliche Grenze. Macuff, selbst erfreut über den herzlichen Willkomm, welchen ihm Mac Cuddy angedeihen ließ, kam über dieses Kapitel zu sprechen, doch erst nach einigen Hin- und Her-Reden, gleichgültigen Fragen und Antworten und nachdem sich beide Freunde ihr Schicksal erzählt hatten.

„Sage mir Einer Etwas über gute Kameradschaft,“ rief er aus. „es geht nichts darüber und ich halte jeden für einen braven Kerl, der kameradschaftlich ist. Die Kopfhänger, die sich an Niemand anschließen, taugen nichts. Sage mir, Mac Cuddy, denn Du bist ein unterrichteter Mann, sind denn

die vornehmen Leute auch gute Kameraden, wissen sie was von dem, was man Freundschaft nennt?"

„Ob sie etwas wissen? Ich sage Dir, die vornehmen Leute allein wissen, was wahre Freundschaft ist. Sie lernen das auf allen Universitäten. Du bist ein novus homo, ein unwissender Plebejer, da Du das nicht zu wissen scheinst. Am Hofe allein ist die Freundschaft zu Hause, denn es gibt hier dreierlei Arten von Freunden, erstens Hausfreunde, zweitens Goldfreunde, drittens Hoffreunde — das sind lauter sehr einträgliche Freundschaften. Damit ich Dir das mit Beispielen erläutere, sollst du wissen, der König ist der Hausfreund Sr. Excellenz des Finanzministers Herrn Plumppudding von Plumpenfels, dessen schöne Ehefrau, ehmalige Mätresse, nunmehrige Geliebte Sr. Majestät, eine höchst verschmitzte Türkin, welche mich für einen großen, ihr erwiesenen Dienst mit Ohrfeigen bezahlt hat, die Freundschaft zwischen ihrem ehrenhaften Gemahl und dem König sehr wohl zu unterhalten weiß. Kannst Du dir mit Deinem kurzen Verstand ein rührenderes Verhältniß denken, als das, welches zwischen diesen Freunden besteht? Gewiß nicht. Die gegenseitige Aufopferung geht so weit, daß Herr Plumppudding den König bei seiner Frau schlafen läßt, der König hingegen die Staatswirthschaftsangelegenheiten Herrn Plumppudding übertragen hat. Das ist nun nicht mehr als billig, denn der alte Herr Finanzminister ist so ein Meister im Wirthschaften, daß er sich bereits eine Art Herzogthum erwirthschaftet hat. Es ist jammerschade, daß der alte Herr bald sterben muß, denn er ist über siebzig, er würde sich ohne Zweifel das ganze Land erwirthschaften."

„Sage mir nur, wie kam es, daß der König auf ein Mal so ein Strohkopf geworden ist, er war doch sonst nicht ganz dumm? Er hat sich gewaltig viel verändert seit meiner Abreise."

„Ja, es gingen so manche sonderbarliche Dinge vor, aber

das kann ich beschwören, so wahr ich ein guter Christ bin, der König ist ein gar verständiger und besonders frommer Herr geworden. Das kam alles von der Freundschaft, lieber Tom, denn du mußt wissen, daß der König ein sehr freundschaftliches Gemüth besitzt. Ich will Dir Alles haarklein erzählen. Es sind viele Jahre her, da kam es dem Hausfreund ein Mal bei, die Königin in ihrem Garten zu besuchen. Das nahm Se. Majestät in der bösen Laune so übel, daß er ihn auf dem Fleck niederstach, wie einen Hund. Drei Tage später wurde der arme Anson in der Gruft beigesetzt, und am andern Morgen, denke Dir, fand man den König in derselben halbtodt in einem Sarg liegen, woselbst ihm ein ditto halbtodtes Mädchen Gesellschaft leistete. Es war die Prinzessin Angelika, des Königs Schwester, welche seit langer Zeit an einer Geisteskrankheit laborirte, die sie zur Stunde noch nicht verlassen hat. Der König selbst faßte nach der Ermordung seines Freundes eine so starke Zuneigung zu demselben, daß er selbst auf einige Tage seinen Verstand verlor. Man munkelte über diese seltsame Geschichte so mancherlei, aber in Wahrheit scheint die Sache so zusammen zu hängen. Prinzeß Angelika war in ihren Bruder verliebt und nahm es gewaltig übel, daß derselbe sich verheirathete. Die Aerzte nennen das eine Manie, woran sie laborirte. In dieser Manie nun faßte sie den Entschluß, ihren Bruder und sich selbst zu vergiften, um im ewigen Leben mit ihm — — treiben zu können. Der Teufel mag wissen, wie sie den kranken König in die Gruft gelockt, und wie sie ihm das Gift beigebracht hat, denn ich glaube nicht, daß der König so ein Narr gewesen sein soll, sich aus Gewissensangst das Leben selbst nehmen zu wollen. So viel ist jedoch gewiß, daß die Dosis Opium, welche Beide genossen haben, nicht hinreichend oder zu schlecht bereitet war, denn sie verspürten davon keine andere Wirkung, als eine ungemeine Schlafsucht, aus welcher man sie, zumal da sie von Kälte erstarrt waren, erst

nach vielen Bemühungen erwecken konnte. Sie verfielen hierauf in ein heftiges Fieber, kamen wieder zu einiger Vernunft und die ganze Sache wurde so viel als möglich vertuscht. Damit schien Alles abgethan, aber nun kamen die moralischen Folgen, wie man sie in der Philosophie nennt. Der König wurde außerordentlich melancholisch, und so ein großer Heide er vor dem gewesen ist, so ein frommer Herr wurde er nun. Er brachte fast den ganzen Tag mit Andachtsübungen zu, betete, fastete, und kreuzigte sein Fleisch, daß es zum Erbarmen war. Du kannst Dir denken, wie dieser heilige Lebenswandel das Wohl des Staates und der christkatholischen Unterthanen beförderte. Den geistlichen Herren wurden nun ihre eingezogenen Güter wieder gegeben. Die Prälaten wurden wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, die Unterthanen aufs Dringendste zur Frömmigkeit ermahnt. Wer auf einer Gotteslästerung oder einer Nachlässigkeit in Gottes- und Herrendienst sich betreten ließ, wurde unbarmherzig geprügelt. Offenbar war ich der verstockteste Sünder im Lande, denn ich bekam die meisten Prügel. Die geistlichen Herren, Gott lohn's ihnen, waren sehr eifrig um mein Seelenheil besorgt. Du kannst es nicht glauben, guter Macuff, was sich diese Herren für Mühe mit mir armen Sünder genommen haben. Wenn ich leichtfertig von der Religion und ihren Dienern sprach, wurde ich der Gotteslästerung schuldig befunden und geprügelt; wenn ich von diesen Gegenständen gar nichts sprach, so hieß es, ich sei ein heimlicher Ketzer und ich wurde wieder geprügelt; wenn ich aber den Namen Gotes pries, sagten sie, ich treibe meinen Spott mit den heiligsten Dingen und stecke voll Ironie und Bosheit und ich wurde abermals geprügelt. Kurz, ich mochte Gott lästern oder nicht, beten oder fluchen, beichten oder nicht beichten, ich bekam jedesmal meine Prügel. Du kannst Dir leicht vorstellen, wie ich von dieser Bekehrungsweise erbaut wurde. Ich ward erbarmungswürdig christkatholisch und von der Stunde meiner Bekehrung an bete

ich nun täglich im Beisein eines Zeugen meinen Rosenkranz. Zwar hat der König seither in der Frömmigkeit etwas nachgelassen, aber er sieht es noch immer nicht gerne, wenn Andere seinem Beispiel folgen. Ich höre ihn zuweilen sogar recht heidenmäßig fluchen, aber ich lasse mir nichts merken. Nachdem er selbst wieder etwas zu Verstand gekommen war, wurde er desto strenger gegen Andere. Er nahm nun wahrhaft königliche Manieren und Gesinnungen an. Er dankt nicht mehr, wenn er gegrüßt wird, läßt Keinen sein Wohlwollen merken, ausgenommen seine Mätressen, lebt getrennt von seiner Frau und spricht von seinen getreuen Unterthanen, wenn er allein ist und ihn Niemand hört als ich, den er für taub hält, nicht anders als von niederträchtigen Hunden. Wenn er übler Laune ist, darf ich mich nicht anders ihm nähern, als auf vier Beinen wie ein Pudel. Das macht ihm allein noch Spaß. Er streichelt mich dann, wie seinen Lieblingsmops, und wenn er mich überdrüssig geworden ist, giebt er mir einen Fußtritt. Ein sehr gnädiger Herr, sage ich Dir, ein sehr gnädiger Herr. Wenn Du Herrn Yuveno wieder siehst, so melde ihm meine gehorsamste Empfehlung. Sag ihm, der Hofnarr hätte sich seiner in Gnaden erinnert und hoffe, er werde die kleine Ungemächlichkeit, welche ich ihm vor Jahren verursacht habe, vergessen haben. Sage ihm, ich wünschte meine Stelle niederzulegen, ehe das Wetter sich verändert. Sage ihm, ich hätte in den Jahren, seit ich taub zu sein für dienlich fand, so manchen seiner Freunde am Hofe behorcht."

„Warum aber stellst Du Dich taub, Mac Cuddy?" fragte Macuff.

„Aus schuldiger Ehrfurcht vor meinem erhabenen Herrn. Vergiß das nicht, Herrn Yuveno zu sagen. Wo ich nämlich hinhorche, hör' ich von ihm Uebles sprechen. Der Eine heißt ihn einen Narren, der Andere einen Tyrannen, der Dritte einen Heuchler, der Vierte einen Dieb, der Fünfte einen

Blutschänder, der Sechste einen Bastard u. s. w. Was soll ich mit allen den Ehrentiteln? Sie dem König hinterbringen? Das würde mir nur Prügel eintragen, wornach ich kein großes Verlangen trage, denn mein Leichnam ist so zerarbeitet von der Gnade meines Herrn, daß ich die überlebten Jahre wie Centnergewichte auf meinem Nacken empfinde. Ist es da nicht meine Schuldigkeit, taub zu sein? Ja als Christ, als Mensch, als Hofnarr bin ich verpflichtet, taub zu sein."

„Ha ha, Du bist ein pfiffiger Kerl; ich wette, Deine Taubheit hat Dir mehr eingetragen, als das feinste Gehör. Aber warum hältst Du das verdammte Horn am Ohre, wenn Du mit einem Freunde sprichst, der weiß, daß du hörst."

„Um nicht aus der Uebung zu kommen, Macuff. Das ist ein Grund. Uebrigens pflegt S. Majestät seinem Hund zuweilen zu pfeifen, wenn er in übler Laune ist und wie Saul einen Spaßmacher braucht. Da ist denn meine Schuldigkeit, das Instrument stets am Ohre zu halten, um das Zeichen nicht zu überhören. Hörst Du, so eben pfeift das böse Gewissen Sr. Majestät seinem David. Wenn er heute nicht seine Lanze nach mir schleudert, so will ich morgen einen wächsernen Fuß auf den Altar der heiligen Magdalena opfern."

Die würdigen Bruderseelen trennten sich nun mit treuherzigen Versicherungen ihres gegenseitigen Beistandes, wenn Einer oder der Andere in irgend eine Lebensgefahr gerathen sollte, denn obgleich Macuff nicht einsehen wollte, wie ein so vornehmer Herr, als sein Freund, der studiert und in seinem Leben nur einige Male aus Noth gestohlen hatte, im Uebrigen aber stets in den Schranken einer durchaus nicht halsgefährlichen Industrie geblieben sei, an ein unwürdiges Ende seiner glorreichen Laufbahn denken könne, wollte Mac Cuddy doch nicht eingestehen, daß er sich besonders sicher fühle. Macuff drückte ihm demungeachtet mit einer Art von Ehrfurcht die

Hand und versprach zur bestimmten Stunde in eine Schenke zu kommen, woselbst er, um seines Gönners äußerlich würdig zu sein, in besseren Kleidern erscheinen und Nachricht über den Erfolg seiner Botschaft an Yuveno bringen werde. Beim Abschied mischte sich einiges Bedauern in die wohlwollenden Empfindungen Macuffs. Zwar meinte er in Bezug auf die vielen Prügel, solche kleine Ungemächlichkeiten müsse man aushalten, wie ein Mann; doch gab er zu, daß ein Mann von solchem Talent und so manchfachen Fertigkeiten in dem Punkt ein wenig empfindlicher sein dürfe, als ein gemeiner Mensch, der nichts gelernt habe. Macuff achtete Künste und Wissenschaften sehr hoch, zwar nicht so hoch als das Geld, doch höher als die religiöse Frömmigkeit, wie denn überhaupt Personen aus dem Pöbel, selbst dem Aermsten, wenn er einige Kenntnisse besitzt, eine Art ehrerbietiger Huldigung nie versagen.

Den ganzen übrigen Rest des Tages verwendete Macuff zu einer Wanderung durch die Straßen und Winkel der weitläufigen Residenzstadt. Er fand allenthalben jenes düstere unheimliche Schweigen, welches ihm in dem königlichen Schlosse schon aufgefallen war, mißtrauische Blicke und zweideutige Reden. Zahlreiche Spione in allen erdenklichen Masken belauerten die Menge des Volks, mischten sich in ihre Gruppen, musterten jeden Auffälligen. Auf den öffentlichen Plätzen lagerten sich ganze Horden brodloser Arbeiter, verlumpter Bettler, halbnackter Kinder, überall sah man das höchstgesteigerte Elend in grellem Kontrast mit prächtigen Palästen mit dem feierlichen Gepränge einer stattlichen Prozession und den goldenen Karossen feister Prälaten. Handwerker und Gewerbsleute erschienen in ärmlicher Kleidung, mit trübseligen Mienen, neben schmuck und blank gekleideten Soldaten, eleganten Staatsbeamten und glänzenden Livreibedienten. Erscheinungen, welche dem oberflächlichsten Beobachter das eingetretene Mißverhältniß unter den Ständen, die Noth des

gemeinen Wesens und die ungerechte wiewohl klägliche Begünstigung jenes Theils der Gesellschaft zu erkennen gab, welcher in despotischen Staaten der regierende genannt werden darf; der arglistig blickende, jede veränderte Lokalität prüfende Macuff erschien in diesen Tagen der Volksbedrängniß, wie Wölfe zuweilen in den Städten erscheinen, wenn Kriegs- und Hungersnoth, Pest und Gesetzlosigkeit, alle Schranken der Gesittung niedergerissen, das freie unbebaute Feld entvölkert und verödet haben. Bei Einbruch der Nacht endlich verfügte er sich unter zufriedenem Selbstgespräch in ein entlegenes Quartier der Stadt, besah sich dort kopfschüttelnd das veränderte Schild und die neuen Wände des uns wohlbekannten Wirthshauses und trat trällernd ein, um sich von einem fremden Wirth ein Labsal reichen zu lassen für die lechzende Zunge.

Auch der Leser ist dem Schauplatz unserer Geschichte viele Jahre fern geblieben und hat nun wie Macuff mit vielem Erstaunen so Manches verändert gefunden; indessen gewährt es ihm gewiß Trost und Beruhigung, den Helden im vierten Buche wieder lebendig zu finden. Um seine Neugierde hinsichtlich des Befindens der seinem Interesse nächst stehenden Personen schnell zu befriedigen, muß er sich von uns geleitet in das ihm wohl bekannte Thal Navranjo begeben. Hier, wie in der Residenzstadt, bemerkt man eine auffallende Veränderung, das Thal ist einsamer geworden, sein Anblick düsterer. Das Lustschloß der Herzogin, die Wiege unseres Helden hat an Umfang gewonnen, aber an Reiz verloren. Jene Parthie des Gartens, welche für uns durch Angelikas Schwärmerei und durch den blutigen Tod des P. Amadeus merkwürdig geworden ist, wo Angelika einst Blumen gepflegt und der Wiederkunft ihres Bruders geharrt hat, ist ganz verschwunden. Auf ihrem Raum erhebt sich ein weitläufiges Ge-

bäude, welches zwar mit dem alten Schloß zusammenhängt, aber unverkennbar neueren Ursprungs ist. Hinter der Fronte desselben liegt der sehr verkleinerte Garten, von vorne ganz unbemerkbar, im Hintergrunde mit einem waldigen Hügel zusammenhängend. Hier steht in der äußersten Verborgenheit mitten in einem kleinen Haine, umschattet von Trauerweiden und umrankt von wuchernden Epheu ein prächtiges Grabmal ohne Inschrift. Der übrige Garten ist etwas finsterer geworden durch hoch empor gewachsene Bäume und dichtes Gebüsch mit starken hervorstehenden Aesten, die alljährlich beschnitten werden mußten, um den Sandpfad frei zu erhalten.

Vorübergegangen an zahlreichen Dienern in zwiefacher Livree, gelangen wir in das Innere des Palastes, über marmorne Treppen, auf deren Geländer Blumenvasen stehen, in einen offen stehenden Saal und von da auf einen geräumigen Balkon, der dieselbe Aussicht eröffnet aus größerer Höhe wie ehmals der kleine Gartenhügel. Wir finden dort eine kleine Familiengruppe versammelt um den Lehnstuhl einer bejahrten Frau, in welcher wir mit Mühe die Herzogin, Mutter unseres Helden, erkennen. Ihr vormals so blühender Körper ist stark abgezehrt, das bleiche Gesicht ist mit Falten bedeckt, das schöne Aug' erloschen und farblos. Ein junges engelschönes Mädchen reicht ihr eben mit schmeichelnden Worten einen süßen Heiltrank, den sie mit neu belebter Hoffnung zu sich nimmt und dann der kleinen Enkelin mit einem Kusse dankt. Ihr zunächst sitzt eine andere Frau, welche ihrem Alter nach die Tochter der Matrone sein konnte. Ihre Gestalt ist sehr voll, ohne dick zu sein, ihre Wange etwas bleich, verräth aber, eben so wie das klare Auge, ziemliche Gesundheit. Einer ihrer runden Arme lehnt auf dem Stuhl der Kranken, der andere liegt nachlässig im Schooße. Ihr zärtlicher Mutterblick ist unverrückt auf einen dunkelgelockten Knaben gerichtet, der ziemlich mißvergnügt am Geländer des Balkons steht und, ohne

sich um die Frauen zu kümmern, in die Tiefe hinabblickt. Von Zeit zu Zeit greift er behutsam in einen nahe stehenden Blumentopf, lauert einen Augenblick und wirft dann mit Kraft eine Hand voll Erde nach den lustigen Singvögeln, welche auf einem nahen Baum hin- und herflattern. Vergeblich verweist ihm die Mutter das thörichte unfreundliche Beginnen mit strengen Worten; er antwortet, ohne sich umzublicken, nur mit einem Laute des Mißmuths.

„Prinz Emil," sagte die Herzogin mit heiserer Stimme, „Ihr seid heute recht unartig."

„Laßt ihn, verehrte Mutter," bat Amanda erröthend, „denn ich fürchte, wir vermögen Beide nichts über den unbändigen Knaben. Des Vaters Beispiel läßt ihn mich nicht achten."

„Seid nicht bitter, Königin, er wird sich bessern, gewiß, er ist von Herzen gut, aber ein bischen wild. Nicht wahr, Prinz, Ihr liebt Eure Mutter?"

„O ja," sagte der Knabe, „aber sie quält mich immer und vergönnt mir keine Freude. Ich soll immer zwischen den Wänden bleiben, und lernen und still sitzen — ich wollte, ich wäre kein Prinz, da hätte ich doch mehr Vergnügen und Freiheit. Aber ich werde es auch Sr. Majestät dem König meinem Vater sagen, daß die Königin immer übel von ihm spricht."

Amanda seufzte und machte eine ungeduldige Bewegung, als sich langsame Schritte vernehmen ließen, welche die Ankunft des Pater Pius verkündigten. Er erschien, auf die Schulter eines Bedienten gestützt, und stemmte mit der linken Hand sich auf einen Stock, um so dem hinfälligen Körper das Gleichgewicht zu halten. Er näherte sich bereits dem neunzigsten Jahre seines Lebens und hatte in den letztverflossenen zehn Jahren fast alle noch übrige Körperkraft verbraucht. Spät war bei ihm die gänzliche Erschöpfung eingetreten und war daher um so vollkommener. Die hohe Gestalt sank ein

le gekrümmte, gänzlich fleischlose Glieder, das Haupt wurde von Haaren entblößt, die Wangen trockneten ein und das ganze Gesicht verkleinerte sich merklich. Als die Frauen seine Annäherung gewahrten, stand Amanda lächelnd auf und half den Alten nach einem für ihn bereit stehenden Stuhl geleiten.

„Wir haben Euch früher erwartet, ehrwürdiger Vater,“ sagte sie, während der Greis niedersank und Athem holte.

„Danke — danke Eurer Majestät — ach, Ihr seid so gnädig — Gott segne Euch und Euch, Frau Herzogin, und Euch, junger Prinz und Prinzessin. — Ja ich wollte wohl früher kommen — aber Se. Hoheit, Prinz Emil, hatte mir zum Scherz die Krücke weggenommen, als ich eben saß, und da mußte ich warten, bis mein ehrlicher Diener kam, mir fortzuhelfen. Der Prinz ist recht aufgeräumt, he, he, die liebe Jugend ist immer so fröhlich, eine glückliche Zeit.“

Dabei lächelte der fromme Greis recht gutmüthig, denn er kannte keinen Zorn. Mit zunehmenden Jahren verliert sich in der Regel auch die Empfindlichkeit gegen Beleidigungen, und besonders nachsichtig erzeigt sich das hohe Alter gegen die zarte Jugend, in der es die fernste und schönste Periode des Lebens liebt. Alle Ungezogenheiten und Fehler der Kinder finden vor diesem Richterstuhl Gnade, Verzeihung, Liebe, welche gerne Alles zu ihren Gunsten deutet. Die Königin sah jedoch in diesem boshaften Scherz ein neues Wahrzeichen der bösen Gemüthsart des Prinzen, und eilte, ihn zu bestrafen. Sie trat hastig auf den lächelnden Knaben zu und befahl ihm augenblicklich, sich zu entfernen. Als er aber etwas zögerte, dem mütterlichen ungewohnten Befehl zu gehorsamen, und die Königin mit trotzigen höhnischen Blicken ansah, vergaß sie im Zorn auf einen Augenblick ihre Würde und schlug ihm ins Gesicht.

„Seid nicht so hart, gnädigste Frau,“ beschwichtigte der Greis, nachdem sich der Prinz laut murrend, aber hastig entfernt hatte, „ich dachte Euch nicht zu erzürnen, als ich von

dem unbedeutenden Vorfall sprach. Verzeiht mir, verzeiht ihm, es war so böse von ihm nicht gemeint."

„Nein, nein, Ihr redet ihm umsonst das Wort, ehrwürdiger Vater," erwiederte Amanda überwältigt von Mutterschmerz, „ich bin eine unglückliche Mutter. Dieser wilde tückische Knabe vergiftet mir mit seiner Bosheit auch noch die wenigen glücklichen Stunden, die ich fern vom Hofe in Eurem Kreise verlebe. Wehe dem Lande, wenn er einst den Thron besteigt, ich fürchte Aergeres von ihm, als von seinem unglücklichen Vater. Er hat einen störrischen, unbeugsamen Sinn und wilde Neigungen, die einst zu Blutdurst werden dürften."

„Ei warum nicht gar," tröstete die Herzogin, „was wird Eure Melancholie noch aus dem Kinde machen! Ich sage Euch, Königin, so sind die Knaben alle. Mit der Zeit verliert sich das. Die boshaftesten Kinder werden oft die sanftesten Männer. Auch Alexis war ein bischen wild und aufbrausend, und doch ist er jetzt ein guter Sohn, ein frommer Monarch, wenn er auch als Gatte etwas unzärtlich geworden ist. Seid getrost, liebe Tochter, heute noch sprecht Ihr den König, versöhnt Euch mit ihm und betreibt dann mit vereinter Liebe und Sorgsamkeit die Erziehung des Prinzen. Hofmeister verderben ihn, Elternliebe kann keine künstliche Erziehung ersetzen. O, ich freue mich auf die nahe Stunde, wo ich Euch wieder mit meinem Sohn vereinigt sehe. Zweifelt nur nicht, daß er gut ist, ich kenne ihn besser als Ihr, ich bin seine Mutter."

„Ja gewiß," bestätigte Pater Pius, „die Gnade des Herrn ist noch nicht von ihm gewichen."

Amanda antwortete mit Thränen. Sie liebte ihren Gemahl noch immer zärtlich und war bereitwillig zur Versöhnung, aber sie hoffte wenig von dem Erfolg der Zusammenkunft, welche die Herzogin veranstaltet hatte, das waltende Mißverhältniß aufzuheben.

„Ach Herzogin," sagte sie, „ich fürchte nur zu sehr, daß wir uns täuschen, daß wir nichts vermögen werden über die unglückliche Beharrlichkeit des Königs. Ich gestehe es, diese Versöhnung würde das Glück meines Lebens ausmachen, gerne erkaufte ich es mit einem Theil meiner Lebenszeit, ja ich würde mich glücklich fühlen im Sterben, wüßte ich Alexis versöhnt, sein Herz von dem ungerechten Argwohn, der mich und ihn seit vielen Jahren quält, befreit. Vergessen wollte ich alle mir widerfahrene Kränkungen, vergessen seine Treulosigkeit und Schwachheit, jede Erinnerung daran auf ewig aus meinem Gedächtniß verbannen; allein ich vermag es nicht mit Zuversicht zu hoffen, daß Alexis um diesen Preis wieder der Meinige sein will. Waret Ihr nicht seit Jahren mit unerschöpflicher Geduld, die Euch mein letzter Athemzug danken wird, bemüht sein abwendiges Herz mir wiederzubringen. Was hat es Euch, was hat es mir gefruchtet? Einige Wochen schien er ganz wieder mein liebevoller, getreuer Gatte zu sein, dann trennte uns wieder der alte unselige Argwohn und der schlecht verhehlte Durst nach reizendem Wechsel, nach niedriger Wollust und Zerstreuung. Es ist nicht für menschliche Kraft berechnet, was ich gelitten habe durch seinen Wankelmuth, seinen argwöhnischen düsteren Sinn, durch seine selbstpeinigende Hypochondrie, die ihm seit jenem unglücklichen Ereigniß jede Lebensfreude verbittert. Mein Leben war eine Wüstenei, wo ich nur selten eine ärmliche Quelle antraf, meinen schmachtenden Durst zu stillen, nur ein Labsal erhielt meine Lebenskraft, Mutterliebe und Freundschaft, Eure Freundschaft, Herzogin. Längst wäre ich unterlegen, längst würde der Gram meine Gesundheit zerstört haben, hätte ich während dieser unsäglichen Leiden nicht meiner Kinder gedacht, welchen, so mächtig und reich mein Gemahl sein mag, als König dieses Landes, für Mutterliebe kein Ersatz hätte können geleistet werden. Die Pflicht allein, Herzogin, hat mich erhalten, wenn ich sehen mußte,

wie mein Gemahl seine Liebe leichtsinnigen Geschöpfen zuwendete, wie ihm jedes andere Weib besser gefiel als seine Gattin, wie er mich kalt und höflich von sich entfernte, und wie er ohne Schaam und Scheu es aussprach mit bitteren Worten, er könne es nicht über sich gewinnen, mich wieder zu lieben! Ich glaube es fast selbst, was er oft schonungslos äußerte, ein Fluch laste auf unserer Verbindung, den keine irdische Gewalt, kein menschliches Wollen entkräften könne. Oft war er sichtbar gerührt von meinen Thränen, meinen schonenden Vorwürfen, und ich glaubte schon, der freudige Augenblick unserer Wiedervereinigung sei gekommen, da rang er sich aus meinen Armen los und sagte, wie selbst verzweifelnd: „es ist umsonst, ich kann nicht. Ich liebe Dich, Amanda, aber es ist besser, daß wir getrennt leben, füge Dich in das unvermeidliche Geschick — es will, daß unsere Herzen langsam verbluten.“ O, das war eine böse Lüge, Alexis, Dein Herz blutet nicht, ein blutendes Herz schwelgt nicht in niedriger Sinnenlust, es verschließt sich in eine dunkle Zelle und verbirgt seinen Schmerz vor den Augen der Welt. Nein, nein, Mutter, er ist nicht unglücklich durch meine Liebe. Er mag krank sein, sehr krank, aber seine Lieblosigkeit ist nicht Gram und Melancholie, sie ist die unheilbarste aller Männerkrankheiten, der Ueberdruß. Dagegen hilft keine Versöhnung, dagegen keine Reue, keine Bitte — das verschmähte Herz muß auf ewig entsagen. Schönere und Jüngere schlingen ihre Netze um Alexis, die überbrauchte Amanda vermag sich nicht mit ihnen zu vergleichen. Ich denke, Herzogin, es ist nicht gut, daß wir uns wieder sehen, es ist nicht gut für mich, daß so gewaltsam der alte fressende Kummer aufgeregt werde, es ist nicht gut für ihn, daß man ihm nicht eine Szene spart, die fruchtlos, aber peinigend sein wird. Mein Loos ist ein höchst gewöhnliches, laßt es mich zuweilen vergessen in Mutterfreuden, es ist das Loos aller Weiber, welche das Unglück haben, an das Leben eines Mannes geknüpft zu sein —

das ganze Geschlecht gleicht ihm, Keiner ist besser, Viele schlimmer."

„Was muß ich hören, Königin!" fragte die Herzogin, indem sie mit Kummer ihre Hände faltete, „wollt Ihr in dieser Stimmung Euren Gemahl empfangen? Werdet Ihr nie müde, Euch selbst zu quälen, indem Ihr Gedanken erwecket, die alle meine schönen Hoffnungen zerstören; lohnt Ihr mir so meine Liebe? Seit zwölf Monaten sann ich Tag und Nacht über eine schickliche Gelegenheit nach, Euch zu vereinigen, und jetzt, in dem Augenblick, von dem ich die Frucht meines Sinnens erwarte, schmäht Ihr meinem Sohn, und bereitet Euch sinnreich vor zum Zank, nicht zur Versöhnung; denn Ihr wißt, daß der König empfindlich und leicht beleidigt ist durch die geringste unzarte Bemerkung. Von Eurer Sanftmuth und unverbrüchlichen Liebestreue, von dem schmeichelnden Ton Eurer Stimme, die so zum Herzen redet, von Eurer Weibesdemuth habe ich das Meiste gehofft, und nun nehmt Ihr plötzlich ein Wesen an, das besser zur Zwietracht, als zur Versöhnung paßt. O der böse Knabe Emil! Er hat Euch durch seine Unart verstimmt, und mir die letzte Freude verdorben!"

„Gütige Frau, Ihr irrt Euch," erwiederte Amanda schnell besänftigt und lächelnd. „Glaubt Ihr wohl, Mutter, ich liebe Alexis minder, als Ihr, die seine Fehler nie gekränkt haben? — seid unbesorgt, Herzogin, ich trage ihn in meinem Herzen und bin versöhnlich wie immer. Die Gedanken, die ich eben ausgesprochen habe, sind nicht vermögend mich bleibend zu verstimmen, es ist vorüber und hier ist meine Hand für Alexis. Gebt mir die seinige und ich will Euch knieend danken. Wie eine zärtliche Braut, die noch nicht gekränkt, noch nicht verschmäht worden ist, will ich ihn umfangen, wenn er zu mir zurückkehrt, aber bei aller Herzensdemuth, die Ihr, mich wohl kennend, bei mir voraussetzt, werdet Ihr nicht verlangen, Herzogin, daß ich, die unschuldig Gekränkte, meine

Frauenwürde verletze und mit hündischer Schmeichelei antworte, wenn er mich beleidigt."

„Das fürchtet nicht. Wie oft soll ich es wiederholen, er hat nie aufgehört Euch zu lieben, und nur seine unbegreifliche Schwermuth hat Euch getrennt von ihm. Er hat ein tiefes Gemüth; mein Sohn, er braucht lange, ehe er ein Unglück verschmerzt. Die Zeit, hoffe ich, hat es endlich bewirkt, wenn es auch noch den äußeren Anschein vom Gegentheile hat."

„Und doch, Mutter, sagte er erst neulich, ein Fluch hat uns auf ewig getrennt!"

„Verzeiht mir, Majestät," ermahnte der Greis Pius, der bisher still horchend da gesessen hatte, „verzeiht, daß ich mich in Euer Gespräch mische, aber Ihr habt mir ein Recht dazu eingeräumt und so sage ich, es giebt keinen Fluch, der auf das Schicksal der Menschen, welches in Gottes Hand steht, Einfluß hat, als den Fluch des ungebüßten Lasters. Darum lasset Eure Herzen nicht von düsteren Zweifeln beschleichen, der Herr wird Euch helfen in der Noth, trösten im Unglück. Ihm ist nichts unmöglich und er kann auch das Herz Eures Gemahls wieder mit Liebe erwärmen. Menschliche Vermuthungen und Besorgnisse sind wie Staub und Nebel, der Sturm seines Athems verweht sie, wo Gott eingreift in menschliche Dinge."

„Amen!" sprach die Herzogin, fromm erbaut von des Paters tröstenden Worten. „Eure Ermahnungen, frommer Vater, beruhigen mich wunderbar. Warum sollte ich auch der Hoffnung entsagen? Sie hat mir, so lange ich lebe, immer mehr Freude gemacht als die Wirklichkeit der Gegenwart. Ich bin nie vergnügter, als wenn ich mich einer schönen Hoffnung hingebe, und meine letzte ist eine der schönsten meines Lebens. Soll ich sie nicht verwirklicht sehen vor meinem Ende? denn obwohl ich nicht glaube, daß ich so bald werde scheiden müssen aus dem Kreise meiner Lieben, kann es doch

bei meiner Kränklichkeit schnell und unvermuthet zu Ende gehen. Wenn ich sage, daß ich diese letzte Freude nicht erleben soll, so wünsche ich doch nicht, daß deren frohe und zuversichtliche Erwartung vor der Zeit mir geraubt werde. Gewiß, der König wird — mir zur Liebe und zum letzten Kindesdank — dieses unselige Mißverständniß aufhören lassen."

„Gebe es Gott! — Wir sind am Ende unsrer Zweifel."

Mit diesen Worten richtete sich die Königin erbleichend empor, denn so eben war der König mit dem Prinzen an der Hand eingetreten. Aller Augen begrüßten ihn mit bedeutungsvollen Blicken, nur Amanda schlug heftig zitternd die ihrigen nieder. Die Herzogin streckte ihre welken Hände nach ihm aus, und Pater Pius selbst erhob sich mit Mühe auf einen Augenblick, sank aber sogleich wieder in den Stuhl zurück, indem er mit stummen Winken sein Unvermögen entschuldigte. Etwas überrascht durch die unvermuthete Gegenwart seiner Gemahlin blieb Alexis in einiger Entfernung stehn, faßte sich dann und begrüßte alle Anwesenden mit Wohlwollen, die Königin mit einer höflichen Verbeugung. Zuerst näherte er sich der kranken Herzogin, schloß sie in seine Arme, begrüßte hierauf den Pater Pius mit einer gnädigen Handbewegung und nahm endlich auf einem Stuhl neben seiner freudig lächelnden Mutter Platz. Seine ersten Worte enthielten eine Frage über die Ursache der Entfernung des Prinzen aus der Gesellschaft der Frauen. Die Herzogin gab ihm etwas zögernd genügende Auskunft darüber, erfreute ihn aber sichtlich wenig. Indessen ließ es Se. Majestät dieß Mal bei einem strafenden Blick bewenden, welcher den verwirrten Knaben von ihm entfernte, während seine Tochter Gelegenheit nahm, ihrem Vater ehrerbietig die Hand zu küssen. Jetzt erst wurde allen Anwesenden, mit Ausnahme des Pater Pius, der über die Jahre hinaus war, wo man Verlegenheit, Schaam und heftig schmerzenden Unmuth nicht zu unterdrücken, kaum zu verbergen vermag, die peinliche Lage empfindlich, in die

sie sich versetzt befanden. Der König duldete zwar, erwiederte aber nicht die Liebkosungen seiner Tochter, und so unbedeutend diese Vernachlässigung der Kindesliebe war, wurde sie doch von Allen bemerkt und die Veranlassung der unbehaglichsten Gefühle. Amanda, am meisten gespannt und verletzt durch das Betragen des Königs, sah stumm in sich gekehrt unverrückt nach einem Gegenstand, der weder so weit vom König entfernt war, daß es beleidigend hätte sein können, wenn man das Auge von dem Glanz Sr. Majestät nach ihm abwendete, noch so nahe, daß sie hätte in Gefahr kommen können, den unruhig umher irrenden Blicken des Gemahls zu begegnen. Die Herzogin selbst, welche gegen ihren Sohn eben so viele Ehrfurcht als Liebe empfand, verlor in ihrer Eigenschaft als Vermittlerin allen Muth, und fand es in der Verlegenheit gewiß nicht zur Unzeit, als sich ihr gewöhnlicher Husten einstellte. Am schlimmsten war es der kleinen Amanda — nach ihrer Mutter so genannt — zu Muthe; über und über roth vor Schaam stand sie unbeachtet vor dem König und hielt noch immer die bewegungslose Hand in der ihrigen, und fand den Muth nicht, sie fahren zu lassen. Glücklicherweise befanden sich an den Fingern des königlichen Vaters einige sehr schöne Ringe, welche zu betrachten ihr einigen Ersatz für den lieblosen Empfang gewähren mochte. Der König selbst suchte Worte, doch nicht für seine Empfindungen, welche er kaum dem Beichtvater anvertraut haben würde. Schwerlich gewann eine derselben die Oberhand über die anderen; denn war auch der finstere Stolz bemüht, sein ganzes Herz in Besitz zu nehmen, so war es die Liebe, das vorwurfsvolle Gefühl seines Unrechts nicht minder. Der erstere nahm den Argwohn, die Sophisterei der Gefühllosen, zu Hilfe, die zweite verbündete sich mit dem angebornen Edelmuth und dem Ehrstolze der wahren Tugend, um die ihr feindlichen Elemente zu verdrängen. Im Hintergrunde des Herzens wachte aber, den Kampf beobachtend, vielleicht beherrschend, der fin-

stere Glaube an das unwiderstehliche Walten eines bösen Prinzips. — Außerhalb des seltsam gruppirten Familienkreises saß in der Person des ehrwürdigen Pater Pius das gleichgültig wiederkäuende Greisenalter mit halbgeöffnetem Mund und die halb erblindeten Augen ausdruckslos nach einen fixen Punkt hinrichtend, gleichsam als eine zur Bildsäule gewordene Frage über den Werth und die Bedeutung des menschlichen Streitens, Fühlens, Denkens, Lebens.

Endlich gab der Husten der hektischen Herzogin Veranlassung zur Erkundigung um das Befinden der von Allen geliebten Frau, welche schon seit zehn Jahren vergebliche Hoffnung nährte, der böse Katarrh werde sie noch vor ihrem Ende verlassen. Die Aerzte hatten aber im Grunde längst alle Hoffnung aufgegeben, die nimmer verzweifelnde Kranke von der Lungensucht zu heilen. Sie gab denn auch ihrem Sohne den tröstlichen Bescheid, sie hoffe, wenn sie erst die Folgen einer kürzlichen Erkältung werde überwunden haben, wieder recht gesund und froh zu werden und dann — setzte sie scherzend hinzu — ihre Kinder zu überleben. So wirkte der nie zu besiegende Lebensmuth dieser Frau, selbst unter so betrübten Gesundheitsumständen, noch erheiternd auf eine Gesellschaft von meist jüngern Personen, welche bei vollständiger Gesundheit an dem Leben verzweifeln zu müssen glaubten. Die kleinmüthigen Thoren! Sie wußten oder bedachten nicht, daß das Extrem alles menschlichen Elends in der Krankheit bestehe, daß man unter allen Verhältnissen noch immer glücklich genug sei, wenn man einer kräftigen Gesundheit genießt. Was neben dieser bestehen kann, ist nicht das Entsetzlichste der Leiden, nicht das höchste Uebermaß des Schmerzes, dessen die menschliche Kraft fähig ist.

Die heitere Bemerkung der Herzogin gab dem König hinreichende Fassung, um auch seine Gemahlin mit verbindlicher Höflichkeit um ihr Wohlbefinden zu fragen. Sie ant-

wortete mit etwas unsicherer Stimme, indem sie sich mit Ehrerbietung, doch ohne Erniedrigung verneigte:

„Ich danke, Sire, für Eure Güte. Meine Gesundheit ist erträglich.“

Hierauf trat wieder eine kleine Pause ein, nach deren Verfluß die Herzogin das Gespräch fortsetzte. Da es bloß eine Einleitung zu der beabsichtigten Versöhnung bilden sollte, betraf es meistens nur gleichgültige Gegenstände, welche für uns kein Interesse haben. Erst nach einer langen Unterredung mit dem König und nachdem wieder eine Pause des Stillschweigens entstanden war, wagte es die Herzogin ihr Gesuch vorzubringen.

„Mein theurer Sohn,“ sagte sie bewegt, „Du sprichst nur mit mir und doch ist eine Person hier, welche Deinem Herzen näher sein sollte, als selbst die Mutter.“

„Du wirst Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhängen, spricht die heilige Schrift und so ist der Wille der ewigen Vorsehung,“ unterstützte Pater Pius.

„Gewiß, so soll es sein,“ fuhr die Herzogin fort, „aber leider ist es jetzt nicht mehr so bei Dir, mein königlicher Herr und Sohn. Es gab eine Zeit, wo ich Dich nicht ermuntern durfte, der heiligen Schrift in diesem Punkte gemäß zu handeln, wo Dir die Liebe Deiner Amanda schätzbarer war, als alle Kronen der Welt, wo ich Dich meine Kniee umschlingen und Thränen des Dankes vergießen sah, weil ich Dir das Herz dieses Engels erobern half. Sie hat sich Dir geopfert mit beispielloser Hingebung und Liebe, sie hat nun ein Recht, von mir Verantwortung des Unglücks zu fordern, welches aus dieser von mir vermittelten Vereinigung Eurer Herzen entsprungen ist. Willst Du, mein Sohn, daß ich den bitteren Gedanken, schuld zu sein an ihrem Unglück, mit ins Grab nehmen soll? Zehn Jahre schon dauert dieses unselige Mißverhältniß, den schönen Mittag des Lebens vertrauert Deine Gattin in öder Abgeschiedenheit, sie ist zur Entbehrung der

köstlichsten Freuden verdammt, während ihr ungerechter Gemahl, unbekümmert um ihren einsamen Schmerz — — — laß mich Dein Unrecht nicht aussprechen. König! Du rühmst Dich Deiner Gerechtigkeit und nur allein gegen Dein Weib willst Du ungerecht sein? Solche duldsame Sanftmuth, solche Ergebung in den Willen ihres Herrn, wie die Königin in dieser ewig langen Zeit der Verbannung aus Deiner Nähe bewies, verdiente wohl mehr Liebe und mehr als einen kalten Gruß der Höflichkeit ihre Begegnung. Wenn Du wüßtest, was sie leidet, und mit welcher Liebe sie noch immer von ihrem Alexis spricht, Du könntest nicht so grausam auf dieser Trennung beharren, die sie elend macht. Sie ist kein gewöhnliches Königsweib, das nur den Glanz der Majestät zu theilen liebt, Deine Krone kann sie nicht erfreuen, wenn Dein Herz abgewendet ist von ihr. Mein Sohn, ich kenne Dich nicht mehr. Mir selbst blutet das Herz bei dem Jammer dieser unglücklichen Frau, und Jeder aus Deinem Volk, der sie kennt, muß sagen, solche Tugend, solche Anmuth und Liebe verdient ein besseres Loos. Nur Du siehst sie fühllos Thränen vergießen, nur Du verkennst die Reine, tief Gekränkte. Alle tadeln Dich mit bitteren Worten, Alle zeihen Dich der Ungerechtigkeit, des Undanks, der Gefühllosigkeit, Du hast nur einen Anwalt für Dich — das Herz Deiner unglücklichen Gattin."

Während die Herzogin so sprach, hatte der König seine Tochter Amanda an sich gezogen und mit forschenden Blicken betrachtet.

„Schönes Kind, bei Gott!" murmelte er vor sich hin, daß Niemand den Inhalt seines Selbstgesprächs vernehmen konnte, „ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Grausamer Himmel, nur einen Zug von mir laß mich entdecken! — Vergebens. — Da ist keine Linie, welche zeugte von meiner Vaterschaft — so ist mein Mund nicht geformt — so nicht mein Kinn, — so nicht die Nase — meine Augen sind von

anderer Farbe — mein Haar ebenfalls — so ziehen sich nicht meine Brauen und meine Stirn ist anders gewölbt. — Vergebens harre ich seit Jahren der Ausbildung einer Aehnlichkeit mit mir, welche endlich meinen Argwohn besiegte — es ist nicht möglich, das ist nicht mein Kind. Jeder Vater erkennt sein Kind an Familienmerkmalen, jede Frucht trägt die Eigenthümlichkeiten seiner Abkunft, nur hier, weil es mich quält, weil das Glück zweier Menschen davon abhängt, nur hier sollte die Natur eine Ausnahme von der Regel gemacht, eine grausame Täuschung hervorgebracht haben — nein, es ist unmöglich. Gewißheit, Gewißheit, und ich will den Jammer von zehn Jahren als eine zu große Strafe gelten lassen und beendigen, wenn sie mich beleidigt, will bereuen und Buße thun in der Liebe, wenn sie mich der ungerechten Härte zeiht, nur Gewißheit, nicht die fressenden Zweifel, die mein Herz verzehren!"

Indessen hatte die rührende Beredsamkeit der kranken Matrone wunderbar eingewirkt auf sein erhärtetes Gemüth. Bei ihren letzten Worten blickte er tief ergriffen nach seiner Gemahlin, welche ihr Gesicht in Thränen badete und laut schluchzte. Ein schönes geliebtes Weib in Thränen ist ein Anblick, dem das stärkste Männerherz nicht widerstehen kann, es löst sich auf in Rührung und Mitgefühl. Mühsam kämpfte Alexis einige Augenblicke mit einer gewaltigen Gemüthsbewegung, dann schloß er die kleine Amanda, welche er erst unsanft zurückgehalten hatte, in die Arme und küßte sie.

„Bring diesen Kuß Deiner Mutter!" befahl er dem ob der Liebkosung erfreuten Mädchen, allein die Königin erwartete ihre süße Botschaft nicht, sondern eilte laut weinend mit ausgebreiteten Armen an die sich versöhnlich darbietende Brust ihres Gemahls. Schon blickte Pater Pius dankbar zum Himmel, schon stammelte die Herzogin, deren Augen Thränen entstürzten, einige Worte der Freude, als unvermuthet eine Störung eintrat, welche wohl geeignet war, des Königs dü-

steren Glauben an ein böses Fatum wieder zu erwecken. Prinz Emil, der bisher in einer Ecke stumm zugehorcht und mit kindischer Erfindsamkeit, boshafte Anschläge gemacht hatte, kam plötzlich eilend herbei, drängte sich gewaltsam zwischen Beide und rief mit tückischer Schadenfreude:

„Traut ihr nicht, Sire, die Königin ist falsch und spricht nur in Schmähungen von Euch.“

Tief fühlende Gemüther werden nie stärker verletzt, als durch gewaltsame Unterbrechung in Augenblicken, wo sie sich sanften Empfindungen willig hingeben, wenn sie zerfließen in Rührung und Liebe. Schnell wie durch einen Blitz werden sie dann entzündet und lodern auf in wilde Flammen, welche Alles zerstören in ihrer Nähe. Alexis wurde dadurch seiner ganz unmächtig, doch kehrte sich seine Wuth nicht gegen die unschuldige Königin — welche er heftig von sich stieß, um sich Raum zu verschaffen zu einem rasenden Beginnen — sondern gegen den boshaften Knaben, der die Züge seines Vaters schändete. Längst hatte er mit tiefem Kummer des Prinzen Gemüthsverderbtheit bemerkt und im Vaterschmerz oft mit der Vorsehung gerechtet, welche ihm diesen Sohn gegeben. Jetzt, in dem Augenblick, wo diese Schlange mit ihrem giftigen Athem zwischen die einander entgegen schlagenden Herzen versöhnter Gatten trat, wurde der Schmerz über die Entartung seines Kindes zur sinnlosen Raserei. Seine Augen blitzten auf in unbändiger Wuth, sein Mund schäumte und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. „N a t t e r!“ knirschte er und erfaßte den Sohn bei den Haaren, wie man einen Hund am Fell ergreift und schleppte ihn zum Geländer des Balkons. Im nächsten Augenblick würde er ihn unfehlbar hinabgeschleudert haben in die Tiefe, wenn nicht die Königin, ihres Gemahls schrecklichen Zorn wohl kennend ihm schreiend nachgeeilt wäre und den Knaben gerettet hätte. Sie rang mit seinem Zorn um das Kind und siegte, denn schon zeigten sich bei dem schwächlichen Gemahl die Symptome einer na=

henden Ohnmacht, als Folge der heftigen Gemüthsbewegung. Noch ein Mal raffte sich seine in Krankheit übergehende Wuth auf zu einem fürchterlichen Faustschlag auf das Haupt des Prinzen, und als ob sie Beide getroffen wären, stürzten Vater und Sohn zugleich nieder auf den Boden.

Während Amanda, bald das blutende Haupt des Prinzen besehend, bald an des Königs Herz fühlend, um Hilfe schrie, schien die Herzogin entschlafen. Ihr erloschenes Auge war halb geschlossen, ihre Wangen plötzlich eingefallen, ihr Haupt auf die kranke Brust vorgesunken. Sie befand sich in einer vollständigen Apathie, welche dem Tode sehr ähnlich sah. Ihr Zustand wurde jedoch nur von dem Pater Pius bemerkt, der eben so hilflos wie sie an seinen Stuhl gebannt war, aber vom Schreck nicht so sehr angegriffen. Unruhig bewegte er Arme und Beine, während seine schwache Stimme die Prinzessin Amanda, die sich ängstlich verkrochen hatte, ersuchte, nach einem Arzt zu schicken. Ehe jedoch noch andere Zeugen herbeikamen, veränderte sich die furchtbare Szene — der König erwachte aus seiner flüchtigen Betäubung, die Herzogin schlug die Augen auf und fand sich etwas beruhigt, da sie kein theures Haupt vermißte. Nur der boshafte Prinz verharrte in einer künstlichen Erstarrung, obgleich seine Wangen sich wieder färbten und seine Kopfwunde keineswegs bedeutend war. Wie große Reptilien sich todt stellen, wenn man sie berührt, bemühte er sich, den Athem einzuhalten und seine Glieder zu steifen. Mit einem verächtlichen Blick auf diese Scheinleiche richtete sich der König auf, winkte der Herzogin einen schweigenden Abschiedsgruß zu und entfernte sich, um nie wieder zu kehren.

3.

„Es ist vergebens, der Frieden meiner Seele ist dahin auf immer!" rief der unglückliche König aus, als er in seinem Kabinete angekommen war und, das kummerschwere Haupt auf beide Hände gestützt, über seinen Besuch bei der kranken Herzogin nachdachte. Er fühlte es tief und schmerzlich, wie verlassen selbst ein König sei, wenn er die Bande der Natur mit freventlichem Leichtsinn zerreißt, wie wenig der Reichthum eines Landes und die glänzende Macht eines Fürsten sei, wenn Beides ein verbittertes Gemüth für das verlorne Glück eines Gatten und Vaters entschädigen soll. Die Geschichte des verflossenen Jahrzehends erschloß sich seinem Geiste wie ein wüster Traum, aber ihre Thatsachen gewährten seiner Erinnerung keinen Trost. Nach dem unseligen Vorfall, der seinem Freunde das Leben, seiner Schwester die Unschuld des Leibes, seiner Gattin das Glück der ehlichen Liebe, ihm selbst Lebensmuth und Geistesstärke gekostet hatte, war sein Gemüth in einen seltsamen Widerstreit edler und unedler Empfindungen gerathen, in welchem nicht seine bessere Ueberzeugung, nicht die geschwundene Mannkraft der über alles Unglück erhabenen Vernunft obsiegen konnte über den tiefen herzverderbenden Schmerz der Reue, des Lebenshasses, der Selbstverachtung. Die größte Gewissenspein lag in der Bereuung des voreiligen Mordes — das lebhafte Ge-

fühl seines Unrechts erfüllte sein Herz mit einer anderen eben so ungerechten Empfindung: Verachtung des weiblichen Geschlechts. Seine edle Gemahlin erschien ihm schuldiger, als sein unglücklicher Freund, denn der Schmerz über seinen Verlust ließ keine Vernunftgründe zur Entschuldigung derselben aufkommen. Er glaubte durch das Verlassen seiner Gemahlin den Manen des Erschlagenen ein gerechtes Sühnopfer zu bringen, und war um so weniger geneigt, das gute Einverständniß mit der unglücklichen Amanda wiederherzustellen, da das Bewußtsein der Blutschande sich gegen jede Erklärung und Versöhnung sträubte. Die traumähnliche Erinnerung an die gräßliche Gruftszene verursachte ihm Ekel und Schauder — er schwor, Angelika nie wieder zu sehen. Sie hatte, selbst vom sündhaften wahnwitzigen Traum ergriffen, seine Geistesverwirrung zur Ausführung eines fanatischen Vorhabens benützt, aber nie, wenn er bei Besinnung war, hatte Alexis ihre unglücklichen Empfindungen getheilt. Wäre dieß der Fall gewesen, er würde sich besser getröstet haben, indessen sich zu dem moralischen Bewußtsein einer unerhörten Schandthat das physische Gefühl des Ekels gesellte und so den entkräfteten Geist zur verzweifelnden Schwermuth veranlaßte. Die scheinbare Unmöglichkeit, die unseligen Mißverhältnisse auszugleichen, der entsetzliche Anschein eines waltenden bösen Prinzips, den alle Ereignisse trugen, halfen das Herz und den Verstand dessen verdunkeln, der sich lange der Unbefangenheit, Unerschrockenheit und Freigeisterei gerühmt hatte. Der Fanatismus unsinniger und die Schlauheit arglistiger Pfaffen war dabei nicht unthätig, das so vorbereitete königliche Gemüth gänzlich zu verdüstern, und so war es bald geschehen, daß sich der hoffnungsvolle Zögling Samboros, weinend in Unkraft, der melancholischen Religionsschwärmerei in die Arme warf.

Die Klerisei jubelte, als der König, plötzlich ein eifriger Frömmler, mit der ihm eigenthümlichen Hast schnell alle seine

irreligiösen Institute zerstörte, die bereits fruchtbar wuchernde Gottlosigkeit unter seinen Unterthanen mit blutigen Machtsprüchen verfolgte, alle seine eigenen gegen das Mönchthum und den Fanatismus gerichteten Verordnungen als Eingebungen des Satans widerrief und, mit einem härenen Strick umgürtet, im demüthigen Inkognito eines frommen Pilgers zu den Heiligthümern des Wahnglaubens wallfahrtete. Aber nicht lange währte dieser fromme Wahnsinn, bald erkannte er das Lächerliche seines Beginnens und die Nichtigkeit der religiösen Gaukeleien und kehrte insgeheim zur gesunden Vernunft zurück. Daß er es nicht öffentlich that, daran verhinderten ihn so viele wichtige Gründe. Zunächst schämte er sich seinen thörichten Wankelmuth vor dem Volke zu zeigen, denn selten sind die großen Geister, welche den Muth haben, ihre Irrthümer vor der Welt einzugestehen um den Spott und die Verachtung des schlechten Haufens, gleichmüthig zu ertragen. Ueberdieß hatte er während seiner frommen Sinnbekehrung eine Entdeckung gemacht, welche für den Monarchen zu wichtig war, als daß er sie ungenützt hätte lassen können. Der Pöbelhaufe seiner Unterthanen empfing nämlich mit theils aufrichtigem, theils geheucheltem Entzücken die Beweise der heiligen Sinnesänderung seines Monarchen, und ermangelte nicht, seiner Frömmigkeit abgöttische Huldigungen darzubringen. Bei einiger Ueberlegung fand der König auch, daß die Macht der Fürsten selbst auf einer Art Kultus beruhe, welcher, so lange der Menschheit das äußere Gepränge und der gemachte Nimbus einer fingirten Erhabenheit imponirt, noch dauern wird, wenn er auch häufig genug seinen Gegenstand und seine Form verändert. Er gelangte in Folge derselben Betrachtungen zur Ueberzeugung, daß dieser Kultus der irdischen Majestät mit dem religiösen so innig zusammenhänge, daß einer ohne den anderen nicht bestehen könne und beide sich gegenseitig unterstützen. Er verfolgte nun die Schlußreihe, die sich aus dieser Entdeckung ergab, mit großem

Scharfsinn und Beharrlichkeit und wurde, um mit einem modernen Wort seinen Seelenzustand, seine nachherige Politik, seine moralischen und religiösen Maximen zu bezeichnen, das, was man in der Folge einen Machiavellisten nannte. Menschenliebe verhinderte ihn nicht daran, seinen neuen Grundsätzen zu folgen; denn theils waren ihm die Menschen verächtlich geworden, theils überredete er sich, daß sie nur um so glücklicher wären, je mehr man sie von aller philosophischen Spekulation abbringt und von der unglücklichen Skepsis entfernt. Sich selbst überließ er dem zügellosesten Atheismus, ohne je äußerlich das Geringste im Dienste der Religion zu verabsäumen. Damit war auch die ganze Klerisei höchlich zufrieden und verehrte nun den Monarchen als einen höchstverständigen Mann.

Diese neue Charakterveränderung hatte auch auf sein persönliches Leben einen ungemeinen Einfluß, aber sie machte ihn nicht glücklich. Nachdem er aus seinem Herzen die Menschen- und Gattenliebe gerissen, empfand er in demselben eine unausfüllbare schmerzliche Leere. Statt der offenen treuherzigen Miene der Freundschaft, die nie systematisch sündigt, sondern nur irrt, begegneten ihm nun arglistige Frauengesichter mit Furcht, kriechender Schmeichelei und Verschmitztheit in den scheuen Blicken, oder kalte nichts sagende Hofphysiognomien, welche bald Leerheit des Herzens und Kopfes, bald nachdenkliche besonnene Niederträchtigkeit verkündeten. Noch erbärmlicher war der Ersatz, der ihm für die verschmähte Liebe eines schönen und edlen Weibes geboten wurde in der Umarmung williger Frauen und Jungfrauen, welche, bestochen durch seine noch immer schöne Gestalt, oder durch den Glanz der Majestät, oder durch andere künstliche Mittel, im Verhältnisse zu dem königlichen Geliebten nur einerlei Empfindungen Raum gaben, denen der Eitelkeit, Habgier und gemeinen ekelhaften Geilheit. Je mehr er Gelegenheit hatte, die schönsten Frauen des Landes seinen Gelüsten dienstbar zu

machen, je schneller wurde er gesättigt, je schneller wurde seine physische Kraft und mit ihr die Fähigkeit zur Wollust verzehrt. Anfangs gab er sich der ausschweifendsten Begier mit einem wilden Freudentaumel hin, der alle Nerven im Entzücken erbeben ließ. Frauen ergaben sich ihm ohne Widerstand, Mütter und Väter verhandelten ihre Töchter an den königlichen Wüstling, und wo er nicht durch Gunst und Geld zu seinem Ziel gelangen konnte, bediente er sich unbedenklich der Gewalt. Aber bald fühlte er seine Kraft erlahmen und war gezwungen, um zu genießen, diese und den erkalteten Reiz mit künstlichen Mitteln zu beleben, die den letzten Rest seiner Nervenkraft auffaugten. Krankheit, Hypochondrie waren die Folge dieser Entkräftung. Die edelsten Organe seines Körpers verrichteten ihre Funktionen unordentlich, sein Gehirn wurde von häufigen krankhaften Gallengüssen und einer totalen Nervenverstimmung verdüstert. So war die letzte Bedingung einer tyrannischen Gemüthsverfassung erfüllt und bald sah das Reich in dem einst vergötterten Alexis einen vollkommenen Despoten. Schweigende Furcht herrschte an seinem Hofe, trübsinnige Bangigkeit im ganzen Lande. Befand sich Se. Majestät in übler Laune, hatte er lästige Verdauungsbeschwerden, so empfand die ganze Dienerschaft, manchmal das ganze Land die Folgen seines flüchtigen aber dennoch äußerst verderblichen Zornes. Der Stolz verhinderte dann das Herz, das gestiftete Unheil zu verbessern, und immer mehr häuften sich im Lande die Elemente des Unglücks. Die Noth des Landes stieg mit jedem Jahre, demoralisirte das Volk, vermehrte die Zahl der Verbrecher. Viele, welche sich den gesetzlichen Weg zum Wohlbefinden, zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Stellung durch Pfaffen und bestechliche Günstlinge versperrt sahen, suchten ihr Ziel auf ungesetzlichem Weg durch Raub, Mord, Diebstahl Betrug, Meuterei; denn der entartete Landesfürst vereinigte mit seinen elenden Regierungsmaximen, mit seinem bösen

Willen eine große Trägheit und einen Geschäftsüberdruß, welche ihn verhinderten, die mannigfachen Uebelstände im Reiche zu erforschen und durch Wachsamkeit und Thätigkeit die eigennützigen Beamten an willkürlichen und ungerechten Handlungen zu verhindern. Kurz, nach Verlauf des Decenniums trat ein status ein, der dem der letzten Regierungstage Severins ziemlich ähnlich sah. Des Königs nunmehriges Leben war ein ununterbrochenes Wüthen gegen sein Volk, sich selbst und die Menschheit. Je mehr er das eigene Unglück empfand und abnahm an Kraft, Heiterkeit und wahrem Muth, je mehr ließ er das Volk die Schwere seines Szepters empfinden. Sein Ruhm war längst befleckt, die Ehre seines Namens unrettbar verloren, darum entledigte er seinen Geist der letzten die Tyrannei beschränkenden Rücksicht und trachtete nur nach Vermehrung seiner Macht, nach Genuß und Reichthum.

Sein besseres Ich war jedoch nicht ganz untergegangen, der angeborne Edelmuth nicht ganz abgestorben. Er war ein Sünder aus Leidenschaft, nach deren Sättigung und Ermüdung das moralische Gefühl erwachte. Seine Begierde glich einem todtgerittenen Roß. Sobald es darnieder lag, ihn nicht mehr forttragen konnte aus dem Sumpf seiner Lethargie, fühlte er den schweren Fluch der unmäßigen Sünde. Sein wilder Zorn war ein Thor, der ihm die köstlichste Labung seines Herzens verschüttete, die Bilder, an welchen sich sein Auge geweidet, zertrümmerte, ein Pfeil, der stets den Schützen traf. Der Menschenhaß leistete ihm keine besseren Dienste, seine Weltverachtung raubte ihm den Genuß ihrer Schönheiten. Jener stahl ihm Liebe, Freundschaft und Treue seiner Zeitgenossen, diese zerstörte das Bündniß der Sinne mit dem Herzen. Selten erregten die Wahrnehmungen der ersten sein Gemüth und die unglückliche Trennung des äußeren und inneren Lebens, welche das größte Elend der Sterblichen ausmacht, war halb vollbracht. Als ihm seine Lebens-

weichheit, die ein seltsames Gemisch war von Krankheit, Klugheit, bösem Willen und Wahn, so schlecht anschlug, überließ er sich oft einem thränenreichen Bedauern seines unglücklichen, selbst verschuldeten Schicksals. Er weinte über sich wie Jesus über das vor seinem prophetischen Geist erscheinende zerstörte Jerusalem. Wie einst die Kinder Israels an dessen Verfall, so waren seine Leidenschaften Schuld an der Zerfallenheit seines Inneren. In der Wärme dieses Bedauerns thauten die erstarrten Empfindungen seines edlen Herzens wieder auf. Da sehnte er sich nach seiner verlassenen Amanda und umfaßte in Gedanken weinend ihre Kniee, da gedachte er seines erschlagenen Freundes und flehte seinen Geist an um Versöhnung, da liebte er die Menschen und sein Vaterland, da dachte er an den Geist des Alls und bot ihm sein Herzblut, sein Leben zum Opfer für das Glück seiner Völker. Er hatte nie das Laster geliebt, aber das Laster liebte ihn. Darum zerfloß er in solchen Augenblicken in kindliche Wehmuth, und als er, von allen Seiten eingesperrt durch selbstgeschaffene Schranken, keinen Rückweg fand für sein besseres Wollen, stürzte er sich wehklagend hin auf das Angesicht und flehte mit Inbrunst die vergessene und verhöhnte Gottheit an um Befreiung aus diesem irdischen Irrsal, um Erleuchtung oder Tod. Aber der Himmel vergeudet keinen Strahl seines ewigen Lichts für die Abwege der menschlichen Vernunft und er sendet keinen hilfreichen Arm, wenn ein gefallener Engel in der selbstgewählten Finsterniß nach fremder Hilfe schmachtet, wo nur die einzige Kraft ihm zu helfen vermag — es blieb finster in seiner Seele. Die heilige Andacht verrauchte schnell, wie das Strohopfer des Kain und der Teufel freute sich wieder seiner dienstbaren Seele. Sie schwankte zwischen Himmel und Hölle, aber das irdische Gewicht einer kraftlosen, der Erhebung unfähigen Körperlichkeit, machte, daß sie sich entschieden der Tiefe zuneigte. Das gefährlichste Ereigniß für seinen Dämonismus war die rührende Szene des

Wiederfindens seiner Amanda. Der Himmel war ihm aufgeschlossen, und seine Englein winkten mit süßem Lächeln, würde Angelika gesagt haben, da zischte die Schlange der höllischen Versuchung und verschwunden war die zauberreiche Vision. Heftiger erzürnt konnte der Erzengel Michael nicht sein gegen den Fürsten der Hölle, als des Königs bessere Hälfte es war damals gegen sein eigenes Kind. Die unnatürliche Bosheit des Knaben war ihm ein Greuel, der fatalistische Ideen in ihm rege machte. Er haßte darum und weil der Prinz so wenig dem Prinzen Alexis, dessen sich der König oft mit Wehmuth erinnerte, glich, sein eigenes Blut nicht minder als sein böses Geschick, das er Welt nannte.

„Dahin auf immer!“ wiederholte er seufzend, und suchte die trübseligen Gedanken an sein verlornes Familienglück von seiner Stirne wegzuwischen. Um sich zu zerstreuen, ergriff er einige vorliegende Papiere, aber in der nächsten Secunde verhöhnte er seine Thorheit, die ihn Trost bei Staatsgeschäften suchen ließ. Was enthielten diese Papiere Tröstliches? Klagen, Vorwürfe, unverschämte Gesuche, und eine Unzahl von Polizeiberichten über die schlechte Stimmung des Volkes. Hundert Mal wiederholt las er hier in schönen Worten, daß das Volk ihn nicht liebe, daß es unzufrieden sei, daß unzählige Anzeichen eines Sturmes eingetreten und die eiligsten Gegenmaaßregeln nothwendig seien. Zwar hatte es hier und da ein Speichellecker versucht, ihn mit Versicherungen von der Liebe und Ehrfurcht der Nation zu trösten, und ihn glauben zu machen, daß nur Vagabonden und Abenteurer, brodloses Gesindel und Pöbelfreunde die Ruhe des Landes zu gefährden suchten, während der edelste Kern der Nation sich der besten Gesundheit und Zufriedenheit erfreue; allein Alexis war kein so großer Sanguiniker, um diesen Versicherungen Glauben beizumessen, und er kannte eben so gut die Gefahr, als seine Schuld daran und die Mittel, ihr zu begegnen. Nachgiebigkeit und Insichgehen war seinem Stolze unmöglich, da-

her diese Mittel alle mehr das Gepräge einer unmenschlichen Klugheit als der philanthropischen Weisheit, welche ihm schwerlich geholfen haben würde, an sich trugen. So widerlich ihm die Staatsgeschäfte geworden waren, erforderte doch der Drang der Umstände schnelles Handeln und Erwägen. Seine Gesinnungen, die waltenden Verhältnisse und die Qualität seines Willens, ihnen gemäß zu wirken, werden wir am besten aus seinem Selbstgespräch kennen lernen.

„Warum brummt das Ungethüm Volk,“ sagte er, „warum fletscht es unmuthig die Zähne gegen seinen Herrn, warum erhebt es sein scheußliches Haupt unter meinem Fuß? Weil ich ein Thor war und ihm geschmeichelt habe, wie einem treuen Hund, weil ich selbst in unseliger Verblendung seine Kraft gestärkt, seinen Willen ermuthigt habe zum Widerstand gegen die mir zustehende Gewalt, weil ich mir selbst einst die Hände gebunden und es bewaffnet habe gegen mich. Zu spät kam ich zur Besinnung, zur Erkenntniß meines Vortheils. Wer hieß mich seinen Wahn zerstören, wer hieß mich einst die wohlthätigen Fesseln zerreißen, welche die Religion und die Prediger des blinden Gehorsams seiner unbändigen Kraft angelegt hatten? Wer hieß mich meine eigene bessere Ueberzeugung mit Gewalt und Eifer ihm aufdringen, die gesunde Vernunft, die der Willkür nie dienstbar sein wird, zu seinem Führer zu machen? Meine Menschenliebe. Fluch ihr! Als ich meinem Volk sagte: „sei glücklich und verständig,“ da schrie es Wehe über den Freigeist, den Gotteslästerer, und suchte finstere Höhlen auf, um insgeheim dem alten Götzen des Wahns die gewohnten Opfer zu bringen. Einige aus ihm warfen sich in thörichter Verblendung zu meinen Füßen und erflehten mit Thränen das Spielzeug ihrer Phantasie, welches ihnen ein Joch ist zugleich. Wenige freuten sich meiner Thaten. Das Volk war wie ein Hund, der seinen Herrn je mehr liebt, je mehr er von seiner Strenge leidet. Nun ich selbst scheinbar seinem Wahn huldige und Gehorsam bei-

sche, den es zu leisten ehedem überwillig war, haben die Wenigen, welche der Strahl der Wahrheit berührt, den Funken zu einer wilden Flamme angefacht und ihr den Thron zur Nahrung bestimmt. Die Menge tanzt nun um die glänzende Erscheinung in wilder Freude und freut sich des verbotenen Lichts, das sie einst verschmäht, nicht weil sie die Wahrheit erleuchtet, sondern weil sie der Reiz des Neuen, der Trugglanz der boshaften Lüge, in welche man die Wahrheit kleidet, verblendet."

„Was wollen sie? Meinen Szepter, meine Krone? Ha ich dürfte nur meinen alten thörichten Edelmuth wach rufen, um ihnen diese erbärmlichen Kleinode hinzuwerfen wie schlechten meiner Kraft unwürdigen Tand. Es hat meinen Stolz nicht befriedigt, mich von den elenden Kreaturen angebetet zu sehen, von welchen ich wußte, daß ihre Ehrfurcht nur aus ihrer Dummheit und Ohnmacht entspringt. Wer wäre auch stolz darauf, wenn ein Hund seine Füße leckt? Der Glanz meiner Würde und die Reichthümer meiner Länder haben mich nicht glücklich gemacht. Ich war nie ein glücklicher Gatte, Vater, ich habe nichts gekostet von der größten irdischen Glückseligkeit und den bittersten Kelch des Schmerzes bis auf den Grund geleert. Auf der Höhe des Thrones war ich der größte Unglückliche. Bettler waren gesund und froh, nur der König, ein kranker Hypochondrist, dessen trüben Augen sich nur Schatten und Phantome zeigen, konnte seines Lebens nie froh werden."

„Würde es mein Volk glücklich machen, wenn ich ihm das Opfer brächte, das für mich, der nichts mehr liebt auf der Erde, kein Opfer ist? Nein. Es würde auf die verlassene Höhe nicht die Vernunft, nicht die Weisheit und Gerechtigkeit, sondern die gleißnerische Heuchelei, den Eigennutz und die imponirende Herrschsucht erheben, oder es würde sich in blutiger Anarchie aufreiben und einem vorbeiziehenden Wolf zur Beute werden. Wäre es nicht so, ich würde noch einen Rest

Menschenliebe in meinem Herzen finden, welche mein eigenes Ich, wie Abraham seinen Sohn, zu schlachten bereit wäre auf dem Altar des Vaterlandes. Doch der Dummheit mag ich kein Opfer bringen. Gerne möchte ich aufhören zu herrschen, wenn diese Verzichtung auf die Macht und höchste Würde nicht eine Erniedrigung wäre, wenn ich, der Niemand sieht unter sich, den er achten könnte, nicht dann einer fremden Gewalt unterthänig werden müßte. Ich will nicht herrschen, aber ich will nicht beherrscht werden und darum muß ich herrschen. Darum will ich mich mit Erz umpanzern und mit einem eisernen Fuß auf den Häuptern meines Volkes wandeln. Darum will ich dem Pöbelwahnsinn ein hartes Gebiß anlegen und ihn lenken, wie einen gezähmten Panther. Sollte auch mein Vaterland aus Millionen Wunden bluten, und ich auf meinen Wegen über Leichen schreiten müssen, so will ich doch kein Haar breit abweichen von der unabänderlich mir vorgesetzten Zielbahn, wo ich dem Tod begegnen werde. Eine Generation will ich morden, wenn es noth thut, und ihr Grabmal soll im nachfolgenden Jahrhundert zeugen von einem König, der nicht so feigen Gemüths gewesen ist, daß er des tollen Haufens prahlerische Drohungen nicht verachtet und bestraft hätte."

So kämpften in dem durch Unglück verderbten Gemüthe die größten Widersprüche, ein verschleierter Edelmuth, hohe Geisteskraft, Menschenhaß, Schwachheit, Reue und Verzweiflung. Er befand sich in einem Gemüthszustande, der meist die Quelle unheilbarer Uebel und eben so häufig als verkannt ist. Auch Alexis wurde von seinen Zeitgenossen falsch beurtheilt, und vielleicht nicht ein Einziger war damals so vorurtheilslos, verständig und unparteiisch, um diesen Charakter in seiner Wahrheit zu erkennen. Seine Freunde hielten ihn für einen Mann von seltener Geistesgröße und Frömmigkeit, oder für einen charakterfesten, scharfsinnigen aber empfindungslosen Denker, der stets den Eingebungen der Ver-

nunft folgt; seine Feinde dagegen nannten ihn einen blutdürstigen, herzlosen und unverständigen Tyrannen, einen verdammungswürdigen Bösewicht, eine Geißel Gottes. Alexis hatte wirklich den Schein von alle dem, aber er war nicht, was er schien. Nur Wenige sahen so hell, und begriffen so gut des Menschen räthselvolles Herz, daß sie Alexis durchschauten und in ihm mit Bedauern einen großen Unglücklichen sahen, der, von widerwärtigen Einflüssen im Wesen verändert, der ruhmwürdigsten Bestimmung entrissen worden war. Diese milden Richter verschlossen jedoch ihr Urtheil sorgfältig im eigenen Busen, denn keine Partei wollte ihnen beipflichten und kein gemeiner Verstand würde es geglaubt haben, daß scheinbar unwichtige Unfälle, die so häufig sind im Familien- und öffentlichen Leben der Könige, auch in der Regel sehr leicht verschmerzt und vergessen werden, das Gemüth eines edlen und reich begabten Menschen so unglücklich verwandeln und eine Stimmung, aus welcher entschiedene Verbrechen entspringen, rechtfertigen können. Uebrigens gab es noch eine Person, welche, in Bezug auf des Königs Charakter, eine sehr verständige Meinung hegte, diese war des Königs Leibarzt. Er, vor dessen Augen sich die Menschheit des Monarchen unverhüllt zeigte, der zugleich Psycholog und Naturkundiger war, vielleicht nicht ganz ohne Recht den Seelenzustand stets von dem Befinden des Körpers abhängig erklärte, und keck behauptete, jedes Menschen Charakter und Fähigkeiten aus seiner leiblichen Constitution vorher bestimmen zu können, sagte im Vertrauen zu seinen verschwiegenen Freunden: Alexis würde ein vortrefflicher Mensch und unvergleichlich großer Monarch sein, wenn er nicht mit Hämorrhoiden und Unterleibsbeschwerden behaftet wäre. „Wenn in den feinen Arterien des Gehirns," behauptete er, „ein kongestiver Zustand eintritt, oder wenn das Sonnengeflechte verstimmt ist, kurz, sobald Unterleibsorgane und Nerven in abnormen Zustand sich befinden, wird des Menschen ursprüngli-

cher Charakter gänzlich umgestaltet und verdorben. Der heiterste Mann wird dann ein Kopfhänger, der gutmüthigste ein blutgieriger Mörder, der friedfertigste ein Zänker und Raufbold. Je nachdem dann äußere Umstände und Verhältnisse die innere Gemüthsrichtung begünstigen oder ihr entgegen arbeiten, werden diese Kranken mehr oder minder große Sünder, Lustverderber, Bösewichter, Narren oder Unglückliche, welche die Welt in Frieden lassen und sich selbst aufreiben. In der Blutmischung und Nervenstimmung liegen die Ursachen der meisten Fehler und Vorzüge des Charakters, daher ich steif und fest behaupte, eine unbezwingliche Naturnothwendigkeit walte in allen unseren Handlungen und im Leben der Welt. Die afrikanischen, dem Aequator nahe wohnenden Kreaturen werden nie im Stande sein, die mit ihrer Blutmischung zusammenhängenden Handlungen zu unterlassen, eben so wenig als die Nordpolkreaturen. Darum muß man auch diesen König, der wahrlich nicht der schlechteste Mensch ist, als ein nothwendiges Uebel ertragen.“ Wir verzichten auf eine weitläufige Begründung dieser seltsamen Ansichten und wenden uns wieder dem Kranken zu, den wir lange in stummer Selbstqual und finsterem Grollen haben sitzen lassen.

Als er des einsamen Denkens und Grämens müde war, gab er ein unwilliges Zeichen mit der Klingel und alsbald erschien mit schüchterner Geberde, unter zahllosen Verneigungen eine Gestalt, an der man mehr schabige Kleider als menschliche Formen ansichtig wurde. Sein dürres verzerrtes Faungesicht von aschgrauer Farbe und die matten ausgelöschten Augen würden uns in Versuchung führen, den Mann für sehr alt zu halten, kennten wir nicht sein Gewerbe und die geringe Anzahl seiner Lebensjahre sehr genau. Der gegenwärtige Ausdruck seiner Physiognomie ist eine ekelhafte Süßlichkeit, die um so widerwärtiger erscheint, da die Züge des G e l e h r t e n, an Affektation einer mürrischen Gelehrtthuerei gewohnt, in jeder Bewegung

der Lachmuskel sich sehr unbeholfen zeigen. Man sieht es dieser Fratze an, daß sie nie zu lachen und selten zu lächeln pflegt, wenn es die Gnadensonne der Majestät bescheint. Um troß der physischen Hindernisse, seine demüthige Freundlichkeit äußerlich auszudrücken, zieht er den Mund sehr schief lächelnd nach der Seite hin, so daß auch die dürre Nase sich krümmt und ihre Spitze nach dieser Richtung hinwendet. Die übrige Gestalt entspricht vollkommen der schlechten Empfehlung des miserabelsten Gesichts. Ungekämmte Haare bedecken sein Haupt, und von dem langen steifen Hals bis zur Ferse sieht man nur eckige Formen, häßliche Falten und einen Fuß, der groß und breit genug wäre, dem Körper eines Dromedar zur Stütze zu dienen. Jeden der äußerst langen Schritte des Musensohnes, der sich wohl hütet, im Dunstkreis der Majestät anders als auf die äußersten Zehspitzen aufzutreten, begleitet eine stoßende rasche Bewegung seines vorsinkenden Kopfes, welche mit seiner übrigen geschmacklosen Tournüre vollkommen harmonirte. Es ist nicht die Unbeholfenheit eines Ungeschickten, der zum ersten Male am Hofe erscheint, welche wir an ihm beobachten, sondern diejenige Geschmacklosigkeit eines Bücherwurms, der mit Vernachlässigung seines körperlichen Theils, als einer wesentlichen Bedingung der geistigen Vollkommenheit, zur Belustigung vernünftiger Leute, die er verachtet, kokettirt. Der Mann, den wir also beschrieben haben, ist der größte Gelehrte und berühmteste Publizist im Reiche unseres Helden. Wir wollen ihn hiermit dem Leser unter dem Namen des Doktors Schiefnase mit aller geziemenden Ehrfurcht, welche einem so berühmten Manne zukommt, vorgestellt haben. In heutiger Zeit würden wir ihm gewißlich den Titel eines geheimen Hofraths verleihen müssen.

Schiefnase galt im ganzen Reiche für einen sehr gelehrten Mann und schlauen Diplomaten und er behauptete diesen Ruhm mit einer Geschicklichkeit, die wirklich bewunderungs-

würdig ist, denn seine Fähigkeiten entsprachen keineswegs seinem Rufe. Die Geschichte seines Emporkommens ist uns ein neuer Beweis, daß ein großer Theil des Ruhmes, vielleicht der größte, durch Charlatanerie erworben ward. Seit seinem sechzehnten Jahre sagte er es der Welt unaufhörlich, kein größerer Mann werde in diesem Jahrhundert auftreten, als Schiefnase, und wiewohl man anfangs stark an der Wahrheit seiner anmaßenden Behauptung zu zweifeln sich vermaß, fuhr er doch unablässig fort, sie zu wiederholen, bis man wirklich glaubte, Schiefnase sei der größte Mann seines Jahrhunderts. Er genoß diesen Ruhm schon, als er noch nichts geschrieben hatte, als sein eigenes Lob, welches er so vielfältig zu verbreiten wußte, daß man unmöglich die Einheit der Quelle argwöhnen konnte. Ueberall las und hörte man den nackten Namen Schiefnase, nicht etwa auf von ihm verfaßten Werken, sondern lediglich in Zeitungen, wenn es damals welche gab, und in allen öffentlichen Blättern. Auf diese Weise wurde den Einwohnern des Reiches der Name Schiefnase so oft genannt, daß er unaufhörlich in ihren Ohren klang. Niemand wußte anfangs, wer Schiefnase war und was er Wunderbares geleistet, aber Jedermann hütete sich wohl, seine Unwissenheit zu gestehen, denn man würde den für einen Barbaren gehalten haben, der die unbekannten Verdienste des hochberühmten Mannes nicht zu schätzen wußte. Endlich erschien eine wohlbeleibte Flugschrift von dem Wundermanne, worin er Ansichten entwickelte, welche einer sehr zahlreichen politischen Parthei angehörten und daher großen Beifall fanden. Da nun die Menschen vom Anfang der Dinge her Alles dasjenige für weise, verständig, zuweilen auch für gerecht anerkennen, was mit ihren eigenen Ansichten übereinstimmt, so konnte es nicht fehlen, daß Schiefnasens Ruhm vermehrt wurde, indem ihm eine Partei huldigte, welche im Innersten von seiner Größe überzeugt war. So wurde Schiefnase nach und nach eine mächtige, einflußreiche Person, welche

selbst von dem König ausgezeichnet und zu Rathe gezogen wurde in wichtigen Dingen. Mit vieler Schlauheit hatte er die Grundsätze der regierenden Majestät erforscht, und sich, indem er stets in ihrem Sinn sprach und schrieb, unaufhörlich bestrebt, sie moralisch und vernünftig zu rechtfertigen, das Vertrauen des Königs erworben.

Der Fall, in welchem er gegenwärtig statt eines geheimen Kabinetsrathes fungirte, war kürzlich folgender: Schon vor vielen Jahren hatte sich eine neue religiöse Sekte in die rechtgläubigen Staaten Sr. ächt katholischen Majestät eingeschlichen und trotz der Wachsamkeit der Klerisei ihre gefährlichen Lehren allenthalben ausgestreut. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte Alexis selbst, die von den Satzungen der unfehlbaren Kirche sehr abweichende Lehre eifrigst begünstigt, da es ihm schien, daß sie viel Vernünftiges in sich enthalte; allein in späterer Zeit erkannte er das Staatsgefährliche dieser Doktrinen und verbannte sie vom Hofe und aus allen Staatsämtern. Demungeachtet nahm die Ketzerei allmählig so überhand, daß sie der Klerisei und der Regierung äußerst beschwerlich fiel, und letztere die Einführung einer bedingten religiösen Toleranz sehr bereuen ließ. Als nun Schiefnase von Sr. Majestät beauftragt wurde, den Ursachen der gegenwärtigen Mißstimmung des Volks und der gefährlichen Umtriebe einer, wie es schien, sehr mächtigen Oppositionspartei nachzuspüren, erforschte dieser mit vielem Scharfsinn, daß die neue Lehre die Urquelle alles Uebels sei. Nachdem Se. Majestät die Sache in reifliche Erwägung gezogen, fand sich Schiefnasen's Entdeckung gegründet, und man beschloß mit einem Schlag die „revolutionäre Hydra" des Ketzerglaubens zu vernichten. Er befahl demnach dem pfiffigen Gelehrten, eine Verordnung abzufassen, welche die strengsten Maßregeln anbeföhle und die Nothwendigkeit derselben gründlich entwickle. Schiefnase, sehr geschmeichelt durch einen solchen Beweis des unumschränktesten Zutrauens und in der

zuversichtlichen Hoffnung, daß ihm dieser Staatsstreich im unbezweifelbaren Fall des Gelingens das Amt, den Rang und Gehalt eines Staatsministers eintragen werde, vergaß nun ganz und gar, daß er vordem im Privatleben oft mit liberalen und ketzerischen Grundsätzen geprahlt hatte, und ergriff das Panier des romantischen Ritterthums und der alten Orthodoxie, um gegen den Freiheitsschwindel und die Gottlosigkeit des Zeitalters zu kämpfen. Sein Wahlspruch war: für Gott und den König, für das Gesetz und (gegen) das Vaterland!

So eben überreichte er mit einem schlecht gerathenen Bückling und pfiffig lächelnd über seinen Scharfsinn dem König eine Schrift, welche den Aufsatz der beabsichtigten Verordnung enthielt. Se. Majestät warf einen mürrischen Blick auf den Gelehrten und befahl ihm, sein Machwerk mit vernehmlicher Stimme abzulesen. Ehe Schiefnase gehorchte, richtete er sich stolz empor, räusperte sich und suchte durch Haltung und Geberde die Majestät dessen auszudrücken, in dessen Namen er zu sprechen bereit war. Nach diesen weitläufigen Anstalten entfaltete er seine Schrift, brachte sie in die gehörige Augenferne und hub mit hohler Stimme zu lesen an:

„Wir ꝛc. ꝛc. ꝛc.

„So sehr wir stets bei allen unseren Gesetzen und Verordnungen zur äußersten Gelindigkeit geneigt sind, so sehr es auch unsere königliche Gewohnheit ist, dieselben nur dann zu ändern und zu widerrufen, wenn wir deren Strenge m i l d e r n wollen, finden wir uns doch dieß Mal dringend veranlaßt, zum Heile unserer Staaten dieser großmüthigen Neigung Einhalt zu thun und von der ganzen Strenge wider das Verbrechen Anwendung zu machen, welches die Bande des Staates und die gemeinschaftliche Ruhe stört, die Wohlfahrt des Reiches gefährdet. Wenn wir uns im ersten Jahre unserer Regierung gnädigst bewogen gefühlt haben, einer bedauerlichen Irrlehre in unseren Staaten weise Duldung zu gewähren, so

glaubten wir hierdurch nur im Sinne unseres göttlichen Lehrmeisters zu handeln, der da lehrt, die Irrenden mit Liebe und Schonung zu behandeln. Wir glaubten ferner, die Anhänger jener verderblichen Ketzerlehre würden, gerührt von solcher Gnade, die Schranken des Gesetzes achten, und als gute friedliche Bürger in gesitteter Eintracht und bescheidener Zurückgezogenheit, die ächten Kinder des Heils keiner Verführung aussetzend, sich der Milde würdig machen, welcher wir in Bezug auf ihre bürgerliche Existenz Raum gegeben haben. Allein zu unserer äußersten Betrübniß mußten wir vernehmen, daß diese Undankbaren keineswegs unsere Erwartungen gerechtfertigt, vielmehr sich mit verbrecherischer Thätigkeit bemüht haben, den verderblichen Saamen ihrer schändlichen Grundsätze in die Gemüther unserer getreuen und rechtgläubigen Unterthanen zu streuen und sie zum Abfall von ihrer heiligen Religion, ja selbst von dem Unterthanengehorsam zu vermögen. Es hat unser väterliches Herz schmerzlich getroffen, unter den Verführten auch viele unserer sonst getreusten Staatsdiener zu erblicken und das Uebel täglich überhand nehmen zu sehen. Die Verwirrung, welche daraus entsteht, ist um so größer, da sich schändliche Rebellen und Unruhstifter den Sektirern angeschlossen und ihre Irrthümer zum Vorwande der eigenen Verbrechen gemacht haben. Die vor unserem Geiste stehenden Folgen dieses gräulichen Uebelstandes sind unabsehbar. Zerstörung aller bürgerlichen Ordnung, Profanirung der heiligen Religion, gänzliche Unsicherheit des Eigenthums, während der Gewaltherrschaft eines wahntrunkenen Pöbels, vollkommene Unwirksamkeit der Gesetze, Verscheuchung aller guten Sitten und Auflösung aller Bande, welche die Gesellschaft allein in Ordnung, Ruhe und sicherem Besitz erhalten können, Anwendung der verabscheuungswürdigsten Mittel zur Erreichung eines verbrecherischen Endzwecks, würden unfehlbar daraus entstehen, setzten wir nicht der Zügellosigkeit des Wahns und der Bosheit unüberschreitbare

Schranken. Die Nothwendigkeit derselben ist jedem unbefangenen Verstande einleuchtend, denn in der heiligen Religion, zu welcher wir uns aufrichtig bekennen, liegt die sicherste Bürgschaft für die bürgerliche Ruhe und Glückseligkeit unserer geliebten Unterthanen und jeder Angriff auf dieselbe giebt den Staat der barbarischen Sitten- und Gesetzlosigkeit eines uncivilisirten Volkes Preis. Daher finden wir uns genöthigt, um das Heil unserer Völker, die Kraft des Gesetzes und die Würde unseres heiligen Thrones zu retten, alle Anhänger jener verderblichen Irrlehre, welche dem Staate und der Gesellschaft unvermeidlichen Untergang drohen, sie mögen sein, wer sie wollen, ohne Ausnahme des Alters, Standes und Geschlechts, aus dem ganzen Umfang unseres Reiches zu verweisen und ihnen die Rückkehr bei Leib- und Lebensstrafe strengstens zu verwehren rc. rc. rc."

Auf diese geschickte Einleitung folgten viele strenge Anordnungen in Bezug auf die Art und Weise der Vollziehung des neuen Gesetzes. Alexis vernahm den ganzen Vortrag mit ziemlicher Theilnahme und großem Beifall, wiewohl sich sein königliches Gemüth dieß Mal wie immer gegen die heuchlerische und betrügerische Curial-Phraseologie, womit man den Verstand der Unterthanen umnebelt, aber auch dieß Mal wie immer erfolglos sträubte. Es machte ihm stets großen Verdruß, seine Verordnungen in den lügenhaften, heuchlerischen und lächerlich anmaßenden Bombast des Hofstyls kleiden zu müssen, da man doch für jedes Unrecht, für jede Unwahrheit mehr wirkliche Vernunftgründe aufbringen könnte, als noth wären, die Menge zu verblenden; allein er fand nie ein Mittel gegen diesen Verdruß, der sich auf Schaam gründete; denn bei reiflicher Ueberlegung mußte er zugestehen, daß man dem Volke mit den besten Vernunftgründen nicht so gut imponiren könne, als mit affektirter Majestät, hochtrabenden Redensarten und nichtssagenden Gemeinplätzen. Schiefnase sah sich daher bald mit einem gnädigen Lächeln für seine

Bemühungen belohnt, und obgleich Se. Majestät, heute nicht in besonders gesprächiger Laune, ihn sogleich nach Beendigung seines Vortrags zu entlassen geruhte; so war es doch trostlicher Weise nicht zu verkennen, daß dieselbe höchst zufrieden und gesonnen sei, die Sache schnell in einsame Berathung zu ziehen. Schiefnase entfernte sich deßhalb sogleich, rücklings unter unzähligen Kratzfüßen entweichend, mit seinem gewöhnlichen schiefen und süßeklen Lächeln aus dem königlichen Kabinete. An der Thüre angelangt machte er seine letzte, leider unbemerkte Verneigung und entschlüpfte seitwärts hinter schweren Sammtvorhängen in die Antichambre. Bis hierher war sein Rückzug glücklich und ohne Unfall, trotz der vielen Gefahren, welche seine Ungeschicklichkeit umlauerten, bewerkstelligt worden, aber am Eingang des Vorzimmers lauerte der verschmitzte Hofnarr auf allen Vieren und bemächtigte sich eines der Spindelbeine des Gelehrten mit so boshafter Geschicklichkeit, daß Schiefnase, in den Balancirkünsten sehr unerfahren, obgleich er mit einem Storch sehr viele Aehnlichkeit hatte, die lothrechte Richtung seines Körpers aufgeben mußte, um unsanft in die wagerechte zu gelangen. Glücklicherweise schützten im Sturz seine breiten langfingrigen Hände das weise Haupt vor jeder Berührung des Staubes, sonst würde er wohl, trotz seines kalten Blutes und seiner berechnenden Klugheit, kaum so freundliche Worte gefunden haben, den boshaften Schalksnarren zu begrüßen. Unfehlbar würde er dieß dann in der Folge bestmöglichst bedauert haben, denn er wußte wohl, daß ein vollkommener Hofnarr vor allen Dingen, will er anders die Gewogenheit des Monarchen erwerben, alle die Bestien und Kreaturen, an welchen die Majestät Gefallen findet, hoch in Ehren halten und alle ihre Ungezogenheiten mit Geduld ertragen müsse.

„Ei, sieh da! guten Tag, Mac Cuddy, mein lustiger Freund!“ rief er mühsam lächelnd aus, indem er die verschiedenen Bestandtheile seines Körpers nach und nach in Ord-

nung brachte und die Ellenbogen, wie auch den Steiß vom Staube reinigte. „Ihr seid doch immer frohen Muthes und voller Schwänke. Für die Zukunft möcht' ich Euch aber freundlichst gebeten haben, minder halsbrecherische Späße mit mir vorzunehmen, denn meine zarte Leibeskonstitution kann nur dem Hieb und Stich eines Wortfechters widerstehen."

„Was du nicht willst, daß dir widerfahre, sollst du deinem Nächsten nicht thun," antwortete der Narr, „steht in der Bibel und kann umgekehrt werden, wornach es lautet: Das Uebel, was du einem Anderen zufügst, muß dir selbst genehm sein. Ich habe Euch nur durch die Blume sagen wollen, daß mein hochgelehrter Herr und Freund Jemanden ein Bein gestellt hat."

„Ha, ha, Ihr habt da eine ganz eigenthümliche Weise etwas durch die Blume auszudrücken," erwiederte der Gelehrte, indem er sich zugleich mit dem Hofnarren aufrichtete, „verhüte der Himmel, daß Eure Redefiguren Jemanden übler bekommen als mir. Was indeß Eure Beschuldigung betrifft, so weiß ich in der That nicht, was Ihr damit meint."

„Wenn Eure hohe Gelehrsamkeit die Narrheit im Vorzimmer des Königs eines geneigten Gehörs zu würdigen willig ist, so will ich Euch des Breiteren Auskunft geben über meine unmaßgebliche Meinung. Gefällt es Euch, hier Platz zu nehmen auf dieser gepolsterten Bank, wo ich schon so manches Armesündergesicht gesehen, so will ich mich zu Euren Füßen hinstrecken, wie Hamlet zu den Füßen der reizenden Ophelia, mit welcher Ihr gewiß eben so viel Aehnlichkeit habt, als ich mit Hamlet. So, Ihr sitzt, nun will ich mich Euch gegenüber mit gekreuzten Beinen auf den Teppich setzen, damit uns der Teufel nichts anhaben kann. Hört aufmerksam zu, denn nicht alle Tage begegnet Ihr einem Narren, der so wenig weiß wie ich. Aber eben darum, und weil der Mensch in der Regel das am meisten schätzt, was er nicht besitzt, werde ich Euch beweisen mit möglichster Gelehrsamkeit, daß

die Gelehrsamkeit ein sehr vorzügliches Ding, und daß insbesondere Eure Gelehrsamkeit unter allen Gelehrsamkeiten die größte und nützlichste ist. Wenn man sich in Gedanken zurückversetzt in die finsteren Zeiten der Barbarei, als noch die Urdummheit der Menschen in der größten Blüthe stand, wenn man bedenkt, daß die Menschen damals die Erde bald für ein Kameel, und ihre Kreaturen für Ungeziefer, die Berge für Höcker, die Wälder für Haare desselben, bald für ein schwimmendes Ei, bald für einen Teller gehalten haben, so muß man in Thränen ausbrechen über das Unglück der damaligen Menschenthiere, welche nicht ein Mal wußten, was zu wissen für ihre Glückseligkeit ungemein wichtig war, nämlich, daß der Körper, auf welchem sie wohnen eben so gut ein Planet ist, wie alle anderen Planeten. Aber, abgesehen von der Astronomie, um welche sich nicht zu bekümmern der größte Theil unserer heutigen Menschen noch immer so unglücklich ist, und, hingesehen auf einen einzigen uns näher liegenden Zweig der Gelehrsamkeit, welcher die menschliche Glückseligkeit unendlich befördert, auf die Arznei- und Heilkunde, welch' einer traurigen Unwissenheit waren die damaligen Menschen preisgegeben?! Hirten vermaßen sich damals, die Menschen zu kuriren, Hirten ohne Ansehn, Titel und Gelehrsamkeit, ohne auf irgend einer Universität promovirt zu haben, ohne vorher in Armenspitälern, an dürftigen, rang- und titellosen Kranken, welche froh sein müssen, auf eine gesetzliche Weise in den wohlthätigen Schranken der bürgerlichen Ordnung sterben zu können, die verschiedenen Heiltheorien versucht zu haben — Hirten, Ignoranten, die kein Wort Latein sprechen konnten, es ist abscheulich! Unglaublich ist der Nutzen dieser Wissenschaft. Schon als sie noch in der Kindheit war, wurden die Menschen geboren, lebten einige Zeit und starben alsdann; einige Zeit später, als Hippokrates sie kultivirte, wurden die Menschen geboren, lebten einige Zeit und starben alsdann, und jetzt, da diese Wissenschaft im schönsten Flor steht, werden die Menschen geboren, leben einige

Zeit und sterben alsdann; allein es ist unschätzbar zu wissen, wie die Krankheit heißt, an welcher wir sterben, und keineswegs gleichgültig, auf welche Weise wir sterben. Welch ein Unterschied zwischen dem Tod eines heutigen Menschen und dem eines Barbaren aus der Zeit der quacksalbernden Hirten! Wie das liebe Vieh mußten die Menschen ehedem verenden. Es gab keine Aerzte, Chirurgen, Hebammen, Accoucheurs, Apotheken, keine Recepte, Klistirspritzen, Trepanirmaschinen 2c. Wie erbaulich ist daher der Tod eines civilisirten Menschen. Krankenwärter, welche ihn mit glühenden Eisen gebrannt, um sein Leben zu verlängern und die Schmerzen seiner Krankheit aufzuheben, Aerzte, welche mit gelehrter Miene jedes Symptom beobachten, mit der Uhr in der Hand auf die Stunde warten, welche sie als die des Sterbens vorausgesagt, stehen an seinem Sterbebett und freuen sich ihrer Wissenschaft. Zahlreiche Arzneiflaschen sind auf einem Tisch aufgepflanzt — ihr Inhalt ist in der Küche des Todes bereitet. Heutzutage stirbt kein civilisirter Mensch ohne Hilfe eines Arztes. Nur gemeine, unwissende Plebejer sterben zuweilen wie die alten Barbaren, wenn sie anders der Wachsamkeit der Gesundheitspolizei entrinnen."

„Allein wie unwesentlich erscheint dieser ungeheure Nutzen der Arzneikunde gegen den ungeheureren der übrigen Wissenschaften und Gelehrsamkeiten, als da sind Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Technik, Pharmakeutik, Diplomatik, Heraldik, Archäologie, Sphragistik, Historie, Geographie, Genealogie, Phrenologie, Physiologie, Pädagogik 2c. 2c. 2c.! Welch enorme Glückseligkeit und überirdische Wonne empfindet der Mensch, wenn er weiß, daß die Winkel eines Dreiecks zusammen gleich sind zweien Rechten, daß der Mond um ein gutes Stück kleiner ist als die Erde, daß der Blitz von der Elektrizität der Luft herrührt, daß die Diamanten eigentlich aus nichts bestehen als Kohlenstoff, und daher unsere tiefste Verachtung verdienen, und dergleichen ungemein

wichtige Dinge mehr. Ja, ich glaube nicht, daß ein Mensch wahrhaft selig werden könne, dem es unbekannt ist, ob die adeligen Herren von E. oder Y. einen Stier oder einen Bock im Wappen führen, ob sie ein Recht haben, auf ihr Wappen einen Storch oder eine Krone zu setzen, ob sie in gerader oder krummer Linie von diesem oder jenem vorchristlichen Heiden abstammen, und wie viele Kinder ein jeder der regierenden Monarchen in ordentlicher und morganatischer Ehe erzeugt habe. Ich habe Euch, wie Ihr merkt, mit wenig Worten und ausnehmendem Scharfsinn unglaubliche Dinge bewiesen, weßhalb ich mir in Folge der großen Geistesanstrengung erlauben werde, eine Pause zu machen, während welcher ich Eurer Gelehrsamkeit erlaube, sich die Nase zu putzen und den Hals von Schleim zu befreien. Sollte Euren geringen Fähigkeiten etwas unklar in meinem Vortrage erscheinen und ihr den Sinn meiner Worte nicht ganz begriffen haben, so benützt diesen Zwischenraum, um mich zu befragen und seid gewiß, daß ich Euch mit vieler Bereitwilligkeit jeden Aufschluß ertheilen werde, der Euch frommen kann."

Mac Cuddy setzte sich hierauf mit äffischer Geschicklichkeit in die majestätische Positur eines ordentlichen besoldeten Professors, der nach einem langen ermüdenden Vortrag seinen schwitzenden Zuhörern einen Ruhepunkt vergönnt. Mit der einen Hand entfaltete er ein großes Taschentuch, mit der anderen bot er seinem Schüler mit vieler Herablassung eine Prise elendes Niespulver. Dr. Schiefnase bediente sich ohne Weiteres, erwiederte aber sogleich die Höflichkeit, indem er dem Narren seine eigene goldene Tabatiere hinreichte. Mac Cuddy behielt sie ohne Umstände, ließ ihm dagegen seine eigene Schildkrötdose und schickte sich eilig an, in seinem Vortrag fortzufahren.

„Die allerungeheuerste und gänzlich unbegreifliche und allergeheimste Nutzbarkeit gewährt hingegen —"

„Eure Tabaksdose, Mac Cuddy —" unterbrach ihn der

Gelehrte, indem er ihm wiederholt und ohne auf dessen Vortrag zu hören, sein werthloses Eigenthum zurückzustellen suchte. Angst und Verlegenheit hatten sich des armen Doktors bemächtigt, als er des Narren Anstalten zur Fortsetzung seiner mystifizirenden Rede machen sah. Eben wollte er, Geschäfte vorschützend, sich entfernen, aber die gerechte Furcht, seine kostbare Dose zu verlieren, bannte ihn in das Auditorium des Narren. Da dieser sich nun auf das Bestimmteste durch höfliche Geberden weigerte, seine Dose zurückzunehmen und dadurch anzeigte, daß er geruhe, sich den Tausch gefallen zu lassen, so war Schiefnase gezwungen, den Verlauf der schwebenden Beweisführung geduldig abzuwarten. Dennoch bemeisterte er seinen Unwillen so weit, daß man nichts davon in seinen Geberden bemerken konnte, wenn man das zuckende Blinzeln seiner erloschenen Augen übersah.

„Die allerungeheuerste, gänzlich unbegreifliche und allergeheimste Nutzbarkeit gewährt hingegen die Weltweisheit,“ fuhr Mac Cuddy mit Pathos fort, nachdem er sich geräuspert und geschnaubt hatte, „oder Philosophie, die unbegreifliche Wissenschaft — (zur Genesung!) — von den unmöglichen und unbegreiflichen Dingen, welche in sich begreift die Naturgeschichte Gottes, der ersten, sich selbst kreirenden Kreatur, die zoologische Darstellung und Analyse ihres Wesens, ihrer Lebensmittel, ihrer physischen und moralischen Fähigkeiten — (Prosit, Herr Doktor!) — ihrer Lebensdauer und Gewohnheiten, wie auch die Naturgeschichte der menschlichen Seele, welche ein unsichtbares Thier ist im Thiere, und gleichsam mit dem Körper eine menschliche Zweieinigkeit ausmacht — (Euer Wohlsein!) — eben so die hochwichtigen Wissenschaften von den menschlichen Gedanken und Schlüssen, und den verschiedentlichen gelehrten Namen derselben, nicht minder die Wissenschaft von dem göttlichen Rechte des Menschen (— wohl bekomm es Euch! Ihr habt da einen garstigen Schnupfen —) nach einer naturgesetzwidrigen Theorie zu leben und nach Be-

lieben zu sterben, deßgleichen die unerschöpfliche, ewige Lehre von der Untersuchung über die Untersuchung, von der unmöglichen und dennoch als möglich dargestellten, auf eine unmögliche Weise vollbrachten Selbstbetrachtung des Auges, von dem Lichte, welches das Licht beleuchtet, und der göttlichen Flamme, welche die Flamme verzehrt, von dem unerschöpflichen Born, der in sich selbst zurückläuft, vom Leben, von der Zeit und deren Dauer, von dem Raum und seiner Ausdehnung, von dem Geist und seinem Wesen, von dem Nichts und seiner Existenz (zur Gesundheit!), kurz, die Universalwissenschaft von den wunderbarsten und seltsamsten Dingen, welche kein menschliches Auge gesehen, kein Ohr gehört, keine Nase gerochen, kein Gaumen geschmeckt hat, von der Unwahrnehmbarkeit der Unwahrnehmbarkeit und der Realität des Nonens, die unsäglichste aller Wissenschaften, welche uns allein des Lebens würdig macht, und wodurch wir allein zu der Wissenschaft gelangen, welche das höchste, unschätzbarste Endresultat alles Forschens ausmacht, nämlich die Wissenschaft von dem, was wir nicht wissen, woraus erst die herrliche, tröstliche, ungemein erhabene, ja göttliche Ueberzeugung entspringt (gleich einem prächtigen Wunderquell aus der Finsterniß des Schachtes), nämlich: daß wir nichts wissen. Und mit dieser herrlichen Wissenschaft von der Nichtwissenschaft waren schon die ältesten Menschen gesegnet, ohne daß sie wußten, zu welchen gelehrten Systemen sich ihre Weisen bekannten, ohne daß sie ahnten, mit welchem Eifer man in folgenden Jahrtausenden ihre Weisheit studieren, und daß einst das Glück und Fortkommen vieler Studiosen einzig und allein von der richtigen oder unrichtigen Beantwortung der Frage abhängen werde, ob diese oder jene altindische Völkerschaft im Feuer oder in einem Stier die Alles belebende Gottheit gesucht und gefunden habe, und welcher Unterschied obwalte zwischen der chinesischen Lehre des Fohi und der des Fo—ü. Schauen wir zurück in die finsteren Zeiträume der barbarischen

Urphilosophie — (Prosit!), welche ein weiser Philosoph des Jahrhunderts in menschliche und göttliche eintheilt, um anzudeuten, daß auch die Götter sich mit dieser Wissenschaft beschäftigen, als die uralte mythische und phantastische Alleinslehre der noch unmündigen „nicht zum Verstande und noch weniger zur Wissenschaft gereiften Vernunft," und die „müßige Beschaulichkeit und Sittenlehre ohne Religion," und „der tibetanische Mystizismus" und der persische Feuerdienst oder Dualismus des Zerduscht, die „Kosmogenien der Sidonier, Phönizier, Chaldäer und Hebräer" ꝛc. ꝛc. Dringen wir mit muthiger Forschbegier weiter vor bis zum Ursprung der griechischen Philosophie, aus der esoterischen Religion, die in den orphischen Mysterien verhüllt lag, bis zur Einwanderung der philosophischen Ideen aus dem Orient nach Griechenland, welche gleich einer Wolke von Heuschrecken die klassische Sonne des Alterthums verhüllten, untersuchen wir, wie der Begriff des Chaos sich nach und nach ausbildete, und bei verschiedenen Schriftstellern verschiedene Bedeutung erhielt, was für ein Geist in den sogenannten orphischen Hymnen herrschte und warum die Griechen ihren Orpheus nicht nur für einen Lehrer verborgener, tief unergründlicher Geheimnisse, sondern auch für einen Sittenverbesserer und Volksbildner hielten, sprechen wir mit den sieben Weisen Griechenlands über den Nutzen ihrer unendlichen Weisheit und wagen wir es, wenn auch Grausen und Entsetzen uns erfaßte, über die Zeitabgründe zu springen, welche zwischen ihnen und der Dialektik oder Scholastik des Mittelalters liegen, um zu den Höhen und Tiefen der Mystik desselben Zeitalters und der biblisch-allegorirenden und asketischen Mystiker vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert zu gelangen, wobei wir unfehlbar bei den kabbalistischen und alchymischen Mystikern und den neuen Combinisten vorbei kommen müssen, so finden wir uns am Ende trotz allen Widerstrebens einer unvernünf-

tigen Skepsis gezwungen, mit demüthigen Geberden einzugestehen (und Ihr beniest es), daß die Sinnlichkeit überhaupt den Charakter von Receptivität, Passivität und Afficirbarkeit und der Apprehension des Mannichfaltigen der Anschauung habe, daß von allen metaphysischen Wissenschaften nichts übrig bleibt, als allein der a priori feststehende Kanon der Erfahrung und die formelle Vernunfterkenntniß der Materie, die zwar als Ding an sich in der Erfahrung nicht nachgewiesen werden kann, ihr aber doch zu Grunde liegt, folglich das Dasein eines Gottes als allerhöchster Vernunft verbürgt erscheint, weil nur unter Voraussetzung eines Gottes, der die höchste Vernunft ist, die Uebereinstimmung der sinnlichen Natur mit dem geistigen Sittengesetz, und das endliche gerechte Gleichmaß von äußerer Glückseligkeit mit innerer Würdigkeit in einem zukünftigen besseren Leben zu erwarten steht, obgleich das Dasein Gottes für die theoretische Vernunft unerweislich ist und bleibt." Hier räusperte sich Mac Cuddy abermals und gestattete einen Ruhepunkt, denn das Niesen des Doktors wurde plötzlich sehr heftig und anhaltend. Sobald sich dieser wieder erholt hatte, und als er eben neuerdings um seine Tabatiere ansuchen wollte, fuhr der Hofnarr wieder fort:

„Durch eine andere nicht minder weitläufige und gelehrte Betrachtung gelangen wir unmittelbar durch die drei Grundsätze der Relation und ihre Erweiterung bis zum Unbedingten, mittelst der kategorischen Schlußweise nach dem Grundsatze der Inhärenz und der hypothetischen Schlußweise nach dem Grundsatze der Causalität, endlich aber mittelst der disjunktiven Schlußweise nach dem Grundsatze der Communikation, zu der vollkommensten Ueberzeugung, daß das Sittengesetz als Bestimmungsgrund des reinen Willens, das heißt als absolutes Sollen gedacht, darin bestehe „was der Vernunft gemäß allgemein sein soll." Nun wissen wir, daß in der reinen Vernunft, welche hier als Maß-

stab aller Sittigkeit angenommen wird, drei Ideen liegen, erstens die eines absoluten Dinges an sich, sowohl objektiv als subjektiv betrachtet, jenes als Gegenstand der Ontologie, dieses als Gegenstand der Psychologie, zweitens eines höchsten und unbedingten Realgrundes aller Synoden, die Idee der Gottheit als Gegenstand der Theologie, drittens einer Totalität aller Erscheinungen, die Idee eines Weltganzen, der Gegenstand der Kosmologie, daß diese Ideen bloße Begriffe sind, Begriffe aber, deren Realität durch keine korrespondirende Anschauung in der Wirklichkeit verbürgt wird, an sich immer leer bleiben, und daher die Metaphysik als reale Vernunfterkenntniß des Uebersinnlichen und Unbedingten, als wovon keine mittelbare Erfahrung möglich ist, nimmermehr realisirt werden kann. Daraus folgt, dem Begriffe von dem Wesen der Philosophie, als einer Wissenschaft von dem Nichtwissen ganz gemäß, daß sowohl die Ontologie, als auch die rationale Psychologie, Kosmologie und Theologie unmöglich ist, weil von dem reinen Ding eben so wenig, als von dem subjektiven, und dem Weltall und Gott keine Anschauung noch Demonstration möglich ist, daß folglich das subjektive, nie zu erfüllende Streben der Vernunft keinen anderen Zweck hat, als nur allein das Spiel des Verstandes stets in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Allein obgleich nun dem zu Folge der sittliche Maßstab der Vernunft ein unmöglicher, und das besagte Sittengesetz praktisch unanwendbar und beliebig auslegbar erscheint, so ist es doch ganz unschätzbar, daß wir aus seiner Bedeutung eine Wort-Regel ziehen können, welche heißt: „Handle überall und alle Mal so, daß die Maxime deines Willens durchgehends als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung angenommen werden kann.“ Nun bitt' ich Euch, mein sehr gelehrter, viel wissender Herr Doktor, geneigtest zu erwägen, welch ein humaner, menschenfreundlicher und optimistischer Sinn in dieser

kostbaren Regel liegt! Es geht nicht nur daraus hervor, daß diese Welt die beste ist, sondern wir werden auch dadurch überzeugt, daß die Menschen sämmtlich äußerst tugendhaft, sittengesetzmäßig lebende und handelnde Personen sind, denn es ist gar nicht zu bezweifeln, daß jedes Individuum, es sei nun verständig oder unverständig, ganz gewiß der Ansicht ist, die Maxime seines Willens, sei sie auch noch so schlecht, könne durchgehends als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung angenommen werden; denn so dumm bescheiden ist Niemand, daß er sich nicht für den Gerechtesten und Gescheidtesten seiner Zeit halten sollte, und die größten sogenannten, aber unserer Theorie gemäß unmöglichen Spitzbuben halten ihre sogenannten Verbrechen selten für ganz unrechte Dinge. Hier insbesondere erkennen wir den ungeheueren Nutzen der Gelehrsamkeit, und wir freuen uns derselben, da sie uns versichert, es gebe keinen anderen, als den äußerst bequemen, nach Belieben einrichtbaren elastischen Maßstab der eigenen Vernunft für sittliche Handlungen, derselben Vernunft, deren drei Hauptbegriffe oder Ideen, wie wir bewiesen haben, nie realisirt werden können. Da nun der Mensch nie glücklicher ist, als wenn er seinen Neigungen, welche stets mit seinem reinen Willen sich zu identificiren streben, folgen darf, so ist es einleuchtend, daß die Philosophie uns überschwenglich glücklich macht, wenn das plumpe Schicksal uns keine Querstriche in das philosophische Leben einzeichnet. Quod erat demonstrandum!"

„Auf demselben Wege gelange ich ohne weitere Hindernisse, denn der Boden ist geebnet, obgleich sumpfig und voller unsichtbarer Abgründe, zu einer neueren Vervollkommnung der Wissenschaft und hochwichtigen Thesis, welche meine eben aufgestellte Behauptung mit einem Lichtmeer überschwemmen wird. Sie entsprießt wie das Licht aus dem Haupte der Jesusjünger, so aus der Gefühlstheorie eines äußerst gutmüthigen, rechtschaffenen und unterleibskranken Weltweisen, welcher

als ein äußerst zärtlicher Menschenfreund, trotz der bärbeißigen Ungethümlichkeit seiner aufgeklärten Zeitgenossen, die Menschheit ganz absonderlich verehrte, obgleich viele Hypochondristen zu behaupten wagen, es wäre nichts Verehrungswürdiges an ihr. Dieser liebenswürdige, gutmüthige, rechtschaffene Quidam und Menschenfreund beweist nämlich mit grundherzlicher Gefühlsamkeit aus der Existenz eines, den Gegenstand unendlicher, nie zu stillender Sehnsucht bildenden fühlbaren Gottes, weil ferner der Glaube ein Wissen ohne Beweise, nicht aber, wie Gottesläugner behaupten, ein Beweis vom Nichtwissen ist, weil alles Streben von göttlichen Dingen etwas a priori aus der Vernunft zu wissen oder zu erweisen, zuletzt in Atheismus ausartet, weil endlich, wie aus einem „überflüssigen" Buch zu ersehen, woselbst es mit gründlicher Gefühlsamkeit dargethan ist, der Verstand unvernünftig und die Vernunft unverständig, die Wahrheit unerdenklich, die Natur aber ein Sein ist, welches auf ein Ursein deutet, daß die Freiheit des Menschen nichts ist, als seine Persönlichkeit und Individualität, und die Tugend nichts anderes, als ein Trieb oder Instinkt seiner vernünftigen (d. i. unverständigen) Natur zum an sich Wahren und Guten. Und dieser Trieb, Grundtrieb der unverständig vernünftigen Natur des Menschen, soll sicherem Vernehmen nach, obgleich ich armer Sünder nichts davon zu spüren vermeine, so entschieden sein, daß der edle Mensch nicht nur in Befriedigung desselben seine höchste Seligkeit findet, sondern auch so entschieden die Bestimmung seines Daseins fühlt, daß er denjenigen nicht werth des Lebens hält, der sein Leben mehr liebt, als das, was dieser Trieb fordert. Nun haben viele vernünftige, das ist unverständige Menschen, eingewendet, daß dieser Trieb ein sehr unzuverläßiges Ding sei und die Tugend, der angeführten Theorie gemäß, selbst eine sehr wetterwendische Person sein müsse, da dieser angeblich in der vernünftigen (un-

verständigen) Natur vorhanden sein sollende Trieb sehr mannichfaltig konstruirt gefunden werde, und zwar bald als fanatischer Aberglaube, bald als Brunst, Narrheit, Wahnsinn, sintemalen er heute einen katholischen Heiligen veranlaßt, sich für die unbefleckte Empfängniß Mariä braten zu lassen, morgen einen indischen Fakir vor einem hölzernen Götzen tanzen und kasteien läßt, zuweilen auch als Jakobiner, Royalist, als Ketzer und Rechtgläubiger, Herrnhuter, Quäker, Sodomit und Dieb erscheint; allein ich, der ich mich zu den verständigen, das ist unvernünftigen Menschen, rechne, wage zu behaupten, daß alle diese vernünftigen Menschen die Worte der gefühlsamen Weisheit des rechtschaffenen Mannes mißverstanden, seine Tugend verkannt haben. Denn da ich von dem, was man insgemein Tugend nennt, in mir nicht die leiseste Spur zu entdecken vermag, verständig-unvernünftiger Weise aber nicht annehmen kann, daß in irgend einer menschlichen Kreatur der Trieb, Grundtrieb oder Instinkt seiner vernünftig-unverständigen Natur zum an sich Wahren und Guten, welcher die Tugend ausmacht, gänzlich ermangeln oder erloschen sein könne, so ist es unmöglich, daß dieser heilige, entschiedene Trieb ein anderer sei, als der Geschlechtstrieb."

Doktor Schiefnase erstaunte mächtig. Hatte ihn schon die unvermuthete Gelehrsamkeit Mac Cuddys in große Verwunderung versetzt, so wurde er nun gänzlich perplex durch die Kühnheit seiner Behauptungen. Er traute in dem Augenblicke seiner eigenen Kenntniß und Vernunft nicht mehr, da er einen Narren so gelehrt sprechen hörte, daß Schiefnase selbst, der doch ein Gelehrter von Profession war, den tief versteckten Sinn seiner Worte nicht fassen konnte. Es ging ihm in dem Augenblicke selbst nicht besser, als dem großen Publikum, welches durch einen Wortschwall von hochtrabenden und gelehrt klingenden Phrasen, verbunden mit einigen vernünftigen Gedanken, so sehr verblendet wird, daß es die

Nichtigkeit, welche sich damit bekleidet, nicht zu erforschen vermag, und unbedingt glaubt und anbetet. Ein Ausruf des Erstaunens unterbrach des Hofnarren Vortrag auf einen Augenblick, dann fuhr Mac Cuddy, zufrieden mit dem Eindruck, welchen seine Rede hervorgebracht, in seiner Demonstration fort.

„Freilich," sagte er, „seltsamlich und keck mag Euch meine Auskunft erscheinen, aber sie ist demungeachtet die einzig richtige, aus der Definition des bemeldeten Instinkts sich selbst ergebend. Ihr werdet, obgleich Ihr ein großer Skeptiker seid und Alles bezweifelt, was dero höchsteigener Vortheil zu bezweifeln gebietet, dennoch nicht bezweifeln können, daß dasjenige, wornach der Geschlechtstrieb trachtet, etwas Wahres und Gutes ist; denn so viel mir aus Eurer Leibesbeschaffenheit einleuchtet, habt Ihr durch vielfältige Erfahrungen eine übermäßige Ueberzeugung von Beiden erlangt. Was unser gefühlsamer Philosoph von der Entschiedenheit dieses Instinkts und von der höchsten Seligkeit, welche man durch dessen Befriedigung empfindet, sagt, paßt wieder vollkommen und ausschließlich auf den Geschlechtstrieb. Daß übrigens der mit diesem Instinkt behaftete edle Mensch jeden Anderen, welcher sein Leben mehr liebt, als das, was dieser Trieb fordert, des Lebens nicht werth erachtet, davon seid Ihr ein lebendiger Beweis, denn Ihr scheint mir Euer Leben durch Erstrebung dessen, was der Geschlechtstrieb fordert, nicht wenig beeinträchtigt und somit Euren Abscheu gegen diejenigen, welche nicht tugendbeflissen sind, hinlänglich dargethan zu haben, es müßte denn sein, Ihr wolltet es in Abrede stellen, daß ihr ein edler Mensch seid. Wer wäre auch des Lebens weniger würdig, als derjenige, der nicht thätigst bemüht ist, dasselbe zu vermehren und fortzupflanzen? Ihr werdet nach allen diesen Beweisgründen die vorgelegte Theorie um so weniger bestreiten, da sie Euch von dem ungeheuersten Nutzen der Weltweisheit vollkommen überzeugt und überdem

noch nicht nur den Ruhm eines sehr gelehrten, sondern zugleich den eines äußerst tugendsamen Mannes für die Ewigkeit sicher stellt."

Abermals entstand eine Pause, während welcher der Gelehrte schief lächelnd und in bedeutender Verlegenheit um Abkürzung der Rede bat, denn allmählig wurde ihm die Weisheit des Narren lästig. Mac Cuddy verhieß ihm ein baldiges Ende und schritt zur Schlußdemonstration folgenden Inhalts.

„Aus allen diesen entwickelten Doktrinen geht nun endlich eine aus der intellectualen Anschauung eines absoluten Ich-Ich entsprungene, den transcendentalen Idealismus als Wissenschaft bearbeitende absolute Subjektivitäts- oder Ichheitslehre hervor, aus deren Grundsätzen und Beweisführungen wir endlich die ewige Wahrheit schöpfen werden. Bei nur einiger Verstandeskraft muß es nämlich Jedermann klar werden, daß es keineswegs gleichgültig sei, ob sich unsere sublime Wissenschaft von dem Nichtswissen dieser oder jener Ausdrücke bediene, am wenigsten aber geduldet werden könne, daß sie vulgäre Worte gebrauche, welche Jedermann verständlich seien, wodurch das heilige Geheimniß am Brunnen der fließenden Erkenntniß von dem Nichtwisser zu sehr profanirt, die Quelle selbst zu einer Viehtränke herabgewürdigt würde. Vielmehr ist es die heiligste Pflicht eines Philosophen und ordentlichen Professors, seine Weisheit in solche ungewöhnliche Wortlaute und Fügungen einzukleiden, daß nur der Eingeweihte nach langem mühsamen Forschen, Uebersetzen und Entwirren den mageren Sinn derselben zu enträthseln im Stande ist: denn nicht nur, daß es ganz überflüssig ist, wenn der niedrige unwissende Menschenpöbel, welcher nicht ein Viertel eines Jahrhunderts dem Studium gestorbener Sprachen und Wissenschaften aufgeopfert hat, durch solche ungelehrte und leicht verständliche Afterphilosophen zum Selbstdenken veranlaßt wird, was nur jenen Vielstudierten zusteht, sondern auch dar-

in zeigt sich das Heilsame der vorgeschriebenen Methode, daß der Lehrer dem unwissenden Schüler die größten Widersprüche und, auch darin versteckt, wie bittere Arzneien in süßem Vehikel, die Wahrheit ungestraft verabreichen darf, ohne daß er befürchten müßte, von der unlöblichen Censur gehudelt und von einer profanen Regierung verpönt zu werden, dieweil derlei dargereichte Wahrheitspillen nach dem Gutachten unterrichteter Kommissarien für unschädlich und keineswegs gewaltsam aufklärend gehalten werden. Denn, gleichwie es eine vermessene und ketzerische Behauptung eines gefühlsamen Philosophen ist, daß die Ichheitslehre nach anderer Ignoranten Meinung aber die ganze Weltweisheit nichts sei, als eine Mathesis pura, ein Spiel mit leeren Zahlen, ein Weben des Webens, „eine Verwandlung der Sachen in bloße Gestalten und der Gestalten in Sachen, ein Aus- und Eingehen aus Nichts, zu Nichts, für Nichts und in Nichts," gleichwie man nicht sagen kann, daß die Weltweisheit eine sehr unnütze Wissenschaft sei und weder in den Zeiten der barbarischen Urphilosophie, noch je in der Folge den Menschen einen wesentlichen Nutzen verschafft habe, indem die Menschen erweislicher Maßen zu allen Zeiten, trotz aller Religionen, Sittenlehren und philosophischen Systemen, im Allgemeinen stets — einige Ausnahmsnarren abgerechnet — dem natürlichen Instinkt gefolgt sind, welcher von ihnen fordert, daß sie sich nähren, begatten und gegenseitig beeinträchtigen, dieweil es ein Naturgesetz ist, gegen welches jede menschliche Weisheit nichts auszurichten vermag, daß jede Kreatur für ihr eigenes Ich besorgt sei, wodurch allein das Allgemeine seinen Zweck erreiche, dieweil es eben aus lauter einzelnen Ich-Kreaturen bestehe — gleichwie man, sage ich, dieß nicht sagen kann, ohne mit Recht von allen installirten Lehrern und Professoren als ein heilloser Ignorant, Ketzer, Bösewicht und nichtdenkender Unsinniger verachtet zu werden, also wäre auch die systematische Ichheitslehre, außerhalb ihrer technischen Be-

kleidung in dürre deutliche Worte zersetzt, theils eine vermessene gottlose Ketzerlehre, theils ein unfruchtbares Widerspruchsgemengsel untiefer Bedeutung. Wer wollte dagegen sich unterstehen, daran zu zweifeln, daß das Ich als bestimmend das Nicht-Ich absolut und frei unendlich und die einzige wahre Realität, nach einem guten und einträglichen kultivirten Grundstück, sei, Causalität besitze, welche jedoch sich, weil das Ich in seinem Bewußtsein immer nur als ein endliches, das durch ein unverständiges Nicht-Ich beschränkt ist, erscheint, nur als Streben kund geben kann, in dieser Eigenschaft aber allemal nur eine bestimmte Quantität der Thätigkeit hat, gleichwohl sich durch den Begriff der Pflicht genöthigt sieht, dem Nicht-Ich, das an sich selbst durchaus vernunftlos und unheilig, ja eine bloße Schranke und eigentlich ein rein Todtes ist und daher nur da ist, um vernichtet und als ein Nichtiges erkannt zu werden, entgegenzukämpfen in der Voraussetzung, daß, Falls auch dieser Kampf unsinnig und naturwidrig wäre, wie Don Quixottes weltberühmter Strauß mit den Windmühlen, dennoch durch die moralische Weltordnung und den uns gänzlich unbekannten idealen Gott von Ewigkeit dafür gesorgt sei, wofür wir Menschen wissentlich und willentlich gar wenig sorgen, daß endlich gelingen müsse, was durchaus sein sollte, d. h. daß die Vernunft ihre Rechte gegen die Unvernunft behaupten werde, daß die Tugend des Menschen in der völligen Uebereinstimmung und Harmonie mit sich selbst in seinem Inneren, d. h. in der durchgängigen Consequenz seines praktischen Wissens oder Gewissens und seines Handelns, daß der Vernunftzweck in der Welt der Freiheit realisirt werde? Aus dieser heiligen Lehre entsprießt mir eine selbstzufriedene Beseligung, und auch Eurer Gelehrsamkeit wird sich die Elektrizität dieser Weisheitswonne mittheilen, wenn ich Euch mit gewissenhafter Umständlichkeit beweise, daß, weil, je mehr Jemand an seinem Ich die moralische Weltordnung realisirt, er sich desto mehr der Gottheit

nähert, weil ferner das praktische Wissen oder Gewissen nie besser mit dem Wollen übereinstimmen kann, als wenn das Wissen oder Gewissen lenkbare Segel besitzt. Ihr, Doktor Schiefnase, geheimer Rath der Majestät und geheimster und weisester Rath Eurer hochweisen Ichheit, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht sowohl ein sehr philosophischer als auch ein höchst tugendhafter Mann seid; denn einerseits wißt Ihr, wie ich bemerke, Euch sehr wohl zu fassen über den Austausch unserer Dosen, andererseits ist in Euch eine so vollkommene Harmonie des Wissens, Gewissens und Wollens, daß Ihr immer wißt, was Ihr wollt, d. i. Euer Gewissen ist dem Willen vollkommen unterthan und dieser wiederum dem Wissen über das, was Euch noth thut, so daß Ihr vollkommen im Stande seid, auf jeden Tag des Jahres einen eigenen Text zu predigen, woraus erhellt, daß Ihr ungemein erfahren seid in der unschätzbaren Wissenschaft von den verschiedenen Weltgegenden, Nord, Süd, Ost, West, NordnordOst, OstostSüd ꝛc.:

woher der Wind geht!

Diese kostbare Wissenschaft enthält die Essenz aller Weltweisheit, den Alkohol der Philosophie, welchen endlich nach so mühseligen Herleitungen gewonnen zu haben mich ungemein beglückt; denn nun kann ich, begeistert von ihm, auf mein eigentliches Thema von dem Nutzen der Gelehrsamkeit und der ungemeinen Schätzbarkeit der Gelehrten insbesondere aber des Gelehrtesten von den Gelehrten, des Doktors J. C. H. Schiefnase, ohne weitere Umschweife übergehen. Schon in den ältesten Zeiten der Urphilosophie hat man auf eine negative Weise erfahren, wie unschätzbar es sei, zu wissen: „woher der Wind geht!" und je weiter man in der Kultur fortschritt, je größer wurde das Bedürfniß dieser Wissenschaft. Jason würde nicht den Ister hinaufgefahren sein, um, statt eine Durchfuhr ins adriatische Meer an der Quelle des Stroms im hercynischen Wald, zu entdecken, daß er ein gewaltiger Ignorant und Dumm-

kopf sei, hätte er gewußt, woher der Wind komme; dagegen hat Mancher in der Folgezeit das goldene Vließ erworben, weil er es wohl gewußt und von seiner Wissenschaft die gehörige Anwendung gemacht hat. Sie ist der wahre Segen der höchsten Gelehrsamkeit und ihre letzte Weihe, welche den ehemaligen Adepten die Meister- und Priesterwürde verleiht und ihnen die Pforten des Tempels der Glückseligkeit öffnet. Weil Ihr, erhabener Doktor Schiefnase, es in dieser Wissenschaft so herrlich weit gebracht habt, darum vergönnt mir, Eurem niedrigsten Knecht, auf die Kniee fallen und Eure Würde preisen zu dürfen."

„Hochgelehrter, erhabener, mächtiger Herr Schiefnase!"

(Mit dieser Apostrophe erhob Mac Cuddy sein Sitzgefäß, kniete nieder und erreichte im Eifer der Rede mit den großen Händen die hängende Nase des Gelehrten, während dieser etwas betroffen zurückwich und aufzustehen Miene machte, denn er vermeinte die Gestikulation, welche nur die Apostrophe zu unterstützen bestimmt war, sei ein Attentat auf seine Namensverwandte.)

„vernimm aus meinem unheiligen Munde dein Lob und würdige das schlechte Werkzeug der Vernunft und Gerechtigkeit, welche mich begeistern, eines gnadenreichen Blicks. Du bist die Sonne der Gelehrten, der Musterplanet am Himmel der Gelehrsamkeit, von welchem alle übrigen Sterne ihr Licht empfangen und nach dem alle übrigen Weltkörper dieser Sphäre gefertigt sind. Du bist der Haubenstock im Kunstladen eines berühmten Modisten, nach dessen Muster sich alle Modernen kleiden, Du, der ausgestopfte Musterwallfisch, an dem man in Naturalienkabineten die Natur und den Knochenbau des ganzen Geschlechts studiert, Du, der magische Spiegel, durch welchen man in die Herzen aller Deiner Kollegen sieht, Du bist einem geschickten erfahrenen Kauffahrer auf der See des politischen Lebens vergleichbar, der mit jedem Winde segelt, alle Klippen und Bänke kennt und nach Wind

und Wetter seinen Lauf zu regieren weiß, der auf jedem fremden Wasser eine andere Flagge aufzieht, um weder von Türken und civilisirten Polizeischiffen, noch von Seeräubern incommodirt zu werden. Für Dich giebt es keine Gefahr auf diesem weiten Ozean, denn Du weißt ihr mit Geschicklichkeit zu entgehen, ohne etwas von Deinem Wesen aufzuopfern. Du hast die Wahrheit erkannt und die Wahrheit hat Dich befreit. Du wandelst Arm in Arm mit dem Stärkeren und vermehrst seine Kraft und schützest die Deinige. Du bist erhaben über die plebejischen Ansichten von Menschenrecht, Würde und Pflicht, und Du findest immer da das Recht, die Pflicht und die Würde, wo die That und die überwiegende Gewalt ist. Das Unmögliche ist Dir möglich, für Dich ist nichts so wirklich, daß Du es nicht im Wesen verändern und verläugnen könntest.“

„Die Profession, deren Meister Du bist, ist so alt als die Menschheit und hat schon in den ältesten Zeiten die Achtung der Menschen verdient und genossen. Deine Handwerksgenossen hießen Priester, Dichter, Gelehrte, Philosophen ꝛc., welche sämmtlich um die Glückseligkeit ihrer Zeit und ihres Geschlechts sich ungeheure Verdienste erwarben. So wie sie hat es Niemand verstanden, das Interesse der Menschheit zu dem eigenen zu machen und den Völkern so viel von ihrer Weisheit mitzutheilen, als ihnen eben heilsam war. Die wilden Barbaren haben sie gezähmt durch die Furcht vor hölzernen Götzen, und weil sie der Vernunft kein Gehör gaben, theilten sie ihnen ihren eigenen Willen als Orakel mit. Das war noch eine glückselige Zeit für Eure heilige Profession, damals waren noch die Könige Freunde der Priester und Weisen oder gar ihre folgsamen Sklaven, damals war die Macht mit der Weisheit, die Weisheit mit der Macht und die Verbündeten befanden sich unbeschreiblich wohl. Das Volk betete sie an, denn alles Glück war ihr Werk, alles Unglück rührte von den Göttern her. So blieb es lange Jahrhunderte zum Heil

der Menschheit, bis auf unsere unselige und vorwitzige Zeit, da sich die Könige erdreisten, selbstverständig sein zu wollen und in das Handwerk der Gelehrsamkeit hineinzupfuschen, da das Volk es sich vermaß, die Heiligthümer des bisherigen Glaubens zu verspotten, da ein unseliger Zwist die Männer, welche immer einig sein sollten, und welche ehedem „sich nicht begegneten, ohne zu lächeln,“ in verschiedene Parteien getrennt hat. Die e i n e Partei hat den Völkern gesagt, sie seien mündig und können sich selbst regieren, und ach, die dummen Völker haben es geglaubt und wissen nicht, daß sie nach wie vor von den Leuten Eurer Profession regiert werden.“

„In dieser kritischen Zeit, wo Tausende ihren Verstand verlieren, hast Du, preiswürdiger Schiefnase, Deine Seelengröße in voller Glorie erscheinen lassen. Du allein begreifst in dem unseligen Taumel Deine hohe Pflicht für das eigene Ich zu kämpfen gegen den Unverstand der Völker und Regenten. Du stehst da in Deiner kleinen Zeit, umgeben von neugebildeten Puppen des wankelmüthigen Volkswahns, gleich einem großen Räthsel, das die Zeit selbst nur zu lösen vermag. Dich allein hat der allgemeine Wahnsinn nicht ergriffen und mit tief eindringendem Scharfsinn erforschest Du das Bedürfniß der Menschheit und Deines Ichthums. Alle Parteien achten, verehren, lieben, fürchten, bewundern Dich, mächtiger Schiefnase! Du stehst mit Weisheit gerüstet da gegen die Dummheit und das Schicksal, und mit unermüdlichem Fleiß und gründlichem Studium hast Du die Beweisgründe gesammelt für das Recht der Völker und das Recht der Könige. Ein großer Kampf steht uns bevor, Du erwartest ihn ohne Zagen, und wer auch siegen mag, Du wirst den Sieger zu vertheidigen wissen. Du allein begreifst die ewige Wahrheit des Grundsatzes: der bestehende ist der Rechtszustand. Wer vermöchte die heiligen Rechte des r e g i e r e n d e n Monarchen zu bestreiten, wenn Du sie vertheidigst?

Ist er nicht von Gott selbst eingesetzt, sein gutes Recht nicht geheiligt durch zahllose Staatsverträge und selbstgemachte Gesetze, durch das heilige Herkommen und den Eid des Gehorsams der Völker? Bleibt er Sieger in den Wirren der Zeit, dann muß der Glanz seiner Majestät Dich, ihren Genius, umstrahlen, die fürstliche Dankbarkeit wird Dich erheben, mit Würden, Aemtern, Orden und Schätzen überhäufen, Deinen Namen verherrlichen. Deine Kinder und Enkel, wenn solche aus Deinen dürren Lenden entsprießen sollten, adeln, damit sie noch auf die Nachwelt den Ruhm Deiner Treue bringen. Stürzt er — denn alles Irdische ist vergänglich und selbst die Beinkleider eines Königs dauern nicht länger, als die meinigen, — so wird Dein großer Geist darum nicht untergehen, vielmehr glänzender als je den ganzen Horizont der Zeit mit seinen Strahlen erleuchten. Dann schreitet der große Schiefnase mit majestätischer Miene plötzlich mit kühnem Ernst hervor, tritt vor die Trümmer des gesunkenen Thrones und spricht: „Hier liegen endlich die schmachvollen Reste der gestürzten Despotie und über den blutigen Gefilden des zu lange unterdrückten Vaterlandes geht die Sonne des Rechts und der Freiheit auf. Fluch der besiegten Tyrannei, es lebe die Freiheit und das Vaterland!“ Wenn dann die Völker staunen über Deine Rede und sich dunkel erinnern, Dich auf den Stufen des Thrones gesehen zu haben, dann verbreitet sich über Dein Antlitz ein himmlisches Lächeln und Dein Mund öffnet sich, um den Staunenden Folgendes zu sagen: „Verblendete, Kurzsichtige, Getäuschte, Unbegreifende! Mein Spiel war listiger Trug zum Verderben der blinden Gewaltherrschaft. Mein Herz war heiligen Grimmes voll gegen die Tyrannei und blutete bei dem Elend meines Vaterlandes, aber mein Mund lächelte dem Despoten, um seinen blöden Geist zu umnebeln. Ich baute ihm eine Brücke von dürrem Reis und Schilfrohr, führte ihn darauf mit schlauer Schmeichelei, und er stürzte in den Abgrund.

Richtet nun, ihr Völker, über mich, der sich der zehnfachen Gefahr ausgesetzt hat, von dem Tyrannen vernichtet, von meiner eigenen List betrogen, und von meinem Vaterland verkannt zu werden, um es zu retten!" Und die Völker werden Dir zujubeln, Dich auf ihre Schultern nehmen und schreien: „Heil ihm, dem Retter des Vaterlandes, Heil Dir, großer Schiefnase!" Also wirst Du alle Gefahren der Zeit überdauern und Dir um das Ichthum unsterbliche Verdienste erwerben. Kein Sturm wird Dich beugen, kein Blitz zerschmettern, denn Du weichst der Gewalt des Sturms in geschickten Wendungen aus und der Blitz versündigt sich nicht an dürrem Holze! Darum Ruhm, Preis und Ehre Dir, mächtiger unsterblicher Schiefnase, Dich wird nichts umbringen als das Quecksilber!"

„Also glaube ich," schloß Mac Cuddy, indem er in seine vorige Positur zurückkehrte, „mit überflüssiger Gelehrsamkeit und einigem Witz den ungeheuren Nutzen der Gelehrsamkeit und insbesondere Eurer Gelehrsamkeit, welche die absonderlichste und unschätzbarste aller Gelehrsamkeiten ist, hinlänglich bewiesen zu haben, und damit die captatio benevolentiae meiner Rede nicht abgehe, bitte ich Euch schließlich um fortdauernde Freundschaft und Gewogenheit; denn ich glaube nicht, daß die sehr wetterwendische meines Herren und Regenten mir so nützlich sein könne, als die Eure, welche, wenn sie auch sonst nichts werth wäre, doch mindestens keine Schläge mit sich bringt."

Doktor Schiefnase war durch die seltsame Rede des Narren keineswegs so erbittert worden, als man erwarten durfte; sein Erstaunen über die Kenntnisse Mac Cuddys und die Aufmerksamkeit, welche er dem Sinn seiner Worte schenkte, bemeisterten den Unwillen. Er erkannte in dem Narren einen äußerst schlauen Patron, einen schätzenswerthen Freund oder gefährlichen Feind. In beiden Fällen schien es ihm äußerst wichtig, die wahren Gesinnungen desselben zu erforschen. Er

sprach daher mit hofmännischem Lächeln folgendermaßen zu ihm:

„Mein lieber Mac Cuddy, Ihr habt heute von Eurem Privilegium, Jeden, der das Glück hat, die Antichambre Sr. Majestät zu betreten, weidlich zu hecheln, hinlänglichen Gebrauch gemacht, und ich freue mich entnommen zu haben, daß Ihr eigentlich selbst zu der Gelehrtenzunft gehört. Euer Talent und Eure Kenntnisse sind wirklich außerordentlich, Ihr verdientet einen Ehrenplatz in unserer Literatur. Wenn ich mich überzeugen könnte, daß Ihr mein Freund seid —"

„Ganz devotester Knecht und Diener," erwiederte Mac Cuddy, „zunächst aber bin ich, wenn Ihr es erlaubt, mein nächster Verwandter und bester Freund. Zu Eurer Beruhigung sei es indessen gesagt, daß ich Niemand mehr liebe, als mich selbst, dem ich die Treue nie brechen werde. Was hingegen meine Freundschaft zu Euch betrifft, so mögt ihr sie bis auf Weiteres nach dem Werth meiner Tabaksdose, welche noch vor Kurzem die Eurige war, berechnen, denn Dankbarkeit ist die erste Pflicht des Menschen, weil sie das beste Mittel ist, mehr Dankwürdiges zu erwerben, und in der Regel nichts kostet als Worte, woran ich einen großen Reichthum besitze."

Schiefnase runzelte einen Augenblick die Stirne bei dieser Auskunft, denn er berechnete, ob die Freundschaft des Narren dem Werth seiner verlustigen Dose entspreche, aber bald erheiterte sie sich wieder. Freundlich reichte er dem Narren die Hand, erhob ein künstliches Gelächter und nahm Abschied, nachdem er mit einem leisen Seufzer noch eine Prise genommen aus der ihm höflich präsentirten geliebten Tabatiere.

4.

Das vorige Kapitel hat dem Leser die vornehmsten der in dieser Geschichte thätigen Personen vorgestellt, aber sowohl in dem königlichen Palaste, als auch im Thale Navranjo, welches ein Jammerthal geworden ist, haben wir eine uns theure Unglückliche vermißt — Angelika. Kaum wird der Leser noch hoffen, sie unter den Lebenden anzutreffen, da er weiß, daß schon vor vielen Jahren ihr schwacher, nervenkranker Körper im Schwinden begriffen gewesen ist. Sie lebt durch die undankbare Sorgfalt der Natur, welche ihre schwächsten Kinder eben durch ihre Schwäche zu erhalten weiß. Sie hat zwei untrügliche Mittel, dem wuchernden Verderben lange zu widerstehen — Muth und Nachgiebigkeit. Jenen ertheilt sie den Kräftigen, um im offenen Kampf den Tod zu überwinden, diese den Schwachen, um ihm auszuweichen. Kühner Zuversicht voll greift er als gewaltiger Löwe seine Feinde an, überwindet sie, und erhält sich, aber auch das schüchterne ohnmächtige Häslein erreicht denselben Endzweck durch die — Flucht, nicht überwindend, doch auch nicht überwunden. Wie die größere Dichtigkeit eines fallenden Körpers ihn vor Zerstörung schützt, bewahrt die Lockerheit eines anderen Existenz: die stärkeren Lüfte ergreifen seine Leichtigkeit und tragen sie sanft herab in die Tiefe.

Die thörichte Vergiftung, am Tage der Bestattung des Fürsten Ausen, hatte eine vehemente Nervenkrankheit nach sich gezogen, deren wohlthätige Krisis die Frucht einer blutschänderischen Umarmung abführte und ihre wahnsinnige Schwärmerei vertilgte. Ihr geschwächter, clairvoyanter Geist genas bis zur Gewöhnlichkeit und selbst ihr Körper wurde nach überstandener Krankheit federkräftiger und dem Normalzustande näher gebracht. Leicht wäre es nun gewesen, das unglückliche Mädchen in den glücklichen Zustand gewöhnlichen Denkens und Empfindens zurückzuführen; allein das obgleich dunkle Bewußtsein jenes Verbrechens, welches nach den damaligen Begriffen und Gesetzen ein todtwürdiges war, dessen Geständniß selbst im Beichtstuhle die heilige Absolution versagt wurde, weihte sie auf ewig zu einer Tochter des Unglücks. Es raubte ihrer Seele nicht nur den Frieden der Unschuld, sondern machte sie auch zaghaft, kindisch und unfähig zum Selbsttrost, zur Erwägung, Prüfung ihres sündlichen Herzens, auf welchem Wege sie allein die richtige Bahn zur Zufriedenheit finden konnte. Es war ihr auf eine fürchterliche plötzliche Weise ein Räthsel gelöst worden, das sie während ihres Jugendlebens immer falsch gedeutet; sie wußte nun, daß ihre nach himmlischen Freuden strebende Seelenstimmung aus dem irdischen Grund der Begierde und Liebe entsprungen war; sie erkannte nun die Natur ihrer schwärmerischen Schwesterliebe, welche Allen unbegreiflich gewesen, und sah plötzlich in sich eine gewöhnliche Sünderin, die keine andere Entschuldigung hat für ihr Verbrechen, als die Selbsttäuschung. Die unerfreulichen Aufschlüsse über ihr Selbst, welche sie im Verbrechen gefunden hatte, zerstörten auf einmal alles Selbstvertrauen in die eigene Verstandeskraft, weßhalb sie beschloß, sich einen Führer zu erwählen, der im Stande wäre, ihre verirrte Seele zurecht zu weisen. Sie gab sich ein heiliges Versprechen, nie wieder den Eingebungen ihrer Phantasie zu folgen und keinen Schritt zu

wagen, ohne früher von dem frommen Schützer ihres Seelenheils den Grund, auf dem sie wandeln wolle, prüfen zu lassen. Nach langem Zögern, nach einem schweren peinvollen Kampf ihres Gewissens mit der Lichtscheu der Sinne, mit der Schamhaftigkeit der kürzlich gefallenen Jungfräulichkeit, mit der Zaghaftigkeit des Weibes, gestand sie im Beichtstuhle ihr Vergehen dem einzigen Priester, der eines solchen Vertrauens würdig war, dem Pater Pius. Dieser war durch das Geständniß keineswegs überrascht worden, denn er hatte Wissenschaft von dem Zustande, in welchem einige seiner Kollegen das Geschwisterpaar in der Gruft vorgefunden. Nachdem er den Mitwissern ein eidliches Versprechen abgenommen, das schreckliche Geheimniß bis an ihr Lebensende tief und unerforschlich in ihrem Gedächtniß aufzubewahren, war seine erste Sorge auf seine geistliche Pflicht gerichtet. Er hatte sich bereits genugsam auf den Fall eines Geständnisses vorbereitet und zögerte daher nicht einen Augenblick mit dem Beistande, der zu leisten ihm bewilligt war. Zuerst stellte er ihr die Größe ihres begangenen Verbrechens mit schonungsloser Genauigkeit und beredsamer Kraft vor, drang dann auf unablässige Reueerweckung und Selbstqual und ging endlich, als er sie in unzweideutiger Zerknirschung erblickte, auf die Mittel zur Selbstbesserung und Sühnung über. Er stellte ihr die Nothwendigkeit vor, ihr schwaches Fleisch hinführo den Lockungen der Welt zu entziehen, ihre Seele durch unausgesetzte Andachtsübungen zum Guten zu stärken, und bezeichnete als den einzigen Ausweg, der ihrer bedrängten Seele zum Himmel offen bliebe — das Kloster. Damit aber die reuige Magd Christi den Muth zur Besserung und Buße nicht verliere, an dem Gelingen ihres frommen Werkes nicht verzage, führte er als mächtige Entschuldigungsgründe ihres Verbrechens das geistige Delirium und die Berauschung des Giftes an, wodurch sie die Kraft ihres Willens verloren ha-

be. So strafte und tröstete er sie zugleich; die Absolution wurde ihr bedingungsweise versprochen.

Angelika zögerte nicht, den Rath des Beichtvaters zu befolgen, und begab sich wenige Wochen nach ihrer Genesung in das strenge Kloster der Clarisserinnen, welches die Familiengruft des fürstlichen Hauses Enneri enthielt und daher für Angelika noch eine besondere schauerliche Bedeutung hatte. Auf besondere Verwendung des Pater Pius wurde durch einen Machtspruch der Aebtissin die Profeßzeit der hochgebornen Novize bedeutend abgekürzt und diese an Ausons Todestag mit großer Feierlichkeit, im Beisein ihrer laut weinenden Verwandten — lebendig begraben. Schon in den ersten Jahren erwarb sie sich in diesen heiligen Mauern den Ruhm großer Frömmigkeit und in dem gegenwärtigen Zeitraume ihrer Lebensgeschichte finden wir sie gleich einer Heiligen verehrt und geliebt als Aebtissin des Klosters. Welche der frommen Schwestern wäre auch tauglicher und würdiger gewesen, das heilige Amt zu versehen, als die junge Schwester, weiland Prinzessin Angelika? Freilich klagte die älteste der Nonnen, welche sich Hoffnung gemacht hatte, dieser Auszeichnung dereinst würdig befunden zu werden, dem stummen Bilde der heiligen Jungfrau die unverdiente Zurücksetzung, und meinte, es sei sündhaft, die Vorzüge der Geburt auch auf die geheiligte Ordnung des Klosterlebens einwirken zu lassen, allein ungerecht und von keiner ihrer Genossinnen gebilligt waren ihre Beschwerden. Leicht war es dem Beichtvater des Klosters, solche Zweifel der Nonnen zu ersticken mit unwiderleglichen Gründen. Hatte sie denn nicht unter allen übrigen Schwestern dem Himmel das größte Opfer gebracht, indem sie den Freuden der Welt entsagte, obgleich ihr jede zugänglich, und keiner ihrer Wünsche unerfüllbar gewesen war? Hatte sie nicht ihrem göttlichen Bräutigam den größten Brautschatz mitgebracht und so die Mittel des Klosters, Gutes zu stiften, bereichert? War sie nicht schon während ihres Noviziats

und später die demüthigste Magd Christi, obgleich ihre Abstammung sie mehr als eine Andere zum irdischen Hochmuth versuchte? Mit diesen und ähnlichen Argumenten, mehr aber noch durch die Furcht wurden alle Klosterkabalen niedergeschlagen und Angelika einmüthig zur Aebtissin erwählt. Wie sie sich außer der ihr geziemenden Ehrfurcht auch noch die Liebe ihrer Schwestern erworben habe, ist ein leicht zu lösendes Geheimniß. Sie verband bei ihrem eigenen gottseligen Lebenswandel mit den eigenen frommen Grundsätzen, deren Ausübung Regel des Klosters war, nicht den harten Stolz, der sonst gewöhnlich den hochwürdigsten Frauen eigen war. Sie war nur streng gegen sich selbst, nachsichtig, duldsam und versöhnlich gegen ihre untergebenen Schwestern. Sie betrachtete sich selbst als die größte Sünderin und war daher stets geneigt, die geringeren Vergehen Anderer mit großer Milde zu beurtheilen. In dieser Güte lag eine schwer ergründliche Selbstsucht; denn hätte sie schon die kleinen Sünden der übrigen Nonnen mit großer Bußauferlegung bestraft, so würde sie an der Möglichkeit, ihr eigenes größeres Verbrechen mit Selbstqual abzubüßen, verzweifelt haben.

Auch dieser Abschnitt der Geschichte ihres unaufhörlich von einer fruchtbaren, sehr reizbaren Phantasie befangenen Gemüthes bietet uns nur Trauriges dar. Das Bild ihres geliebten Bruders wich selbst in der Heiligkeit des Klosters nicht von ihrer Seele, störte sie in ihrer Andacht, erhitzte sie im Schlafe, verwirrte ihr Gebet — doch war es nicht mehr das himmlische unbefleckte Ideal einer jungfräulichen Liebe, sondern wie es ihr nun erschien, ein verführerisches Sündgemälde, das die Hölle mit rothglühenden Flammenzügen entwarf, die Braut Christi in Versuchung zu führen. Wenn es frech vor ihren Geist trat und das gottergebene Herz in Brand versetzte, da zuckten Blitze vor ihren Augen und es ergriff sie, wie sie meinte, im Glühen eine wilde Sehnsucht nach dem verzehrenden Feuerpfühl der Hölle und der Umarmung bren-

nender Teufel. Die Regel des Klosters und der Rath ihres Beichtvaters gab ihr endlich ein sicheres Mittel an die Hand, womit sie sich gegen die Angriffe des Satans wehren und die höllische Wollust aus ihren Adern vertilgen könne. Dieses untrügliche Mittel war die Disziplin oder Geißel, deren sie sich zur „Abtödtung" ihres Fleisches sehr häufig bediente. Durch Kasteiung gelang es ihr auch wirklich bald, die unnatürliche Bruderliebe zu bezwingen; allein ihr sehnsüchtiges Herz bedurfte nun eines anderen Ideals, dem es alle Liebe zuwenden wollte, und fand dasselbe in ihrem göttlichen Bräutigam, den Erlöser Jesus Christus. Anfangs war diese Liebe nichts als ein Ausströmen der Empfindung in die ewige Leere, eine vage Sehnsucht nach einem Lichtphantom, träumerisch und unkräftig, irrend in einem Labyrinthe, welches kein Strahl des irdischen Lichts erleuchtet; aber bald wurde sie sinnlicher, plastischer, und strebte nach einem körperlichen Anhaltungspunkt der nach ihrem Wahn überirdischen Empfindung. Sie fand auch diesen in verschiedenen Bildsäulen des Heilandes, vorzüglich in einem Kreuzbilde eines kleinen Seitenaltars, welches, von einem ausgezeichneten Künstler gefertigt, für jeden Kenner, denkenden und fühlenden Beschauer ein Gegenstand der Bewunderung war. Diesem wendete sie alle Zärtlichkeit zu, welche sie meist ihrem Bruder in den glücklichen Tagen der Jugend erwiesen hatte, und eben so schmerzlich, wie einst von Alexis, war ihr die Trennung von ihm. Allmählig wurde diese Liebe zur wahren Leidenschaft, deren vielfältige Ausbrüche ihr den Nimbus der Heiligkeit in den Augen ihrer Schwestern erwarb, obgleich sie, so lange sie nicht von der Macht ihrer Gefühle überwältigt wurde, ihre fromme Neigung ziemlich geheim hielt. Sie lag oft stundenlang betend zu seinen Füßen und umklammerte mit frommer Inbrunst seine Knie, allein es war ihr zuwider, wenn die übrigen Nonnen ihrem Beispiele folgten und ihrem geliebten Heiland gleiche Zärtlichkeit erwiesen.

Lange konnte sie die Qualen der Eifersucht nicht ertragen. In einer stillen Nacht schlich sie aus ihrer Zelle, nur halb bekleidet mit leichten Linnen, aber dennoch glühend von heiliger Inbrunst hinab in die Kirche, und warf sich zu den Füßen des gekreuzigten Geliebten nieder. Hier bot sie ihm mit schwärmerischer Andacht ihr Herz, ihren Leib und ihre Seele an und flüsterte ihm, der sein Haupt lauschend zu ihr herabneigte, mit heißem Athem das Geständniß ihrer Liebe zu. Sie bat ihn im Style der „Gebete zu dem süßen Jesus" um Erleuchtung, Trost, Erquickung, Gegenliebe, gelobte ihm ewige Treue und gestand, neben anderen Schwachheiten, auch ihre Eifersucht ein, zweifelhaft, ob diese ihn beleidigen oder erfreuen werde. Der göttliche Geliebte aber schaute sie mit süß leuchtenden Augen an, seufzte und sprach, während seine Braut von den Regungen seines himmlischen Lebens entsetzt und entzückt zitterte:

„Geliebte Magd Dolorosa! Du hast wohl gethan, mir Dein schwaches Herz zu eröffnen, denn lange schon fand ich Wohlgefallen an der Demuth Deines Geistes. Deine aufrichtige Liebe zu mir erfreut mich, und Deine Eifersucht, weit entfernt, mich zu beleidigen, ist mir ein sicherer Beweis von der Innigkeit Deiner Liebe. Du liebst mich mehr, als ein anderes irdisches Weib, darum will ich auch Dir treu sein und Dir das schönste Plätzchen an meinem Herzen im Himmel bereiten, damit Du der ewigen unbegreiflichen Seligkeit meiner Liebe genießest. Keine Deiner Schwestern macht mir so viel Freude wie Du, keine von ihnen ist so reinen Herzens wie Du, keine verdient so meine ausschließliche Gnade. Sie kommen nur, um Dir zu gefallen, an den Betschemel zu meinen Füßen, und beten, ohne an mich zu denken, ja manche von ihnen entweihen mich durch unkeusche Gedanken an ihre verlornen menschlichen Liebhaber. Darum will ich auch nicht länger hier bleiben und befehle Dir, mich und mein Kreuz auf Dein Kämmerlein zu tragen, damit Du stets die über-

irdische Wonne des Alleinseins mit mir empfindest. Unaussprechlich sind die Freuden, die ich Dir bereiten werde, und ewiger Dauer sind die Genüsse meiner Liebe."

Als Angelika den Heiland so sprechen hörte, wollte sie sterben vor heiliger Wollust, und nachdem er geendigt und sein Athem, himmlische Wohlgerüche verbreitend, in der Nacht verweht war, erfaßte sie das schwere Kreuzbild, um es, wie der Bräutigam ihr geheißen, hinwegzutragen in das einsame Kämmerlein. Allein sie vermochte die Statue nicht fortzubringen, und sank ohnmächtig nieder. Des anderen Tages versammelte sie jedoch den Konvent und erzählte den Nonnen von einem, in voriger Nacht erlebten Wunder, und von den Worten des Heilandes, der ihr im Traume erschienen sei und ihr befohlen habe, in der eigenen Zelle eine kleine Kapelle zu errichten und dort die Bildsäule vom Seitenaltar aufzustellen. Uebrigens verschwieg sie weislich den Schwestern den übrigen Inhalt ihres Gesprächs, und begnügte sich, sie zu fleißigen Andachtsübungen zu ermahnen. Da Niemand an der Wirklichkeit des Wunders und der Wahrheit ihrer Erzählung zweifelte, so wurden sogleich auf Geheiß der Aebtissin die nöthigen Anordnungen getroffen, um den Befehl des Heilands zu vollstrecken. Die Bildsäule wurde in feierlicher Prozession hinaufgeschafft und am Altare der neuen Kapelle aufgerichtet.

Schwerlich ist Jemand im Stande, sich das Uebermaß der Freude vorzustellen, welches Dolorosa empfand, als sie so ihren heißesten Wunsch erfüllt und sich mit dem göttlichen Bräutigam in einer Wohnung vereinigt sah. Sie konnte nicht ermüden, ihm durch Gebet und Andachtsübungen aller Art, durch frommen Gesang und Kasteiung ihre innigste Dankbarkeit auszudrücken. Allein bald stellte sich bei ihr ein Gefühl des Mangels an Befriedigung ein, welches aus dem unnatürlichen Verhältniß zur Bildsäule eines Leichnams entsprang. Ihre Phantasie sehnte sich wenigstens nach einem Konterfei des Lebens und so bald sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht

entdeckt hatte, bestellte sie sogleich bei einem Künstler von Ruf die Bildsäule des gegeißelten Heilandes in Marmor, um damit eine Nische in der Kapelle auszuschmücken. Der Künstler löste seine Aufgabe mit einem großen Aufwand von Talent, Geschicklichkeit und Fleiß, und vollendete in kurzer Zeit ein unvergleichliches Meisterwerk.

Von nun an spielte Angelika den heiligen Roman ganz nach der Art einer glücklich liebenden Braut. Die geliebte doppelte Person ward auch auf eine doppelte Weise verehrt. Der gekreuzigte Heiland hörte ihre Gebete und frommen Selbstanklagen geduldig an, der gegeißelte Jesus hingegen war ihr nicht nur Gott, sondern auch Mensch. Jenem näherte sie sich in der Folge nur mit Ehrfurcht und Andacht, denn sie erkannte in ihm den Richter ihrer geheimsten Gedanken, diesem erwies sie alle Vertraulichkeit, welche einem Geliebten gebührt. Nicht selten umarmte und küßte sie ihn, ja, so weit überließ sie sich ihrer Selbsttäuschung, daß sie es wagte, mit ihm unschuldige Scherze zu treiben und seine Kälte mit Vorwürfen zu bestrafen. Hatte sie einst mit ihm zu bitter gegrollt, dann warf sie sich wieder vor das Kreuzbild nieder und bat ihn um Verzeihung und Gnade. So trieb sie ein grausam thörichtes Spiel mit ihrem Herzen und verbrauchte an leblosem Gestein alle noch übrige Nervenkraft. Sichtlich ermattete ihr Körper und immer mehr entwickelte sich in ihrer Seele die unglückliche Anlage zur Clairvoyance. Ihr Schlaf war ein Wachen mit gespenstigen Gestalten, ihr Wachen ein Traum, worin die Gegenstände der Wirklichkeit nur als Schatten erschienen. Alle ihre Sinne wurden stumpf, alle körperlichen Genüsse unschmackhaft; sie schien in einer anderen Welt zu leben, und verachtete alles Irdische; immer größer wurde der Ruf ihrer Heiligkeit.

Unter den Unglücklichen, welche das Kloster bewohnten, befand sich auch Iduna, die verführte, entehrte Braut des Freiheitsenthusiasten und Fürstenhassers Duvéno. Verlassen

von diesem und dem Verführer, fühlte sie bald die bitterste Reue über ihren Fehltritt. Zuvenо hatte sie einst gelehrt, nach vernünftigen Grundsätzen zu leben, und die Schwärmerei der Religion zu verachten; allein in der Trostlosigkeit ihres weiblich-schwachen Gemüths kehrte sie bald zurück zum Glauben, der ihr allein Trost und Aufrichtung zu verschaffen schien. Die frommen Lehren glaubenseifriger Mönche brachten sie bald dahin, alles erlebte Unglück dem Irrthum ihrer Seele und ihrer Gottverlassenheit zuzuschreiben, und die romantische Sitte der damaligen Zeit, alle unglücklichen Liebschaften im Kloster zu begraben, schien ihr bald das geeignetste Mittel, den irdischen Kummer zu beschwichtigen, und die verlorene Gnade des Himmels wieder zu gewinnen. In einer melancholisch-religiösen Stimmung führte sie dieses Vorhaben eiligst aus und — bereute ihre Thorheit, acht Tage, nachdem sie als Nonne eingekleidet worden war. Leicht hätte sie noch vor Beendigung des Noviziats enttäuscht werden können; allein die schlaue Klosterpolitik, welche besonders jenen Novizen, welche dem Heiland einen ansehnlichen Brautschatz mitbrachten, keine so schweren Prüfungen auferlegte, als sie sollte, und die schwärmerischen Vorstellungen ihrer Mitschwester Dolorosa, welche bald ihre Freundschaft gewann, verhinderte jeden Gedanken an die weltlichen Freuden, deren Verlust sie so wenig schmerzte. Allein frischen Herzens, gesunden Leibes und nervenkräftig, wie sie war, konnte sie nicht lange Behagen finden an dem idiotischen Mummenschanz des Klosterlebens, und kaum war es zu spät, so erwachte in ihr auch schon der qualvollste Ueberdruß. Sie war nicht schwächer im Glauben geworden, denn wie konnte sie das in solcher Gesellschaft, allein die Selbstaufopferung schien ihr zu groß, die Werke der Buße zu schwer, und auf die Gefahr hin, einst einige Jahrhunderte im Fegefeuer schmachten zu müssen, ehe sie eingehen könne in die ewigen Freuden des Himmels, wünschte sie sich in die Welt zurück, die sie verlassen hatte. Gewohnheit und Hoff-

nungslosigkeit, nicht minder das ihr eigenthümliche Phlegma unterdrückten jedoch diese sündige Sehnsucht immer mehr und sie beschränkte willig ihren weltlichen Sinn so weit, daß sie sich nur gestattete, mögliche und unverbotene Erleichterungen ihrer schweren Pflicht zu gewähren, aber nicht nach der unmöglichen Rückkehr zu streben. So verlebte sie in den heiligen Mauern lange Jahre, war beliebt bei ihren Schwestern, und galt der Aebtissin für eine fromme, gehorsame Tochter. Ihre Obliegenheiten und klösterliche Observanz erfüllte sie pünktlich, aber sie war sehr sparsam mit freiwilliger Selbstqual, und erhielt so ihren Körper, bei allem Fasten und Kasteien, bewunderungswürdig kräftig und gesund.

Die Innigkeit der Freundschaft zwischen Iduna und ihrer jungen Aebtissin verlor indessen in demselben Grade, in welchem der heilige Wahnsinn Dolorosas zunahm. War es heilige Scheu und Ehrfurcht oder sündliche Abneigung, welche sie von der Freundin immer mehr entfernte, darüber konnte Iduna oder Schwester Anna, wie sie mit ihrem Klosternamen hieß, sich keine Rechenschaft ablegen; allein so viel wurde ihr klar, daß sie sich nie eine aufrichtige Freude über die Heiligkeit der Unglücklichen einzureden vermochte. Entschieden war sie dagegen geneigt, sie zu beweinen, und in dem Augenblicke, als wir das Kloster besuchen, finden wir sie in Thränen, welche sie über die unmäßige Bußfertigkeit der Aebtissin vergießt. Der Tag ist halb versunken, die Gebetstunde bereits vorbei, und dennoch raubt ihr ein Gebot der Aebtissin die Hoffnung, heute zur gewöhnlichen Stunde sich zurückziehen zu können, um von den heiligen Arbeiten und Beschwerden eines strengen Festtages auszuruhen. Der matte Schein der Dämmerung beleuchtet innerhalb dieser Mauern kein traurigeres Gesicht, als das Idunas, während das Antlitz der Beweinten in himmlischer Verklärung erglänzt. Lange unschlüssig, ob sie gehorchen solle, und dennoch innerlich überzeugt, daß sie nicht widerstehen dürfe, ohne den gerechten

Zorn der Oberin zu verdienen, kämpfte sie noch mit hervorbrechenden Thränen, als das helle Klingen einer Glocke, gleich der weinenden Stimme eines Kindes, sie zu schneller Ergebung in das Unvermeidliche bestimmte.

Seufzend erhob sich Schwester Anna von dem hölzernen Stuhl, der einen Theil des ärmlichen Geräths ihrer Zelle ausmachte, und wankte mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen durch die finsteren Klostergänge zur Wohnung der Aebtissin. Noch ein Mal verweilte sie zögernd an der Thürschwelle, ehe sie es wagte einzutreten, aber endlich siegte das Pflichtgefühl über die Bedenken der Schüchternheit. Dolorosa lag auf den Knieen vor dem Standbilde des gegeißelten Jesus und umarmte seine Füße. Eine roth glühende Lampe beleuchtete die seltsame Gruppe, denn schwarze Vorhänge verweigerten den letzten Funken des Tages den Zutritt zu diesem Heiligthum. Grausig war es anzuschauen, wie der nackte, blutende Heiland unter den grausamen Schlägen eines hinter ihm stehenden, grimmig blickenden Büttels zu seufzen schien, und den schmerzlichen Blick zum Himmel erhob. Die zitternde Nonne zu seinen Füßen schien sein Leiden mit zu empfinden, den geliebten Märtyrer der Qual gewaltsam entziehen zu wollen. Iduna schauderte über die Täuschung — Angelika schwamm in Entzücken. Ehe sich Iduna der Schwerhörigen bemerklich machen konnte, bog sich Angelika etwas zurück, betrachtete die gemalte Statue mit thränenden Blicken und wimmerte unter wollüstigem Frösteln ein selbstgedichtetes, erotisches Gebet.

„Geliebter Jesus! Einzige Freude meines Herzens, süßer Bräutigam meiner Seele! O, wie liebe ich Dich, Du mein Abgott, wie bist Du heute so schön und traulich, warm und liebeglühend, ambrosisch duftend und nektarsüß! Dein Blicken gießt unsterbliche Wonne in meine Brust und Dein Blut ist mir ein süßer, selig betäubender Trank. Deine Liebe ist mir aufgegangen wie ein schöner Maitag, der mein trauriges

Herz erheitert und seine Bangigkeit wie Wolken zerstreut. Deine Liebe hat mich vergeistigt und dem Jammer der Erde entzogen, nur mein Schatten wandelt durch das Mühsal des Erdenlebens. Lösch ihn aus mit Deinem mächtigen Athem, wie man den Staub wegbläst, laß mich ganz leben in Dir, nimm mich auf in Dein süßes Wesen. O warum bin ich ein erdgebornes Weib, schwach und gebrechlich, wie wankendes Schilfrohr, und doch voll von der allmächtigen, göttlichen Liebe zu Dir; warum hast Du mich aus Asche erzeugt, da ich Diamant sein sollte, um werth zu sein Deiner Liebe? Warum hast Du mich gesandt auf die peinliche Pilgerfahrt durch die Wüsten der Erde, da Du mich liebst; warum darf ich Dir nicht immer gegenwärtig sein wie Dein heiliger Gedanke, Dir nachfolgen wie der Saum Deines Gewandes? Doch auch darin, mein geliebter Heiland, erkenne ich Deine Huld. Du reinigst meine Seele durch die Qual der Erde, Du willst, daß ich Dir ähnlich werde und Deinem göttlichen Beispiel nachfolge. Auch Du bist Mensch geworden, und hast es nicht verschmäht, die Eitelkeiten dieser Welt zu ertragen. Du hast Dich geopfert für die Menschenkinder und ihre Schuld getilgt. Du hast gelitten und bist gestorben für sie, und ich, die unwürdige, sündige Magd, sollte frei sein von der Erdenpein, ich, die nicht Deine Liebe, sondern Deinen Zorn verdient? O vergieb mir den kindischen Stolz meines Herzens und seine freventlichen, himmelstrebenden Wünsche, züchtige mich mit heilsamer Härte, denn von Deiner Hand werden mir die Qualen schmecken wie überirdische Freuden. Wenn Du mich schlägst, werden sich mir im Uebermaß der süßen Pein die Seligkeiten Deiner Liebe aufthun; wenn mein Leib die Flammenstreiche Deiner Geißel empfindet, wird meine Seele in Wollust schwimmen, mein Auge Thränen des Entzückens vergießen, meine Zunge das Lob Deiner unendlichen Güte stammeln. Habe ich dann die harte Prüfung bestanden, dann nimm mich auf zu Dir, wie ein frommes folgsames Kind, das dem Vater für die heilsame Züchti-

gung mit Worten und Besserung dankt, und laß mich, die Gereinigte, die Wollust Deines Kusses genießen; laß mich Deines Herzens Süßigkeit verzehren und von Deinen Lippen Unsterblichkeit saugen. Sei dann mein Gatte, zerreiße meinen Brautkranz, löse meinen Gürtel und laß mich vergehen in Deiner Umarmung."

„Armer Jesus, geliebter Dulder der menschlichen Grausamkeit! Die verfluchten Ungeheuer, Deine Mörder, sie haben Dich mit blutforderndem Geschrei vor Pilatus geführt und Deinen Tod begehrt. Pilatus aber bewilligte ihnen, Dich zu geißeln, und sie führten Dich hinweg, rissen die Kleider von Deinem süßen Leib und banden Dich nackt an die Säule. Dann setzten sie eine Dornenkrone auf Dein Haupt und geißelten Dich blutig! Also leidend stehst Du vor mir und duldest freiwillig die schimpflichen Schläge Derjenigen, um deren Heil Du Mensch geworden bist. Ich dürste nach den Qualen, die Du empfindest, mein Fleisch sehnt sich nach den Schmerzen, die Du mit himmlischem Gleichmuth erträgst. Laß sie mich fühlen, damit ich Deiner würdig werde; denn wie ich Deine Freuden theile, will ich Deinen Schmerz genießen."

Mit Staunen und unwillkürlichem Abscheu vernahm Iduna den Inhalt dieses sonderbaren Gebetes — es schien ihr Gotteslästerung und Wahnsinn zu enthalten. Wäre sie nicht eben von der Aebtissin bemerkt worden, so würde sie sich wahrscheinlich wieder entfernt haben, um ihre Gedanken über die ihr unbegreiflichen Worte der „Heiligen" zu sammeln. „Muß man so den Erlöser lieben," dachte sie, „dann bin ich eine große Sünderin. Diese Empfindungen sind nicht geheuchelt, aber ich begreife sie nicht. Entweder ich entweihe diese Mauern durch meine kalte Gottverehrung, oder ich habe meine Jahre in Irrthum verloren." Es war keine Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Sobald Angelika aus ihrer heiligen Selbstvergessenheit erwachte, warf sich Schwester Anna nieder, küßte die Erde und rief „Ave Maria!"

„Gratia plena,“ erwiederte die Aebtissin den üblichen Gruß, indem sie, ohne aufzustehen, der eingetretenen Schwester stumm winkend befahl, die Thüre hinter sich abzuschließen und dann auf dem Betschemel neben ihr Platz zu nehmen.

„Schwester Anna,“ sagte sie dann, „ich habe Dich hierher berufen, um in Gesellschaft mit Dir die heiligen Andachtsübungen vorzunehmen, welche die Regel unsers Klosters für den heutigen Festtag vorschreiben; vorzüglich aber, um Dich zu bitten, mir Deinen kräftigen Arm zu leihen zur Züchtigung meines sündigen Körpers; denn meine Hand ist schwach und unfähig die selbstauferlegte Buße wirksam zu verrichten.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lösete sie den härenen Strick von ihren Hüften, lüpfte die weite Kutte und ließ sie über die Schultern herabsinken bis ans Knie. Nachdem sie sich auf diese Weise hastig entblößt hatte, ergriff sie ein Gebetbuch und reichte der Schwester Anna eine große Disziplin, mit dem Geheiß, nach Leibeskraft sich derselben zu bedienen. Alle diese Anstalten zur Abtödtung des Fleisches wurden mit so großer Hast getroffen, daß Iduna kaum Zeit fand, Einwendungen zu machen, während Angelika mit glühender Ungeduld ihren geschwächten Körper zur Buße entblößte.

„Ach, hochwürdige Frau,“ sagte Iduna, indem sie die Geißel fallen ließ, „laßt ab von dieser übermäßigen Selbstpeinigung. Ist es nicht genug, daß Ihr einen exemplarischen Lebenswandel führt, und Euch jegliche Erholung, jeglichen Genuß mit sinnreicher Grausamkeit versagt, daß Ihr ganze Nächte durchwacht im heiligen Verkehr mit den Heiligen des Himmels, in Gebet und Betrachtung. Verzeiht meiner Kühnheit, hochwürdige Frau, Ihr müßt es am besten wissen, was Eure Pflicht ist, aber mir, Eurer unverständigen Magd, erscheint es ungerecht, ja sündhaft, den Körper so grausam zu zerfleischen, wie Ihr es fast täglich thut, und so Eure ohnehin schwache Gesundheit völlig untergrabt. Auf den Knieen

fleh ich Euch an, schont Euch um Gottes Willen, denn er kann kein Wohlgefallen daran finden, wenn eine seiner Kreaturen sich selbst zerstört. Beharrt Ihr aber durchaus auf der Peinigung, dann muthet es wenigstens mir nicht zu, das Urtheil, welches Ihr über Euch selbst sprecht, zu vollstrecken."

Liebreich aber streng antwortete Angelika hierauf:

„Ich verzeihe Dir, meine Tochter, daß Du mich versuchest, aber ich bitte Dich, verbanne den bösen Geist der Zweifel, der Dir diese Rede eingegeben, aus Deinem Inneren. Es betrübt mich im tiefsten Grund meiner Seele, Dich von unheiligen, profanen Grundsätzen, welche aus unnützem Grübeln entspringen, angesteckt zu finden. Selbstzerstörung nennst Du, arg Verblendete, die durch das Beispiel der Heiligen selbst geheiligte Kasteiung des Fleisches, die Abtödtung der bösen Lustbegier und Muthwilligkeit unseres sündhaften Wesens, während es Dir von wegen Deines abgelegten Gelübdes und den Worten der heiligen Schrift gemäß geziemte, sie als eine Reinigung und heilsame Selbstprüfung zu betrachten? Selbst bei den sinnlichen Weltmenschen gilt die Selbstbeherrschung als eine große Tugend, welche den Menschen ziert und seine geistige Kraft erhöht, aber ungleich nothwendiger ist diese Tugend für jene, welche sich mit dem Himmel vermählt haben. Nicht besser kann man diese Tugend üben, als indem man dem Körper, unserem sündbereiten Theil, der uns allein von der Gottheit trennt, Bequemlichkeit und Genuß entziehen, und seine irrigen Begierden mit Schmerz vertilget. Nur so werden wir Gott ähnlich, nur so wird unser Geist unabhängig und kann sich ungestört mit himmlischen Dingen beschäftigen. Das Beispiel der heiligsten Männer und Frauen leistet uns Gewähr für den großen Nutzen dieser Abtödtung des Fleisches, und selbst die heilige Schrift empfiehlt uns dieselbe als ein sicheres Mittel zur Erlangung der Gnade Gottes. Jakob von Nisib entsagte aller Gaumenletzung und litt freiwillig Frost; Julius näßete sich nur von Hirsenbrod; Martin hun-

gerte und dürstete; Eusebius umgürtete seine Lenden mit eisernen Ketten; Simon lebte von Wurzeln; Marius trug eiserne Bußhemden; Franciskus Seraphikus wälzte sich in Dornen, und Dominikus geißelte sich täglich drei Mal. Willst Du, kurzsichtiges, von irdischem Dünkel befangenes Weib, Dich vermessen, das zu tadeln, wodurch diese frommen Männer zur Vollkommenheit gelangt sind? Willst Du vor Ruthen zittern, wie ein schwaches Kind, da Laurenzius sich lebendig braten, Stephanus sich steinigen, andere heilige Männer sich schinden und martern ließen für die Herrlichkeit Gottes? Soll ich, unwürdige Oberin dieses Klosters, dem Himmel kein Opfer bringen und mich zaghaft hüten vor körperlichem Schmerz? Sieh hier unseren blutenden Heiland, gedenke seiner unsäglichen Leiden und seines uns rettenden Opfertodes; sieh hier sein kostbares Blut rieseln und seine Lenden zerfleischt von Geißelhieben, und tadle die demüthige Magd, welche einen Theil seiner Schmerzen genießen will. Hast Du nie gehört von der Liebe eines Weibes, das Verbannung, Kerker und Qual mit dem theuren Gatten getheilt, nie gehört von den indischen Wittwen, welche sich in die Flammen stürzen, um nicht ihre Liebe zu überleben. Wenn schon die irdische Liebe zu einem sündigen Mann solcher Opfer fähig ist, wenn schon sie nur in Selbstleiden Trost zu finden vermag für das Unglück des Gemahls, soll denn die Liebe zu Gott nur für die Pflege des eigenen Leibes bedacht sein, während der geliebte Erlöser unnennbare Qualen duldete? Nein, Schwester Anna, solche Lieblosigkeit ziemt nicht einer geweihten Braut Christi, die geschworen hat, den Geist Gottes über Alles zu lieben, und mehr als das sündhafte Fleisch, welches nur zu leicht der Versuchung unterliegt. Ich will nicht lässig sein im Dienste des Herrn, will meinen göttlichen Bräutigam nicht erzürnen durch undienstwillige Trägheit und verdammliche Selbstliebe. Reiche mir die Geißel, Gott wird mir Kraft verleihen zur Züchti-

gung des Fleisches. Folge meinem Beispiel, Schwester Anna, und bringe Deinen Schmerz dem Erlöser zum Opfer dar."

Diese fanatische Rede, mit der Gluth einer unnatürlichen Leidenschaft gesprochen, verfehlte die verhoffte Wirkung auf Idunas Gemüth gänzlich. Ein Gefühl von Ekel ergriff sie vielmehr, während die halbnackte Sprecherin sich in sinnlosen, mystischen Phrasen erschöpfte, und die gewohnte Ehrfurcht vor dem Ansehen der Aebtissin verwandelte sich in unbewußte Geringschätzung. Mit der Kutte war vor ihren Augen alle Ehrwürdigkeit des Ranges verschwunden, und sie sah in Angelika nichts mehr als ein in frommer Extase schamloses, entnervtes Weib, eine Verrückte, deren Körper und Seele eines Arztes bedurfte. Gewohnheit jedoch und weibliche Zaghaftigkeit ließ das, was sie fühlte, nicht zum klaren Gedanken, zur vollständigen Ueberzeugung werden, weßhalb sie es für gut fand, mit einem verstohlenen Seufzer zu gehorchen. Angelika ergriff mit Hast die ihr dargereichte Geißel, und auch Iduna suchte zögernd ihre Disziplin hervor, trat einen Schritt zurück und entblößte schamroth ihren schön gefüllten Oberkörper. Das Klosterleben hatte sie nicht abgemagert wie die unglückliche Oberin, vielmehr erschienen ihre Formen in solch üppiger Rundung, welche an die Lieblingsideale eines Rubens unwillkürlich erinnern. Diese zarte, roth inkarnirte lebensfrische Haut zeigte zudem keine Spuren von übermäßiger Mißhandlung, vermittelst des von Iduna ziemlich gehaßten Werkzeugs der klösterlichen Selbsterziehungskunst.

Nicht so saumselig war Angelika. Noch hatte sich Iduna nicht völlig entkleidet, als sie mit wunderbarer Geschicklichkeit einen Hagel von starken Geißelhieben auf ihre Lenden fallen ließ, der im Nu die weiße Haut mit Purpurröthe überzog. Gleiche Färbung war auf ihren Wangen bemerkbar, während die glühenden Lippen eine gewohnte Gebetformel in bebender Eile stammelten. Immer näher rückte sie der Statue des Heilandes, immer höher wurde der Ton ihrer Stimme, im-

mer stürmischer ihr engbrüstiger Athem. Endlich, als sie in die höchste Extase gerathen, ihre Stimme fast schreiend geworden war, ließ sie erschöpft die Geißel fallen und umklammerte sinkend die Statue.

„Komm mir zu Hilfe wider den Satan, Schwester Anna," schrie sie, „ich befehle Dir bei der höchsten Strafe des klösterlichen Ungehorsams, sogleich die Disziplin zu ergreifen und diesen meinen sündigen, erbärmlichen Leib, den der Teufel mit niedrigen Begierden kitzelt und dem Herrn abwendig zu machen sucht, so lange zu geißeln, bis das Blut aus hundert Wunden rieselt und das Feuer der Hölle ableitet. Der Satan hat meine Arme ermattet, ich kann nicht fortfahren in dem Werk der Buße und beschwöre Dich bei den süßen Wunden Christi, komm mir mit der Kraft Deines Leibes zu Hilfe!"

Iduna schauderte, denn sie glaubte eine Wahnsinnige zu hören, und sah mit edlem Zorn eine strafbare Sünderin. Indessen sie furchtsam versucht hatte, die empfindliche Haut ihres Rückens an schwache Geißelhiebe zu gewöhnen, bemerkte sie nicht sowohl die große Emsigkeit der Selbstbüßerin in Führung der Streiche, als auch ein sündhaftes Beginnen geheimer und unsäglicher Art. Ihre Schamhaftigkeit erröthete darob, ihr sittliches Gefühl empörte sich, ihre Achtung der Religion wurde aufs Aeußerste entrüstet. Sie eilte, das Geheiß der Aebtissin schleunig zu erfüllen, denn der Augenschein erwies ihr die Wahrheit ihrer Behauptung, und das eigene Tugendgefühl lechzte darnach, einen Frevel an der menschlichen Würde und Natur zu rächen. Glücklicherweise erinnerte sie sich eines passenden Psalms, den sie in lauter Anwendung brauchte, während ihre Rechte mit freigebiger Kraft die Blößen der Büßerin blutrünstig peitschte. Wimmernd krümmte und wand sich die vom Wollustteufel besessene Angelika, ihre Augen verdrehten sich, aus dem Munde träufelte Speichel, aus den Augen Thränen. Unter brennenden Streichen empfand

sie die Süßigkeit des höchsten Schmerzes, vermischt mit dem Entzücken sinnlicher Wollust. Krampfhaft preßte sie sich an die entweihte Statue und heftete ihre Lippen an die kalten Formen — ein leises Aechzen ließ sich vernehmen und plötzlich, wie nach Befriedigung oder unmäßiger Anstrengung sank der lang gestreckte, schlanke Leib der Büßerin zusammen in eine gekrümmte, kraftlos hängende Lage. Das plötzlich erbleichende Gesicht neigte sich dem welken Busen zu, ihre Augen überschwammen und die ganze Gestalt lehnte sich seitwärts, indem sie der Schwester Anna lakonisch zuwinkte mit dem Geißeln nachzulassen.

Hatte Angelika jetzt, wie es schien, der heilige Paroxismus plötzlich verlassen, so war er sichtbar auf Iduna übergegangen; denn diese hatte, trotz ihrer sonstigen Gutmüthigkeit, der heilige Eifer einer Teufelaustreiberei dergestalt ergriffen, daß sie in ihren Bemühungen selbst dann nicht nachließ, als sie ihren Zweck erreicht, die Büßerin selbst befriedigt sah. Vielmehr fuhr sie eifriger mit Beten und Geißeln fort, so daß die heilige Exekution nicht mehr den Anschein einer Selbstpeinigung durch Stellvertreter, sondern den einer harten Strafe gewann. Das was vor ihren Augen geschehen war, schien ihr ein Verbrechen ungeheurer Art, welches die härteste Züchtigung verdiene. Angelika ihrerseits schien jetzt jeden Streich zehnfach zu empfinden, und nur wenige waren seit dem kaum erwähnten Moment über ihr sündiges Fleisch ergangen, als sie sich aufzuraffen strebte und mit lauter Stimme der unbefugten Quälerin befahl, ihrer Dienstfertigkeit Schranken zu setzen. Allein Schwester Anna ließ sich nicht abhalten und widersetzte sich förmlich dem Selbstbefreiungsversuch der Aebtissin, indem sie mit unbarmherzigen Geißelhieben fortfuhr. Athemlos vor Schreck und Schmerz klammerte sich Angelika, nun aus Noth, wie vordem aus frommer Inbrunst, an die Bildsäule an und übertäubte den Psalm der grausamen Zuchtmeisterin mit lautem Klaggeschrei, Drohungen und Vorwürfen.

Vergebens! Iduna blieb taub und unerbittlich bis die Hartgestrafte sich zu ihren Füßen wand und mit herzergreifender Stimme „Erbarmen, Erbarmen" rief, und die selbstauferlegte Buße der Aebtissin buchstäblich erfüllt war. Dann löste sich das Geschrei der beiden Frauen in leises Weinen auf und mit tiefer Zerknirschung barg Angelika die blutenden Blößen in die groben Falten der härenen Kutte. Ehe sie jedoch ihre Thränen trocknete, befahl sie der übergehorsamen Schwester mit einem stummen unwilligen Wink schleunige Entfernung.

Angekommen in ihrer Zelle suchte Iduna auf dem Betschemel vor dem Bilde der heiligen Jungfrau ihre Gedanken über die eben erlebte Szene zu sammeln. Der Wahn ihres Glaubens war zerstört, die Heiligkeit des Klosters in ihren Augen auf immer entweiht, die fromme Zufriedenheit mit ihrem selbstgewählten Loos bis auf die letzte Spur dahin. Die heiligen Bilder und Symbole, welche sie umgaben, flößten ihr keine Andacht, sondern Abscheu ein, der ganze Klosterdienst erschien ihr von nun an als ein widersinniger und ekelhafter Götzenkultus, verrichtet von verächtlichen Weibern, welche das Laster oder der Wahnsinn hierher gebracht. Duvenos verständige, aber leider fruchtlose Belehrungen wurden in ihrem Gedächtniß wach und vollendeten die gänzliche Umwandlung ihres Seelenzustandes. Lebhafter wurde der Wunsch und daher auch die Hoffnung, aus diesem schmählichen Kerker bald befreit zu werden. So ehrwürdig ihr vordem die strenge Abgeschiedenheit der Gottgeweihten war, so ehrwürdig erschien ihr, im Vergleich mit diesem schändlichen Asyl der Unnatur und der ekelhaftesten Laster, die geschmähte, von Geistlichen und Weltlichen verlästerte Welt, wo kein Mensch mehr ist als Mensch und selten einer weniger. Sie erkannte die Wahrheit des Satzes: daß der Mensch nicht selten, wenn er nach Göttlichem strebt, zur Bestie wird, daß die verachtete Gewöhnlichkeit die heilige Regel der Natur, jede Abwei-

chung von ihr gefährlich und strafbar sei. — Entfernt von allen Szenen der Art und doch sehnsüchtig nach ihnen, entwarf sie sich nun rührende Familiengemälde; bald sah sie im Geiste frohe Kinder zu den Füßen eines kosenden Gattenpaares spielen, beschattet von einem laubreichen Baum, den ein Großvater gepflanzt, bald ein feierliches Gastmahl zu Ehren des Geburtstags eines Familienvaters, der einen Kreis von Verwandten und Freunden um sich versammelt. Dabei vergaß sie nicht, sich ihrer glücklichen Jugendzeit und der abgeschiedenen Eltern zu erinnern, und diese Erinnerung, verbunden mit dem traurigen Gedanken an die große Unwahrscheinlichkeit der Befreiung aus dem Kloster, hatten einen Strom von Thränen zur Folge.

Aus diesen Betrachtungen wurde sie plötzlich aufgeschreckt durch die Zertrümmerung eines Fensters, welche durch einen von Außen hereingeworfenen runden Körper verursacht worden war. Zitternd eilte sie herbei und sah im Dunkel der Nacht eine lange Gestalt aus dem Garten über die Mauer des Klosters flüchten. Eine frohe Ahnung durchzuckte ihre Brust — der Flüchtling schien ihr nicht unbekannt, obgleich sie nur einige undeutliche Umrisse seines Körpers wahrgenommen hatte. Schneller als wir es erzählen können, hob sie den hereingefallenen Körper auf und löste mit pochendem Herzen ein beschriebenes Blatt von einer kleinen Orange ab. Es enthielt, wie sie gleich durch Thränen sah, ihr wohl bekannte Schriftzüge, über deren Urheber sie übrigens auch durch die deutliche Unterschrift „Duveny" Gewißheit erhielt. Nichts erfreut des Menschen Herz so, wie treue, nach langen Jahren stets wiederkehrende versöhnliche Liebe; nichts macht uns eine Person theurer, als die Verzeihung einer schweren ihr zugefügten Beleidung. Daher gerieth unsere weltsüchtige Nonne in einen Freudentaumel, den wir nicht zu beschreiben wagen. Sie las in heftiger Bewegung folgenden Brief:

„Theure Iduna!“

„Mit großer Betrübniß und Verwunderung habe ich vernommen, was mir noch jetzt unbegreiflich, daß Ihr so viel Verstand und ein so weiches Gemüth, als Eurem Wesen eigenthümlich ist, nutzlos in ein Kloster begraben habt. Der edle Beweggrund, welcher Euch zu diesem Schritt vermocht hat, giebt mir das Vertrauen, durch welches ich vermuthe, daß Euer Freund, so sehr auch der Schein eine kurze Zeit lang dawider sprach, Euch nicht gänzlich gleichgültig ist, und dieses Vertrauen, so wie die warme Freundschaft, welche ich für Euch zu empfinden nie aufgehört habe, veranlaßt mich nach vielen Jahren, welche mich einen Augenblick weiblicher Schwachheit vergessen und vergeben ließen, Euch neuerdings in der Noth, in welcher ich Euch vermuthe, mit meinem wohlgemeinten Rath beizustehen. Ohne Zweifel hat derselbe Zeitraum, welcher uns bis jetzt getrennt, die arge Verblendung, wodurch Ihr eine Geweihte des Himmels geworden seid, verschwinden und Euch die mannigfachen Täuschungen, welchen sich ein befangenes Gemüth in trostlosen Momenten hingiebt, erkennen lassen, und schwerlich habt Ihr in der Abgeschiedenheit des Klosters das gefunden, was Ihr in großer Seelenangst nur dort finden zu können vermeintet. Ihr wolltet ein leichtes und verzeihliches Vergehen büßen und habt ein großes Verbrechen gegen Euch selbst begangen; denn es ist unsere heiligste Pflicht, das eigene Ich durch keine selbstgewählten unnatürlichen Schranken an seiner Ausbildung und naturgemäßen Thätigkeit zu hindern und unserer Bestimmung freiwillig entgegenzuarbeiten. Es ist kein heiliger Beruf, dem sich nicht die ganze Menschheit hingeben könnte, ohne sich selbst zu zerstören, und sinnlos sind die Gelübde, welche dahin zielen, einen Theil unseres Ichs, welcher eben so bestimmt ist zu werden, zu zeugen und sein Wesen fortzupflanzen, nach einem fanatischen System zu Grund zu richten. Nicht wohlgefällig seid Ihr dem Herrn des Weltalls, wenn Ihr seine

Schöpfungen vernichtet, ohne Größeres aus dem zerstörten Wesen bilden oder nähren zu können. Frömmigkeit ist es nicht, die heilige Kraft des Verstandes, welche uns Gott gegeben, damit wir sie zu unserem Nutzen anwenden, freiwillig zu verwerfen, um den hilflosen Geist unter die Vormundschaft des Glaubens zu stellen, der nur auf der Autorität thörichter und lebenssatter Schwärmer beruht."

„Lieber hätte ich Euch angetroffen als das tugendhafte thätige Weib eines Anderen, als in einem Hause des Wahnsinns. Ich würde Euren Verlust beweint aber bald verschmerzt haben, hätte ich Euch glücklich wiedergefunden. Nicht um Euch wieder zu gewinnen, bin ich gekommen, sondern um Euch zurückzuführen in die Welt, wo Ihr das übrige Leben in einem selbstgewählten Kreise verbringen mögt, der Euch der angemessenste dünkt, Euch für diese verlornen Jahre Ersatz zu leisten. Um dieß zu bewirken, habe ich einen fruchtlosen Versuch gemacht, Euch unnöthige Skrupel zu ersparen, auf gesetzlichem Weg Eure Entlassung aus dem Kloster zu bewerkstelligen; allein des Königs Majestät hat mich abgewiesen und die geistlichen Behörden mein verdammungswürdiges Begehren verhöhnt. Da diese Verweigerung einer gewaltthätigen Einkerkerung ohne Fug und Recht gleich zu erachten ist, da ferner Euch allein das Recht zusteht, Gelübde, welche Ihr Euch selbst geleistet, selbst wieder aufzulösen, so könnt Ihr Euch, bei vorausgesetzter gänzlicher Sinnesänderung, als aller eingegangenen Verbindlichkeit los und ledig und berechtigt betrachten, auf jedem Wege, der Euch möglich ist, dem Kloster zu entfliehen. Zwar könnte der fromme Sinn, den Euch vielleicht die Gewohnheit eingeimpft, Euch bereden, daß Ihr in einer Vertragsverpflichtung mit dem Himmel steht; allein bei einiger Erwägung werdet Ihr finden, daß Ihr in Ermangelung eines sicheren untrüglichen Zeichens der Einwilligung in den Vertrag von Seiten des Himmels durchaus nicht ge-

bunden sein könnt, die selbst vorgezeichneten Bedingungen zu erfüllen."

„Seid Ihr daher, wie ich hoffe, nach reiflicher Ueberlegung Eurer Pflichten gegen die von Euch verlassene Welt, entschlossen, Euch meiner Hilfe zur Selbstbefreiung zu bedienen, so bitte ich Euch, theure Freundin, mir morgen in der letzten Abendstunde, welche mich unter Euren Fenstern antreffen wird, Nachricht von Eurem Entschlusse zukommen zu lassen, auch Art und Weise anzugeben, welche die sicherste sein dürfte, Euer Vorhaben auszuführen. Seid dann versichert, daß ich zu jedem möglichen Mittel bereit sein werde, wodurch es mir gelingen kann, Euch auf die Wege der Vernunft und eine derselben entsprechende Lebensweise zurückzuführen. Solltet Ihr jedoch wider mein Vermuthen auf Fortsetzung Eures frommen Wandels beharren, so nehmt meine besten Wünsche für Euer Wohlergehen und vergeßt Euren treuen Freund

Yuveno."

Dieser lakonische Brief, dessen Styl und Ton eben so wie die Schriftzüge die Aechtheit desselben beurkundete, brachte Iduna, welche allein wußte, welch' tiefe treue Empfindung der scheinbaren Kälte Yuvenos zu Grunde lag, fast außer Fassung. Ihre Thränen strömten unaufhaltsam, doch war es nur der süße Schmerz namenloser Freude, welcher sie fließen machte. Bald war ihr Entschluß gefaßt und in Folge dessen ein Antwortschreiben folgenden Inhalts entworfen.

„Mein theurer unvergeßlicher Freund."

„Ich würde Unmögliches versuchen, wollte ich Euch die Freude schildern, welche ich bei Empfang Eures Schreibens empfand; allein sie war vermischt mit einiger Bitterkeit, welche mir die Reue zugeträufelt. Ihr habt feurige Kohlen auf meinem Haupte gesammelt und die Scham und das vernichtende Gefühl meines Unwerths würde mich verhindert haben, Euren edelmüthigen Vorschlag anzunehmen, hätte ich

nicht gefürchtet, dadurch die Schuld zu vergrößern, deren ich mir leider bewußt bin. Wenn Ihr mir verziehen habt, Duveno, aufrichtig und vollkommen verziehen, dann habt Ihr von mir keine Einwilligung in Eure Beschlüsse, sondern strengen und blinden Gehorsam zu fordern. Ich folge Euch, mein theurer Freund, und was ich sehnlichst wünschte, ist, daß ich nie aufhören dürfte, Euch nah und gehorsam zu sein, daß stets Euer Wort meine Handlungen bestimmte, daß Ihr mich hieltet, wie eine gute Magd, oder ein Kind, das nicht mehr würdig ist, Eure Genossin zu sein, aber gut genug zur folgsamen Dienstfertigkeit.“

„Wenn Ihr glauben könntet, daß Rache Feindschaft und Schuld auslöschen kann, so müßtet Ihr jetzt versöhnt sein, denn Ihr seid gerächt. Ich habe viele Jahre im selbstgewählten Elend geschmachtet und weder Ruhe noch Trost gefunden. Meine Erinnerung blieb wach und grausam und der Wahnglaube, dem ich mich hingegeben, gewährte mir, war er stark, nur Gewissensqualen, war er schwach und von neckenden Zweifeln niedergerungen, nichts als selbstfeindliche Verdrießlichkeit, während welcher ich nicht wußte, war ich mehr sünd- oder tugendfertig. Aber nie erkämpfte die Vernunft einen so entscheidenden Sieg über meine Höllenfurcht und die alberne Scheu vor den hierorts verehrten Bildern und Ideen höchstverdächtiger Heiligkeit, als in dem Augenblicke, wo ich Euren Brief gelesen und daraus eine wunderbare Stärkung des Verstandes geschöpft habe. Ihr kennt den Grund meiner Schwäche nicht genau, mein theurer Freund, oder die sinnbethörende Gewalt des religiösen Gaukelspiels, wenn Ihr glaubt, daß ich längst meinen Aberglauben überwunden. Nicht so viel Vertrauen besaß ich ja in die eigene Verstandes-Kraft, daß ich die Ergebnisse meiner Forschung und meines Denkens für untrügliche Wahrheiten genommen hätte, mangelte ihnen die Bestätigung eines achtungswürdigen Geistes. Wer aber sollte in diesen Kerkermauern die Lichtgedanken entzündet,

die Finsterniß meiner Seele erhellt haben? Wer von meinen unglücklichen Schwestern auch ähnlich dachte, verschloß die bessere Ueberzeugung in den innersten Schrein des freudelosen Herzens, um nicht zeitlich gezüchtigt und auf ewig verdammt zu werden."

„Unerträglich bitter waren die Erfahrungen meines Klosterlebens. Ich glaubte Frömmigkeit zu finden und fand Heuchelei, ich glaubte meine geweihten Schwestern in der Seele zufrieden und fand sie elend, wie mich selbst. Ein Theil von ihnen wählte diese abgeschmackte Lebensweise aus hungriger Armuth, ein anderer aus Thorheit und keimendem Wahnsinn, ein dritter wegen gewisser Gebrechen, ein vierter aus übereilter Verzweiflung, oder in Folge der Verführung durch elende Pfaffenkünste. Sie beteten nicht so andächtig, als ich als Jungfrau gebetet, und kasteiten sich nur gezwungen oder aus unnatürlicher in unreinen Gedanken begründeter Manie. Sie brachten aus der Welt alle Untugenden ihres Geschlechts mit und spielten Ränke und Kabalen gegen mich und andere Schwestern. Sie beteten nur mit Augen und Lippen und nährten giftige Bosheit in ihrem Herzen. Nicht nur keine Tugend, sondern die größte Verworfenheit der Gesinnung und die infamste Abscheulichkeit der sittlichen Aufführung habe ich in den geweihten Mauern, theils verdeckt, theils in schamloser Naktheit gefunden. Was ich für fromme Liebe gehalten, verrieth sich mir als unkeusche Begierde, was mir eine himmlische Verzückung schien, war genau beleuchtet etwas, was zu nennen schon schamlos wäre. Nach allen diesen Enttäuschungen glaube ich mich eher auf dem Wege zur ewigen Verdammniß als auf dem zum Himmel zu befinden. In Euch erblicke ich einen Engel, den mir der letztere gesandt, um mich von dem Abgrund zu retten, an dessen schwindelnden Rand meine Seele zu stehen vermeint und wahrlich der Augenblick Eures Kommens ist so verhängnißvoll und wunderbar zusammentreffend mit dem letzten entscheidenden Mo-

ment meiner klösterlichen Erfahrungen, daß es mir schwer würde, Eure willkommene Erscheinung anders, als durch höhere Fügung zu erklären. Mein Herz ist arg bedrängt und nahe der Verzweiflung — eilet, rettet mich aus diesem schmählichen Gefängniß, und wenn ich Euch auch nichts zu bieten vermag zum Dank, als eine Thräne, so wird Euch doch diese Gewähr leisten für die Aufrichtigkeit meines schwachen Willens. So elend ich auch in meiner jetzigen Lage sein mag, so sehne ich mich doch weniger nach Freiheit, als nach dem Freund, der mir dieselbe anbietet. Habe ich erst aus Eurem Munde die Bestätigung der freundschaftlichen Gefühle, welche sich in Eurem Schreiben offenbaren, vernommen, dann wird es für mich auf dieser Erde nichts mehr geben, was mich mehr trösten und mir Ersatz leisten könnte für zehnjähriges Leiden, als die Gewißheit Eures Glücks, welches ich nach Kräften zu befördern wünsche."

„Kommet denn, mein großmüthiger Erretter, am Freitag um Mitternacht an das südliche Gartenpförtlein des Klosters. Ich lege Euch den Schlüssel zu demselben bei und werde mich während der Matutin vom Chor wegschleichen und Euch an dem bestimmten Ort erwarten. Bis zwei Uhr Morgens singen meine frommen Schwestern die Laudes und das Te deum und ich habe daher hinlängliche Zeit zur Bewerkstelligung meiner Flucht. Gott verleihe Euch seinen besten Segen zu dem edlen Werke, das Euch der Reichthum des Himmels vergelten möge.

Iduna."

Den Schluß dieses Schreibens zeichnete Iduna erst am andern Morgen und zwar nur in der zweiten Abschrift auf, nachdem sie zuvor sich den erwähnten Schlüssel zu verschaffen gewußt. In peinlicher Unruhe erwartete sie nun die verhängnißvolle Stunde der Wiederkunft ihres Geliebten. Vier und zwanzig Stunden, welche bis dahin verstreichen mußten, bereiteten ihr unsägliche Qualen, doch wußte sie den Grund

ihren Schwestern zu verbergen. Unter dem Vorwande, frommen Andachtsübungen obliegen zu wollen, blieb sie selbst in den Stunden, welche der Conversation geweiht waren, fern von der ihr ohnehin verhaßten Gesellschaft. Allein die klugen Schwestern fanden diese Zurückgezogenheit Idunas um so auffallender, da es ihnen unbegreiflich war, wie eine Tochter Evas vier und zwanzig Stunden lang Neubegier und Schwatzhaftigkeit unterdrücken könne, ohne für solch ein unerhörtes Opfer lebendigen Leibes in den Himmel entführt zu werden. Sie stutzten, wisperten, theilten sich Vermuthungen, Besorgnisse, Spott- und Lästerreden mit, welche mit der einstimmigen Behauptung endigten, es müsse die sanftmüthige Heuchlerin Iduna irgend von weltlichen Dingen angeregt werden. Dem Verdachte folgte ein Komplott, wozu sich drei der Schwester Anna abgeneigte Nönnlein vereinigten. Aus dem zerbrochenen Fenster, der offenbaren Zerstörung Idunas und anderen Anzeichen, welche auf etwas Ungewöhnliches schließen ließen, wußten sie die anstößigsten Dinge zu folgern und beschlossen einmüthig, die gemeinschaftliche Feindin auf allen möglichen Wegen zu belauern. Selbst die Aebtissin, welche seit der gestrigen Demonstration einer ungemein schmerzhaften Dienstfertigkeit an Iduna nicht mehr mit der alten Freundlichkeit dachte, wurde durch die fromme Allianz aufmerksam und mißtrauisch gemacht. Mit ihrer Einwilligung wurden mit einbrechendem Abend förmliche Wachposten unter den Fenstern der Verrathenen aufgestellt und so alle Anstalten getroffen, welche zur Beweisführung dienen konnten, daß Schwester Anna eines ungeheuren Verbrechens schuldig sei, wie die Nonnen mit geheimer Schadenfreude voraussetzten. Ehe daher noch die von Iduna so sehnlich erwartete Stunde erschien, lauerte schon im Garten die Schwester Brigitta, saßen schon zwei andere Schwestern und die Aebtissin an ihren Fenstern und schauten aufmerksamer als Iduna selbst in die Dämmerung hinaus. Unter allen diesen Personen, wel-

che an vorausgesetzte Ankunft eines Weltkindes glaubten, war Iduna die Gläubigste, Angelika die Ungläubigste. Zwar hatte sie den ungestümen Forderungen der boshaften Schwestern, welche selbst Beobachtungen und Verdacht erregende Dinge berichteten, die nie angestellt worden waren, sich nie ereignet hatten, nachgegeben und zur Aufrechthaltung der Klosterzucht alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung einer Profanation ergreifen müssen; allein ihre innere Ueberzeugung widersetzte sich aus allen Kräften dem Argwohn. Sie war zu edlen Gemüths, um nach der Weise der gewöhnlichen Menschen die gute Meinung, welche die Freundschaft festgestellt, sogleich nach einer erlittenen Beleidigung in eine schlechte zu verwandeln, zu milden Sinnes, um das Schlimmste für die Schwester zu wünschen. Zwar hielt sie Iduna von jeher für einen unreinen Geist, der es noch nicht bis zur Anschauung des Göttlichen im Symbole gebracht, allein sie fand sich demungeachtet zur Achtung der weltlichen Frömmigkeit und Sittsamkeit derselben bemüssigt.

So unglücklich standen die Sachen im Kloster, als Schwester Anna am Fenster durch die helle neue Glastafel hinausblickte und nach den raschen Pulsen die Minuten zählte. Bei dieser Rechnung fand sie sich jedoch zehn Mal betrogen, ehe der Glockenschlag ihren unzuverlässigen Kalkul ein Mal bestätigte; denn in dieser Gemüthsverfassung büßte ihr sonst unbebendes Blut die arithmetische Richtigkeit der Bewegung ein. Noch fehlten volle sechzig Minuten, als sie den erwähnten Schlüssel mit ihrem Schreiben und anderem Papier umwickelt bereit hielt. Jede Viertelstunde steigerte die Pein ihrer Ungeduld und als endlich die letzte schlug, fühlte sie sich matt und erschöpft. Noch dreißig Minuten mußte sie ihren Sinnen vergebliche Gewalt anthun, bis sie endlich ein dunkles Haupt über der Gartenmauer erscheinen und minutenlang in dieser Stellung verharrend umherspähen sah. Stürmisch pochte ihr Herz, als sich die Gestalt verlängerte und vorsichtig herüber-

schwang. Leise, wie ein Schatten, schwebte sie gegen Idunas Fenster hin, von wo sie alsbald durch einen zischenden Laut der Harrenden begrüßt wurde. Jetzt streckte Iduna den Arm weit hinaus und ließ den Schlüssel in die Tiefe fallen. Blitzschnell schoß Yuveno hin, hob ihn auf, und in der nächsten Minute schon war er jenseits der Mauer. Gleichzeitig ließ sich ein schwacher Schrei vernehmen und das Klirren von Idunas schnell verschlossenem Fenster. Todtenstille folgte hierauf. Iduna sank halb ohnmächtig nieder.

Indessen die Unglückliche mit Angst und körperlichem Uebelbefinden kämpfte, wurde es ungewöhnlich laut im Kloster. Man hörte Thüren öffnen und schließen, eilende Schritte und flüsternde Stimmen in beängstigender Abwechslung. Iduna war unfähig, einen Entschluß zu fassen; sie ahnte große Gefahr, fand aber weder Muth, noch Besonnenheit, ihr zu begegnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde näherte sich das Geräusch der Thüre von Idunas Zelle und nach wiederholtem Pochen wurde Schwester Anna durch die wohlbekannte Stimme der Priorin ernstlich und laut aufgefordert, im Namen der Aebtissin die Thüre zu öffnen. Zitternd gehorchte die Verzweifelnde und die eintretenden Frauen fanden sie verstört und bleich, verrathen von ihrem Gewissen.

Mit vorwurfsvollen Blicken begleitete die strenge Priorin den Befehl, sogleich mit ihr vor der Aebtissin zu erscheinen; allein Iduna vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und mußte von den Frauen geführt werden. Die Mutter Dolorosa empfieng sie mit Ernst und Würde, ohne jedoch den Ausdruck tiefen Mitleides zu verbergen. Man meldete ihr nun noch ein Mal in Gegenwart der Schuldigen den verdächtigen Thatbestand. Schwester Brigitta sagte aus, sie habe im Garten sich versteckt gehalten und sei wachsam geblieben für die Ehre des Klosters, während Schwester Anna am Fenster offenbar Jemand zu erwarten schien. Vor einer halben Stunde endlich habe sie einen Mann über die Mauer steigen

und sich vorsichtig dem Fenster der angeklagten Schwester nähern gesehen. Diese habe alsbald das Fenster geöffnet und einen mit Papier umwickelten schweren Körper herabgeworfen. Da derselbe ganz in ihrer Nähe zur Erde gefallen sei, so wäre der fremde Mann so nahe an sie herangekommen, daß sie ihren Schreck nicht zu bemeistern gewußt und laut aufgeschrien habe. Hierauf sei der fremde Mann schleunig entwichen und habe, wie es ihr däuchte, einen bedeutenden Schwefelgeruch hinter sich gelassen.

Nachdem Brigitta ihre Aussage beendigt hatte, begann ein strenges Verhör. Iduna versuchte zu läugnen, allein bei der sorgfältigen Untersuchung ihrer Zelle fanden sich die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld, Yuvenos Brief und das Konzept ihres Antwortschreibens. Angelika erröthete, als sie den gottlosen Inhalt derselben vernahm, und die übrigen Frauen entsetzten sich darob aufs Aeußerste. Da man nun die Unglückliche mit harten Worten zu Rede und Verantwortung stellte, sie des Unglaubens, der Treulosigkeit, Falschheit und der Verbindung mit dem Teufel selbst beschuldigte, wurde sie so entrüstet und verwegen, daß sie der inquirirenden Heuchelei die bittersten Vorwürfe entgegenstellte. Alle Furcht war plötzlich verschwunden, ihre Wangen erglühten im gerechten Zorne, ihre Augen blitzten von einer edlen Begeisterung.

„Wer seid Ihr," rief sie, „daß Ihr mich richten wollt, wer hat Euch ein Recht gegeben über mich? Eure Frömmigkeit ist eitles Trugspiel, Heuchelei und bemäntelte Sünde. Ihr selbst seid gottlos und mit dem Satan im Bunde, denn anders sind Eure Gedanken, anders Eure Worte. Ja ich läugne es nicht, ich strebte nach Befreiung, denn nur die Narrheit vermag sich in der Gesellschaft des heuchelnden Lasters wohl zu befinden. Mich hat der Herr erleuchtet und eine innere Stimme sagt mir, daß ich bisher in der Finsterniß gewandelt. —"

„Führt sie hinweg," unterbrach sie die Aebtissin, „reißt ihr den Schleier vom Angesicht; in dem tiefsten Kerker des Klosters erwarte sie den Richterspruch. Sie lästert Gott und hat die Heiligkeit des Klosters entweiht, sie ist unwürdig des Schutzes der heiligen Klara."

Mit unsanfter Gewalt ward sie hinweggeschleppt und in ein finsteres Loch gesperrt, wo sie auf schlechtes Stroh gebettet die strenge Strafe, welche in den Statuten des Ordens auf ihr Verbrechen gesetzt war, erwarten mußte. Vier und zwanzig Stunden ließ man sie hier ohne Speise und Trank schmachten, damit sie, wie man glaubte, reuigen Sinnes werde und sich mit Gott versöhne. Aber eben das Vertrauen auf Gott und das Werkzeug seines Willens, Yuveno, hielt ihre bessere Ueberzeugung aufrecht, ohnedem wäre sie vielleicht neuerdings in Wankelmuth und Aberglauben verfallen; denn des Menschen biegsamer Verstand erkennt gewöhnlich in der Ursache des Leidens eine Schuld. Die größten Qualen bereitete ihr in dieser finsteren Einsamkeit, wo sie den Tag nicht von der Nacht zu unterscheiden vermochte, die weibliche Furcht und die sie unterstützende, ungewöhnlich aufgeregte Phantasie, welche sich stets von Gespenstern umgeben sah. Bald erschien ihr mit zürnendem Antlitz die heilige Klara, bald sah sie feurige Gestalten sie angrinsen, bald glaubte sie das Heulen und Zähnklappen der Hölle zu hören. Gegen alle diese Visionen schützte sie jedoch nüchterne Ueberlegung und das feste Vertrauen auf Yuvenos Klugheit und Entschlossenheit, von der sie Hülfe und Rettung erwartete. Es gewährte ihr Trost, den Schlüssel in seinen Händen und von der Gefahr, in welche sie durch Brigitta gerieth, ihn wenigstens zum Theil unterrichtet zu wissen. Er hatte sie bemerkt und mußte nothwendig auf Verrath schließen. Darauf baute sie ihre Hoffnung.

Nach Verlauf von vier und zwanzig schrecklichen Stunden hörte sie die Thüre des Kerkers aufschließen. Zwei Laien-

schwestern holten sie ab, um sie neuerdings ins Verhör zu führen. Die Aebtissin drang unter Androhung der zeitlichen und ewigen Strafen in sie, alle näheren Umstände ihres Verbrechens zu gestehen und anzugeben, was der abgeschickte Brief noch weiter enthalte. Iduna antwortete mit Fassung, daß sie nichts weiter geschrieben, als was schon in dem Konzepte enthalten und die Art und Weise ihrer wünschenswerthen Befreiung dem großmüthigen Freund bis auf nähere Abrede überlassen habe. Sie weigerte sich hartnäckig, der Zweifelnden nähere Auskunft zu geben, und erzürnte sie durch ihre Verstocktheit dermaßen, daß sie sogleich Befehl zur Vollziehung des bereits über die Schuldige gesprochenen Urtheils ertheilte. Sogleich ergriffen zwei Laienschwestern die Strafbare und führten sie in das Refektorium, wo bereits das Gericht versammelt war. Es bestand aus der Priorin und drei Diskretinen und wurde von der Aebtissin in Person präsidirt. Sie setzte sich, umgeben von den ältesten Frauen, an einen mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch, worauf ein Kruzifix und zwei Leuchter standen. Alle Fenster waren verhängt, das Dämmerlicht des Abends fand keinen Zutritt in dieses Heiligthum der klösterlichen Gerechtigkeit.

Während der feierlichen Vorbereitungen zu ihrer Bestrafung verlor Iduna fast alle Fassung wieder. Ihr Herz pochte ungestüm und ihr Gehirn war von schrecklichen Besorgnissen beunruhigt. Sie glaubte nichts weniger, als ein grausamer Tod harre ihrer, und schrie laut auf, als auf einen gegebenen Wink der Aebtissin die Laienschwestern sich auf sie stürzten und ihr mit ungestümer Hast die Kleider vom Leibe rissen. Nachdem man sie mit Mühe völlig entkleidet hatte, ward ihr befohlen, auf ein schwarzes Tuch hinzuknien, um hundert neun und dreißig Streiche mit frischen Felbenruthen auf den „nackten Fuß“ (worunter in der Klostersprache der ganze untere Theil des Körpers verstanden wird) zu empfangen. Laut

wehklagend fügte sie sich in ihr Schicksal, während die strengen Nonnen mit schreiender Stimme beteten, um sie zu übertäuben. Nachdem sie vierzig Streiche ausgehalten hatte, gönnte man ihr einen Augenblick zur Erholung, welchen sie dazu benutzte, die grausame Aebtissin um Gnade anzuflehen. Neue, stärkere Schläge unterbrachen ihr vergebliches Ansuchen, schon strömte Blut von ihren Lenden und unerträglicher wurde die unmenschliche Qual — da ließ sich der helle Ton einer Glocke vernehmen, welcher sich mit großer Schnelligkeit dem Refektorium näherte. Erbleichend sprangen die Nonnen auf, denn dieß war das Zeichen, daß Männer in das Kloster eingedrungen seien und sich jede Nonne auf ihr Zimmer zu flüchten habe. Im nächsten Augenblick stürzte die Pförtnerin mit der warnenden Glocke herein und meldete, halb athemlos, es seien Räuber durch den Garten in das Kloster eingedrungen und suchten Iduna, man müsse die Sturmglocke läuten, denn das heilige Haus sei in dem Augenblicke hilflos und nur von Frauen besetzt.

Iduna stieß einen Freudenschrei aus und wähnte sich gerettet, allein nach kurzer Berathung ward sie, ungekleidet, wie sie war, auf Befehl der Aebtissin ergriffen und in einen Winkel des Saales geschleppt. Vergeblich strengte sie alle ihre Körperkraft an, sich zu widersetzen, vergebens rief sie um Hilfe, sie wurde niedergerungen und zu einer Fallthüre geschleppt, welche sich auf einen Druck öffnete und die feuchte Kälte eines tiefen Kerkers auf ihre Blößen strömen ließ. Entsetzt prallte sie zurück und kämpfte mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Uebermacht zahlreicher Hände, welche sie hinabzustürzen suchten. Ihr Geschrei der Todesangst beantwortete bereits eine nahe Männerstimme, welche ihren Namen rief, und einen Zoll breiten Raum hatte sie schon erkämpft gegen die Megären, als ihre Kräfte sie verließen. Ohne Widerstand zu leisten, die Augen ohnmächtig schließend, überließ

sie sich nun der Gewalt der Laienschwestern, welche sie eine enge Treppe hinabzwangen, die sie auf ewig von dem Licht der Welt trennen sollte. In dieser höchsten Noth erschien plötzlich Yuvenos hochkräftige Gestalt unter der Thüre des Refektoriums und er rief mit starker Stimme „Iduna!“

„Hier — hier — rette!“ ächzte die Gerufene so leise, daß sie nicht hätte gehört werden können, herrschte nicht eben die tiefste Stille der allgemeinen Ueberraschung. Mit raschen Schritten näherte sich Yuveno der versteinerten Gruppe. Iduna ragte noch mit dem Oberleib über die Fallthüre hinaus, und ließ ihn, gänzlich erschöpft von der fürchterlichen Spannung, auf die Dielen sinken. Ihr Haar war aufgelöst, ihr Gesicht erblaßt, die runden Lenden mit blutigen Striemen bedeckt. Selbst der rauhmüthige Macuff, der Yuveno auf dem Fuß gefolgt war, schien gerührt von diesem Anblick, nur die fanatischen Weiber blickten finster und mit unverhohlenem Grimm auf das ihnen entrissene Opfer. Die Aebtissin selbst, welche zuerst Fassung gewann, trat erzürnt aus dem Kreise der Nonnen hervor und wehrte Yuveno mit befehlenden Geberden ab.

„Flieh, frecher Kirchenräuber,“ rief sie, während eine Laienschwester die Kutte Idunas herbeibrachte und ihre Blößen damit verdeckte zu Macuffs großem Leidwesen. „Flieh von hinnen, oder Dich trifft der Fluch der Kirche. Noch soll es Dir frei stehen, umzukehren und zu bereuen, aber beim nächsten Schritt, den Du vorwärts wagst, trifft dich ewige Verdammniß!“

„Ach, meine wertheste Madam!“ antwortete Macuff lachend, „ich bitt Euch als ein frommer Christ, macht Euch keine Mühe mit diesem verstockten Heiden, Ihr werdet ihn nicht bekehren. Laßt dem Teufel, was des Teufels ist, und seid um Gotteswillen froh, wenn Ihr selbst einen sicheren Platz im Himmel habt. Glaubt mir, ehrwürdige Frau, oder wie Ihr Euch sonst schimpfen lasset, solche wunde Schenkel und Wa-

den, wie ich eben gesehen habe, eignen sich nicht für den Himmel. Es ist der schönste Teufelsbraten, den ich je gesehen."

„Gott erleuchte Euch, Frau Aebtissin," sagte Yuveno, der Macuffs Bemerkungen überhört hatte, „es thut Euch noth. Ich bin ein besonnener, ehrlicher Mann, der nichts von Euch will, als die Auslieferung der Schwester Anna, die sich nach der Welt zurücksehnt. Legt Ihr mir Hindernisse in den Weg, so werde ich sie zu beseitigen wissen und mich, wie bisher, weder um die Flüche, noch um die Segnungen wahnsinniger Weiber bekümmern."

Nach diesen kalten Worten drängte er die Zürnende zurück und bemächtigte sich, ohne weiteren Widerstand zu finden, der Person Idunas. Kaum vermochte er sie in dem Zustande zu erkennen. Ihre Augen waren völlig geschlossen. Während er die unglückliche Freundin aufhob und fortzutragen versuchte, rief Angelika mit aller Kraft ihrer Stimme:

„Auf, läutet die Sturmglocke, verschließt alle Zugänge, ruft nach Hilfe!"

Schnell eilten die gehorsamen Schwestern zur Thüre, allein Macuff stellte sich, nachdem Yuveno mit seiner theuren Last den Saal verlassen hatte, mit weit ausgespreizten Füßen vor die Thüre hin, zog ein Pistol und drohte unter wilden unzüchtigen Scherzreden die erste niederzuschießen, welche es wagen würde, um Hilfe zu schreien. Dann erkundigte er sich höflich bei der ehrwürdigen Versammlung, ob etwa noch eine andere wohlgebildete Dame geneigt sei, von der Gelegenheit zur Flucht Gebrauch zu machen, und erbot sich für diesen Fall zu allen erforderlichen Dienstleistungen, welche eine entführte Braut Christi von ihrem Entführer erwarten könne. Da jedoch sein Vorschlag keinen Beifall fand und von der einzig Wohlgebildeten unter den anwesenden Frauen, welche vor einem Kruzifix kniete, überhört wurde, fand er es für gut, gleich, nachdem der helle Ton einer Pfeife ihn versichert

hatte, daß sich Yuveno bereits in Sicherheit befinde, ein nahe stehendes silbernes Rauchfaß, und Abschied zu nehmen. Mit einem Bückling empfahl er sich dem gemeinsamen Wohlwollen der frommen Versammlung, bat sie, ihn in ihr Gebet einzuschließen, und ehe noch eine der geängstigten Frauen es wagte hinauszutreten, war auch er in Sicherheit und im Gefolge Yuvenos.

5.

„Tochter, mir ist wie — Sterben,“ stammelte erbleichend die Herzogin, indem sie die Finger auf die Schultern Amandas legte, und in der That war ihre Furcht gerecht, denn schon näherte sich ihr die Stunde der Auflösung. Der letzte Auftritt mit ihrem beklagenswerthen Sohn hatte ihre Lebenskraft gewaltig erschüttert, ein heftiger Blutsturz Arterien zersprengt. Wenige Wochen schmachtete sie in verzehrendem Gram dahin, dann äußerten sich plötzlich die gefährlichen Symptome, welche die Vorboten des nahen Todes sind. So eben war wieder eines derselben eingetreten und hatte die nimmer Lebensmüde zu dem verzweifelnden Ausruf veranlaßt. Sie saß aufrecht auf ihrem Krankenlager und horchte aufmerksam auf ihren unnatürlichen Pulsschlag, der heftiger als je zu toben anfing.

„Sterben,“ fuhr sie fort, nachdem sich die Wallung wieder gelegt, „sterben! — das ist ein grausames, schreckliches Wort, das ich mit Grauen aus meinem eigenen Munde vernehme. Lange schlummerte in mir das dunkle Bewußtsein des Todes, aber ich habe mich immer gescheut, es auszusprechen — nun, da mich eine innere Stimme dazu zwingt, klingt mein eignes Wort mir wie ein Ruf aus dem Grabe. Vom Anbeginn meiner Krankheit habe ich mich stets überredet, daß sie nicht tödtlich werden könne, habe ich es sorgsam

vermieden, an das nothwendige Ende derselben zu denken. Ich hoffte immer, der Tod werde mich überraschen, ohne daß ich ihn ahnte; ich habe stets meine Augen mit Gewalt nach dem Leben gewendet, um ihn nicht kommen zu sehen. Ach, das war ein vergeblicher Selbstbetrug, ich fühle es, dieser schreckliche Bote aus der jenseitigen Welt läßt sich nicht ignoriren, kündigt sich so gewaltsam an, daß man sich gegen ihn wenden, ihn begrüßen muß mit verzweifelten Blicken, ehe er sich erbarmt und würgt. O die Natur ist eine grausame Henkerin, sie ist wie die irdische Gerechtigkeit, der es nicht genug ist, daß der Verurtheilte sterbe — nein er muß auch des Todes Angst empfinden.

„Beste Frau,“ tröstete Amanda mit Thränen im Auge, „gewiß, Ihr irrt Euch, Eure Zufälle sind vorübergehend, Ihr werdet noch lange leben. Verbannet die düsteren Todesgedanken.“

„Meinst Du, gute, unglückliche Tochter, glaubst Du gewiß, daß ich noch leben könne? Ach, ich lebte noch so gerne — ach, nur ein Jahr noch — nur um Dich endlich wieder zu vereinigen mit meinem Sohn. Laßt mich leben, Kinder, verstoßt mich nicht, ach ein einzig Wesen braucht so wenig Raum, o gönnet ihn mir unter euch, damit ich noch länger Eure Freuden und Leiden genieße. Selbst ein schmerzliches Leben ist noch süßer wie der Tod; leiden will ich gerne, nur leben, leben. Laßt es in der höchsten Qual sein, nur laßt mich empfinden, fühl ich nur mein Herz, hör ich nur meine Stimme, nur wissen laßt mich, daß ich bin. Gräßlicher ist keine Pein, als diese Nichtpein des Todes, dieß grauenvolle sich Nichtempfinden, Nichtwissen, daß man ist. Das allein ists, was mich schreckt, nicht die Qual des Sterbens. Körper zu sein und nicht zu leben, nicht zu fühlen, Seele zu sein und nicht zu denken, nicht zu wissen, zerfallen in zwei oder mehre Theile, wovon der eine hier, der andere dorthin fällt durch das Gewicht, oder schweben leichter als die Luft, um überall

zu vergehen in dem sich selbst ewig verzehrenden Leben — o das ist entsetzlich. Warum ganz aufhören? ist nicht noch ein Theil meines Selbst gut zum Leben? warum muß auch er, der unschuldige, gesunde, in dem allgemeinen Ruin meines Wesens zu Grunde gehn? Zerreißet mich, trennet meine Glieder vom Körper, zerfleischet meine Muskeln, zerbrechet meine Knochen, nur laßt mich fortleben in dem kleinsten Theil meines Wesens. — Wenn ich an den Tod denke, da kömmt es mir vor, als wäre es unmöglich, von selbst zu sterben, als wolltet Ihr, meine Kinder, Ihr Jüngeren, die Abgemattete, Kalte, Lästige, nicht mehr unter Euch dulden, als mißgönnet Ihr mir die Spanne Raum, die Früchte der Erde, den Anblick der Sonne, und schlüget mich todt, wie in jener wilden Völkerschaft die Kinder alle Greise tödten, wenn sie alt geworden sind, um sie zu verzehren. O habt Mitleid mit mir, tödtet mich nicht, gönnet mir nur einen elenden Winkel auf der Erde und die Abfälle Eurer Mahlzeit, und ich will Euch segnen, weil Ihr mir das Leben schenket. — Amanda, theure Tochter, ich bitte Dich, sage mir noch ein Mal, ich werde leben."

„Gewiß, gewiß, Ihr werdet," schluchzte Amanda mit einem geheimen Blick nach oben.

„— ha, bin ich nicht ein thörichtes, kindisches Weib," fuhr die Kranke tief aufathmend fort, „daß ich mich täuschen lasse mit Trostsprüchen, daß ich bei der Gewißheit des Todes dennoch nach dem Trugschimmer einer erkünstelten Hoffnung hasche, als wäre er wirkliches Leben. Habe ich nicht selbst Sterbende einst so getröstet wie Du, habe ich ihnen nicht selbst Hoffnungen vorgelogen, welche ich selbst nicht empfand? Ich lese es an Deiner Stirne, Amanda, Du glaubst nicht, was Du sprichst, wie soll ich es glauben, da ich den Tod in mir verspüre. So deutlich ist seine Stimme, so groß die innere Gewißheit, daß selbst der Verurtheilte nicht sicherer seinen Tod weiß, wie ich. Er kann noch bauen auf den Zufall, hoffen

auf Begnadigung, aber unerbittlich ist das Urtheil der Natur, unabhängig von aller Zufälligkeit. Ich muß sterben, Amanda, ich muß, ich muß!"

„Wenn Eure Zeit gekommen, mütterliche Freundin, doch jetzt noch nicht, da wir Eurer Liebe bedürfen, jetzt nicht, da Ihr Euch nicht glücklich fühlt."

„Sie ist gekommen, meine Zeit, der Tod schert sich nicht um die kleinen Händel der Menschen, rafft sie aus allen Verhältnissen hinweg. Es ist ein Fluch der Natur, der auf dem Menschen liegt, daß er wissen muß, er werde aufhören, daß er sogar seine Lebensdauer aus gegebenen Umständen und Erfahrungen ziemlich genau berechnen kann — dieß unglückliche Wissen macht ihn zur elendesten Kreatur auf dem Erdboden, denn dadurch ist sein Leben nichts als ein Sterben. Schon das Kind empfindet die Todesangst, die sich immer vermehrt, bis zu dem endlichen Augenblick. Der irdische Weg ist nur eine erbärmliche Galgenfrist, der Weg vom Gefängniß zum Richtplatz, bestreut mit Mühsal, Kummer und Gewissenspein. Wo sind die Vorzüge, die der Mensch vor anderen Geschöpfen genießt? woran erkennt er das größere Wohlbefinden, jene erträumte Glückseligkeit, welche aus diesen Vorzügen erwachsen soll? Wenn ich jetzt von dem letzten Meilenstein meines Passionsweges zurückschaue auf mein verlebtes Leben, so will es mich bedünken, daß Alles Trug und Täuschung gewesen ist, daß wir nicht besser sind, als das kriechende ekle Gewürm, welches unser stolzer Fuß zertritt. Was hätten wir auch voraus? Die größere Geisteskraft, die gottähnliche Seele, die erlogene Vernunft? Was schafft uns diese als unsägliche Pein, was genießt jene als den Schmerz des Selbstbewußtseins? Unsere Vernunft hat in den Jahrtausendleben der Menschheit nichts Wichtiges erforscht, das unsere Gottabkunft beurkundete. Wir haben den irdischen Kreis nicht durchbrechen können, wir bewegen uns mit Geist und Körper eben so in den Schranken unserer Natur, wie die Thiere und unor-

ganischen Wesen, welche keine andere Bewegung haben, als die des Gewichts. Daß wir erforscht haben, außer unserem Planeten gebe es noch andere Welten, alles Irdische sei vergänglich, alle Geschöpfe müssen einem bestimmten Naturgesetz gehorchen, hat unser Unglück nur vermehrt und den forschenden Geistern keine Freude gebracht; denn sind nicht jene schönen Welten uns unerreichbar, wird unser Leben nicht verbittert durch den Gedanken an den Tod, wird unsere Seele nicht entmuthigt durch Erkenntniß ihrer Schranken? Daß wir unsere Welt und unseren Kreis kennen und ermessen, macht uns nicht glücklicher, als den kranken Arzt die Kenntniß seiner tödtlichen Krankheit — er ist elender als sein unwissender Patient, der nur in dem letzten Augenblick die Nähe des Todes fühlt. Wir sind nicht glücklicher, als die unvernünftigen Thiere — ja sie sind glücklicher als wir, denn sie kennen kein anderes Leiden, als die von den Elementen über sie verhängt werden, sie kennen keinen anderen Kummer, als den des Hungers und des Geschlechtstriebs, sie fühlen nicht Anderer Leid, sie werden nicht von unseren unglücklichen Leidenschaften gequält, sie kennen nicht die Pein des Zweifels, der Ehrsucht, des Neides, des Mitleids, der Reue, der Verzweiflung. Oder ist es die in der Regel größere Lebensdauer, welche uns beglückt? O nein, die Zeit ist, wie der Raum, jedem Geschöpf verhältnißmäßig zugetheilt, und nur verhältnißmäßig ist unser Genuß größer. Die kleine Dauer der Eintagsfliege umschließt alle jene Stadien des Lebens, zu welchen wir ein halbes Jahrhundert brauchen, und eine Stunde ist ihr mehr als uns ein Jahr. Wäre der Elephant glücklicher als die Mücke, weil er mehr Luft, Raum, Nahrung und Zeit bedarf zu den Funktionen seines Lebens, weil er ungeheure Massen verschlingen muß, um sich zu sättigen, während die kleine Kreatur denselben Zweck durch Genuß des hundertsten Theils eines Tropfens erreicht? Der Maßstab der Zeit und des Raums ist nur ein individueller in der Natur, und an und für sich ist

Zeit und Raum nur dieselbe ungeheure untheilbare Einheit — die Ewigkeit. Nur der Mensch wagt es, seinen Maßstab an alle Dinge zu legen, um sich größer zu finden, und sieht Alles durch das Vergrößerungsglas seiner Selbstsucht."

„Grübelt nicht, theure Frau," ermahnte Amanda die Kranke, „gönnt Eurem Körper lieber Ruhe, statt daß Ihr ihn und die Seele ermattet."

„Laß mich, theure Tochter," fuhr die Herzogin fort, „auch das ist ein Symptom meines nahen Todes, daß sich plötzlich mein Geist gewaltig rührt, nachdem er ein ganzes Leben verschlafen. Ich habe es bisher nicht geliebt, das nutzlose Denken und Grübeln; aber jetzt, da mir das Irdische entschwindet, finde ich den letzten Lebensgenuß in Uebung einer Kraft, die bis auf den letzten Augenblick dem Menschen bleibt. Was habe ich noch am Leben sonst? — was mich gefreut bisher, freut mich nicht mehr, was ich genossen vordem, ist mir jetzt ungenießbar. Mein Gaumen hat den Geschmack, mein Auge die Sehkraft, mein Ohr das Gehör halb verloren, und was ich noch schmecke, sehe und rieche ist Bitterkeit, Finsterniß, Mißlaut. Laß mich denken und sprechen, so lang ich es vermag, die kurze Frist entschwinde mir nicht ungenützt. Schwerlich ohnehin ist mir noch so viel Leben vergönnt, um alle meine Zweifel und Gedanken auszuleeren in Dein liebendes Gedächtniß. Mir ist, als ob mich das Licht einer anderen Welt erleuchtete. Nie kannt' ich jene Gedanken und Empfindungen, die jetzt auf mich eindringen. Was ich geglaubt ein ganzes Leben lang, löst sich in wunderbare — Zweifel mag ich nicht sagen — in reine Flammenblicke der ewigen Wahrheit auf. Hast Du nie gehört von den Wundermenschen, die sterbend in eine geistige Verzuckung geriethen, die den Himmel offen sahen und die Gesänge der Engel vernahmen? So ist mir, aber ich sehe keinen Himmel offen und höre keine Engel singen, sehe nur ein blendendes Lichtmeer, das mich betäubt, höre nur ein verworrenes Getös, das meinen Sinnen

nicht erfaßlich ist. Höre, Amanda, aber kein sterbliches Ohr vernehme es außer Dir, es taucht ein gewaltiger Gedanke in mir auf, der schreit mir zu, unser schöner Traum von dem besseren Jenseits, von Himmel und Hölle, Gott und Engeln, Teufeln und Verdammten, sei nichts als eine böse Lüge!"

„Um Gottes willen, Herzogin, laßt Euch nicht versuchen, raubt Euch nicht den letzten Trost der Sterblichen, wendet Eure bekümmerte Seele nicht vom Glauben ab," rief Amanda, sie umarmend.

„Sei ruhig, Amanda," versetzte die Kranke, „nicht von dem Trost des Glaubens, nur von seinen Qualen will ich mich befreien. Könnte sie mich trösten, diese schaudervolle Fabel von den ewigen Qualen der Verdammten, ich würde sie zu glauben suchen, bis ich scheide von hier. Würde ich glauben, ich müßte verzweifeln, jetzt am Abend meines Lebens meine Kinder elend, all mein Thun und Lassen von Unglück gefolgt zu wissen; ich müßte in dem Elend, welches ein ganzes Land entkräftet, dem Kummer vieler Tausende, dem mörderischen Blutvergießen eines Krieges, das Unglück meines eigenen Bluts, die Wirksamkeit eines Fluchs erkennen, der auf einer einzigen That lastet, deren Bewußtsein mir noch dießseits den Vorgeschmack der Höllenqualen bereiten sollte. Nein, nein, es giebt keinen Richter nach dem Tode, die Sünde der Unvernunft straft sich im Leben selbst, das Jenseits ist keine andere Welt. Wir hören auf zu sein und unser Wesen verschlingt ein neues Leben. Sehen wir denn nicht unsere Körper vergehen, zerfallen, verwesen? sehen wir nicht mit lebendigen Augen den immer wiederholten Prozeß der Natur, der Leben aus dem Tode schafft, zersetzt und bildet? Wir sehen und wollen nicht sehen, das ist die Verstocktheit der Geistesblindheit. Würden wir nach dem Tode gerichtet, warum ließe Gott den Leib, der allein gesündigt, verfaulen, da doch er allein zur Verantwortung gezogen werden kann, denn der Geist kann nicht sündigen, nicht fehlen, und ist er des Leibes

entbunden, so verfliegt sein Wesen in Reinheit. Ist es nicht immer und immer der Leib, der sündigt und irrt, der stärker ist als unser Geist und ihn stets überwältigt? Vermag der Geist wohl die Gesetze des physischen Lebens zu beherrschen, vermag er Hunger, Durst, Begierde, Schmerz und Lust zu unterdrücken? vermag er es nicht, was ist dann seine Herrschaft über den Körper? Empfängt der Geist nicht alle seine Ideen und Eindrücke durch den Körper; kann er ihm Bewegung gebieten, wenn er ermattet, kann er ihm Freude gebieten, wenn er krank ist? Und warum soll denn der willenlose Knecht büßen, was der Herr gesündigt; warum soll er einst in unnennbaren Qualen vergehen, weil der Leib in Wonne geschwelgt? Nein, nein, es giebt keine ewigen Strafen, oder die Welt ist ein Gebäude der Unvernunft."

„Ach, versucht doch zu beten," bat Amanda, entsetzt über diese Reden, „der Himmel wird Eure Seele stärken und sie mit der Hoffnung ewiger Freuden erfüllen."

Bedenklich schüttelte die Kranke das Haupt und schwieg, aufmerksam harrend auf ein neues Symptom der herannahenden Todeskrise! Sie schien ihre Empfindungen mit der Kennermiene eines Arztes zu prüfen, und erkannte sie wahrscheinlich nach einer langen Pause für Vorboten des Todes. Sobald sie sich dessen versichert hatte, verfiel sie in ein geheimnißvolles Sinnen, während dessen sie der Königin zuwinkte, sie nicht zu stören, und bat endlich mit gänzlich veränderter Stimme, um schleunige Herbeirufung ihrer Tochter, der Aebtissin. Nach Alexis begehrte sie nicht, denn dieser hatte seit jener traurigen Szene ihr Krankenlager vermieden, um sich keiner neuen Gemüthsstörung auszusetzen, und so die Kranke empfindlich beleidigt. Insgeheim aber hoffte sie doch, er würde auf die Kunde von ihrem schlimmeren Befinden von selbst herbeikommen und den letzten Segen der gekränkten Mutter empfangen.

Einige Stunden vergingen, ehe Angelika erschien. In

diesem Zwischenraume versuchten die Aerzte ihre Kunst in Aderlässen, Vesikatoren und anderen künstlichen Leiden, welchen die Kranken in der Regel noch kurz vor ihrem Tode ausgesetzt werden. Auch kam der Pater Pius, jedoch nicht im Priesterornat, sondern als trostreicher Hausfreund, um der Leidenden Muth und Vertrauen auf Gott einzusprechen. Sie hörte lächelnd seine längst bekannten Gemeinsätze an und dankte ihm herzlich für seinen geistlichen Beistand — allein ohne Trost daraus zu schöpfen.

Angelika erschien mit der frommen Geberde einer Gottgeweihten, welche sich von der Erde abgewandt hat und den Tod als wünschenswerthe Erlösung betrachtet, allein beim Anblick der verwelkten, todtkranken Mutter fühlte sie sich im Innersten erschüttert. Es war ihr nicht länger möglich, heilige Fassung zu heucheln, weinend eilte sie ans Lager der Kranken und bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küssen. In dem Augenblicke mußte sie es erfahren, wie die Weisheit und Schwärmerei, sei sie noch so stark, dennoch in solchen Momenten der Wirklichkeit unterliegen müsse, wenn nicht alles Gefühl erstorben ist in der Brust. Immer bleibt der Anblick eines sterbenden Menschen das schrecklichste Schauspiel, wie der Tod selbst das Schrecklichste ist für den Menschen. Phantasten nur und Komödianten affektiren eine Todesverachtung, die ein so gräßliches Gefühl ist, wie die Todesfurcht selbst, deren sich der stärkste Geist nicht erwehrt. Mag es Einigen gelingen, furchtlos zu scheinen, so wird es doch nur ein eben so starkes Schmerzgefühl sein, welches das natürliche maskirt, und die eigene Brust wird um so mehr darunter leiden, da es unnatürlich und künstlich herbeigeführt ist. Beim Helden ist es die schäumende Wuth, beim Verrutheilten die Alles erlahmende Apathie, beim Schwärmer Wahnsinn.

Angelika trachtete, wie wir wissen, seit zehn Jahren nach dem Tod, der sie einführen sollte zu den himmlischen

Freuden, aber sie hatte ihn nie so in der Nähe erblickt, nie seine Hand über ein theures Haupt ausgestreckt, wie jetzt. Zitternd sah sie, wie er sich kund gab in eingefallenen Wangen, hohlen Augen, abgespannten Zügen, konvulsivischen Bewegungen, und dem unerträglichsten aller Symptome — in den verglasten stieren Augen, die keinen Seelenglanz mehr strahlen, in denen sich keine Empfindung mehr abspiegelt. Als sie endlich eine kalte feuchte Knochenhand krampfhaft zuckend faßte und die Kranke mit dem gespenstigen schrecklichen Antlitz sich steif und langsam aufrichtete, die Tochter zu begrüßen, da bebte sie entsetzt zurück, denn es war nicht der sanfte, Ruhe bringende Genius Tod, der sie anblickte mit dem Auge, sondern ein wildes fratzenhaftes Phantom, das nichts verhieß als das Gräßlichste: Zerstörung!

„Nich wahr," sagte die Kranke, die den Eindruck wohl bemerkt hatte, „nicht wahr, Du findest mich sehr verändert, meine Schönheit — ha — laßt doch sehen, gebt mir einen Spiegel, ob ich mich selbst erkenne. Ihr zaudert? — doch ja, ihr habt Recht, es würde mich kränken, mich so entstellt zu finden. Kann ich doch schon mit den Händen meine Häßlichkeit greifen. Wenn man mich einschlagen wird in ein Leichentuch und hinlegen auf ein hohes Gerüste, umgeben von zahllosen, übelriechenden Kerzen, mit gemalten Wangen, hu — da wird kein alter Freund in der häßlichen Leiche die weiland schöne Fürstin Enneri erkennen. Die Väter, welche es wissen, daß ich es war, werden ihre blühenden Töchter hinführen und sprechen: „seht hier das schönste Weib ihrer Zeit im ganzen Lande, seht, wie alles Irdische vergänglich ist." O ich bitt' euch, Kinder, laßt mich den Leuten nicht sehen, bedeckt mein Angesicht und meine Hände mit einem weißen Tuch, sonst glauben die Kinder nicht, was ich gewesen. Versprecht mir das, schwört mir es zu!"

Angelika und die Königin gelobten zu thun, wie sie befahl.

„Hab' ich euch nun ertappt!" schrie die Herzogin plötz-

lich heftig ergriffen, „ihr gelobt es mir zu thun, also glaubt ihr an meinen Tod? — Ja, ja, ihr glaubt daran. O ihr seid falsche, lügnerische Weiber — noch vor Kurzem spracht ihr mir Hoffnung ein und nun schwebt ihr, meine Leiche — Leiche — zu verhüllen. Ja, ihr wißt, wünscht es, daß ich sterbe — so ists —"

„Nein, nein!" schluchzten die gepeinigten Frauen; „zerreißt nicht grausam mein Herz mit ungerechter Beschuldigung," flehte Angelika, „mein Leben für das Eure," betheuerte Amanda. Also bemühten sie sich beide auf verschiedene Weise, die Kranke zu beruhigen, aber diese hatte der Gedanke an die Gewißheit ihres Todes so furchtbar ergriffen, daß sie einen neuen Anfall von langdauernder Ohnmacht bekam.

„Wunderbare Eigenheit des menschlichen Gemüths," bemerkte der Arzt, indem er ihr mit Hirschhorngeist zu Hilfe eilte, „jeder Sterbende spricht von seinem Tod, aber er kann es nicht ertragen, aus fremdem Mund die Bestätigung seiner Furcht zu vernehmen. Ließe sich" — setzte er leise für sich hinzu —" nicht so mancher tausendjährige Wahn aus der Abhängigkeit des menschlichen Geistes von fremdem Urtheil erklären? In der That, wer kann es besser wissen, als die Kranke selbst, daß sie sterben muß, und doch glaubt sie es nicht eher ganz, als bis sie eine fremde Autorität dessen versichert. So ist das ganze Geschlecht. Man braucht ihnen nur zu sagen, es sei das, was sie wünschen, und sie glauben es; man darf ihnen nur als ausgemacht androhen, was sie fürchten, und sie werden vom panischen Schreck ergriffen. So werden und bleiben sie allezeit die erbärmlichsten Werkzeuge und das Spielwerk größerer Geister."

Während sich der kaltsinnige Arzt mit solchen Betrachtungen die Zeit kürzte und an den Leiden der Kranken keinen anderen Antheil nahm als den seiner Forschbegier, welcher er überall freien Raum ließ, erholte sich die Kranke wieder und

zwar zu seiner innigen Freude in derselben Minute, welche er vorausgesagt, als den Moment ihres Erwachens. Der Vorfall, dem sie die Ohnmacht dankte, war bereits wieder ihrem Gedächtniß entschwunden; sie betrachtete ihre schluchzende Tochter mit zärtlichen Blicken. Als fürchtete sie eine kostbare Minute nutzlos zu verlieren, winkte sie allen Anwesenden, außer Angelika, die Bitte zu, das Zimmer auf einige Zeit zu verlassen. Nachdem der Arzt sie ermahnt hatte, so wenig als möglich zu sprechen — widrigenfalls ihr ein böser Fall begegnen könne (er meinte den Tod) — gehorchte man ihren Wünschen und ließ sie mit Angelika allein.

„Geliebte Tochter —" nahm die Herzogin das Wort, nachdem sie lange gesonnen hatte über die schicklichste Weise, ihre geheimnißvolle Eröffnung vorzubringen, „Du weißt, wir sind alle schwache, fehlbare Menschen, die den Irrthümern unterliegen — Du bist eine Braut des Himmels — allein das wird Dich nicht abhalten — die Schwachheiten — Deiner Mutter mild zu beurtheilen. Leicht könnte ich mich mit Vernunftgründen rechtfertigen, allein ich bin nicht gesonnen, meine letzten Augenblicke dazu anzuwenden, um Dich aus Selbstliebe in Deinem Glauben wankend zu machen. Auch wenn Du in mir eine große Sünderin erkennst — wirst Du die Mutter nicht schmähen und beten für sie, obgleich ich an der Wirksamkeit des Gebets selbst zweifle. — Gewiß, Du wirst das Andenken Deiner Mutter segnen —"

„Ach, was könnt Ihr mir zu sagen haben," versetzte Angelika, „das solcher beschämenden Einleitung und Entschuldigung bedürfte. Aus dieser Welt geht keine Seele, ohne mit Schuld belastet zu sein, und wäre es die Eure noch so sehr, die fromme Tochter würde sich nicht vermessen, Euch zu richten."

„Ja, Du bist eine gute, fromme Tochter," erwiederte die Kranke, „ich habe Dich immer hochgeachtet und fast — gefürchtet. Darum wird es mir unsäglich schwer, Dir ein Geständniß abzulegen, das mich in Deinen Augen um so mehr

herabwürdigen muß, da es Dir scheinen muß, das Unglück unseres Hauses sei durch mich verschuldet. Nicht für Dich war dieß Geständniß bestimmt, sondern für meinen geliebten unglücklichen Sohn Alexis, allein er meidet die Zimmer der Kranken, das Lager seiner sterbenden Mutter. O das hätte ich nie gedacht, daß ich würde scheiden müssen, ohne von ihm Abschied zu nehmen, daß er einst mit liebloser Gleichgültigkeit es hören würde — wie ich todtkrank und nach ihm sehnsüchtig sei. Doch ich verzeihe ihm — — höre denn."

Wiederholt versuchte sie nun die Erzählung vergangener Begebenheiten, allein diese Erinnerungen ergriffen sie selbst so stark, daß sie lange keine Worte fand. Auch sträubten sich Scham, Eitelkeit und Stolz gegen die Eröffnung eines Geheimnisses, das sie ein ganzes Leben lang zu verschweigen gewußt. Endlich aber faßte sie sich und erzählte mit leiser Stimme Folgendes:

„Du kennst den Widerwillen, welchen ich von jeher hatte von meinem Gemahl, den seligen Herzog, zu sprechen, aber Du kennst seinen Grund nicht. Selten sprach ich von den Zeiten meines ehlichen Lebens, und ward ich daran unwillkürlich erinnert, so mochte Dir meine üble Laune nicht entgangen sein. Leider muß ich ihn im Grabe noch anklagen, daß er kein zärtlicher Gemahl gewesen, denn meine eigene Schuld wäre im widrigen Fall ungleich größer. Leichtsinnig, jung und thöricht, wie ich war, schloß ich mit ihm, ohne mich lange zu besinnen, den verhängnißvollen Bund, obgleich ich ihm abgeneigt war und alle seine üblen Eigenschaften vorher kannte. Der Glanz seines Ranges verführte mich, ihn zu theilen schien mir ein beneidenswerthes Loos. Zudem glaubte ich frei über mein Herz gebieten zu können, denn, obgleich umschwärmt von zahllosen Anbetern, war es noch frei und ungerührt geblieben. Erst nach Deiner Geburt fühlte ich in meiner Brust eine peinliche Leere, welche die Mutterliebe allein nicht auszufüllen vermochte. Mein Gemahl wurde in Folge eines aus-

schweifenden Lebens krank und siech, und während ich, das junge, liebenswürdige Weib, nach Liebe schmachtete, wurde mir von ihm nichts zu Theil als die Ausbrüche seiner Hypochondrie und eine unwürdige, verletzende Behandlung. Damals besuchte Fürst Portius, ein junger Fürst, der mit den schönsten Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet war, unser Haus, sah meine Verlassenheit, fühlte mein Unglück und versuchte es mit dem besten Erfolg mich zu trösten. Sein Umgang wurde mir bald Bedürfniß, welches er nie verabsäumte zu stillen. Unbelauschte einsame Stunden und eine von ihm mit süßer Beredsamkeit gepredigte frivole Philosophie überwanden meine Tugendstrenge — wir gewährten uns gegenseitig alle, selbst die geheimsten Wünsche. Alexis, mein geliebter Sohn, Alexis war die Frucht dieser verbotenen Liebe. Er ist sein vollendetes Ebenbild an Leib und Seele. Niemand ahnte das geheime Verständniß mit dem schönen Fürsten und Alexis galt für das rechtmäßige Kind des Herzogs. Nur ich, die Mutter, erkannte die Wahrzeichen seiner Abkunft, nur Portius war Mitwisser. Unser Verhältniß dauerte fort, bis ein Unglück, welches meinen Geliebten betraf, ihn von meiner Seite riß. Du kennst die Geschichte seiner Verschwörung und seines unglücklichen — fingirten Todes."

„Ich war nicht sobald von der Gefahr unterrichtet, welche ihn bedrohte, als ich meinen Gemahl, der ein vertrauter Freund des Königs war, über alle geheimen Absichten seiner Feinde auszuforschen suchte. Ich erfuhr durch ihn, daß man den Geliebten insgeheim in seinem Kerker wolle hinrichten lassen, daß man bereits zwei Mörder gedungen, das schreckliche Urtheil zu vollziehen. Ich fand Mittel, den gefangenen Fürsten von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten und einen der Mörder — Macuff hieß er — zu bestechen — der andere war ein Knecht des Scharfrichters, den Macuff nicht wagte ins Vertrauen zu ziehen. Dennoch versprach er, den

Fürsten zu retten und sein eigenes Leben für ihn zu wagen. In Gesellschaft des Büttels verfügte er sich um Mitternacht in den Kerker des Fürsten, der sie wachend erwartete und bereits von den Absichten zu seiner Befreiung unterrichtet war. Beide fielen nun über den Büttel her und überwältigten ihn ohne Mühe, da er sich keines Angriffs versehen hatte. Nachdem sie ihn erwürgt hatten, wechselte der Fürst mit dem Leichnam des Ermordeten die Kleider und floh aus dem Kerker und dem Lande. Das Gerücht von seinem Tod begünstigte seine Flucht, denn der Kerkermeister, der allein den Ermordeten erkannt hatte, schwieg aus Furcht vor der Rache des Königs, die sich, wie er wohl wußte, zuerst auf ihn, den Unvorsichtigen, erstrecken würde. Bald erreichte der Flüchtling die Küste des Meeres — und war gerettet."

„Nachdem Portius sich rastlos in fremden Ländern umher getrieben hatte, fiel er den Korsaren in die Hände, welche ihn fürchterlich verstümmelten und seinen alten Bekannten gänzlich unkenntlich machten. Lange trug er schimpfliche Sklavenketten, Leiden aller Art entstellten seinen Körper. Endlich befreite ihn seine List aus der unwürdigen Lage — Sehnsucht nach der Geliebten und geheime Pläne trieben ihn in sein Vaterland zurück, wo Niemand in dem fremdsprechenden, niedrigen Lakai — Samboro den längst verschollenen Portius vermuthete, als ich, die seinem Herzen unvergeßlich geblieben war. Ich nahm ihn in meine Dienste — um die Welt zu täuschen und doch des theuren unglücklichen Freundes nicht zu entbehren, ja ich vermochte ihn, um allen Argwohn abzulenken, sich zu vermählen."

Alle diese wichtigen Begebenheiten erzählte die Kranke der erschrockenen Tochter mit einer Hast, zu welcher sie die Besorgniß bestimmte, der Tod möchte sie überraschen, ehe sie vollendet. Jetzt erst gönnte sie sich einige Ruhe, indem sie das mühsam erhobene Haupt zurück sinken ließ und leise betend die blauen Lippen bewegte. Angelika lag stumm auf

den Knieen und wagte es nicht, ihr in Thränen schwimmendes Antlitz zu zeigen, fürchtend, der matte Blick der Mutter werde in ihr den Abscheu vor der Sünde lesen, der sie ergriffen hatte.

„Glaubst Du," fuhr plötzlich die Kranke auf aus ihren Zweifeln, die sie mitten im Gebet wieder gestört hatten, „glaubst Du an die ewige Verdammniß und hat Dein heiliger Beruf Deine Seele beruhigt? Bist Du glücklich in Deinem Glauben an Gott und die Hölle?"

„Mutter, Mutter!" schluchzte Angelika schaudernd, „Ihr fragt vermessen?"

„Vermessen? Nein," antwortete diese, „nur gerecht ist mein Bedenken. Hat nicht der Glaube Dich elend gemacht, meine Tochter, hat nicht die Verzweiflung Dich erschöpft, martert nicht selbst in der Todesstunde mich eben jener Glaube, der Tröstung gewähren soll und nur Qual gewährt?"

„Nicht der Glaube martert Euch, Mutter," sprach Angelika mit Begeisterung, „sondern der Zweifel, womit Euch die Hölle versucht. Verbannet ihn; glaubet und Ihr werdet himmlische Beruhigung empfinden. Ist nicht die wunderbare Fügung unseres Schicksals selbst ein Beweis, daß die Hand Gottes auf uns liegt, haben wir nicht schon in diesem zeitlichen Leben den gerechten Zorn des Himmels empfunden. Laßt das Euch beruhigen, daß wir alle Euer Vergehen mit unsäglichem Leiden gesühnt haben, daß Euch dafür jenseits nur die ewige Gnade erwartet. Denkt nicht an den sündigen Urheber unseres Unglücks, sondern an den Herrn der Himmel, der ihn gezüchtigt hat."

„Höre weiter," fuhr die Herzogin fort nach einer Pause tiefen Sinnens. „Fast möchte ich mit Dir den edlen Mann, der Alexis das Leben gegeben, der Sünde und Verführung beschuldigen, denn seine Pläne haben keinen Segen dem Sohne gebracht. Ein schreckliches Gefühl verbitterte sein Dasein, entheiligte seine Liebe, die Rache, welche die Triebfeder aller seiner Handlungen schien. Du weißt, wie er mich

beherrschte — ich überließ ihm die Lenkung meines Schicksals, voll Vertrauen in seinen großen Geist. Lange verheimlichte er mir seine entschiedene Absicht, Severin vom Thron zu stürzen und ihn seiner Rache zu opfern, doch bald erlauschte ich seine geheimen Verbindungen, und ein verdächtiges Treiben, dessen Zweck er mir eingestand. Die Zärtlichkeit, welche er Alexis von seiner Kindheit an bewies, beruhigte mich über seine Gesinnungen, mehr noch der Schwur, den er mir leistete, sein ganzes Leben dem geliebten Kind zu opfern. Allmählig erst zeigte er mir wie durch einen Zauberspiegel die glänzende Zukunft, welche er ihm bereiten wolle, und aus dunkler Ferne ließ er vor meinen Augen ein köstliches Kleinod schimmern — die Krone. Nicht wenig schmeichelte er dem Aug meiner Eitelkeit, welche sich hinter den Vorwand schützte, es wäre lieblos und ungerecht, sich der Ausführung geheimer Pläne zu widersetzen, deren Zweck die Beglückung meines Kindes sei. Darum ließ ich ihm von nun an freies Spiel, fragte nicht nach seinen Geheimnissen und vertraute ihm Leib und Seele des Kindes an — denn er war ja der Vater. So brachte er es dahin, daß ich mich selbst zum Werkzeug seiner Pläne hergab und nichts Wichtiges, Folgenreiches ohne seinen Rath unternahm. Mit den Anlagen und körperlichen Fähigkeiten meines Sohnes wurden auch die Pläne seines Vaters reif — er eilte sie zu verwirklichen. Kurz vor Severins Tod sprach er mir Muth und Fassung ein, verheißend, mich in wenigen Tagen als Mutter eines Königs zu begrüßen. Ich erschrack vor dem Abgrund, an dessen Rand er Alexis geführt, und beschwor ihn, kein Verbrechen auf sein unschuldiges Haupt zu laden; allein es war zu spät. Ich konnte nur die Beruhigung von ihm erlangen, daß er das Gewissen des Prinzen nicht mit dem Bewußtsein eines Verbrechens beladen werde. Zugleich schüchterte er mich mit der Drohung ein, daß jede Widersetzlichkeit gegen seine Pläne unfehlbar das Verderben aller mir theueren Personen nach

sich ziehen müsse. In wenigen Tagen starb Severin an Gift und mein erstauntes Ohr hörte Alexis als König begrüßen."

„Wehe, wehe denen, die den unerhörten Frevel dereinst verantworten müssen vor dem Richterstuhl des Ewigen!" rief Angelika.

„Halt ein mit Deinem Eulenruf, unnatürliches Kind!" schrie die Kranke „willst Du Deiner eigenen Mutter fluchen? Ja, auch ich habe einen Theil an dieser Schuld, wiewohl nur einen geringen, der zugleich mit einer That verbunden ist, welche meine Schuld, wie ich hoffe, aufwiegt. Ein Zufall machte mich kurz vor dem Ableben des Königs zur Mitwisserin des frevelhaften Austausches eines neugebornen Prinzen und Samboro selbst vertraute mir den Ort an, wo er den jungen Nebenbuhler meines Sohnes verborgen hielt, denn er und nicht Alexis war der rechtmäßige Thronerbe. Da nun durch die Gewissenhaftigkeit der dienstbaren Frauen der Königin Amanda der begangene Frevel bald entdeckt und ruchbar geworden war, so besorgte ich mit Recht, Samboro werde das Hinderniß seiner Pläne durch einen neuen Mord aus dem Weg schaffen, damit kein widriger] Zufall es mitten auf den Weg meines Sohnes führe. Ich kannte seine grausame Entschlossenheit, welche stets bereit war, dem Gegenstand seiner Liebe die ungeheuersten Opfer zu bringen, und beschloß, das Kind um jeden Preis zu retten, damit nicht Verantwortung des vergossenen unschuldigen Blutes über das Haupt meines Sohnes komme. Ehe noch Samboro von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet werden konnte, entführte ich den letzten Sprossen Severins aus einer ärmlichen Bauernhütte, übergab ihn einer vertrauten Dienerin, als die Frucht einer geheimen Liebe, und sendete ihn an die fernste Grenze des Reiches, wo er noch jetzt lebt und einer guten Erziehung genießt. Dieses Kästchen enthält sowohl die nothdürftigen Beweise seiner Abstammung, als auch alle nähere

Auskunft über den Namen und Aufenthalt seiner Pflegemutter. Beides übergieb meinem Sohn."

Sie überreichte nun der Staunenden eine einfache versiegelte Chatoulle und ruhte nun neuerdings von der Anstrengung des Sprechens aus.

„Daß ich sorgfältig Alles vermieden habe," fuhr sie dann fort, „was zur Entdeckung des Prinzen führen konnte — darin besteht meine Schuld — doch ist sie verzeihlich; denn ohne meine Rettung wäre der Prinz noch in derselben Nacht ermordet worden. Der Strom überschwemmte damals die ganze Gegend, wo die arme Frau, der man den Prinzen anvertraut hatte, eine Hütte besaß. Wenige Tage, nachdem das Wasser in das Strombett zurückgetreten, ließ ich bei ihr Erkundigungen über die Größe ihres Schadens einziehen, um nach Befinden ihr behilflich zu sein, bei welcher Gelegenheit ich Folgendes erfuhr. In derselben stürmischen Nacht, deren sich noch jetzt alle Aelteren erinnern, kam — so erzählte sie — ein schlecht gekleideter Mann in einem Nachen zu ihrer Hütte, um die bedrängten Einwohner zu retten. Ein vier Monden altes Kind, welches ihr eigenes war, sei ihm zuerst hinausgereicht worden, und kaum habe er dasselbe in seinem Nachen aufgenommen, als der Nachen mit großer Schnelligkeit davonglitt. Umsonst hätten die beiden Weiber um Hilfe gerufen, der Mann sei mit dem Kinde nicht wiedergekehrt und noch wüßten sie nicht, was aus demselben geworden wäre, obgleich sie dem Manne eine große Belohnung für die Rettung des Kleinen versprochen hätten. Ohne Zweifel war es Sambero, der das Kind geraubt und wahrscheinlich in der Meinung, es sei Severins mit Amanda erzeugter Throneerbe, ermordet hat. So traurig die Folgen dieses Irrthums für die ihres Kindes beraubte Familie gewesen sind, konnte ich sie doch nur für eine weise Fügung des Himmels halten, welche meinen Schützling vor jeder Nachstellung sicher stellte, ohne meinen Sohn zu gefährden, denn Niemand weiß die Ge-

schichte der Rettung des hochgebornen Knaben, als der Pater Pius, in dessen Brust das gefährliche Geheimniß so sicher als im Grabe ist. Alle diese wunderbaren Ereignisse, der spätere Tod Samboros und die nachfolgenden Begebenheiten, welche an das Schicksal meines Sohnes geknüpft sind, haben die von Samboro mir eingeimpften Grundsätze erschüttert, meinen Leichtsinn in Frömmigkeit umgewandelt. Oft wenn ich — was selten geschah — den Wechsel der Dinge bedachte, da erkannte ich in Portius, wie Du, das böse Princip, dessen schreckliches Walten uns in unsäglichen Jammer gestürzt, alle unsere Hoffnungen zertrümmert, und das selbst schuld ist, daß wir in der Erfüllung unserer eigenen Wünsche nur neues Unglück gefunden haben. Zehn Jahre lang suchte ich durch ein frommes, bußfertiges Leben das Schicksal zu einer besseren Wendung zu beschwören; allein am Zielpunkt meines Lebens angelangt, habe ich gefunden, daß entweder der Himmel unerbittlich, oder der Glaube ein Irrthum ist. Der Gedanke, den leiblichen Sohn des rechtmäßigen Monarchen seines guten Rechts auf die Krone beraubt zu haben, war mir immer ein Gewissensbiß; doch wer könnte von der Mutter solch grausame Tugend erwarten, welche den eigenen Sohn vom Throne stürzte? Selbst P. Pius schauderte zurück vor einer so unnatürlichen That, deren nur eine Schwärmerin fähig wäre."

„Wer den Himmel liebt," bemerkte Angelika mit Salbung, „der freut sich, ihm das Theuerste zum Opfer zu bringen. Abraham war bereit, seinen Sohn Isaak dem Herrn zu schlachten, und war kein Schwärmer, sondern ein frommer Diener Gottes."

„Aber der gütige Gott," erwiederte die Herzogin schnell und etwas spöttisch, „hat sein grausames Opfer nicht angenommen. Also war es auch mit mir. Habe ich nicht, indem ich den Prinzen rettete, gleichsam ein Schlachtmesser über dem Haupte meines Sohnes geschwungen, und war es

nicht die Macht des Himmels, welche, indem sie das drohende Unheil nicht ausbrechen ließ, den Streich aufgehalten hat? Gewiß so wars, und auch ich war eine fromme Magd des Herrn, der das unmenschliche Opfer nicht gewollt. — —"

„Meine Stunden sind gezählt," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich kann nicht länger das gefährliche Geheimniß behüten und übergebe es meinem Sohn zu beliebiger Anwendung. Erzähle ihm, was Du von mir gehört, gieb ihm das Kästchen mit dem Bedeuten, daß ich nun mich aller Verantwortung für das Leben und Schicksal des Prinzen los und ledig betrachte und mit Zuversicht hoffe, er werde auch seine Seele mit keiner neuen Schuld belasten. Ich bin ein schwaches Weib, das nicht eingreifen will in die Wege des Schicksals, sonst würde ich das Geheimniß mit ins Grab genommen haben. Ich befreie mich von einer Schuld, indem ich es vorher mit allem Irdischen ablege. Ich gebe es in die Hände meines Sohnes, damit es nicht zu seinem Verderben gereiche. Somit glaube ich alle meine Pflichten erfüllt und sowohl dem Glauben als auch der Vernunft genügt zu haben."

Hierauf verständigte sie ihre Tochter durch ein Zeichen, daß sie ihr nichts mehr zu sagen habe und die Wiedererscheinung der von dieser geheimen Unterredung ausgeschlossenen Personen wünsche. Verwundert, die Kranke nach so anhaltendem Sprechen noch am Leben zu finden, trat der Arzt herein. Ihm folgte P. Pius mit der Königin, welche den zitternden Greis mit eigener Hand unterstützte. Ihnen folgten die Kinder der Königin, welche die Kranke zu sehen verlangt hatte. Beruhigt zählte die Kranke die versammelten lieben Häupter und es fehlte ihr nur eines — aber das theuerste. Ein flüchtiges Ueberschwimmen der bereits stieren Augen bezeichnete den Eindruck dieses Vermissens auf die unglückliche Frau. Auf einen Wink des Arztes, der bereits die Vorzeichen der Agonie an den zuckenden Wimpern entdeckte,

versuchte P. Pius mit der Leidenden von himmlischen Dingen zu sprechen, und setzte sich bei ihrem Haupte nieder, um ihre letzte Beichte zu vernehmen. Aengstlich — bei allen ihren Zweifeln eine so heilige Pflicht zu versäumen und in dem letzten Augenblick ihre Seligkeit zu verwirken, strengte sie sich neuerdings an zu sprechen; allein zu ihrem eigenen größten Entsetzen versagte ihr die Stimme. Auf die Gefahr hin, ihre Augenblicke zu verkürzen, sah man sie eine fürchterliche Anstrengung versuchen, das Hinderniß der Sprache zu beseitigen. Ein Klumpen Blut stürzte endlich aus ihrem Munde und kreischend stieß die Kranke nun folgende Worte heraus, deren Sinn sie sichtlich beängstigt hatte:

„Ihr kennt meine Sünden — — nur eine — nicht — letzten — Zweifel — an Gott — Gnade — betet!“

Eilig sprach der ehrwürdige Priester seine Absolution und ölte ihre Stirne mit dem schnell herbeigebrachten Chrisam. Beruhigt lächelte die Kranke, denn es war ihr so ein Schutzbrief in das jenseitige Leben ertheilt. Noch bewegten sich ihre Augen ruhig nach allen Seiten, wo sie ihre Angehörigen zerstreut fand, als ihre Finger das schreckliche Spiel begannen, auf welches unmittelbar der Tod erfolgt.

„Noch fünf Minuten!“ lispelte der sehr aufmerksame Arzt, als sich plötzlich die Thüre aufthat, und eine dunkle Gestalt mit feierlich gemessenen, doch vorsichtigen Tritten dem Lager zuschritt. Als sie den König, mehr errathen als erblickt, richtete sich die Kranke plötzlich empor, der letzte Seelenschmerz zeigte sich auf einen Augenblick in ihrem Gesicht und segnend streckten sich zwei dürre Hände aus zum Zeichen ihrer unverbrüchlichen Muttertreue und Versöhnung. Aller Augen erblindeten in dem Augenblick unter neu hervorbrechenden Thränen, und als sie wieder aufblickten, da war die Herzogin gestorben.

Lautes Wehklagen folgte auf den letzten Seufzer der Herzogin; das furchtsame Weinen der an ihrem Lager knieenden Enkel, vermischt mit dem Schluchzen der beiden Frauen und den ermahnenden Worten des P. Pius bildete ein herzergreifendes Jammergeschrei, das im ganzen Hause gehört und verstanden wurde. Der Tod hatte hier Zeugen versammelt, welche einander an Charakter nicht unähnlicher sein konnten und doch wurden sie jetzt von einer gemeinsamen Empfindung ergriffen. Nahe am Hauptkissen saß der andächtige Beichtvater mit zum Himmel erhobenen Blicken, neben ihm kniete die bewegungslose Angelika, ihr gegenüber die Königin, welche in der Verstorbenen die einzige Freundin verloren hatte. An ihr Gewand klammerten sich die furchtsamen Kinder, welche ängstlich sich zu verbergen suchten, um nicht den starren Augen der Todten zu begegnen. Nur Alexis stand aufrecht und beherrschte mit traurig sinnenden Blicken die jammervolle Gruppe. Seine Hände waren unwillkürlich gefaltet und auf seinem frühgefurchten Antlitz löste sich der starre Ausdruck von Hypochondrie und wildem Ernst in kindlichen Schmerz und in Wehmuth auf. Nach einer langen Pause richtete sich zuerst Amanda empor, um, da sie sich unfähig fühlte, die Szene länger zu ertragen, mit ihren Kindern das Zimmer zu verlassen. Beim Anblick ihres in sich versunkenen Gemahls blieb sie jedoch stehen, legte ihre Hände auf die Häupter ihrer Kinder, und betrachtete den verlorenen Gatten mit schmerzlichen Blicken. Selbst als er seine von Thränen glänzenden Augen auf sie heftete, wandte sie sich nicht ab von ihm, denn die Reinheit ihres Gewissens ließ sie nichts fürchten in dem Augenblick, da sie Alles verloren zu haben glaubte. Stumm war sie beredt. Alexis las in ihren Geberden. Er fand in ihnen die Geschichte ihres Jammers, ein unwiderstehliches Flehen um Versöhnung, Verzeihung und Liebe. Nimm Dich meiner und Deines Blutes an, schien sie ihm zu sagen, willst Du die Kinder unserer Liebe und ihre

Mutter auf ewig verstoßen? Hast Du den letzten Wink Deiner unglücklichen Mutter nicht verstanden? er sprach die Hoffnung und den Wunsch aus, daß wir ihren letzten Willen ehren, ihr Andenken heiligen werden, indem wir uns wieder vereinigen. Aus den Höhen der jenseitigen Welt wird sie mit Wohlgefallen auf uns hernieder schauen, wenn sie uns vereint durch den gemeinsamen Schmerz an ihrem Sterbelager erblickt. Ich habe sie betreut und getröstet in ihren leidenvollen Stunden, wie eine Tochter, sie hat mich geliebt, als wär' ich ihre Tochter — warum willst du, ihr Sohn, nicht mehr Gatte oder Bruder sein? Jetzt erhob sie ihre Hände zum Zeichen ihres willigen Entgegenkommens, ein schmerzlicher Ausruf entfuhr Alexis und im nächsten Augenblick lagen sich die lange getrennten Gatten in den Armen. So lange hielten sich die Versöhnten fest umschlungen, daß es schien, als wollten sie die versäumten Liebkosungen von diesen langen Jahren in einer Umarmung nachholen.

„Herr, deine Wege sind unerforschlich!" rief P. Pius, als er staunend die Szene bemerkte. Auch der verständige und ungläubige Arzt, der die weltbekannte Spannung zwischen den beiden Gatten und halb und halb auch ihre Ursache kannte, mußte sich gestehen, daß eine geheime Allmacht die starrsinnigsten Menschen durch die Gewalt der augenblicklichen Eindrücke regiere, welche des Menschen ganzes Schicksal beherrschen. Keine Charakterstärke, keine Geisteskraft widersteht ihnen, und alle menschlichen Berechnungen, Pläne, Hoffnungen, Befürchtungen werden durch sie wechselweise zu Schanden. Was die Vernunft und die Tugendstärke nicht zu vollbringen vermag, verrichten sie mit spielender Leichtigkeit. Todfeinde versöhnen sie in dem Augenblick, wo ihr Haß am stärksten, Freunde, die sich ewige Treue geschworen, zertrennen sie, große Thaten, welche berechnet sind, Jahrhunderten zu nützen, machen sie nutzlos, kleine unbedeutende Zufälligkeiten für späte Zeiten erfolgreich, Krieg und Frieden, Tod

und Leben, das Schicksal der Einzelnen und der Menschheit hängt von ihnen ab. Hier wirkt sie sichtbar und allmächtig, die ewige Hand des unbegreiflichen Naturgeistes.

Mit ganz verschiedenen Empfindungen, wie wir vermuthen, betrachtete Angelika die rührende Szene. Alexis war ihr eine Erscheinung aus einem längst verrauchten Ideenkreise, viele Jahre lagen zwischen heute und dem Zeitraume der Vergangenheit, in welchem sie ihn zum letzten Mal gesehen. Die Todtenblässe auf ihrem Gesicht konnte durch seinen Anblick nicht vermehrt werden, aber ihre innerste Bewegung zeigte sich in einer elektrischen Erschütterung ihres Körpers. Mit todten Augen und abgespannten Geberden betrachtete sie eine Weile die Vereinigten, dann spritzte sie mit den starren Fingern geweihtes Wasser aus einem nahestehenden Becken über das Lager der Todten und wankte langsam und unhörbar, wie ein Gespenst hinaus.

Die Tage der Versöhnung sind meistens Tage der Trauer. Es ist keine für uns ehrenvolle Wahrheit, daß die Menschen in frohen heiteren Stunden nicht versöhnlich, wie überhaupt zu keiner guten That gestimmt sind, daher auch die bestgelaunten glücklichen Menschen das wenigste Gute thun. In der Trauer allein zeigt sich des Herzens Tugendkraft, während der unverwüstliche Frohsinn nur den Egoismus befördert, das Gute nur im Vorbeigehen und meistens zur Vermehrung des Vergnügens vollbringt, und bereitwilliger dem Laster fröhnt, als selbst die Leidenschaft. Nur eine Trauer ist auch zum Bösen bereit, die Trauer des melancholischen Schwärmers, der die Ausgeburten eines phantastischen Willens für die beste Tugendübung hält. Derselbe Schmerz, welcher in dem Augenblick die Hypochondrie des Königs aufgelöst in Menschenliebe und Versöhnlichkeit, in edelmüthige Vorsätze und Bereuung unverbesserlicher Irrthümer, stimmte ein anderes Gemüth zu unheilbringenden Plänen, welche die Einge-

bungen des finstersten Menschenhasses zu sein schienen und doch nicht waren.

„Meine theure Gemahlin!“

„Verzeiht, wenn ich im Uebermaß meines Schmerzes zu einem Mittel greife, meine Empfindungen für Eure Tugend und unverdiente Liebe auszudrücken, welches eher den traurigen Verhältnissen während unserer Trennung angemessen wäre, als den heutigen. Schreibt es der Scham, der Reue, einem Reste von Stolz zu, nur nicht einer gewissen Kälte oder empfindungslosen Bedachtsamkeit, welche sich gerne der Schriftzüge bedient, denn mein Inneres ist neuerdings aufgegoren, mein Herz durchschüttert. Wenn ich bei Euch bin, so kann ich nur durch Küsse und Thränen von meinen Gefühlen sprechen; aber diese Zeichen können weder mich rechtfertigen, noch Euch die Geschichte meines Selbst erzählen, aus welcher die Rechtfertigung entspringen wird.“

„Wir Beide haben einen großen unersetzlichen Verlust erlitten — wir sind um ein theures Haupt einsamer — wir haben keinen Freund mehr auf der Erde, als unsere Kinder. Alle unsere Liebe ist zusammengeschmolzen in einen kleinen Kreis und es war an der Zeit, daß wir uns versöhnten, denn nicht zu ertragen wäre die völlige Verlassenheit der Feindschaft. Ihr habt mir verziehen, und so eine schwankende Seele vor gänzlichem Verfall gerettet. — Dank, ewigen Dank Euch!“

„Mein verwirrtes Haupt lege ich in Deinen Schooß, Amanda, mein ganzes Wesen ist Dein Eigenthum, die Welt hat keinen weiteren Antheil an mir und ich habe keinen weitern Antheil an der Welt.“

„Mein Verbrechen um Dich ist ungeheuer, unsühnbar, nur Deine Milde, Gnade, kann es tilgen. Du hast feurige Kohlen auf meinem Haupt gesammelt, meine Schuld brennt

mir im Herzen, und die allgewaltige Reue würgt an meinem Leben. Sie sind alle wach geworden, die geheimen Mächte des Herzens, meine Seele zu peinigen. Nichts hat sie zur Schutzwehr, als Deine Liebe, aber sie ist voll Vertrauen in die Alles überwindende Kraft derselben. Sie ist krank und verdorben, zaghaft und verbittert, sei barmherzig mit ihr, heile, bessere, veredle sie."

„Stünde sie vor einem weltlichen Richter, nicht vor einem bevollmächtigten Engel des Himmels, der Liebe, sie müßte erbleichen im Bewußtsein ihrer Schuld, verzweifeln aus Furcht vor verdienter Strafe. Sie hat keinen Anwald, als ein liebendes Herz und vermag nichts anzuführen von schuldmildernden Thatsachen. Thatsachen aber sind verzeichnet in dem Buche des Richters, unverzeihlicher Art, Thatsachen, welche kein Sterblicher zu entschuldigen, kein Tribunal frei zu sprechen wagen würde. Und doch giebt es für die schwersten der Art Entschuldigungsgründe, die uns manch verbrecherisches Herz als edlen Stoffes erproben, die, wie entsetzlich auch der Anschein sein mag, wie abscheulich die That, Beweggründe und Ursachen aufzählen, welche das Laster zur Tugend erheben und unsere Begriffe von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen verwirren. Der menschliche Verstand bleibt staunend ob widersprechender Begegnisse und Folgerungen stehen, nur das der heiligen Liebesweisheit volle, wahrhaft tugendhafte Herz, dieser edle, großmüthige Richter vermag es, Sünder frei zu sprechen, welche die Welt als Unwürdige, Elende verdammt. Sie allein ergründet den tiefen Schacht der Empfindungen und spricht ein weises Recht über sie und deren Kinder, die Thaten."

„Sei Du meine milde Richterin, Amanda. Gleichgültig ist mir das Urtheil der Welt — ich verachte sie. Sprich Du mich frei und ich will mich an dem Gedanken von Verzeihlichkeit meiner Schuld erfreuen, und wenn ein Jahrhundert mich schmähend verfluchte; verdamme mich, und mein Loos ist

ein geistiger Selbstmord, absolvirten, trösteten und priesen mich auch alle Priester und Bonzen der bekannten Welt, bewiese man mir auch aus heiligen Büchern meine Schuldlosigkeit."

„Dir, Du Engelsreine, erschließe ich meines Herzens tiefbewahrtes Geheimniß, Dir werde mein verborgenster Gedanke offenbar, Dir, wie keinem Priester, beichtige mein krankes Gemüth."

„Dir nur unterwerfe ich meinen Glauben. Es kann mich nicht trösten, wenn der trockene Verstand mich entschuldigt, noch schmerzen, wenn er mich verwirft. Er ist nur weise und gerecht gegen die Gesellschaft, aber ein ungerechter, fühlloser Tyrann gegen den Einzelnen. Keinem Sterblichen, und sei er so alt wie Methusalah, so weise wie Sokrates, so tugendhaft wie Brutus, keinem unterwerfe ich mein Herz, als Dir, denn Keiner wird gerecht sein gegen dasselbe, als Du."

„Großmüthig schenkst Du mir Liebe, Vertrauen, Verzeihung, aber nur Pein ist mir Dein Hingeben, bis Du mein Bekenntniß gehört, geprüft und beurtheilt. Nicht mit Stillschweigen soll jene sündenreiche Vergangenheit übergangen werden, denn nicht in Deiner Vergessenheit finde ich meinen Trost, sondern in Sühnung. Du sollst nicht die Erinnerung an meine Verbrechen verscheuchen, sondern sie erwecken und ihre Gegenstände verzeihen. Nur um diesen Preis, Amanda, kann ich glücklich sein. Leicht könnte sonst ein zufälliger Gedanke Dein Gedächtniß aufregen, leicht den entschlafenen Groll erwecken, leicht die Reue in das nur halb versöhnte Herz verpflanzen. Das Gedächtniß meiner Beleidigungen soll nicht entfernt werden, doch nur Mitleid, Bedauern, vorübergehende Trauer erwecken, denn, bei Gott, ich war mehr unglücklich als sündhaft."

„Ehe ich Dich sah, Amanda, war ich ein leichtblutiger Knabe, nicht fromm, nicht schlecht, voll warmer Menschenliebe und Begeisterung für das Gute. Mein Herz war kei-

ner Person insbesondere, sondern mit aller Kraft der Menschheit zugewendet. In Deinem Zauberkreis ward ich umgewandelt. Alle Liebe versenkte sich in Dein Wesen. Im Taumel der stärksten Liebeswuth, mit befangenen Sinnen, umnebeltem Verstand, nur meiner Leidenschaft mir bewußt, stürzte ich mich in eine Welt, die ich nur bisher geliebt und ferner nicht lieben konnte als in Dir, durch Dich. Ein unerbittliches Geschick stellte sich zwischen uns, meine Leidenschaft sollte Dich nicht erreichen. In der Raserei des Unvermögens gegen die Welt und ihren Fluch, empfieng ich den ersten Keim zur Verbitterung meines Herzens. Gewalt, List der Leidenschaft, Gegenliebe und die Unterstützung eines Mannes, der mich stets lehrte, man müsse die Welt verachten, die Menschheit nicht lieben, brachen mir Bahn zu Dir, aber die Gewalt feindseliger Mächte warf mich wieder zurück wie einen kräftigen, dem Land zustrebenden Schwimmer, den eine ebbende Welle wieder zurückschleudert. Selbst Du warst mir entgegen und verkanntest mich. So entstand in meinem Innern eine fürchterliche Gährung. Die Leidenschaft kämpfte gegen die Hindernisse der Welt, kämpfte gegen den erwachten, die Welt und ihre Bewohner verachtenden Egoistenverstand, kämpfte gegen religiöse und moralische Grundsätze, gegen die Vorurtheile meiner Kindheit und ward doch nicht niedergerungen. Die lange Dauer dieses Kampfes, seine blutigen Mühen, die den Schlaf verscheuchten und den Frohsinn vergifteten, den Körper quälten und die Seele ermüdeten, haben jedoch mein Gemüth für immer verderbt, mein wildes Blut noch mehr erhitzt, meine Seele mit Mißtrauen, Hohn, Frevelgedanken und unheilbaren Nachwehen erfüllt. Uns vereinigte stets das Unglück. Als ich endlich Deinen Besitz errang, war ein Theil der Fähigkeit zu der erstrebten Glückseligkeit verbraucht. Mit Schmerz fand ich, daß mein Empfinden wechselsüchtig, mein Gemüth trotzig, herrschbegierig, stolz und mißtrauisch geworden war. Anfangs gab ich mich

jeder edelmüthigen Aufwallung meines Herzens hin. Ich überredete mich, glücklich, überglücklich zu sein, und war es eine Zeit lang. Menschen glücklich zu machen, war mein vornehmstes Streben, aber bald verschlangen bittere Erfahrungen meine Menschenliebe. Je mehr ich mich im Allgemeinen von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur überzeugte, je mehr ich von Undankbarkeit, Thorheit, Eigennutz, Niederträchtigkeit und Bosheit verletzt wurde, desto härter wurde mein Gemüth, desto zügelloser die Begier, denn die stärkste Schranke derselben ist die Menschenliebe. Lange indeß kämpfte ich mit den unbezwingbaren Nachwehen meines Grundleidens, mit der zunehmenden Erbitterung gegen den Menschen, und wohl darf ich es sagen, in jenem Zeitraum sprach sich meine menschenfeindliche Stimmung nicht in Thaten aus und mein Gemüth sündigte nur in Gedanken. Stark war der gutmüthige Tugendsinn, der mich beherrschte — ich säete nur Gutes und immer erntete ich dasselbe — Undank, Haß, Schmähung. Ich fieng an zu schwanken, und in einem Moment leichtsinnigen Taumels stürzte ich mich in den Lethe der Wollust, um darin meine Verdrossenheit zu ersäufen. Wer das wilde Leben eines Wüstlings kennt, und dessen anlockendes, nie wieder bringendes Verderben, weiß, wie schwer, unmöglich es ist, sich aus seinen eisernen Armen loszureißen. — Die Moral, welcher der denkende Mensch folgt, ist stets eine selbst gebildete, der Lage angemessene. Selten wird Jemand seine eigenen Handlungen für Verbrechen halten, denn die Vernunft erweitert ihre Zugeständnisse in dem Grade der Forderungen. Der denkende Mensch hat kein Gewissen, als die Marter des Bedauerns, des Mitgefühls, der Reue, wenn seine Thaten eine theure Person beleidigen — aber dieses ist furchtbar. Es ist eine alberne Voraussetzung, wenn man glaubt, das Gewissen bessere, führe zurück. Es erfüllt die Seele mit Verzweiflung. Nach dem ersten Fehltritt meiner ehlichen Treue war es mir eine Marter, in Dein frommes,

unschuldvolles Antlitz zu schauen, und Deine Liebkosungen folterten mein Herz. Es hieß mich einen Bösewicht, Betrüger, der nicht werth sei so inniger, vorwurfsloser Liebe, und verbannte mich aus Deiner Nähe. Nicht so kannst Du gelitten haben, wenn ich fern von Dir war, als ich litt, wenn ich fern von Dir war, als ich litt, wenn ich bei Dir war."

„So sank ich, meine Begierden verwünschend, tief und tiefer. Das Laster wurde mir endlich theuer. Meine Menschenliebe hatte Undank, Haß und Fluch geboren, mein Ehrgeiz Verleumdung, meine Begeisterung für das Gute Thorheit, Spott und Verkleinerung. Die Welt, worin die Tugend unfruchtbar, der reinste Wille unbelohnt bleibt, ward mir täglich verhaßter. Der Schmerz, den der Gerechte empfindet über den Undank der Welt, ist so markverzehrend, hirnentzündend, herzvergiftend, daß kein Sterblicher ihn lang zu ertragen vermag. Er endigt sich in Tod oder Verschlimmerung, und mein Loos war die letzte. Die Bereuung eines tugendhaften Strebens erzeugte Mißmuth und Sünde, die Bereuung der Sünde erzeugt zehnfache Sünde der Verzweiflung. Sobald ich einer Schuld mich bewußt fühlte, ergriff mich ein Wüthen gegen mein eigenes Selbst — ich war mir selbst, meiner über das Böse erhabenen Vernunft verhaßt, gleich einem verlornen Sohn, an dessen Rückkehr man verzweifelt, den man im martervollen Vaterzorn allen Lastern preisgiebt, damit er in seiner Verirrung umkomme. Fremder Undank schmerzte mich tief, der eigene Undank gegen theure Personen erschütterte mein Selbstvertrauen. Die beleidigte Menschenliebe artete in Haß aus, die beleidigte Selbstliebe ward zur Raserei."

„Die Gottheit hat dem Menschen ein Gefühl gegeben, welches ihn gegen Laster beschützen sollte — die Scham. Den Schuldlosen behütet sie, den Sünder bessert sie — nur für mich, den alle menschlichen Empfindungen mit zehnfacher Stärke anfallen, ward sie eine Quelle des Verbrechens. Das Blut ist allen Menschen ein schwach erwärmender Lebensquell,

aber in meinen Adern rollt das Blut der Teufel vermischt mit Himmelsäther, ein marterndes Gebräu aus Höllenfeuer und überirdischen Stoffen, welche alles menschliche Fühlen in satanische Wuth oder himmlische Verzuckung verwandeln. Meine Natur hat all' mein Elend und das Deine verschuldet."

„Scham ist ein erbärmliches Wort für jene wilde Leidenschaft der Selbstverachtung, des Zorns, der Reue, welche mich nach Tödtung eines Freundes ergriff. Der Wahnsinn meines Schmerzes über den Verlust einer Gattin und eines Freundes, den Verlust aller Lebensfreuden trieb mich zur bigotten Idolatrie; denn ich glaubte, der Wahn der Religion könne mich heilen und trösten. Meine Frömmigkeit, wie meine Gottlosigkeit war ein Wüthen. Ich hatte heilsame Lehren zu finden gehofft, um meinen verwirrten Geist zu heilen, Balsam für mein zerrissenes Herz, und fand unsinnige Phrasen und läppische Tändeleien der Dummheit. Ich wollte Belehrung, und man bot mir ein schlechtes Gebetbuch, ich wollte Trost, und man gab mir heilige Reliquien als unfehlbare Mittel gegen Kopf-, Zahn- und Herzweh. Ich versuchte es, mich selbst zu täuschen, allein meine Mühe war fruchtlos. Kurz war mein Wahn, aber ich hielt an ihm zum Scheine, weil ich einsah, daß ein Jeder für einen Narren gehalten wird, der nicht wahnsinnig ist, und daß man die Menschen nicht leichter regiert, als mit ihren fixen Ideen."

„Langes Kämpfen, Leiden, Wüthen, Denken tödtete mein Herz endlich ab. Leib und Seele wurden matt und unbeweglich. Alle Nerven erstarrten und in meinem Gehirn wurde endlich die Apathie zur indifferenten Philosophie, die sich auch und hauptsächlich auf die Verhältnisse des Geschlechts erstreckte. Sie gehörte keinem Systeme an und verwilligte dem Egoismus Alles. Ich verbannte alle Erinnerung aus meiner Seele und vergaß das Gestern über dem Heute. Mein Kopf war wüst, mein Herz leer, nur der Körper kündigte Bedürfnisse an. Ich befriedigte sie gedanken- und empfin-

dungslos. Bald war ich ganz entkräftet, eine lebendige Leiche. Todt war Alles rings um mich. Mein Auge unterschied und sah nicht, meine Ohren fühlten den Schall und hörten nicht, meine Seele regte sich wie im Schlummer und empfand und dachte nicht.“

„Nur ein Gedanke belebte mein todtes Ich —: **Du.** Da er mir nur erträgliche Qual gebar, so verbannte ich ihn. Ich bestrebte mich, nichts zu fühlen, wenn ich Dich sah, und ich brachte es mit Mühe dahin. Sühnung schien mir unmöglich, Vereinigung undenkbar. Ich war vom Leben ganz gesättigt, dieser Welt überdrüssig, und gab Alles, Alles auf. Nichts schien mir werth des Wiedergewinns und an mir selbst war nichts mehr, was Werth gehabt hätte zum Geschenk. Weder glücklich sein konnte ich, noch glücklich machen, was frommt uns dann Wiedervereinigung, die nur vergessene Uebel wieder in qualvolle Erinnerung brächte? So dachte ich und blieb getrennt von Dir. Meine Kinder selbst konnte ich nicht lieben, denn meine Liebe war verbraucht. Sterben, Sterben — das schien mir die einzig mögliche Auflösung meines verknöcherten Ichs.“

„Ich weiß nicht, was ich in dieser Zeit für Unheil angestiftet, ich weiß kaum, was ich gedacht, gethan, gefühlt habe. Mein Leben war eine Art Schlaf, ein Starrkrampf mit Momenten fieberischen Traums, ein Lebenszustand, der von dem Tod die Larve trug. So weit hatte ich es gebracht mit mir, daß ich kein Leid mehr empfand — es mochten Tausende bluten, es mochten Städte verbrennen, Meere ihre Ufer verschlingen, Ströme ein Land ersäufen — ich fühlte es nicht. Was geschah, unabhängig von mir, war mir wie eine Geschichte aus alter fabelhafter Zeit, erzählt von einer abergläubischen Amme. Die Menschen waren mir Wesen anderer Art, bald Viehheerden, um von Hirten, Hunden und Wölfen regiert zu werden, bald Folterknechte der Hölle, die man ertragen muß — immer aber verächtliche, haßwürdige Ge-

schöpfe, über die ich wohl Gott oder Teufel sein mochte, aber nicht ihres Gleichen. Fragst Du nach meiner Stimmung in dieser schrecklichen Zeit, Du unschuldvolle Kindseele, so kann ich Dir nicht sagen, wie ich gestimmt war. Die Wuth in mir war versteinert, erkaltet, nicht mehr glühroth, beweglich, wandelbar, aber nicht minder schrecklich."

„Ein Wunder hat sich mit mir ereignet. Du hast mich berührt mit der Zauberhand Deiner allmächtigen Liebe und ich bin zerflossen in Deinen Armen wie Wachs. Ich begreife es nicht, was mit mir geschehen, und ich erbebe im Schauder eines Sünders, wenn er sich den Heiligthümern der Tugend naht. In Dir waltet fühlbar eine göttliche Macht — mir ist, als müßten Berge unter Deinen Füßen zittern, als müßten Sterne Dir gehorchen und Herzen ihr Innerstes Deinem Blick eröffnen."

„Ich entsinne mich einer kindlichen Empfindung der heiligen Angst, welche mich den neunjährigen Knaben einst ergriff, als ich beladen mit einer Sünde an den Tisch des Herren treten sollte. Ich hatte sie im Beichtstuhl verschwiegen und zitterte, nun den Leib des Herrn in mir zu empfangen. Weinend eilte ich zu dem Pater, mein Bewußtsein zu entladen. So ist mir zu Muth, Amanda, da ich wieder an den Altar der Liebe treten soll. Nicht eher vermag ichs, bis mein Gewissen gereinigt ist."

„Ich hatte es angeschmiedet mit demantenen Ketten in dem ausgebrannten Krater meiner Brust, das schöne Ungeheuer, G e f ü h l. Du hast es der Fesseln entbunden, Du hast seine wunden Hände gesalbt, seine verblindeten Augen gestärkt, seine Kälte mit Liebeshauch erwärmt. Es regt sich wieder, es staunt, es bebt, und die ersten Zeichen seines Wachens sind — Thränen, Thränen, längst entwöhnte, längst verlernte, vergessene Thränen. O, ich danke Dir, Amanda, für das fromme Werk. Ich verschreibe Dir meine Seele und meinen Leib, denn Du gehörst nicht jenen finsteren Mächten an, die

mich gefoltert haben. Aber um des Himmels Barmherzigkeit willen, laß das neu erwachte Gefühl nicht allein und lenke seine plumpen, unbehilflichen Schritte, denn es hat das Leben verlernt. Führ' es mit sorgsamer Hand hinaus in die böse Welt, in die es mit Grausen hinausschreitet, beschwichtige sein Ungestüm, nimm es in Acht, gleich einem lieben wilden Kind, Du, die ängstlich bekümmerte Mutter, und laß es ihm nie an Deinem süßen Athem fehlen. Es ist ein zahmer Löwe scheu geworden durch lange Abgeschiedenheit, der sich gutmüthig von der Liebe leiten läßt, aber freigelassen nach Blut und Zerstörung dürstet. Beschütze mich, Du Engel, gegen den finsteren Geist, der uns getrennt, laß mich nicht hilflos und schone mein. Er wird mich oft beschleichen, er wird oft tobend ausbrechen in Wahnsinn; dann sei sanft, Amanda, sanft wie ein Engel, und laß den Fieberwahnsinn meines kranken Geistes vorübergehen. Deiner Liebe empfehle ich mein Ich oder dem Tod."

„Ich liebe Dich, Amanda, ich habe nicht aufgehört, Dich zu lieben. Kein irdisch Weib als Dich habe ich geliebt. Ich liebe Dich unendlich mehr als mich — ja ich liebe nur Dich. Ich liebte Dich, als ich mit Dir vereint war und als ich Dich vermißte, und hätte mein Zorn Dein Blut vergossen, hätte ich gegen Dich gewüthet bis zum Mord — mein Haß nicht hätte Dich verderben, nein, sondern die Stärke meiner Liebe, denn auch die Liebe kann tödten und die Wuth ist ihre leibliche Frucht, wenn ein Hindern oder Stören sie begattet."

„So war, so bin ich. Entscheide. Noch einmal biet' ich Dir — nicht in einem Augenblick der Ueberraschung — ein zweideutiges Geschenk, mein krankes Herz. Nimm oder verschmäh es. Dein

Alexis."

So schrieb Alexis am Tage der Bestattung seiner Mutter an die tief trauernde Amanda. Noch lag sein Brief un-

verschlossen vor ihm, und sinnend starrte er die nassen Schriftzüge an. Bald verzweifelte er an dem weiblichen Verstande, der solche Bekenntnisse nicht zum Mildesten beurtheilen dürfte, bald rührte sich sein Stolz und drang auf Vernichtung des selbstdemüthigenden Schreibens, das aus einer wiederkehrenden Schwachheit des Gemüthes entstanden schien. Noch rang er mit Zweifeln und widersprechenden Empfindungen, als Mac Cuddy hereintrat und einen Franziskanermönch anmeldete, der eine geheime Unterredung mit Sr. Majestät begehre.

Demüthig kroch ein junges Mönchlein herein. Seine Gestalt war zwar niedergebeugt durch kirchliche Disziplin und Demuth, aber dennoch ungemein robust und sein frisches Angesicht konnte unmöglich lüsternen Damen mißfallen. Aus der ernsten geheimnißvollen Weise, mit der er sich näherte, ließ sich allein schließen, daß er in wichtigen Geschäften komme, wenn auch nicht ein schwaches Lächeln, welches um seinen Mund spielte, die Eitelkeit des Pfaffen verrathen hätte, welche sich schmeichelte, mit der Majestät in eine sehr eng vertrauliche Beziehung zu gerathen.

„Der Segen Gottes komme über Eure Majestät!“, hub er nach einigem Husten zu peroriren an. „Nachdem in einem heiligen ökumenischen Concilio von den versammelten Kirchenvätern, welche durch die besondere Gnade Gottes erleuchtet werden, einmüthig beschlossen worden, daß es den gekrönten Häuptern der christkatholischen Welt gestattet sein solle, kleinere Kirchenversammlungen der Bischöfe und Prälaten des Reiches unter Vorsitz eines Nuntii Seiner Heiligkeit, des kirchlichen Oberhauptes, zu halten, um über allenfallsige Streitpunkte in der Kirchenlehre und Liturgie geeignete Verhandlungen zu pflegen und beilegende Beschlüsse zu fassen, so sind die erhabenen Monarchen, welche Gott eingesetzt und gesalbt, ohne Zweifel vollkommen berechtigt, von dieser Erlaubniß der Kirche Gebrauch zu machen.“

„Was folgt daraus?"

„Inde sequitur, daß die aus solchen kleineren Kirchenversammlungen hervorgegangenen Synodalbeschlüsse in besonderer Erwägung des Umstandes, vermöge dessen sie unter Vorsitz eines Nuntii des Statthalters Gottes gefaßt worden sind, sich einer eben so vollkommenen Gültigkeit erfreuen müssen, als wären sie in dem ökumenischen Concilio zu Nicäa, oder in dem zu Constantinopel, oder in dem zu Ephesus, oder in dem concilio quini-sexto seu Trullano von den versammelten Kardinälen, Erzbischöffen &c. gefaßt und unmittelbar von dem Oberhaupte der Kirche sanktionirt worden. Da nun aber der Statthalter Christi unmittelbar von dem heiligen Geiste inspirirt ist, so sind seine Beschlüsse nichts Anderes, als der Ausfluß des Willens des heiligen Geistes. Folglich sind alle sowohl aus den ökumenischen Conciliis, als auch die aus den Synoden entsprungenen kirchlichen Institutionen als Institutionen des heiligen Geistes zu betrachten."

„Beliebe es Eurer Frömmigkeit, sich der Kürze zu befleißigen."

„Sehr wohl, Ew. Majestät. Nachdem nun allerhöchstdero erhabene Vorfahren von Zeit zu Zeit solche kleine Kirchenversammlungen zu Nutz und Frommen der Christenheit, namentlich aber zum Verderben aller Ketzer, Sarazenen, Heiden und Türken wiederholt veranstaltet haben, so war auch Se. Majestät, der verstorbene König Severin allerhöchstseligen Andenkens, nicht nur durch die Gesetze der heiligen Kirche, sondern auch die des heiligen Herkommens und der königlichen Gebräuchlichkeit berechtigt, eine Synode auszuschreiben und zu versammeln."

„Wozu soll das führen," fuhr der König auf, „in zwei Worten, was wollt Ihr, Franziskaner."

„In tribus verbis — Ew. Majestät verzeihe meine Umständlichkeit, welche dem hochwichtigen Gegenstande meiner unterthänigsten Meldung nur angemessen ist. Es wird Eurer

Majestät nicht unbekannt sein, daß allerhöchstdero Vorfahr in der Regierung wirklich von diesem zwiefachen Rechte Gebrauch gemacht und eine Synode versammelt hat. In dieser Synodo universali seu nationali wurde nebst mehreren anderen hochwichtigen Dingen auch die Frage verhandelt, ob es den Priestern in gewissen außerordentlichen Fällen gestattet sein soll, das Beichtgeheimniß seinen Oberen zu eröffnen."

„Schändlich — und was wurde dießfalls in synodo universali seu nationali beschlossen?"

„Man berief sich zuvörderst auf einen Artikel in den Beschlüssen des concilii zu Nicäa und der folgenden Erörterungen über diesen Gegenstand, woraus abzunehmen war, daß in gewissen Fällen, welche von den Oberen beurtheilt werden sollen, ausnahmsweise der Beichtvater von der Pflicht der Bewahrung des Beichtgeheimnisses dispensirt werden könne. Da nun Se. Majestät wünschte, daß diese Fälle specialiter angegeben würden, damit kein Zweifel über den Sinn des Kirchengesetzes obwalten, auch niemals von einem Beichtiger ein praetextus speciosus in Anwendung gebracht werden könne, wie dieß schon öfter geschehen, wenn es sich um Erforschung eines dem Staate wichtigen Geheimnisses handelte, so wurde in Folge eines königlichen mandati der Beschluß gefaßt, daß es im Falle eines staatsgefährlichen, hochverrätherischen, die Interessen des Regenten und Staates berührenden Geheimnisses dem Priester nicht nur gestattet, sondern daß derselbe sogar verpflichtet sein solle, dasselbe zu offenbaren an die betreffenden allerhöchsten Personen, Behörden oder geistlichen Oberen."

„Zur Sache," drängte Se. Majestät.

„In Folge meiner obigen demonstratio secundum jus canonicum et pontificale, deren weitläufiger Nutzen sogleich im deutlichsten Lichte erscheinen wird, ist diese Synodal-institutio-ecclesiastica einer institutio sancti spiriti gleich zu erachten, und ich handle daher im Sinne des heiligen Geistes, indem ich Eure Majestät gehorsamst eröffne, daß mir

ein höchst wichtiges, unmittelbar die allerhöchste Person meines allergnädigsten Monarchen angehendes Geheimniß im Beichtstuhle geoffenbart worden ist, welches mich dermaßen beängstigt, daß ich in athemloser Eile zu den Füßen des Thrones Euerer Majestät kam, um mich meiner Last zu entledigen."

Hier fieng der Franziskaner an bedeutend zu schwitzen. Große Tropfen standen an seiner Stirne, und er mußte sich erst selbige abtrocknen, ehe er im Stande war, mit seinem Vortrag fortzufahren. Obgleich er die ganze Rede mit Fleiß memorirt hatte, und sich, wie wir gesehen haben, durch nichts aus dem Kontext bringen ließ, so stiegen ihm doch nun beängstigende Zweifel auf in Bezug auf sein Vermögen, kitzliche Gegenstände auf eine schickliche Weise vorzutragen. Er versuchte es endlich in folgenden Ausdrücken.

„Eure Majestät, gnädigster Landesherr! Es ist nicht meine Schuld, daß ich Mitwisser eines Geheimnisses geworden bin, welches eine Beleidigung Eurer Majestät ist. Darum bitte ich, mir nicht zu zürnen und mich als ein unschuldiges Werkzeug des göttlichen Willens, der Euch günstig ist, zu betrachten, als einen demüthigen, willfährigen Knecht, der es nicht wagt, irgend eine der weisen Handlungen Eurer Majestät zu beurtheilen. Ich schwöre es bei der heiligen Jungfrau, ich habe nichts zu erforschen gesucht, und es war zufällig, daß mich Frau Anastasia Sambero zu ihrem Beichtvater erwählt hat."

„Lebt das Weib noch?" fragte der König finster, ohne den Mönch anzublicken, „wohl dürfte sie ihre Gründe gehabt haben, einen so tüchtigen Beichtiger zum Beistand ihrer Seele zu erkiesen."

Diese halb zornige Spottrede brachte den Franziskaner außer Fassung; denn er mochte wohl nähere Kenntniß haben von den geheimen Beweggründen der Frau Anastasia bei der Wahl ihres Beichtvaters. Er fieng an heftig zu zittern und verzweifelte an dem glücklichen Erfolg seiner Meldung.

„Weiter, weiter!“ herrschte der König mit so gewaltiger Stimme, daß der Franziskaner, wie vom Donner gerührt, zu seinen Füßen auf die Kniee stürzte.

„Ach gnädigster Monarch!“ flehte er zerknirscht, „Euer zorniges Antlitz hat mich entmuthigt und zum Tod erschreckt — ich vermag Euch nichts in Ordnung zu berichten — wollt Ihr Euch nicht belieben lassen, mich mit einem gnädigen Blick wieder aufzurichten.“

„Steh auf, Mönch!“ befahl Se. Majestät, „ich kann meinen Geberden nicht befehlen, wie ein Pfaffe den seinigen. Genug, Du hast nichts zu fürchten.“

Mit bebender Stimme fuhr der Franziskaner fort:

„Seit einigen Jahren führt Frau Anastasia Margaretha Christina, verwittwete Samboro einen äußerst gottseligen Lebenswandel, und der frommen Bußwerke sind mehr als der Freuden, die sie genießt. Seit einigen Jahren schon leidet sie an wiederholten Anfällen von Apoplexie, welche sie dergestalt ermattet haben, daß sie das Ende ihrer Tage fast alle Tage vor Augen zu sehen glaubt. In einem solchen Augenblick der Todesfurcht hat sie mir in der Beichte eröffnet, daß — daß — ich bitte Eure Majestät, seht mich nicht so griminig an — daß — ein Prinz — Seiner Majestät des höchstseligen Königs Severin II. — noch — am Leben sei.“

„Ha, Versucher!“ murmelte Alexis schaudernd, erwiederte aber keine Sylbe auf des Franziskaners Bericht. Sein Stillschweigen versicherte diesen eben so gut des Eindrucks, den die betrübte Neuigkeit gemacht habe. Während einer langen Pause nahm des Franziskaners Befangenheit und Angst in demselben Grade ab, in welchem des Königs Bestürzung zunahm; denn dieser dachte an die Möglichkeiten alle, welche mit der unwillkommenen Botschaft verbunden sein konnten.

„Die Frau Anastasia,“ fuhr der Mönch zuversichtlicher fort, „welche, wie gesagt, unter meinem besonderen geistlichen

Schutz einen äußerst gottseligen Lebenswandel führt, wurde nämlich plötzlich, als die Nachricht von dem Ableben Ihrer Hoheit, der Mutter Eurer Majestät, zu uns — zu ihr, wollt' ich sagen, drang — von Gewissenszweifeln befallen; denn ihr geringer Verstand vermochte nicht zu unterscheiden, ob es Sünde oder ein frommes Werk sei, daß sie den angeblich verfolgten Prinzen zu retten versuchte. Als ich ihr ernstlich bedeutete, daß unter gewissen Umständen ihr Verfahren leicht eine arge Versündigung gegen Eure Majestät sein könne, gestand sie mir Alles, was sie von der Verfolgung und Errettung des Prinzen wußte. Es sei, erzählte sie, der Prinz von ihrem Gemahl, der ein großer Bösewicht gewesen, durch ihre Hilfe geraubt, aber ohne ihr Wissen und Zuthun in Sicherheit gebracht worden, indem Samboro ein anderes Kind, glaubend, es sei der Prinz, ermordete, oder bei Seite schaffte. Sie selbst habe lange Zeit an den wirklichen Tod des Prinzen geglaubt, bis sie durch einen Zufall erfahren habe, daß derselbe am Leben sei, und sich des besonderen Schutzes der Frau Herzogin erfreue. Eine der Kammerfrauen der seligen Herzogin, Eurer erlauchten Mutter, habe ihr nämlich im Vertrauen erzählt, daß ihre erhabene Frau, wie sie mit Mühe ausgespürt, insgeheim einen Knaben in der Ferne erziehen lasse, der nicht unwahrscheinlich ein unehliches Kind der Prinzessin Angelika sei. Frau Sambora habe jedoch Gründe gehabt, Anderes zu vermuthen, doch ihr Geheimniß für sich behalten. Während des Lebens der hochseligen Frau habe sie es nicht über ihr empfindsames Herz gewinnen können, das Geheimniß zu offenbaren. Nachdem jedoch die Frau Herzogin verstorben sei, wären ihr Zweifel aufgestiegen, ob sie auch recht gethan habe — um so mehr, da die hohe Selige sie in ihrem Testament nicht bedacht hatte."

„Genug — wo ist das Kind, der angebliche Prinz?"

„Dieß" sagte sie, „wisse nur die Frau Herzogin und

höchst wahrscheinlich ihr Beichtvater. Diese tugendhafte Frau habe sich des Waisen angenommen, aber gegen Jedermann verheimlicht, wo sie ihn auferziehen lasse. Da nun Ihre Hoheit mittlerweile abgerufen worden aus diesem irdischen Jammerthal, so gebe es nur ein Mittel, das Geheimniß zu erforschen, nämlich eine ernstliche Verhaltung des Pater Pius zur Offenbarung desselben, welche am schicklichsten durch seine geistlichen Oberen zu bewerkstelligen wäre."

Sogleich wurde Pater Pius herbeigerufen. Während ihn der König erwartete, versuchte der Franziskaner wiederholt zu sprechen, allein die Majestät befahl ihm zu schweigen. Fröstelnd zog er sich zurück und Alexis versank in ein gedankenloses Brüten, welches Allen eigenthümlich ist, in deren Seele die Vernunft jede Gewalt über die Leidenschaft verwirkt hat. Kaum auf Augenblicke erwarmt von Liebe und Wehmuth, erstarrte sein unkräftiges Gemüth aufs Neue. Böse Geister walteten wieder mit seinen Gedanken und Empfindungen.

Endlich erschien Pater Pius, geführt von zwei Dienern, mit segnendem Gruß und lächelnder Freundlichkeit. Sein Gruß wurde nicht erwiedert, und ohne den schwachen Greis auf eine so schonungslose Gewissensfrage vorzubereiten, fragte der König mit Ungestüm nach dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Neubegier. Der ehrwürdige Pater, längst nicht mehr gewöhnt an die Lieblosigkeit der Welt, da er von den hohen Frauen, deren geistlicher Rath er gewesen, die zartsinnigste Schonung erfahren hatte, erwiederte im strengen Tone eines Richters:

„Es ziemt nicht dem Sohn, nach den geheimen Geständnissen der Mutter zu fragen, es ziemt nicht dem Christen, ein Beichtgeheimniß zu erforschen, und es ziemt dem König nicht, einen Diener Gottes in Versuchung zu führen."

„Erinnert Euch, ehrwürdiger Bruder," sagte der Franziskaner „erinnert Euch, was die Prälaten des Reiches un-

ter der glorreichen Regierung Severins II. in synodo universali hinsichtlich der Dispensation der Beichtiger von der Pflicht der Geheimhaltung gebeichteter Verbrechen beschlossen haben. Ein damals kreirtes Gesetz diene Euch nun zur Richtschnur. Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr verpflichtet seid, ein staatsgefährliches Geheimniß dem Oberhaupte des Reiches zu eröffnen."

„Die Könige," erwiederte Pius, „thun selten ihre Pflicht, und am wenigsten that sie der, so Gott ihm seine unerschöpfliche Gnade angedeihen ließ, hochselige König Severin II. Ich selbst habe der allgemeinen Synode beigewohnt, worin, wie ich mich erinnere, bestochene unwürdige Diener Gottes Gesetze machten, welche den Satzungen unserer heiligen Kirche und ihres göttlichen Stifters schnurstracks zuwider laufen. Da mich nun die besondere Gnade Gottes im hohen Alter das Rechte vom Unrechten genau unterscheiden ließ, so kann ich nicht über meine Pflicht im Zweifel sein und werde weder menschliche Gesetze noch die Belehrung eines jungen Priesters, der im Dienste des Herrn kaum eingeweiht ist, sondern das erhabene Beispiel der heiligsten Männer zur Richtschnur nehmen."

„Ihr vergeßt, alter Thor," sagte der König, indem er den Greis mit funkelnden Augen betrachtete, „daß ich Euch zwingen kann, meinen Befehlen Gehorsam zu leisten. Vor meinem Antlitz streift die Heuchlermiene ab, denn sie beleidigt mich, und ich bin Keiner, der an Eure erlogene Heiligkeit glaubt."

Drohend streckte sich der Greis empor.

„Wer Gottes Diener lästert," rief er, „lästert Gott, wer seinen Nächsten einen Thoren nennt, der wird verdammt werden. Hüte Dich wohl, Du von Gott verlassener König, daß Dein Maß voll werde; denn Jene sind verflucht, welche die Langmuth des Herrn erschöpfen. Ich fürchte Deine irdische Gewalt nicht, die Du durch Verbrechen erworben, denn

ich bin am Ziel meiner Tage und verkaufe nicht für ein paar Tage mehr des irdischen Jammers mein ewiges Wohl. Du kannst mich quälen und tödten, Tyrann, aber mich nicht zwingen von meinem Gott zu lassen. —"

Der Unmuth hatte dem Greis neue Kräfte gegeben, seine Stimme ertönte wie ein Donnerruf des Himmels, seine Gestalt verklärte sich. Alexis entbrannte in unzähmbarer Wuth über die Schmähungen und Flüche des Fanatikers, er sprang auf und ergriff ihn bei der Gurgel, um ihn an weiteren Lästerungen zu hindern. Erschöpft von der übermäßigen Anstrengung, entsetzt über die Begegnung der wuthblitzenden Blicke des erzürnten Königs, und plötzlich athemlos durch die würgenden Hände des Sinnlosen, stürzte Pater Pius lallend zu Boden. Sein Körper war zu schwach, eine so außerordentliche Gemüthsbewegung zu ertragen, er unterlag und streckte sich unter schwachen Zuckungen sterbend am Boden aus. In wenigen Sekunden war seine Seele aus dem gebrechlichen Haus entflohen.

„Jesus Maria," schrie der Franziskaner, indem er vergeblich den Leichnam aufzurichten versuchte, „er ist todt!"

„Ich habe ihn nicht getödtet," murmelte Alexis; aber sein emporgesträubtes Haar, seine stieren Augen und die Erstarrung aller Glieder widersprach ihm. Einige Augenblicke überließ er sich dem Entsetzen, dann wurde sein bleiches Gesicht bleicher, seine Blicke schrecklicher, seine Augen rollten unstät in den tiefen Höhlen, seine Zähne knirschten sich krampfhaft zusammen, der Schreck gieng in satanische Wuth über. Mit wenigen hastig herausgestoßenen Worten gab er Befehl zur Hinweggräumung der Leiche, zur Festnehmung des Franziskaners, und schloß sich dann ein, um ungestört und unbemerkt gegen leblose Dinge zu rasen. Von Tollheit ergriffen zertrümmerte er das kostbarste Getäfel, rannte mit gesenktem Dolch gegen die Tapeten und verwundete sich selbst an vielen Stellen, während Schaum aus seinem Munde floß.

Endlich stürzte er zu Boden und versank in einen lethargischen Schlaf.

Im Traum erschien ihm ein abscheuliches Ungeheuer mit Pferdefüßen, Hörnern und einem Ochsenschwanz, übrigens menschlicher Gestalt. „Du bist besser gewaffnet gegen die Unfälle des Lebens, als der Mensch,“ sagte sein Geist zu dem Gegenstand dieser seltsamen Begegnung. „Du hast harte Hufe, um dem nachschleichenden Verrath den Schädel einzuschlagen, Du hast Hörner, um die Schranken, welche man Dir in den Weg setzt, durchzustoßen, Du hast einen langen Schwanz, um das Ungeziefer blutsaugender Schmeichler und schmarotzender Hallunken von Dir zu jagen, Du hast endlich, wie ich bemerke, scharfe Klauen an den Fingern, um denen, die Dich beurtheilen, die Augen auszukratzen.“

„Wohl wahr,“ sagte das Ungethüm, „aber ich brauche auch alle diese Waffen, denn ich habe weit mehr Feinde, als der Mensch, und weit geschicktere Mörder, Diebe, Betrüger zu Gegnern, als er, der nur mit Thieren in Fehde steht — daß ich mich in Kürze fasse — meine Feinde sind die Menschen.“

„Wer bist Du?“

„Ein Geschöpf wie Du, nur stärkerer Natur und mächtiger an Geist. Uebrigens hättest Du besser nach meinem Namen gefragt, denn was ich bin, kann ich nicht sagen und Du würdest es nicht begreifen. Weißt Du doch selbst nicht, was Du bist. Man nennt mich Teufel, bösen Geist, Satan, Pluto, Höllenfürsten; doch ist meine Majestät nicht so groß, daß ich über eine andere Hölle zu gebieten hätte, als diese Welt ist. Ich bin ein Wesen von einem Geschlecht, das erhaben ist über den Menschen, wie er es ist über das Thier, ich beherrsche ihn, wie er das Thier, und meine Macht erstreckt sich über alle lebenden Geschlechter, die Eure Kurzsichtigkeit wahrnehmen kann. Der Mensch ist das Wild, auf das ich Jagd mache, wie er auf Hasen, Hirsche, Rehe und

dergleichen. Ich nähre mich von euren Thränen, eurem Jammer, wie er sich nährt vom Fleisch und Blut der Thiere. Darum nennt ihr mich böse, wie der Jäger die Hyäne und sonstige Thiere, welche euch gefährlich sind. So beschimpft ihr Gott in seinen Werken, in seiner unbegreiflichen Anordnung des Universums, weil ihr das Beste der Welt euer eignes Wohlbefinden nennt. So mag ein Wurm den Menschen hassen, dessen Fuß ihn zertritt, wie ihr den Teufel haßt, der euch plagt."

„Blasphemie! — also wäre der Teufel ein Werkzeug Gottes, des Allgütigen, und der Mensch nicht Herr dieser Welt?"

„Nicht mehr Herr der Welt, nicht mehr Herr seiner Kraft, als der Stier, welcher im Joche für den Menschen arbeitet. Tausende von Geschöpfen edlerer Art walten in dieser Welt unsichtbar über euch. Sie lenken euren Willen, euer Schicksal mit dem, was ihr Zufall nennt, so daß von eurer Freiheit nichts übrig bleibt als der Name. Folge mir, und ich will Dir zeigen, wie wir das menschliche Geschlecht regieren."

Alsbald entfaltete er ein mächtiges Schwingenpaar und erhob sich mit dem erstaunten Menschengeist hoch über die fernsten Wolken. Nachdem sie schweigend durch stürmische Regionen, umbraust von Wolken und erleuchtet von Meteoren, dahingeflogen waren, ließen sie sich in ein schönes Thal nieder, wo ein schöner Meierhof stand. Im Garten desselben fanden sie einen rüstigen Mann mit einem ehrlichen Gesicht, der sich mit seinen Bäumen und Pflanzen beschäftigte. Er sang ein Liedchen zur Arbeit, und schien sehr guter Dinge.

„Dieser Mann," sagte der Dämon, „ist in dieser Gegend sehr angesehen als ein streng rechtlicher, gutmüthiger Nachbar, als ein zärtlicher Vater, als ein, so zu sagen, tugendhafter Mensch. In der That verdient er diesen Ruf voll-

kommen; denn sein Charakter ist der einfachste und beste, sein Herz ist so weich wie ein weibliches und doch sein Sinn fest und beharrlich. Von der Rechtlichkeit hat er so strenge Begriffe, daß er lieber tausend Mal unrecht leidet, als einmal unrecht thut; ein edler Zorn ergreift ihn, wenn er von Eigennutz, Geiz und Betrug hört, denn ihm selbst sind diese Laster fremd. Dabei ist er kein Verschwender, und hat sich durch Fleiß und Geschicklichkeit sein ererbtes Besitzthum nicht nur erhalten, sondern bedeutend vermehrt. Er selbst gesteht, daß er zufrieden und glücklich sei, und daß ihm nur das fremde Elend trübe Stunden mache, denn er wünschte Allen ein gleiches Loos. So eben denkt er fröhlich über sein beneidenswerthes Loos nach und freut sich des vollbrachten Guten. Ich werde mir die Freiheit nehmen, in seine Ideen einzugreifen, nimm ihn wohl in Acht und Alles, was um ihn vorgeht."

So sprechend winkte der Dämon mit der Hand. Kein auffallendes Ereigniß, kein Wunder folgte seiner Beschwörung. Aber von der nahen Heerstraße sah man einen prächtigen mit vier Pferden bespannten Wagen gegen die Meierei herankommen. Ein wohlbeleibter Mann und zwei blendend schöne Frauen saßen in demselben und unterhielten sich allem Anschein nach vortrefflich. Zwei reitende Bediente folgten ihnen, der ganze Zug verkündete den Reichthum eines sehr vornehmen Herrn. Sobald ihn der glückliche Landwirth ansichtig wurde, ließ er Spaten und Schaufel fallen, und betrachtete neugierig die schönen Frauen, den kostbaren Wagen und die reichgekleideten Bedienten. Der Anblick fesselte ihn so, daß er noch lange mit weit geöffnetem Munde da stand, als der Wagen schon längst aus seinem Gesichtskreis verschwunden war.

„Der reiche Glückspilz," sagte der Dämon, „ist ein Jugendfreund des Landwirths. Glückliche Handelsunternehmungen, begünstigt von einem rastlosen Spekulationsgeist, haben ihm einen ungeheuren Reichthum, Einfluß bei Hofe, Macht

und Ehre erworben. Laß uns hören, welche Störung dieser Anblick in dem Ideenleben des Glücklichen hervorgebracht hat.“

„Welch ein Loos!“ sagte dieser vor sich hin, indem er seine Arme verschränkte und seine Fröhlichkeit in Ernst verwandelte; „ich beneide ihn nicht, aber wünschen könnte ich fast, daß ich eben so mit meinem Pfund geschaltet hätte wie er. Könnte ich nicht eben so reich, eben so angesehen sein, eben so schöne Frauen und Pferde haben? Ist es nicht Müßiggang, nicht Trägheit, nicht einfältig, so auf meines Vaters Erbe zu vegetiren gleich einer Pflanze, ohne Veränderung, ohne größeres Besitzthum, größere Ehre zu erstreben? Bin ich nicht ein Thor, daß ich mit mäßigen Zinsen von meinen Gütern mich begnüge, könnte ich nicht damit Schätze erwerben?“

„Diese Vorstellung,“ sagte der Dämon, während der Landwirth in heftiger Unruhe auf- und abschritt „wird diesen redlichen Mann nicht eher verlassen, bis sie ihn zum Spekulanten, Betrüger, Dieb und Mörder gemacht haben wird. In zwei Jahren wird Alles dieß geschehen sein, und der redlichste Mann seiner Zeit von heute wird dann als ein Erzschurke auf dem Rad sterben.“

„Entsetzlicher — wie kann ein so geringfügiger Zufall die Grundsätze eines ehrenwerthen und besonnenen Mannes untergraben?“

„Das geht Alles sehr natürlich zu. Die Grundsätze welche sich dieser Mann erworben hat, wie alle menschlichen Grundsätze, haben nur eine gewisse Kraft, welche sie im Kampf verbrauchen können; denn, wie Ihr wißt, werden alle Waffen stumpf. Der Biedermann hier wird alle vier und zwanzig Stunden mit den seinigen hadern und am Ende wird sie der Zufall bezwingen. Der Zufall hat es gefügt, daß er heute eben an dem Tag der Versuchung von seiner Familie fern ist. Er kann daher ungestört seinen plötzlich

erweckten Ideen über Veränderung seines Schicksals nachhängen und das Gefühl wird ihn nicht belehren, daß er ein wirkliches Glück für eine Chimäre zu opfern beabsichtige. Der Zufall hat es ferner gefügt, daß ihm heute in der Wirthschaft kleine Verdrießlichkeiten begegnen müssen, welche ihm seine Lage vollends unerträglich erscheinen lassen; Alles dieß wird beitragen, die neuerwachte Vorstellung immer stärker zu machen, sie wird endlich fix und leidenschaftlich, und reißt seine zweifelhafte Seele zu einem Entschluß hin. Ehe noch seine Familie zurückkehrt, ist sie schon so herangewachsen, daß er sich fortan mit nichts weiter beschäftigt; er empfängt sein Weib mit einem kalten Gruß und sucht die Einsamkeit, um über den schönen Wagen, die schönen Pferde und die noch schöneren Frauen nachzudenken. Nicht eher erklärt er sich über das, was ihn beschäftigt, bis er fest entschlossen ist, binnen vier Wochen Haus und Hof zu verkaufen und mit dem daraus gelösten Geld Handel zu treiben. Sein verständiges Weib verläßt mit Thränen die gewohnten Räume, aber ihr spekulativer Gemahl spricht mit ihr so viel von schönen Wagen, Pferden und Bedienten — die schönen Weiber übergeht er mit Stillschweigen — bis sie sich im Vorgenuß aller dieser Herrlichkeiten zufrieden giebt. Er tritt nun mit einer offenen Stirne, mit seinen reellen Grundsätzen und mit stets großer Aufrichtigkeit in eine ihm fremde Welt voll Trug und Bosheit. Bald hat er seine Kapitalien verspekulirt, der Mangel droht ihn zu beschleichen, und in der Verzweiflung über sein Mißgeschick, voll Scham über seine Thorheit, schreitet er, um sich aus einer Lage zu befreien, welche ihm um so schrecklicher erscheint, da er sie bisher nur vom Hörensagen kannte, zu einem Hilfsmittel, welches er von Jenen lernt, die ihn um das Seinige gebracht hatten, zum Betrug. Allein sein Dilettantismus stürzt ihn in ein neues Unglück, er verliert seinen guten Namen, seine Ehre und kann doch den Mangel von sich nicht abwenden. Sein Weib

verläßt ihn mit Vorwürfen wegen ihrer verschleuderten Mitgift und ergiebt sich einem Anderen, der den größten Theil des Vermögens durch Betrug an sich gebracht hatte, seine Tochter beschimpft ihn, sein Sohn mißhandelt ihn. Verlassen von seinen Blutsfreunden, verhöhnt von seinen Bekannten, arm, krank und hungerig findet er sich auf die Straße hinausgestoßen. Er weint, aber sein Hunger wird dadurch nicht gestillt; er betet, aber der Hunger bleibt unerbittlich. Auf der Straße verfolgen ihn die Hunde, in der Kirche vermeidet Jeder eine Berührung mit dem zerlumpten Christen. Sein Bewußtsein, dasselbe Bewußtsein, welches den Gerechten der Sage nach trösten soll, bringt seine sanftmüthige Seele zur Wuth. Er findet, seine Redlichkeit allein habe ihn in dieß Unglück gestürzt, er flucht und fühlt sich erleichtert, er beschließt, ein vollkommener Schurke zu werden, und fühlt sich erheitert. Er fängt an zu stehlen, wird ertappt, gezüchtigt, losgelassen, wieder ertappt, gebrandmarkt, losgelassen. Er zieht sich in die Wälder zurück und fängt an, aus dem Stegreif zu leben. Er macht zuweilen einen guten Fang, aber sein Handwerk gefällt ihm nicht; er weint über sich und die Welt. Eines Tags plündert er einen vornehmen Herrn, Barmherzigkeit bestimmt ihn, dem Beraubten das Leben und die Freiheit zu schenken. Der Beraubte, nachdem er ihm Verschwiegenheit geschworen, läßt sogleich im nächsten Ort die Behörden unterrichten, den Räuber verfolgen, gefangen nehmen und nach der Hauptstadt bringen. Dort macht man ihm einen kurzen Prozeß, in dessen Folge dem Unglücklichen Arme und Beine zerschlagen, seine zerquetschten Gliedmaßen aber auf das Rad geflochten werden. Dieß sind die Folgen der einzigen Ideenstörung, welche ich bewirkt habe, indem ich der Gemahlin des Glückspilzes die Laune eingab, welche sie bestimmte, trotz der Widerrede des Herrn Gemahls einen Seitenweg einschlagen zu lassen. Wäre die prächtige Karrosse nicht am Zaun von des Biedermanns Garten vor-

beigefahren, so würde dieser noch lange Jahre mit seiner Familie glücklich leben und zuletzt sterben, um weinend Enkel und Freunde, einen unbefleckten Namen und ein ansehnliches Vermögen zu hinterlassen."

Nach einer neuen Luftreise kamen sie endlich in die übelriechende Atmosphäre einer Weltstadt. Ein prächtiger Palast öffnete sich ihnen, sie traten unsichtbar in einen eleganten Salon, wo eine große Gesellschaft vornehmer Damen und Herren versammelt war und Chokolade trank. Eine Dame von ausnehmender Schönheit machte die Honneurs und präsentirte Jedem der Gäste mit anmuthigem Lächeln eine Tasse des süßen Tranks. Eben war sie beschäftigt, die letzte Tasse zu füllen und einem Mann von stolzer Miene zu überreichen, als der Dämon mit einem Hauch das leichte Gewebe eines Vorhanges am offenen Fenster auf die Seite blies, so daß ein Strahl der Abendsonne in das Zimmer drang.

„Sieh hier, blinder Erdensohn," sagte das Scheusal mit wildem Hohnlächeln „es kostet mir nur diesen Athemzug und ein mächtiges Volk ist vernichtet."

„Du treibst einen furchtbaren Scherz mit mir."

„Geister meiner Natur scherzen nicht — am wenigsten mit Deines Gleichen. Die Geschöpfe des Alls werden immer weniger spaßhaft, je vollkommener sie sind. Den possierlichen Affen übertrifft der weit weniger possierliche Mensch an Vollkommenheit und die ernste Natur unseres Wesens ist vollkommener als die eure. Ich werde dich leicht von der Wahrheit meiner Vorhersagung überzeugen. Jenes schöne Weib ist die Mätresse eines mächtigen Königs, und der stolze Mann, dem sie die Tasse darreicht, ist dessen erster Minister, ein ehrlicher Mann von großen Tugenden und darum der Mätresse nicht sehr günstig. Sieh hier, was ich bewirke. Der Sonnenstrahl, welchem ich Eingang verschaffe in diese honette Gesellschaft blendet des Ministers schwache Augen so stark, daß er die dargereichte Tasse fallen läßt und das

prächtige Sammtkleid der schönen Wirthin, die kostbaren Spitzen und feinen Stickereien mit der Chokolade begießt. Vergebens entschuldigt er mit trockenen Worten seine Ungeschicklichkeit, sie ist in den Augen der vielfach Besudelten eine absichtliche, unverzeihliche Beleidigung, welche sie zur Rache entflammt. Lange schon glaubt sie mit Recht, daß der Beleidiger sie gering schätze, denn obgleich sie ihm vielfache Gelegenheit gegeben, ihre ausgezeichnete Gunst zu erwerben, hat er selbe doch immer unbenützt gelassen. Die Schmach, welche ihr nun widerfahren, die schlecht verhehlte Laune der Gesellschaft, das verdorbene Kleid und die Erinnerung an frühere Beleidigungen, Alles das wirkt zusammen, um ihren unthätigen Haß in leidenschaftliche Verfolgungen umzuwandeln. Sie benützt die nächste Gelegenheit, um den Minister bei ihrem königlichen Geliebten zu verleumden, und ruht nicht, bis sie dessen Abdankung in allerhöchster Ungnade bewirkt. Dadurch wird die ganze Politik seiner Regierung umgeändert. Ein barbarischer Monarch hegt feindliche Absichten gegen ein benachbartes Volk, das unter sich uneinig und durch bürgerliche Unruhen entkräftet ist. Er will dasselbe unterjochen, sein Gebiet mit anderen Monarchen theilen und so sein Reich besser arrondiren. Ein nicht minder mächtiger Kaiser beschützt jedoch das bedrängte Volk auf die edelmüthigste Weise. Er ist mit dem König dieses Landes in engem Bündniß und dieß Verhältniß sichert das bedrängte Volk allein gegen die Uebermacht des Barbarenfürsten. Der unglückliche Minister ist der Knoten dieses Bundes. Nach seiner Entfernung kommt ein bestochener Günstling der Mätresse ans Ruder, welcher es vortheilhafter findet, mit dem Barbarenfürsten ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Der menschenfreundliche Kaiser verliert so einen mächtigen Freund. Die Politik des ganzen Welttheils wird verändert und der Barbarenfürst erreicht seinen Zweck. Er unterjocht das herrenlose Volk und drei Könige theilen sich in seinen Raub. Alles dieß würde nicht

geschehen sein, wenn der ungeschickte Minister nicht so unglücklich gewesen wäre, das Sammtkleid der Mätresse mit Chokolade zu begießen."

„Schrecklich! — aber warum erschließest Du mir das Geheimniß des Schicksals?"

„Um Dich zu trösten, Elender, um Dich vorzubereiten zu dem letzten Aufschluß, dessen ich Dich würdigen will."

Und abermals durchflogen sie die Räume des Himmels und verloren sich weit vom Dunstkreise der Menschen in stürmischen Regionen. Endlich gelangten sie in ein wunderbares Land, welches rings von undurchdringlicher Finsterniß umgrenzt war. Es war mit Städten bedeckt, deren Bauart zum Theil die ältesten Zeiten verrieth, von Menschen bewohnt, welche bald in Thierfelle, bald in eiserne Rüstungen, bald in weiche Seide, bald in plumpes Geflechte gekleidet waren. Sie gelangten hier durch ein wirres Chaos in eine Stadt, welche ihrem Grundriß und ihren Umgebungen nach viel Aehnlichkeit mit der Hauptstadt von Arapatnam hatte. Offenbar waren es auch Bewohner dieses Landes, welche sich hier im bunten Gewoge auf den Straßen umhertrieben, allein ihre Tracht war etwas verändert und auch ihre Mundart war nicht ganz dieselbe. Auf einem großen Platz, wo sich das Volk zu einem Schauspiel versammelte, ließen sie sich aus den Lüften herab und folgten den Schritten eines prächtig gekleideten Weibes, welcher ihr Taschentuch entfiel. Sogleich hob es ein junger Ritter von der Erde auf und überreichte es erröthend der Eigenthümerin. Die Schöne dankte mit Erröthen und entfernte sich schweigend.

„Wir sind hier," sagte der Dämon, „in dem Reiche der Vergangenheit. Das schöne Weib, welches Du eben flüchtig gesehen und bei dessen Anblick Dein Herz pochte, war eine tugendhafte Prinzessin bis zu dem Augenblick, in dem ihr das Schnupftuch entfiel. Dieser unbedeutende Zufall aber macht sie zur Ehebrecherin, verursacht einen Königsmord, ist schuld

daran, daß ein ganzes Reich zu Grunde geht, und der eigene Sohn des unglücklichen Weibes eines elenden Todes stirbt. Der galante Ritter entbrennt in sie, verfolgt, verführt sie und zeugt mit ihr einen Bastard, der einen König vom Thron stürzt und selbst auf den Höhen desselben zu Grunde geht."

Hierauf winkte der Dämon und ein finsterer Nebel bedeckte den Schauplatz. Nachdem er sich wieder zerstreut hatte, wurde dieselbe Umgebung noch ein Mal sichtbar. Allein die Häuser waren schwarz geworden, theils verändert, und die Straßen wimmelten von Menschen, welche in eine minder fremdartige Tracht gekleidet waren. Unter ihnen ragte hoch zu Roß ein schöner freundlicher Jüngling hervor, den die Menge gerne begrüßte, weil sie des lächelnden Dankes gewiß war.

„Was erfaßt Dich bleiches Entsetzen?" spottete der Dämon, „warum beben Deine Kniee, warum ist Dein Auge starr auf die schöne Gestalt geheftet? Erschrickst Du vor diesem klaren Antlitz, worauf Unschuld, Unbefangenheit, Edelmuth, Milde und Kühnheit leuchten, bebst Du vor diesem großen offenen Auge, vor diesem freundlich lächelnden Mund? Ahnst Du das Unglaubliche, daß dieser biedere, gutmüthige Knabe mit seiner frohen Brust, mit seinen heiteren Augen ein blutdürstiger Tyrann, ein Hasser der Menschheit, ein Verfolger seiner Unterthanen, ein Mörder der Wehrlosen werden wird? Und doch welche edlen Anlagen sind in ihm unverkennbar! Er steht am Scheideweg seines Schicksals. Käme es ihm nicht plötzlich bei, sein Pferd zu spornen, so würde er länger in dieser Straße verweilen und den Schönen am Fenster zur Augenweide dienen und eine dieser gefühlvollen Neugierigen, die Einzige eben, welche sein unschuldiges Herz entzünden könnte, würde nicht mehr durch eine unaufschiebliche Verrichtung abgehalten sein, die brennenden Strahlen ihrer Blicke gleich Pfeilen in seine Brust zu schießen, der Jüngling würde morgen nicht mehr frei sein, würde sich

nicht in eine verbotene Liebe einlassen, würde keine Ehefrau verführen, durch keine Gewaltthat zu früh auf den Thron gelangen, nicht durch tausend schlimme Erfahrungen in seinem Gemüth verbittert werden. Vielmehr würde eine glückliche Liebe sein übermäßiges Feuer verzehren, eine rechtmäßige Thronfolge würde ihn nicht zu zeitig auf der Menschheit Höhen führen, er würde statt jugendlicher Thorheiten nur Thaten der Mäßigung und Besonnenheit vollbringen, er würde keine zu Menschenhaß stimmenden Erfahrungen machen, und am späten Abend seiner Tage sein Volk segnend und von seinem Volk gesegnet zu Grabe gehen. Er würde den Ruf eines weisen, tugendhaften Regenten hinterlassen, und dieses Glück hauptsächlich der prompten Verdauung einer schönen Dame zu danken haben. Darum gehab Dich wohl und lebe, wie Du kannst.“

„Und was würde geschehen sein, wenn die schöne Prinzessin das Taschentuch nicht verloren hätte?“

„Dann, Unglücklicher, wäre Dir wohl, Du wärest nicht geboren worden.“

6.

Schnell entschwunden wie dieser Traum war das Andenken an seine besseren Vorsätze, vergeblich kämpfte seine bessere Natur gegen den Glauben an ein unbezwingbares Verhängniß, die Seele des unglücklichen Königs war verloren. Ein schmachvolles Ende, wie es ihm geweissagt war, zu verhüten, war sein einziges Streben, der Stolz und die Wuth seine einzige Empfindung. Während er sich vergeblich bemühte, die Spur des vorgeblichen Nebenbuhlers zu entdecken, während Frau Sambero an der Angst, an Gewissensbissen und allen jenen Uebeln leidet, welche Folgen ihrer Ausschweifungen und Laster sind, während Alexis gegen alle vermuthlichen Mitwisser des großen Geheimnisses mit ungerechter Grausamkeit wüthet, der Franziskaner aber aus dem Gefängnisse seine mächtigen Oberen von seiner Einkerkerung sowohl als auch von der Ursache derselben unterrichten läßt, während endlich die unglückliche Amanda sich der Versöhnung mit ihrem unverbesserlichen Gemahl nicht erfreut, stellt sich uns in dem bekannten Nonnenkloster eine neue Szene dar.

Angelika hatte sich nach dem Ableben ihrer Mutter neuerdings mit ihrem göttlichen Bräutigam in heiligen Rapport gesetzt, um zu erfahren, welchen Gebrauch sie von dem

ihr mitgetheilten Geheimniß zu machen habe. Er hatte ihr in wiederholten Visionen die Pflicht ans Herz gelegt, dem verstoßenen Prinzen zu seinem Recht zu verhelfen, damit er die ihm von Gott zugedachte Krone seiner Väter wieder erlange, damit die Sünde in der Person des verbrecherischen Regenten abermals eine Niederlage erleide und die arme Seele ihres verirrten, vom Versuchergeist besessenen Bruders für das ewige Leben gerettet werde. Er, der gekreuzigte Heiland, versprach ihr dagegen das Leben des zu opfernden Alexis zu beschützen, und in den Schooß seiner Gnade zurückzuführen. Er versprach, die beiden Geschwister nach Vollbringung eines frommen Wandels, nach Bestehung der für des Bruders Seelenheil nothwendigen harten Bußwerke und Selbstzüchtigungen, dereinst in dem Reiche der überschwenglichen Seligkeiten aufzunehmen und sie dort vollkommen zu vereinigen. Von nun an war ihr das Opfer ihrer Schwärmerei eine zweifache Person, gegen welche sie zweifache Gesinnungen hegte. Den sündigen Thronräuber, den Sohn der Schande, den Bastard ihrer Mutter haßte sie mit allem Eifer einer frommen Seele, sie trachtete ihn zu verderben, aber nur aus unendlicher Liebe zu dem künftigen von aller Sünde und erborgten lügnerischen Hoheit gereinigten und entkleideten Alexis, den Bruder, den geistig Geliebten, mit dem sie dem Versprechen des göttlichen Bräutigams nach dereinst wieder vereinigt werden sollte. Allein in diesen frommen Vorsätzen störte sie eine seltsame innere Spaltung, welche sie später für ein Kunststück des Teufels erkannte. Sie fühlte nämlich, wenn sie des gereinigten Alexis dachte, ihre Liebe zu dem Gekreuzigten bedeutend vermindert, und umgekehrt vergaß sie ihren zu säubernden Bruder, wenn sie das hölzerne Bild des Erlösers umarmte. Diese Spaltung erzeugte in ihrem Gemüth ein Wanken und Zweifel, welches selbst der kräftigen Disziplin widerstand und sie auf Augenblicke den dem Erlöser bezeigten blinden Gehorsam bereuen ließ.

Eines Abends war sie eben wieder erschöpft und blutig von unbarmherzigen Geißelhieben zu den Füßen des Standbildes niedergesunken und von einer unbezwingbaren Furcht ergriffen, als sich vor den Pforten des Klosters ein Geräusch vernehmen ließ, welches ihre Unruhe zur Angst steigerte. Ihre Angst wurde zum Entsetzen, als man ihr meldete, die unglückliche Schwester Anna sei eingebracht worden, um im Kloster die verdiente Strafe für ihren Meineid, für ihre Entweichung jund die schändliche Gemeinschaft mit einem Manne zu erleiden. Das grausame Gesetz des Fanatism verurtheilte sie zur Einmauerung; aber Angelika schauderte vor dem Gedanken zurück, eine solche unmenschliche Strafe über die gewesene Freundin zu verhängen. Weltliche Gerichtsdiener, welche die Flüchtlinge entdeckt und verhaftet hatten, brachten Iduna ohnmächtig an die Thore des heiligen Gebäudes, wo sie von den Laienschwestern empfangen und, so bald sie sich erholt hatte, zur Aebtissin gebracht wurde.

„Barmherzigkeit!" schrie die Unglückliche, indem sie sich zu Boden warf und die gebundenen Hände zur Freundin erhob, und neuerdings sank sie erstarrend nieder. Die Todesblässe auf ihren Wangen und die Zerrüttung des Entsetzens in ihren Zügen machte Angelika zittern. Jetzt erst empfand sie das erdrückende Gewicht ihrer grausenvollen Pflicht und mit Abschen dachte sie an ihre Erfüllung. Einen Bruder und eine theure Freundin sollte sie einem schrecklichen Schicksal überliefern. Beide waren in dem Augenblick geopfert und kein Rückschritt, keine Rettung war denkbar. Ihre Heiligkeit erschien ihr nun als eine gräßliche Verblendung, ihre Tugend ein fluchwürdiges Verbrechen.

„Geh, Unglückliche," stammelte sie weinend, „ich werde Gott um Erleuchtung bitten in dieser schweren Stunde unerhörter Prüfung."

Aber das Gebet gewährte ihr keine Erleuchtung. Umsonst rang sie die Hände und zerschlug sich die Brust in wü-

thender Verzweiflung, umsonst schrie sie ihren göttlichen Bräutigam um Rath und Belehrung an, kein Strahl des Himmels drang in ihre gepeinigte Seele. Die Gegenstände ihrer Andacht widerten sie an, mit Ekel betrachtete sie das blutige Heilandsbild, mit Ungläubigkeit und Haß das Bild der Madonna. Ein traumreicher Halbschlaf lähmte ihre Besinnung. Es erschien ihr in lichtvoller Glorie der Heiland und überreichte ihr eine schimmernde Krone. Zu ihren Füßen aber knieete ein schöner dunkellockiger Knabe mit schwermüthigen Blicken und ließ sein Haupt von ihr mit dem Kleinod zieren. Weinend drückte sie das Kleinod an seine Schläfe — und erwachte.

Sie fand sich wachend in wunderbarer Bewegung. Ihre Wangen glühten, ihr Herz pochte, aber die Angst war verschwunden. Heimliche Stille herrschte im Kloster, laue Nachtlüfte rauschten aus dem Gebüsche des Gartens herauf und kühlten ihre heißen Schläfe. Wollüstige Bilder umgaukelten sie, und heftig athmend dachte sie der möglichen Träume, welche mit leisem Tritt an dem Lager der jüngeren Nonnen mit entblößten Brüsten, warmen Lippen, üppigen Gliedern kosen durften. Nackte Knabengestalten von englischer Schönheit tauchten aus den Düften ihrer Phantasie, an diesem entzückte sie ein leuchtendes Augenpaar, an jenem der zarte weiche Gliederbau, an einem andern die blendende Haut, rosige Wangen, anmuthige Bewegung. Jede reizende Attitude des menschlichen Körpers stellte sich ihr in dieser Engelgruppe dar, jede sinnliche Lust verbarg sich in dem Gefühle der süßesten Heiligkeit. Das ist die Seligkeit, dachte sie, welche die von Gottes Gnaden Gewürdigten im Schauen der Völker des Himmels empfinden, dieß Gefühl die Bürgschaft dafür, daß der heilige Geist mit seinen heiligen Wonnen sie überkommen habe.

Während sie so träumte und gänzlich der Armen vergaß, welche in der feuchten Tiefe unter Klaggestöhne wachte, pochte

es leise an ihrer Thür und hereintrat, geleitet von der flüsternden Pförtnerin, der alte Fürst Auson und eine fremde weiblich gekleidete Gestalt, welche furchtsam und neugierig zugleich umherblickte. Schneller pochte Angelikas Herz, als sie Auson gewahrte. Er war, des Königs Unstern verfolgend, bis in das Heiligthum des Klosters und in Angelikas Geheimniß gedrungen, er hatte sich von ihr den Auftrag zur Aufsuchung des Prinzen erschlichen und kehrte nun nach vollbrachter Mission mit schadenfrohem ironischem Lächeln zurück.

„Er ist es," flüsterte er auf die verschleierte Gestalt zeigend, „er der Sohn Severins, der rechtmäßige Erbe dieses Thrones. Ich bring ihn Euch, hochwürdige Frau, damit Ihr ihn in diesen geweihten Mauern verbergt, bis es Zeit ist, ihn dem Volke zu zeigen."

Bei diesen Worten schlug er den Schleier, mit welchem der junge Mensch verhüllt war, zurück.

„Er ist es," rief Angelika in Verzückung, „er ist es, der schwarzgelockte, auserwählte Jüngling, der mir im Traum erschien und dessen Haupt ich bekrönen soll."

So sprechend warf sie sich vor ihm nieder.

„Empfange die Huldigungen Deiner frommen Magd," sagte sie in Ertase „denn Dich haben nicht Menschen aus ihrem Kreise erwählt, Du bist von Gott gesandt, aus diesem Land, wo die Sünde herrscht, ein Reich des Herrn zu machen. Du wirst gleich dem Erlöser der Schlange den Kopf zertreten, du wirst mit Weisheit und Gottesfurcht regieren, an Dir werden die Völker der Erde und des Himmels ihr Wohlgefallen haben; die Zeit der Prüfung und des Kampfes ist vorbei, der Himmel hat gesiegt."

„Ihr seid also entschlossen, hochwürdigste Frau," sagte Auson, „wird Euer Herz uns ferner nicht stören in unserem heiligen Vorhaben?"

„Gott hat gesiegt," wiederholte Angelika, „ich bin entschlossen und kein irdisches Gefühl ist mehr in meinem Her-

zen, das Gott mit seiner reichsten Gnade erfüllt hat. O ich bin es nicht werth, das Werkzeug seines höchsten Willens zu sein."

Auson empfahl noch ein Mal den verkleideten Prinzen ihrer Obhut und entfernte sich, mit einer ehrerbietigen Verbeugung, seine Hand küssend. Die Pförtnerin, welche vor der Thüre gewartet hatte, geleitete ihn wieder hinweg und ließ die Geheimnißvolle bei der Aebtissin zurück.

„Stärkt Eure ermatteten Glieder durch Schlaf, hoher Herr, indessen ich zu Euren Füßen mich lagere und für Euch bete. Vergebt, daß Eure demüthige Magd Euch nichts bieten kann, als ein elend hartes Lager, wie es einer Büßerin geziemt."

So sprach sie zu dem verlegenen Jüngling und geleitete ihn durch das spärlich erhellte Gemach zu ihrer Schlafstelle. Lange zögerte der Schüchterne, das Anerbieten der Frommen anzunehmen, aber endlich gab er ihren Bitten nach und streckte sich auf die groben Decken hin. Angelika kniete neben dem Lager hin und murmelte mit unverwandt auf den Jüngling gerichteten Blicken ein eifriges Gebet für sein Heil. Bald schlossen sich seine Augen und ein sanfter Schlummer röthete die schönen Wangen und hob die junge Brust. Seine hohe klare Stirne von dunklen Haaren umschattet, sein süßlächelnder Korallenmund, hinter welchem sich eine Reihe weißer Zähne halb verbarg, seine weichen schönen Hände, die sich nachlässig auf seiner bewegten Brust falteten, waren Gegenstände der unablässigen Aufmerksamkeit seiner Beschützerin. Bald wurden ihre Gebete minder eifrig, aber ihre Brust noch mehr bewegt von stummer Andacht, und kaum sah sie den Schützling im festen Schlaf der Sinnenwelt entrückt, als sie das Bedürfniß fühlte, dem Erlöser für seine ihr erwiesene Gnade zu danken und den sündigen Leib noch ein Mal zu züchtigen, damit sie sich von allem Irdischen säubere. Leise schlich sie zur Statue des Gegeißelten hin, entkleidete ihre

Schultern und Hüften und ließ vorsichtig einige Streiche auf ihre Lenden fallen. Allein der Jüngling schlief nicht. Er sah mit Verwunderung und geheimer Lust die seltsame Andachtsübung der Frommen und sein Blut gerieth in Aufruhr. Lange blieb er ein unthätiger Zeuge dieser Geißelung; aber als die Büßerin in reizender Attitude hinsank in Erschöpfung, da übermannte ihn die Begierde und rasch verließ er das schlechte Lager, um sich athemlos auf leichter Zehe in die Atmosphäre der Heiligen zu begeben. Diese befand sich abermals in dem Zustand des Halbschlafs und der Verzückung.

„O mein Erlöser!" seufzte sie träumend und streckte ihre entblößten Arme aus — der Jüngling drängte sich in ihre Umarmung.

„Geliebter Heiland!" fuhr sie fort, indem sie ihn an sich preßte.

„Theure Angelika," antwortete der glühende Jüngling und umschlang ihre brennenden Hüften.

„O wie glücklich macht mich Deine Gnade!" stammelte sie, ihre Lippen an seinen Hals heftend.

„Wie lieb' ich Dich!" antwortete der Glückliche, und drückte sie an sein Herz.

„Du liebst mich?! — ha — halt ein — ich ertrag' es nicht, ich sterbe, Göttlicher!"

Der Jüngling antwortete nicht mehr. Nur das Gestöhn der Lust war vernehmbar und zuweilen seufzte Angelika unter flammenden Küssen: „O mein süßer Jesus, himmlischer Bräutigam, Labsal meiner Seele!"

Beim Anbruch des Tages schlief der Jüngling noch auf dem Lager der Aebtissin, wachte die ungewöhnlich blasse Aebtissin noch betend bei seinen Füßen. Angelika glich einer Leiche, aber in ihrer Brust trug sie einen Himmel von Wonne und Heiligkeit. Es lebte in ihr die beseligende Ueberzeugung, daß der Himmel sie einer außerordentlichen Gnade gewürdigt

habe, und das Staunen darüber verursachte ihr einen heiligen Schauer. Sie betrachtete sich nicht mehr als ein irdisches Weib, sondern als eine gottgeweihte Himmelsbürgerin, die nur in hoher Sendung auf der Erde weile. In dieser Stimmung wurde sie von der Priorin an ihre heilige Pflicht gemahnt, eine abtrünnige treulose Braut des Herrn zu bestrafen und durch die Strafe mit ihm zu versöhnen. Angelika bebte, als sie sich so furchtbar in ihren heiligen Betrachtungen gestört sah, aber bald erkannte sie darin einen neuen Fingerzeig des Himmels, auf der ein Mal eingeschlagenen Bahn der Heiligkeit muthvoll fortzuschreiten. Ihre Gestalt erhob sie zu einer ungewöhnlichen Höhe, ihre Augen öffneten sich weit und ihre Rechte streckte sich befehlend der Priorin entgegen.

„Schwester Iduna werde geistig vorbereitet zu ihrer Wanderung vor Gottes Richterstuhl. Das Gesetz des Ordens wird sich ihrer erbarmen und ihren schwachen Leib den Versuchungen dieser sündigen Welt entziehen. Man öffne die vor zwanzig Jahren zugemauerte Blende — Iduna wird dort zu Grabe gehen.“

Schaudernd vernahm die Priorin den schrecklichen Befehl und entfernte sich schweigend.

Während der Prinz in den Gemächern der Aebtissin gut verwahrt und verborgen auf seine Befreiung harrte, ohne sie sonderlich zu wünschen, gieng Angelika ihren heiligen Geschäften nach, wohnte der Matutin bei und berief hierauf die ältesten Mütter, die Priorin, den Abt eines benachbarten Franziskanerklosters und alle zur Funktion gehörigen Personen zum Gericht über die Unglückselige. Die boshaftesten Herzen dieser der Menschlichkeit entfremdeten Frauen wurden von Angst und Mitleid ergriffen, als man die noch immer schöne Verbrecherin hereinschleppte, um sich gegen die Anschuldigung dieses schrecklichen Gerichts zu vertheidigen. Nur An-

gelika blieb ungerührt und ihre Augen richteten sich nach Oben, wo ihr göttlicher Bräutigam ihre Seele bewachte.

„Abtrünnige Magd Christi!“ redete Angelika die Unglückliche an, welche mit halbgeschlossenen Augen auf einer Bank saß und weder zu hören, noch zu sehen und zu athmen schien. „Man beschuldigt Dich im Angesicht dieses heiligen Gerichts der erwiesenen Flucht aus diesem Hause Gottes, des Meineids, der unzüchtigen Gemeinschaft mit einem Mann, der Gotteslästerung und Verhöhnung unseres heiligen Ordens. Sprich, kannst Du Dich von einer dieser Beschuldigungen reinigen? Rede die Wahrheit bei Deinem ewigen Seelenheil.“

Mühsam richtete sich die Unglückliche auf, um zu antworten. „Ich bin nicht meineidig, denn mein Schwur war nicht gültig; ich habe Gott nicht gelästert, sondern bete ihn in Ehrfurcht an; ich habe von dem Orden nur die Wahrheit und meine Ueberzeugung ausgesprochen; ich habe in keiner schändlichen Gemeinschaft gestanden mit meinem unglücklichen Freund — ich bin mir keines Verbrechens bewußt — —.“ Hier sank sie ohnmächtig nieder.

„Hartnäckige, boshafte Sünderin,“ eiferte Angelika in heiligem Zorn, „Dein Lügen verdoppelt Dein Verbrechen, ein schrecklich qualvoller Tod wird Dich zeitlich bestrafen und die ewigen Qualen der Verfluchten erwarten Dich jenseits.“

Diese Drohungen riefen die Verzweifelnde noch ein Mal zur Besinnung zurück.

„Seid barmherzig!“ schrie sie in sinnverwirrender Angst, „und ich will mich zu allen Verbrechen bekennen, deren Ihr mich beschuldigt.“

„Sie hat bekannt!“ rief feierlich die Aebtissin.

„Sie hat bekannt!“ flüsterten sich schaudernd die Nonnen zu.

„Welche Strafen verhängt das Gesetz des Ordens gegen solche Verbrechen?“

„Den Tod durch Einmauerung" stammelte die Priorin. „Also verzeih' ihr Gott und sie sterbe!"

Ein gellendes Jammergeschrei folgte auf diesen Spruch, alle Anwesenden erbebten und langsam wurde Iduna hinweggetragen. Die Verzweiflung gab ihr wilde Kräfte, sie rang mit den Laienschwestern und stieß gräßliche Verfluchungen über ihre Richter, über das Kloster und alle Bewohnerinnen aus.

Erschüttert, verwirrt und seltsam beängstigt verließen die Nonnen den Saal und sperrten sich in ihre Zellen, um allein und sicher zu sein mit ihren Befürchtungen und Zweifeln. Angelika verfügte sich etwas ergriffen zu ihrem Heiland.

Indessen äußerten sich in der Hauptstadt bedenkliche Symptome einer ungewöhnlichen Aufregung. Yuvenos Gefangennehmung und Verurtheilung, und das Gerücht von dem Schicksal, welches seiner unglücklichen Geliebten bevorstand, hatten die allgemeinste Theilnahme gefunden. Ueberall sprach man über diese Neuigkeit mit edlem Zorn; aber was die Gemüther am Meisten erbitterte, war das neue grausame Edikt gegen die Anhänger der neuen Lehre. Achtungswerthe Familien wurden von ihrem Herd vertrieben und mußten ihr Eigenthum zurücklassen, um in Armuth und Elend ihr Dasein in fremde Länder zu verpflanzen. Gläubige und Ungläubige verwünschten den Urheber so vieler Thränen und rotteten sich laut schmähend zusammen, um den Verfolgten zu Hilfe zu kommen und Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen.

Die allgemeine Aufregung zu vermehren trat eine ungewöhnliche Theurung der Nahrungsmittel ein, kein öffentliches Magazin öffnete sich und die Staatsdiener bereicherten sich durch Wucher.

Die Verstimmung des Volks ergriff auch die höheren Stände, welche über die wiederkehrende Barbarei, über die Beschränkung der Wort= und Gedankenfreiheit, über die Un-

ordnung, Willkür und Gesetzlosigkeit im Staate höchlich entrüstet waren. Der inkonsequente, hypochondrische König konnte Niemanden Achtung einflößen, und die Furcht vor seiner Macht verminderte sich immer mehr, je mehr er selbst in allen seinen Maßregeln Tyrannenfurcht verrieth. Selbst der Priesterstand, der ihm am längsten treu blieb, war empört über die Verletzung der Priesterwürde und Vergreifung an ihren geweihten Häuptern, durch Ermordung des P. Pius und die Gefangennehmung des Franziskaners. Der Anhang des Königs bestand nur noch aus einigen fanatischen Mönchen, einigen Vornehmen, Soldaten und Pöbel. Die Masse des Volks war von ihm abgefallen.

Auson, der in Haß und Neid grau gewordene Erzfeind des Königs, versammelte Unzufriedene aller Stände in seinem Haus. Durch ihn und seine Genossen wurde das Gerücht verbreitet, der verlorene Prinz Severins sei wieder gefunden und im Begriff, seine heiligen Rechte geltend zu machen, den Usurpator von seiner Höhe zu stürzen. Die ganze Nation wurde von einem Severin III. aufgerufen gegen den entnervten geisteskranken Tyrannen, fulminante Proklamationen giengen von Hand zu Hand, Emissäre wirkten mit That und Wort, die Menge aufzuwiegeln. Die Priester schleuderten Bannflüche gegen den König und die Mönche verfluchten sie und das Volk. Kurz, der Zufall und die Berechnung wirkten zusammen, um die träge Masse in Bewegung zu bringen, das Gleichgewicht des Staates zu zerstören.

Schwere Ereignisse mußten solchen Vorbereitungen nachfolgen. Mit Schrecken bemerkte Alexis die herrschende Unzufriedenheit, und zitternd vernahm er das Gerücht von der Auferstehung des längst todt geglaubten Prinzen. Dieselben Laute des Volksunwillens hatten ihn auf den Thron gehoben und — er mußt' es sich gestehen — dieselbe Tyrannei und Gesetzlosigkeit hatte sie heute und damals hervorgerufen. Unerschütterlich ward sein Glaube an Vorherbestimmung und,

ohne zu zweifeln, ohne zu zagen, überließ er seine Kräfte der zügellosen Wuth. Die ersten Spuren einer Volksbewegung zogen grausame Hinrichtungsszenen nach sich — die öffentlichen Plätze schwammen im Blut voreiliger Schwätzer, unvorsichtiger Thoren. Aber die gefährlichsten Feinde des Königs waren in Sicherheit, sammelten und prüften ihre Kräfte und freuten sich über die Greuelszenen, welche das Volk nur aufreizen und bewaffnen konnten. Sie mengten sich als stumme Zeugen unter die wogenden Pöbelhaufen, sie erhoben kein Wuthgeschrei, wenn die unschuldigen Opfer bluteten, und zählten die Häupter der Gleichgesinnten.

Indeß reifte ihre Zeit. Der listige Macuff, welcher sich unter ihnen befand, umgab sich mit einem zahlreichen Gefolge von schlechtem Gesindel, das er in den Schenken und von den Straßenecken zusammengerafft hatte. Er zog mit ihnen singend und fluchend durch die Straßen und rief von Zeit zu Zeit mit starker Stimme: „Brod, Brod!“ Die Menge wiederholte, halb im Jubel, halb in Wuth: „Brod, Brod!“ Wo sie einem ausgemergelten Gesellen mit hohlen Wangen und Augen, mit zerrissenen Kleidern und schmutzigen Blößen begegneten, zwangen sie ihn mitzugehen und er mußte dann „Brod, Brod!“ schreien. Die ehrenfesten Bürger, welche diesem Zug begegneten, schüttelten unwillig das Haupt, und sandten einen Fluch gegen den Landesherrn in die Hölle, die Weiber flohen heulend von den Fenstern und riefen: „Herr Jesus, welch eine schwere Zeit!“ Mitleidige aber folgten in Schaaren und theilten Brod und Wein aus unter den Jammergestalten. Kinder weinten, Arme trösteten, und Niemand wagte ein beleidigendes Wort gegen die Unglücklichen.

Eines Abends wiederholte Macuff diese einträgliche Promenade mit ungewöhnlich zahlreichem Gefolge, und es waren dießmal auch Menschen aus besseren Ständen unter demselben, und das Geschrei ward lauter und verworrener. Wie eine Lauwine wuchs der Haufen an und ungeduldiges Brül-

len verkündete mehr als Hunger, als Macuff mit großer Kälte den Haufen überschaute und mit seiner kräftigen Stimme sich Gehör zu verschaffen suchte. Dann trat er auf einen Brunnen und hielt folgende Rede an den Pöbel.

„Hochzuverehrende Herren! Wer ein Herz im Leibe hat, der höre mich an, alle Uebrigen mögen sich zum Teufel scheeren. Ich spreche zu vernünftigen Leuten, das Pfaffengeschmeiß gehört nicht unter honette Menschen; wenn ihr aber honette Menschen seid, hol mich der Teufel, und keine Spitzbuben werdet ihr nicht sein wollen — (Gelächter) so müßt ihr flennen wie alte Huren, wenn ich euch erzähle, was ich euch zu erzählen habe. Habt ihr noch nicht gehört von dem Herrn Yuveno, welcher eine Nonne entführte? („Nein — ja — erzähle — was ists!“) Nun daß ich euch sage, dieser Herr Yuveno, ein sehr braver rechtschaffener Mann ist mein Herr, und ich bin sein treuer Diener, der ihm — hol mich der Teufel — selbst im Unglück treu ist. („Guter Kerl! — brav — das ist schön.“) Daß ich euch nun sage, dieser Herr Yuveno, ein braver Herr, der mir immer den Lohn im Voraus bezahlte, dieser Herr Yuveno, der den Armen so viel Gutes thut und wie ein gemeiner Mann mit uns umgeht, („ja das ist wahr — ich kenne ihn — auch ich — ein kreuzbraver Herr!“) — so gar keinen Hochmuth hat und kein Huhn beleidigt, hat sich vor fünfzehn Jahren mit einem bildschönen Mädchen versprochen — ich sage euch, die Leute hatten sich zum Fressen lieb und wollten sich heirathen — ja gewiß und wahrhaftig, sie wollten sich heirathen, das heißt, so ganz ordentlich heirathen, und einem Kaplan Geld geben, daß er sie zusammenthue. Denkt euch nun, was geschieht — mein braver Herr muß verreisen und seine Braut zurücklassen, und wie er zurückkommt, so haben sie ihm seine Braut gestohlen und er findet nichts als das warme Nest. (Gemurmel) Nun wißt ihr, wer ihm die Braut gestohlen hat? („Nein, nein!“) Sagt, was ist das für ein Kerl, der einem Andern sein Mädchen

stiehlt? („Ein Schuft — ein Hund!") Gut denn, der Hund hat sie nicht nur gestohlen, sondern auch genothzüchtigt. („Das Schwein!") Gut, das Schwein hat sie nicht nur genothzüchtigt, sondern auch in Schimpf und Schande verlassen. („Der Lumpenhund!") Gut, der Lumpenhund hat sie nicht nur in Schimpf und Schande verlassen, sondern sie auch ins Kloster stecken lassen. („Ha, die Kanaille — die Bestie — sprich, wer ist der Lump?") Gut, der Schuft, das Schwein, der Lumpenhund, die Bestie, wie ihr ihn zu nennen geruht, ist — rathet ein Mal — wer? („Rathe Du und der Teufel — sprich, wie heißt er!") Er heißt, er ist, aber laßt mich ungeschoren, wenn ihr's nicht glauben wollt, er ist — unser allergnädigster König! (Pause — Stimmen: „das ist was Anderes — gleichviel, er ist ein Schuft — unser einer dürfte so was thun! — Nieder mit dem König!") Nun laßt mich ausreden. Herr Yuveno, der brave Mann, kommt nach vielen Jahren zurück, und hört, daß seine Braut im Kloster ist. Alte Liebe rostet nicht, („Nein — doch — zuweilen"), er bittet den König um seine Braut, und wird schnöde abgewiesen. („Pfui!") Er faßt daher den Entschluß, seine arme Liebste zu befreien, („das war recht — brav") er findet sie, wie man sie eben nackend auspeitscht, wie eine Straßenhure, („armes Weibsbild!") — er nimmt sie mit sich fort und entflieht, („beschütz' ihn der Himmel!") wird eingeholt, („o weh!") von seiner Liebsten getrennt, gebunden, wie ein Hallunke, und in ein Loch gesteckt und — morgen soll er geköpft werden!" („Nein, nein, das soll er nicht!") Das arme Weibsbild aber wird heute um Mitternacht lebendig eingemauert!"

Bei diesen Worten erhob sich ein fürchterlicher Tumult. „Schlagt den König todt — verbrennt die Pfaffenhuren — steckt den Palast in Brand," riefen viele Stimmen durcheinander.

„Das würde Alles meinem armen Herrn nichts helfen,"

fuhr Macuff fort, „und wenn ihr die Nonnen verbrennt, so verbrennt auch seine Herzliebste mit. („Nein, das soll sie nicht!“) Wenn ihr ehrliche Leute seid, so thut, wie ich euch sage, nehmt einen guten Trunk und zertrümmert den alten, verdammten Käfig, worin mein Herr sitzt, mit gefesselten Händen und Füßen, wie ein Straßendieb.“

So sprechend warf er Geld aus unter die Menge; „da habt ihr meinen Sparpfennig,“ sagte Macuff mit inniger Rührung, „ich will nichts haben, so lange mein Herr in Gefahr ist.“

Dieser Beweis von Treue und Liebe wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Jubelnd und fluchend bewegte sich der Haufe zu einer Schenke, plünderte den Keller und zog berauscht mit fürchterlichem Geschrei von dannen. Macuff führte sie an mit einem ungeheuren Reiterschwert, das er im Vorbeigehen irgendwo erwischt hatte. Ein Trupp Soldaten, der sie zur Ruhe ermahnte, ward mit Steinwürfen vertrieben und ohne weiteren Widerstand stürmte der tobende Haufe gegen den schwachen Thurm an. Die eisernen Thore wurden mit Balken eingeschlagen, einige Mauern zertrümmert und alle Gefängnisse erbrochen. Mit von Freude und Erstaunen verzerrten bleichen Gesichtern, mit rasselnden Ketten und zerlumpten Gewändern strömten die Gefangenen heraus und halfen, wenn es ihre Kräfte erlaubten, mit, den alten Bau zu zerstören. Mit würdiger Haltung trat Yuveno aus ihnen hervor und machte eine Bewegung, um sich Gehör zu verschaffen; aber kaum hatte ihn Macuff dem Pöbel als seinen Herrn bezeichnet, so hoben ihn unter unbändigem Jubelgeschrei sechs kräftige Männer auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumph durch die Straßen der Stadt.

„Nach dem Kloster, nach dem Kloster!“ rief Macuff, und ein beifälliges Geschrei beantwortete seinen Aufruf. Immer größer wurde der Haufe, immer stärker jene ansteckende Hitze, welche bei allen Volksbewegungen sich momentan einstellt, wie ein epidemischer Schnupfen, und die Menge zufäl-

lig zu folgeschweren Thaten hinreißt. Man schien nur einer Empfindung Raum zu geben, dem Mitleid mit den gefährdeten Opfern barbarischer Gesetze, Rache gegen die bereitwilligen Werkzeuge derselben. Selbst wohlgekleidete, gebildete Leute schlossen sich dem Zuge an, Weiber ermunterten die Wüthenden, Kinder vermehrten das Geschrei aus wildem Muthwillen und kindischer Nachahmungssucht. Voran giengen die Ungeduldigsten mit Knitteln, Hebebäumen, Aerten und Balken bewaffnet, in der Mitte wurde Yuveno und Macuff fortgerissen, und dem Zuge folgte ein Schwarm von Neugierigen, Kindern und müßigem Volk. Schon von Weitem hörte man die Sturmglocke des bedrängten Nonnenklosters, welches durch fromme Freunde von der drohenden Gefahr benachrichtigt worden war. Das Brüllen des Pöbels verstärkte sich, als man sie vernahm, und mit verdoppelten Schritten näherte man sich auf dem kürzesten Weg dem heiligen Hause. Endlich erreichten sie den geräumigen Platz, auf dem es stand, und ein wildes Hurrah aus tausend Kehlen begrüßte die alterthümlichen geschwärzten Mauern. Man fand das große eiserne Thor verschlossen, alle Fenster verhängt, alle Lichter ausgelöscht, bis auf eine Reihe wandelnder Fackeln, welche aus den hohen Bogenfenstern im Erdgeschosse durchschimmerten. Die Klagetöne der Orgel und ein traurig gepreßter Gesang von zitternden häufig verstummenden Stimmen, welches ungeachtet der lärmenden Glocke hörbar wurde, deutete auf irgend ein feierliches Begängniß. Diese wunderbar ergreifenden Klänge, und der gespenstige Anblick des heiligen Gebäus mit seinen schwarzen Bogen und Spitzen, durch welches der Mond blickte, entmuthigte die Rasenden wie durch plötzliche Zauberei, und verlegen murmelnd umringten sie unthätig das Kloster.

„Es ist doch Frevel,“ sagten Einige.

„Gott behüte mich vor einer so schweren Sünde, daß ich mich erhöbe gegen Gott,“ sagte ein Anderer.

„Was geht der Handel uns auch an?" fragten Andere.

„Laßt uns nach Hause gehen!" riefen Viele.

Während der wankelmüthige Haufe so mit seinem Gewissen, mit seiner heiligen Scheu kämpfte, riß sich Yuveno aus ihrer Mitte los. Sein steinern kaltes Gesicht war plötzlich blutroth geworden, sein schläfriges Auge blitzte von dämonischem Feuer, seine riesigen Fäuste ballten sich drohend, seine schwerfälligen Glieder trugen mit wunderbarer Schnelligkeit die kolossale Gestalt dahin. Kein Laut entfuhr durch seine krampfhaft geknirschten Zähne dem Munde. So stürzte er sich auf das äußere hohe Gitterthor des Klosters und rüttelte es mächtig. Da es jedoch seinen Kräften widerstand, so kletterte er mit der Behendigkeit der Verzweiflung hinan und sprang von bedeutender Höhe in den inneren Raum hinab. Ueberrascht und erstaunt über den kühnen Sprung, beobachtete die regungslose Menge mit verhaltenem Athem das Beginnen Yuvenos.

Dieser erfaßte die Vergitterung eines Fensters, horchte und spähte mit weit geöffneten Augen. Die wandelnden Fackeln blieben plötzlich unbeweglich, der Gesang wurde immer unharmonischer und dem Klaggeschrei ähnlich, selbst die Orgel brachte Mißtöne hervor. Durch diesen grausenvollen Lärm vernahm man bald die tröstenden Worte eines Priesters, bald ein eilfertiges Gehämmer und ein künstlich übertäubtes Gestöhn. Heulender wurde der Gesang, leiser des Priesters Stimme, als plötzlich ein durchdringender, anhaltender Schrei Glocke, Orgel und Gesang übertäubte. Die Säumenden vernahmen ihn mit Grausen und ihr Blut erstarrte zu Eis.

„Sie begraben mein Weib!" schrie Yuveno, und riß mit einem gewaltigen Ruck die dicken Eisenstäbe aus dem brechenden Gemäuer, schlug die Fenster ein und verschwand im Inneren der Kirche.

„Sie begraben sein Weib!" schrie Einer dem Anderen zu, „geschehe, was da wolle, und sollt ich verdammt werden —

ich muß hinein, und wer kein Schurke ist, folgt mir," rief ein Dritter. Macuff aber eilte unter aufhetzendem Schreien voran und führte die Rächer auf den ihm wohlbekannten Weg in das Innere des Klosters. Einige Balkenstöße zertrümmerten die Thore und unter wildem Gebrüll stürzte sich die Menge hinein. Sie vergaßen in ihrem großmüthigen Gefühl die Heiligkeit des Ortes, die Gefahren ihres Wagnisses und lechzten nur nach Rache. Ein bleiches Weib mit aufgelöster Kutte und fliegendem Haar und mit einem weißen Kruzifix in der Hand kam ihnen schreiend entgegen.

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit," rief Angelika, „zieht von hinnen, gottlose Frevler, und greift den vorwitzigen Thoren, der unser heiliges Opfer stört!"

„Nieder mit der Metze!" schrie der Pöbel und Macuff machte Miene, die Aebtissin am Gewand zu ergreifen. Mühsam gelang es ihr, sich zu verbergen, um dem Zorn der Menge zu entgehen. Yuvenos Stimme rief sie in einen hohen erleuchteten Gang, wo sich ihnen ein schrecklicher Anblick darbot. Etwas erhaben vom Boden bemerkte man eine zur Hälfte frisch vermauerte Blende, in welcher eine todesbleiche, halbentkleidete Gestalt zusammengesunken war. Ihr Haupt war mit einem Blumenkranz geschmückt und in der welken Hand hieng ein schwarzes Crucifix. Nahe dabei stand Yuveno und würgte mit beiden Händen den Schändlichen, der sich zur Einmauerung der Unglücklichen hatte dingen lassen. Der Unglückliche war schon ganz blau im Gesicht, seine Augen bluteten und aus dem Munde streckte sich eine schwarze Zunge heraus. Rings umher knieten, standen, flohen heulend die grausamen Nonnen, um den Gefahren, welche ihnen blitzende Augen drohten, zu entgehen.

Beim Anblick dieser Szene erreichte die Wuth des Pöbels den höchsten Grad. Man hob das ohnmächtige Schlachtopfer klösterlicher Tyrannei aus dem Grabe heraus, zerfleischte den halberwürgten Maurer, schleifte die Nonnen

bei den Haaren herum, nothzüchtigte die Jüngeren und trieb schändlichen grausamen Spott mit den älteren. Man entkleidete sie völlig, zündete Kerzen auf ihren Leibern an, las zum Spotte Messen auf ihren Bäuchen, schlitzte sie auf und trieb überhaupt mit den Unglücklichen alle jene skandalösen unmenschlichen Spielereien, welche die Jesuiten der Menschheit gelehrt haben. Der Nutzen und die Heiligkeit des Christenthums war bei diesen kopirten Szenen sehr einleuchtend.

Vergebens suchte Yuveno diesen Greueln Einhalt zu thun; man gehorchte lieber seinem Diener Macuff, der zum ersten Mal im Angesicht so vieler Zeugen ungehindert stehlen konnte und von dieser außerordentlichen Gelegenheit seinen Profit nahm. Alles Metall von Werth, alle Kostbarkeiten der Kirche wurden hinweggeschleppt und sogar die Reliquien raubte man, um einen zweifachen Nutzen zu erwerben, indem man durch Verkauf der zur Verzierung und Einfassung derselben dienenden Kostbarkeit für sein zeitliches Heil, durch Nutznießung der heiligen Kraft jener Knochen aber für sein ewiges Wohl gesichert war. An den Altären verspeiste man die Hostien mit großem Appetit und vermeinte durch diesen Genuß auch die Seele recht zu stärken. So nahmen sie den Leib und das Blut des Herrn in sich auf und schändeten mit dem Leib und Blut des Herrn seine frommen Bräute.

Indessen brachte Yuveno seine zum zweiten Mal gerettete Braut in Sicherheit. Der Tumult dauerte fort. Man fieng bereits an, das Dach des Klosters einzureißen, man sprach vom Anzünden desselben, als sich ein zahlreicher Trupp Bewaffneter im Sturmschritt dem Platz näherte. Ihr Anführer forderte die Menge zur Auslieferung der Rädelsführer des Tumultes und zur ruhigen Zerstreuung auf; allein das wüthende Volk antwortete mit Steinwürfen und geschwungenen Keulen. Die Soldaten gaben Feuer und die Masse wich auf einen Augenblick zurück. Allein sobald man einige vom Volke niedertaumeln sah, welche von den Schüssen getroffen wor-

den waren, sobald man gefräßige Flammen aus dem zertrümmerten Klosterbau emporsteigen sah, war alle Todesfurcht von der Menge gewichen und man überließ sich dem brutalen Wahnsinn des Kampfmuthes. Tausende von Steintrümmern aus dem Schutte des Klosters, brennende Balken und glühendes Metall wurde auf die Soldaten geschleudert, ihre Anführer wurden erschlagen, ihre Reihen durchbrochen, und nun kämpfte Mann gegen Mann mit allen Waffen der Kunst und Natur, welche ihm zu Gebot standen.

Während dieses blutigen Kampfes wiegelten die verschiedenen dem König feindlichen Parteien das Volk auf. Die Gelegenheit, sich dem Tumult anzuschließen, war günstig und in wenigen Stunden rotteten sich alle Hasser des Königs, Dürftige, Mißhandelte, Bestochene, Eigennützige zusammen, um gemeinschaftlich zu zerstören, um aus verschiedenen Beweggründen und aus verschiedener Absicht am Ruin des Bestehenden zu arbeiten. Einer wurde von dem Anderen hingerissen und Viele liefen mordlustig mit den Waffen durch die Straßen, ohne daß sie einen Grund zur Klage gehabt hätten.

Immer lauter wurde das Gerücht von der Auferstehung des rechtmäßigen Thronerben, denn Auson war nicht unthätig. Er versammelte seinen Anhang um sich, gewann einzelne Pöbelhaufen für seine Sache und verhieß ihnen den ersehnten Fürsten der göttlichen Wahl. Der rasende Haufe, welcher das Kloster zerstörte, hatte mittlerweile mit schweren Opfern einen blutigen Sieg errungen. Tausend Leichen lagen auf einem Haufen aufgeschichtet und mit wüthendem Geheule zog der Pöbel von dem zerstörten Schauplatz hinweg, um neue Nahrung für seinen Zorn zu suchen. Es leuchtete ihm auf seinem blutigen Weg die schauerlich prächtige Erscheinung der Feuersbrunst, welche den ungeheuren Bau langsam verschlang. Macuff führte in Abwesenheit seines Herrn die Wüthenden an. „Nieder mit den Kriegsknechten! Nieder mit den Pfaf-

sen! Nieder mit dem König!" waren einige seiner Exklamationen, wodurch er seinen Anhang zur Plünderung und Zerstörung ermunterte. Unzählige Stimmen gesellten sich ihnen zu, welche riefen: „Es lebe die Freiheit! Tod dem Tyrannen! Es lebe die Duldung! Brod für unsere Armen! Nieder mit den Wucherern!"

Als Macuff sah, daß sich die Stimmung durch die Hitze des Kampfes und das Hinzukommen neuer Interessen verändert hatte, ergriff er die günstige Gelegenheit zu einer neuen Rede ans Volk:

„Hört mich, ihr Leute!" schrie er von der Höhe eines Schutthaufens herab, „ich bin ein ehrlicher Mann und will euch die Wahrheit sagen. Ihr habt gesehen, wie man euch behandelt, wie räudige Hunde schießt man euch nieder, man hetzt eure Brüder auf euch, man giebt euch kein Brod, man bringt euch zur Verzweiflung. Aber ihr habt wacker gekämpft, ihr habt die Schurken, welche man gegen euch bewaffnet, gehörig bedient, aber viele von den Unsrigen haben ins Gras gebissen, und wir alle sind blutig von Wunden. Das fordert Rache. Wer ist Schuld daran, wenn man eine Nonne einmauert? Der König, denn er kann es verhindern. Wer ist Schuld daran, daß Tausende von uns in ferne Länder ziehen müssen, weil sie auf eine andere Weise selig zu werden hoffen, als die Pfaffen? Der König, denn er hat sie vertrieben und bestohlen. Wer ist Schuld' daran, daß wir kein Brod haben? Der König, denn er nimmt uns dasselbe und verzehrt allein mehr als tausend Familien. Wer ist Schuld daran, daß man uns mit Stöcken prügelt, mit Lanzen sticht, mit Gewehren erschießt, daß man uns zwickt, martert, verbrennt? Der König, denn Alles geschieht auf sein Geheiß. Wozu haben wir also einen König? Damit Nonnen eingemauert werden, damit unsere Brüder aus dem Lande verjagt werden, damit wir verhungern, während er praßt, damit wir geprügelt, gezwickt, gefoltert, erstochen und verbrannt werden.

Wir geben ihm unsere besten Bissen und darben, wir leisten ihm Gehorsam und werden mißhandelt, wir zeugen Töchter und er verführt sie. Warum ist es aber so? Weil wir Esel sind. Wir sind unser Tausende und er ist ein Einziger, und doch sind wir alle seine Hunde. Wer hindert uns daran, ihn todt zu schlagen? Niemand. Wir werden dann nicht vertrieben, nicht mißhandelt, nicht geplündert werden, wir werden keine Steuern zahlen und wir werden Herren sein, statt daß wir Sklaven sind. Ich sage euch, ein König ist ein unnützes Ding in der Welt und mein Herr sagt es auch. Warum sollen seine Huren und Augendiener Alles haben und wir nichts? Ist das Recht? Wer hindert uns daran, ihnen ihren Ueberfluß zu nehmen, damit wir genug haben? Beim Teufel, wenn ihr keine Ochsen seid, so plündert hier dieses Haus, wo des Königs Hure wohnt und ihr Dummkopf von Gemahl. Werft das Aas, den Herrn Plumppudding, zum Fenster hinaus und nehmt sein Geld. Wir wollen ehrlich theilen, denn wir sind redliche Leute. Dann laßt uns nach dem Schloß sehen und den Herrn König fragen, warum er ein solcher Lump ist."

Mit wildem Jubel antwortete der Haufe. In zehen Minuten war Macuffs Rath befolgt, das bezeichnete Haus gestürmt, Herr Plumppudding zum Fenster hinausgeworfen und sein reiches Habe unter die Menge vertheilt. Immer wüthender wurde der Pöbel, immer schrecklicher der Tumult. Alle Glocken der Stadt waren in Aufruhr und wildes Wuthgeschrei erscholl aus allen Quartieren der Stadt. Auf einigen Plätzen geriethen die Soldatenhaufen mit den Rebellen ins Handgemenge, die Erde bebte, wo ihr Gewehrfeuer die unordentlichen Haufen der Aufrührer zerstäubte, allein der Kampf blieb lange unentschieden, denn immer wuchs die Anzahl der letzteren, welche noch durch herbeigeeilte Landbewohner mit Sensen und Aexten verstärkt wurde. Während Macuff und seine Gesellen mit Ausräumen des Hauses beschäf-

tigt waren, drängte sich ein anderer Haufe in die enge Straße. An seiner Spitze ritt ein Trupp bewaffneter Edelleute, die Ehrenwache des neuen Thronkandidaten, der auf einem stattlichen Roß neben Auson furchtsam einherritt. Seine Schultern waren mit einem zerlumpten Königsmantel bedeckt, den man aus der Garderobe einer Komödianten-Bande entlehnt hatte, sein Haupt bedeckte eine hölzerne, mit Goldpapier überzogene Krone, und in der Rechten hielt er ein mächtiges verrostetes Richtschwert, als Abzeichen seiner jungen Majestät. Ihm voran ritt ein Trompeter mit einer weittönenden Posaune im Kostüme eines Herolds, welcher von Zeit zu Zeit anhielt und Severin III. proklamirte, und eine Menge gedruckter Blätter unter das Volk warf. Die letzteren enthielten eine äußerst abenteuerliche Geschichte von den vorgeblichen Leiden und Schicksalen des geraubten Prinzen, welchen Gott auserwählt habe, der Noth des Vaterlandes ein Ende zu machen. Beigefügt waren glänzende Versprechungen zu Gunsten des Volks, und es ward versichert, er werde mit Weisheit und Milde, Gerechtigkeit und Liebe regieren. Dasselbe versicherten mündlich einige Dutzend Parteigänger, welche sich unter das Volk mischten und mit affektirtem Enthusiasmus den seltsamen befremdlichen Aufzug zu erklären suchten. Auson selbst hieng stumm auf einer frommen Mähre, entblößte sein kahles Haupt und rief von Zeit zu Zeit mit heiserer Stimme: „Es lebe Severin III., unser gnädigster König und Herr. Nieder mit dem Tyrannen, es lebe das göttliche Gesetz! Verderben dem Usurpator!“ Auf dieses gegebene Zeichen riefen einige hundert bezahlte Schreier: „Es lebe Severin III.“

Dieser marktschreierische Aufzug störte die Räuber in ihrem Geschäft. Neugierig drängte sich der Haufe zu der neuen Majestät und begrüßte sie beim Anblick dieser papiernen Herrlichkeiten mit unbändigem Gelächter. Vergebens forderte der Herold und die Leibwache des neuen Monarchen

von der Menge Platz für den Nachfolger des zu entthronenden Alexis; der Zug mußte halten, um der Neugierde des gutgelaunten Pöbels Genüge zu leisten. Einige Unverschämte drängten sich bis in den Kreis, den die Ritter um den neuen Monarchen geschlossen hatten, ja selbst bis zu seiner heiligen Person, welche sie ohne Ehrfurcht und ziemlich mißtrauisch musterten und befühlten, wie man ein seltenes Thier aus fernen Ländern mustert. Dieses Verfahren war wenig geeignet, die ängstliche Majestät zu ermuthigen, vielmehr zitterte sie am ganzen Leibe und gab den Plebejern durch seine schlechte Haltung viel zu lachen. Der Enthusiasmus der Ritter gerieth dadurch sehr ins Stocken und selbst Auson begann verlegen zu werden, als sich plötzlich zum Glück ihres Schützlings Angelika im Klostergewande hervordrängte, um sein gesunkenes Ansehen zu vertheidigen. Ihr Gesicht glühte von heiliger Entrüstung, ihr Haupthaar flatterte gelöst um ihre Schultern. Sie trug in einer Hand ein Crucifix, in der anderen einen Rosenkranz, mit welchen Waffen sie wirklich so viel bewirkte, daß die Menge auf einen Augenblick scheu zurückwich, obgleich sie erst vor wenigen Stunden derlei heilige Geräthschaften in ziemlicher Anzahl gestohlen und nur dann geachtet hatten, wenn sie von Gold oder Silber waren.

„Verirrte Frevler!“ schrie sie und schwang das Kreuz in der Luft, „weicht zurück, stürzt auf die Kniee und huldigt diesem eurem rechtmäßigen Herrn und König, dem leiblichen Sohn Severius II., den Alexis seines Thrones beraubt hat. Der Tag des Gerichts und der Gerechtigkeit ist gekommen und ich komme, Euch den Willen des Ewigen zu verkünden. Der Sohn Gottes ist mir erschienen und hat mir befohlen, euch Vergebung aller eurer ungeheuren Missethaten zu verheißen, wofern ihr ablaßt von den blutigen Greueln, wozu euch der Teufel versucht hat. Auf die Kniee, sage ich, ihr Unwürdigen, und heiligt den höchsten Willen der Gottheit, schwört Treue und Gehorsam Severin III. und

es soll euch verziehen werden, was ihr durch Entweihung der Bräute Christi verbrochen habt. —"

„Einen Ablaß auf zehen Jahre," schrie ein Mönch dazwischen, in welchem wir den Franziskaner erkennen, „ertheile ich allen Jenen, welche in sich gehen und Severin III. huldigen!"

Während die beiden Frommen den zitternden Thronkandidaten zur nicht geringen Belustigung des Pöbels vertheidigten, machte sich Macuff mit Hilfe seiner Ellenbogen Platz und faßte den bleichen Knaben mit der papiernen Krone näher ins Auge.

„Wer ist das, rief er unbändig lachend, ein Königssohn? ha, ha, ha! o Du verfluchter Gauner, welche Unverschämtheit, das ist mein leibhaftiger Vetter, der Sohn einer Hure, welche mich zum Vater dieses Schlingels machen wollte, und der sich seit einigen Jahren mit Zigeunern und Dieben in der Provinz herumtrieb. Ich habe ihn auf meiner Reise kennen gelernt und ein Mal von den Häschern befreit, denn der Blitzjunge kann das Stehlen nicht lassen. Hoho, ich gratuliere euch zu diesem König, er ist ein hübscher Junge, aber hol mich der Teufel, nicht einen Schuß Pulver werth. Man hat euch zum Besten und spielt eine schöne Komödie mit euch; denn daß ihr nur wißt, dieser weißhaarige Schuft dort ist ein durchtriebener Hund — es ist der alte Auson, der Euch zu Zeiten Severins das Fell über die Ohren zog."

„Herunter mit dem Zigeunerjungen, herunter mit dem alten Schurken!" schrieen die Gereizten und machten ihre Drohung sogleich zur That. Auson und der junge Monarch wurden von den Pferden zu Boden gerissen und aufs Grausamste mißhandelt.

„Erbarmen, Erbarmen!" flehte der junge Gauner „ich bin unschuldig und will Alles gestehen, dieser Alte hier hat mich bestochen; da er den gesuchten Prinzen nicht hatte aus-

findig machen können; ich sollte die Rolle desselben nur auf wenige Stunden übernehmen, bis der König gestürzt sei und dann von einem mir unbekannten Nachfolger reichlich belohnt werden. Habt Erbarmen, Erbarmen mit mir und dieser frommen Frau, welche ebenfalls getäuscht worden ist."

Während er so sprach, hatte Auson Gelegenheit gefunden, zu entfliehen und überließ den Unglücklichen seinem Schicksal. Das Volk wollte ihn freilassen, allein die gefoppten Ritter opferten ihn der Rache. Niemand wollte sich, um ihn zu retten, in ein Handgemenge einlassen, und so sank der „himmlische Bräutigam" der Aebtissin von unzähligen Säbelhieben getroffen, sterbend zu Boden. Angelika warf sich nun jammernd über seine Leiche, bedeckte sie mit Küssen und vertheidigte sie gegen die Angriffe des Pöbels mit ihren Zähnen und Nägeln. Sie wußte nicht, was sie that, und überließ sich dem Wahnsinn, der ihren überspannten Geist ergriffen hatte. Staunend sah der Pöbel ihr Beginnen, man bildete einen Kreis um sie und glossirte nun auf seine Art die heilige Zärtlichkeit der Braut Christi für den legitimen Thronerben. Macuff aber entriß ihr den blutigen Leichnam und machte ihr unter rohen Späßen Anerbietungen, welche die Menge höchlich ergötzten. Die Wahnsinnige betrachtete ihn mit stieren wilden Blicken, musterte die kräftigen Gliedmaßen desselben und beantwortete seine zotigen Späße in gleicher Weise.

„Du gefällst mir besser," sagte sie lachend, „als mein göttlicher Bräutigam, als der Prinz, als Alexis — komm mit mir zu Bette — ich will Dich auf die Bahn des Guten führen — ich bin eine arme sündige Magd — aber der Heiland ist mir gut — juchje — er hat mir es selbst gesagt — neulich in der Nacht. — — — Komm, mein süßer Erlöser, laß uns beten, auf daß wir selig werden!" fügte sie mit vielem Ernst hinzu, indem sie ihre Kutte bis über die Hüften emporhob und Macuffs Hand ergriff.

Wüthend über dieses Aergerniß wollten sich einige Zeloten auf die Unglückliche stürzen, um sie zu tödten, aber Macuff schleuderte sie mit kräftiger Faust zurück.

„Laßt sie gehen,“ riefen Einige, „sie hat den Verstand verloren.“

Mittlerweile äußerte die Wahnsinnige ihre Begehrlichkeit in mancherlei skandalösen Bewegungen, die Macuffs viehische Geilheit rege machten. Er zögerte nicht, sie im Angesicht eines rohen Haufens zu befriedigen, und wälzte sich lachend mit Angelika auf dem mit Blut und Koth bedeckten Boden. Nachdem sich die Umstehenden von dem krampfhaften Gelächter über die seltsamen Attitüden und Reden Macuffs erholt hatten, wurde er von anderen Brünstigen von dem Leibe der Geschändeten hinweggerissen, und das gemißhandelte Weib neuerdings von Anderen genothzüchtigt. Jeder versicherte es versuchen zu wollen, wie es sich bei einer Prinzessin schlafe, und zwanzig Tagelöhner hatten sich bereits an ihr gesättigt, als das Geschrei der Unglücklichen zu spät Hilfe herbeirief.

Eilig herbeigekommene Hilfstruppen besetzten die Stadt und reinigten mit ihrer Uebermacht die Straßen von den Spuren des Aufruhrs. Der Pöbel entfloh geschlagen nach allen Seiten, sobald nur ein einziger Haufe besiegt war. Der plötzliche Donner der Kanonen, die Trompeten der sieggewohnten Krieger, der Anblick der fremden Waffenkleidung versetzte das Volk in panischen Schrecken — es flüchtete mit Wunden und Koth bedeckt in seine Schlupfwinkel und in wenigen Stunden sah man in den Straßen nur Leichen und Soldaten.

7.

Durch die verödeten Straßen schritt am hellen Morgen furchtlos und sinnend Yuveno, der in der vorigen stürmischen Nacht seine Iduna gerettet und dann einigen Antheil an dem Kampf des Volkes gegen die Macht des Königs genommen hatte. Er war nicht befriedigt durch die Stimmung des Volks, er mißbilligte die verübten Greuel und würde den blindwüthigen Pöbel verachtet, aller Gemeinschaft mit ihm entsagt haben, wäre er demselben nicht Dank schuldig gewesen.

Nachdenklich verweilte er auf einem öffentlichen Platz, wo zahlreiche Patrouillen streiften und gedungene Tagelöhner geschäftig waren, die Blutspuren und andere Wahrzeichen des Tumults zu vertilgen.

„Ich habe Tausende in Aufstand gegen die Tyrannei und den Unsinn gesehen; ich habe gesehen, wie sie wüthend kämpften und ihr Blut für ihr Recht verspritzten und doch hatte keiner von ihnen eine reine tugendhafte Absicht oder einen tugendhaften Beweggrund, obgleich sie alle einen tugendhaften Zweck, ohne es zu wissen und zu wollen, verfolgten. Sie kämpften für das Recht, für die Freiheit und Gleichheit, für die Tugend also, aber Keiner war sich dieses Zwecks be-

wußt. Der Eine mordete aus wilder Mordlust, ein Anderer aus Trunkenheit, ein Dritter aus persönlicher Rache, ein Vierter aus Eigennutz, ein Fünfter aus Muthwillen, aber kein Schwert des Volks ward von edlem Willen, von hoher Begeisterung geführt. Sie fielen sich an und zerfleischten sich gleich wilden Thieren; sie richteten nicht, sie rächten nur; sie rächten keine gute Sache, nur sich. Ist die Natur des Menschen nicht edler, dann bangt mir für sein Besserwerden."

„Ich möchte nicht an der menschlichen Natur verzweifeln, so lange es eine nähere Quelle des Uebels giebt," rief eine jugendliche Männerstimme dem laut Träumenden zu. Yuveno schlug die Augen auf und erblickte einen schönen, aber ärmlich gekleideten Jüngling, der mit verschränkten Armen an einen Pfeiler gelehnt stand und mit offenem Ernst dem Begegnenden in die Augen sah. Allem Anschein nach war er fremd hier und nicht in der heitersten Stimmung, denn seine blühende Stirne war von einer tiefen Furche durchschnitten.

„Wer seid Ihr, junger Mensch?" fragte Yuveno befremdet, „was macht Ihr hier?"

„Wer ich bin?" antwortete der Befragte trotzig, „ein Mann, wie Ihr seht. Was ich mache? Ich stehe hier und erwarte einen Blitz, der mich erschlägt."

„Ihr seid unglücklich? Kann ich Euch helfen? Was fehlt Euch?"

„Ich dank' Euch — weg mit dieser Miene des Mitleids, ich bin kein Bettler und brauche Eure Dienste nicht. Ich bin arm, das ist wahr, aber ich habe vielleicht mehr zu geben, als Ihr, ich habe ein junges und gesundes Herz, ein ungebeugtes Haupt und zwei Arme, denen es nicht an Kraft fehlt. Mit diesem Schatz denk' ich kein Almosen zu betteln. Aber wenn ihr barmherzig seid, so gebt mir was zu thun für meine Arme, meinen Kopf, mein Herz und ich will Eure Kniee umfangen, wie ein Straßenbettler und Euch Gebet und Dienst geloben. Mein Unglück ist der Müssiggang, mein

Reichthum an Kraft und meine Armuth an Gelegenheit, sie zu verwenden. Ich brauche Euer Geld nicht, geht und denkt besser von der Menschheit."

Der männliche Ernst und Stolz, mit welchem er diese Worte sprach, gewann Duvenos Beifall. Er gab ihm diesen zu erkennen und ergriff seine Hand mit der Vertraulichkeit eines Freundes.

„Irre ich nicht," sagte er, „so seid Ihr ein Feind der Tyrannen."

„Kann es Freunde der Tyrannen geben? fragt Ihr, ob ich ihn hasse, diesen traurigen König, der mein Vaterland mißhandelt, der die Herzen verdirbt und dem Wahnsinn opfert? Hier auf dieser Stelle fiel mein Vater erschlagen von betrunkenen Soldaten, wehr- und schutzlos erschlagen von Soldmördern, ein schwacher Greis, dessen Stütze ich war. Fragt, ob ich die Mörder hasse, da ich zu spät zu seiner Rettung herbeikam, seine blutige Leiche fand und keinen Thäter zum Erwürgen!"

„Noch ist es nicht zu spät zur Rache."

„Rache? — — — Nein, ich räche mich nicht. Ich danke Euch für die Erinnerung, ich bin Christ und nehme keine Rache. Gott behüte Euch und mich, daß wir dem blutdürstigen Wütherich auf dem Throne unseres Vaterlandes ähnlich werden, indem wir uns rächen. Nein, nein, gebt mir zu thun aus Barmherzigkeit, damit ich den versuchenden Gedanken in Thaten begrabe; gebt mir ein Schwert und laßt mich fechten und sterben fürs Vaterland — meiner eigenen Sache will ich nur Thränen weih'n. O was ist der Tod eines alten Mannes, der mich erzog zur Frömmigkeit und Tugend, gegen das allgemeine Elend meines Vaterlandes! Das Leiden des Vaterlandes bricht Millionen biederer Herzen, seine Wunden strömen das Blut ganzer Heere aus, sein Wehklagen ist das Gestöhn eines Volks, sein Sterben ist der Tod eines Jahrhunderts. O mein armes unglückliches Vaterland,

du liegst im Sterben! Deine besten Söhne, deine treuesten Töchter ziehen weinend fort von dem theuren Boden und pflanzen ihr Geschlecht auf fremde Erde, oder sie verschmachten darbend und lechzend nach der Erlösung des Grabes, oder sie ringen ihre geketteten Hände blutig, legen ihr kummerschweres Haupt auf feuchte Kerkermauern, oder sie verderben entwürdigt im Söldnerdienst, erschlagen ihre Brüder um Brod und leihen ihre Kraft dem Tyrannen, oder sie fliehen in Verzweiflung in die Wälder und erwerben nur durch Mord und Raub, was durch ein göttliches Recht ihr Eigenthum ist, Freiheit und Besitz. Und ich muß meine Kraft verkümmern lassen in Unthätigkeit und mein Gehirn zergehen in fruchtlosen Plänen! O es ist ein größeres Unglück, als der Tod eines Vaters, als Armuth und Elend, sein Vaterland zu lieben, wie den jenseitigen Himmel, und es nicht vertheidigen, es nicht erretten können aus schmachvoller Knechtschaft und schändlichem Elend!"

„Wackerer Jüngling! — Wer hat diese Freiheits- und Vaterlandsliebe in Deinem jungen Gemüth entzündet? Deine hochherzigen Gefühle sind sonst nur dem reiferen Mannsalter eigen. Wer hat Dich die Freiheit lieben, die Knechtschaft verachten gelehrt?"

„Bedarf es da eines menschlichen Lehrers, wo die Natur uns lehrt? Dieser milde freundliche Himmel, diese himmelanstrebenden eisbedeckten Alpen, diese herrlichen blüthen- und fruchtreichen Thäler, diese glänzenden Flüsse, endlich dieses biedere treuherzige Volk darf man nur kennen, um das Vaterland zu lieben. Nur den Haß der Tyrannei wurde ich gelehrt und mein Lehrer war der Tyrann dieses Landes. Mein unglücklicher Vater war frei und unabhängig, wohlhabend und angesehen, kein Fürstenschmeichler, kein Sklave. Er wußte den Pflug und das Schwert zu führen, er gab niemand Rechenschaft von seinem Besitz und seinem Thun und störte Niemand in dem seinigen. Er hing am neuen Glan-

ben und hatte dessen kein Hehl — er wurde aus seinem Besitz vertrieben, irrte mit mir im Vaterlande heimathlos umher, gerieth hier zufällig in den Tumult des gerecht erbitterten Volks, welches beim Anblick fremder Waffen feig flüchtete — indem es Wehrlose und Verwundete den Söldnern opferte — und — ward hier von den Knechten des Tyrannen erschlagen. Das — mein Freund — hat mich die grausame Willkür hassen gelehrt, bitterer hassen, als die Freiheitsliebe allein es lehrt. Der beste Mann, den ich je kannte, fiel ein Opfer des Unsinns und der Tyrannei, der redlichste Patriot verblutete unter den Streichen seiner Brüder und ich, sein Sohn — habe kein Schwert! O hätte ich Waffen und ein Häuflein von hundert meines Gleichen, deren Blut vor Begierde brennt für das Wohl des Vaterlandes auszuströmen und die Schmach der Väter und Brüder durch mannhafte Thaten zu tilgen, mit dem Blute der Vaterlandsmörder auszulöschen, nur zweihundert kräftige Arme und ein einziges Haupt, ein einziges Herz, so schwöre ichs bei dem Blute meines erschlagenen Vaters, dieser Henker des Volks, dieser gekrönte Feind der Menschheit, sänke noch vor dem Untergang der Sonne geschlachtet nieder am Altar des Vaterlandes, ein Sühnopfer den Manen unserer Väter, dem Heil des Volks dargebracht.“

„Reich mir Deine Hand, hochherziger Jüngling, Dein Wunsch soll erfüllt werden. Aber prüfe Dich, Knabe, ob Du stark genug bist, bei einer Sache zu verharren, deren Vertheidigung Dein Lebensglück gefährden kann. Schreckenvoll und beschwerlich ist die Bahn der Tugend; aber es werden Dir auf derselben nicht nur gewöhnliche Widerwärtigkeiten begegnen, sondern mehr noch der gleißenden Versuchungen. Vermagst du auch den Lockungen des Reichthums, des Glanzes, der Wollust zu widerstehen, kannst Du Ueberfluß und Titel, Ordensbänder und Ehrenstellen ausschlagen, vermagst Du die Schmeicheleien der Menschen zu verachten,

einen schönen Busen und frische Mädchenwangen zu verschmähen? Prüfe Dich Knabe, und sprich."

„Knabe? Ich fühle nichts Knabenhaftes in mir. Als ich bei meinem Vater lebte, da war die Jagd gegen wilde Thiere mein Spiel: ich habe Wölfe und Bären erlegt, den Schakal in seiner Höhle aufgesucht, den Adler aus seinem Horst vertrieben — ich habe gegen die Schrecknisse der Natur gekämpft, gegen Sturm und Gewitter, gegen Wogen, Flammen und Winde. Keine menschliche Macht kann mich erschrecken; keine menschliche Kraft mich wankend machen. Sie sind wie der Sand der Wüste, die Feinde des Guten, der Hauch des Himmels zerstreut sie in alle vier Winde. Entweder ist Gott mit oder wider uns. Ist er mit uns, so haben wir keinen Grund zu fürchten, ist er wider uns, so kann uns die Furcht nicht retten. Mein Vater hat mir gesagt, Freiheit ist Ehre, Macht und Größe, Rang und Titel sind, Tand und Wahrzeichen der Schande, oder, was eins ist, der Sklaverei. Mich reizt die Gunst der Könige nicht, ich strebe nicht nach ihren Gnaden, da ich frei und ihnen gleich sein will. Jeder soll ein König sein in seinem Haus, sagte mein Vater, und keiner im fremden Haus. Wer dem Einzelnen gebietet, der ist ein Sklave der Gesellschaft. Der Weiber Gunst aber ist ein verächtlich Ding, wenn man sie mit einer Niederträchtigkeit erkaufen soll. Gieb mir ein Schwert und ich will beweisen, daß ich Mann bin. Ich kenne Dich nicht, aber Dein offener Blick flößt mir Vertrauen ein — führe mich zum Kampf gegen den Tyrannen und Du sollst sehen, daß ich nicht bin wie der feige Pöbel, der seine Sache feig aufgiebt, ehe er den letzten Tropfen Blut verspritzt."

„Der Löwe ist nicht besiegt, mein Sohn; er lauert im Versteck auf seine Feinde. Heute Nacht noch sollst Du für Dein Vaterland kämpfen, wenn Dein Wille rein und beharrlich ist. Schwöre mir bei Deinem Seelenheil, daß Du aus-

barren willst in Deinem gerechten Zorn, bis der Tyrann unter unseren Streichen gefallen ist.“

Der Jüngling erhob seine blitzenden Augen zum Himmel um ihn zum Zeugen seines Vornehmens zu machen. Yuveno aber zuckte einen Dolch, dessen Griff in Kreuzesform er dem Jüngling zum Schwure darreichte.

„Glaubst Du an die Gottheit des Heilandes?“ fragte er mit feierlicher Stimme.

„Ja ich glaube!“ rief der Jüngling andächtig.

„So schwöre auf das Kreuz des Erlösers!“

„Schwöre nicht, halt ein!“ rief plötzlich eine weibliche Stimme, und ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit trat zwischen den Jüngling und Yuveno. Sie war wie ein Knabe gekleidet, aber ihr wogender Busen, das aufgelöste lockige Haupthaar und die melodische Stimme verrieth ihr Geschlecht. Ihr Gesicht glühte vor Schaam. Besorgniß und ihre leuchtenden Augen sendeten bittende, verwirrte Blicke dem überraschten Jüngling. Zitternd erfaßte sie seine erhobene Rechte und wiederholte ihre Warnung.

„Schwöre nicht,“ sagte sie, „eh Du mich gehört und folge mir. Ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen — Dein zeitliches und ewiges Heil hängt davon ab.“

Der Jüngling zögerte. Dunkle Röthe und schnelleres Athmen deuteten auf seine innere Bewegung. Ein geheimer Zauber schien ihn an die Erscheinung zu bannen und seinen Entschluß zu gefährden. Yuveno bemerkte das Schwanken seiner Seele und den Eindruck, welchen der Anblick des Mädchens auf sie hervorgebracht hatte.

„Knabe,“ sagte er spöttisch, „Du zauderst und wankst schon bei der ersten Versuchung. Geh, matte Seele, und pflege der Minne mit einer abenteuerlichen Straßendirne, während Dein Vaterland an Männern nothleidet.“

Der Hohn wirkte. Zornig schleuderte der Jüngling das

Mädchen von sich, legte seine Finger auf den Dolch und sprach mit überlauter Stimme:

„Ich schwöre!“

„Freiheit oder Tod, Verderben dem Tyrannen!“

„Amen.“

Schluchzend enteilte das beschämte Mädchen und rang die Hände. Yuveno führte den Jüngling hinweg.

Unter bangen Befürchtungen vergieng den Einwohnern der Residenz der Tag. Zwar herrschte Grabesruhe in den verödeten Straßen, und der Aufstand schien beendigt, der Pöbel eingeschüchtert und ermattet, allein nur zu deutlich zeigten sich Wahrzeichen der noch nicht erstickten Flamme des Volkszorns. Es gab keine Neugierige, keine Lustwandelnde, keine Müssiggänger auf den Straßen, die öffentlichen Häuser waren leer und die Häuser geschlossen. Alle Handwerker feierten, alle Geschäfte stockten, selbst die Kirchen waren verlassen und edle reiche Familien zogen in der größten Stille davon und nahmen das Kostbarste mit sich.

In der Abenddämmerung endlich ward es regsamer in den unglücklichen Mauern und jedes Herz pochte in Erwartung der Nacht stärker und stärker. Mit dem ersten Schatten der Nacht erschienen zahlreiche Patrouillen, welche mißtrauisch einzelne Personen verdächtigen Aussehens verfolgten. Obgleich die Finsterniß immer zunahm, sah man doch nur wenige Fenster beleuchtet, und die angezündeten Laternen wurden bald wieder ausgelöscht. Dunkle Gestalten schlüpften unbemerkt an den Soldaten vorbei, indem sie in ihren Mänteln Waffen verbargen. Die kleinen schmutzigen und abgelegensten Winkel der Stadt zeigten nach und nach eine auffallende Bewegung, während die prächtige Umgebung des königlichen Palastes in Todtenstille begraben lag. Hier hatte die Tyrannenfurcht fürchterliche Geschosse in großer Anzahl

aufgepflanzt und eine zahlreiche Mannschaft versammelt, allein diese Wachen des Königs verharrten in so düsterer Ruhe, daß man nur leblose Schatten, dem Reiche der Todten entstiegen, zu erblicken glaubte.

In den finstern Gemächern des Palastes herrschte gleiches Schweigen, zitternd verrichtete die Dienerschaft des Monarchen ihre Obliegenheiten, indem sie einander die betrübten Neuigkeiten des Tages zuflüsterten, sorgfältig alle Lichter verbargen und die Fenster verhängten, da es ihnen nicht vergönnt war, was sie gern gethan hätten, die Thüren allenthalben zu verrammeln. Von dem Monarchen selbst hieß es, er habe sich unbegreiflicher Weise, ohne die geringste Furcht zu verrathen, zur Ruhe begeben und schlafe, während sein Volk im Aufstand sei wider ihn. Was aber diesen treuen Seelen mehr Bangigkeit verursachte als die Unbedachtsamkeit des Königs, war der trostlose Gedanke, daß ihr Eigenthum mit dem Leben des Monarchen gefährdet sei. Es war den Armen nicht erlaubt worden, ihre Schätze in Sicherheit zu bringen, widrigenfalls wenige von ihnen sich bewogen gefühlt hätten, zum Beistand ihres Herrn die Gefahr zu theilen. Dagegen war ihnen mit großer Gnade vergünstigt worden, ihre Weiber aus dem Palaste zu entfernen, welche ihnen bei weitem nicht das Kostbarste zu sein schienen.

Alexis lag wachend auf seinem Lager, gequält von seiner kranken Phantasie. Niemand hatte Zutritt zu der Majestät, die in finsterer Einsamkeit ihr Schicksal erwartete. Sie glich einem Löwen, der, seine Feinde verachtend, ruhig liegen bleibt, während sie ihn drohend umkreisen. Allein nicht lange erfreute sich das königliche Gemüth dieser Ruhe. Die Einbildungskraft des Unglücklichen rief ihm alle Blutszenen der verflossenen Nacht ins Gedächtniß zurück, und zeigte ihm in wirren Traumbildern eine gräßliche Zukunft. Mehr als die Wirklichkeit erschreckten ihn diese, und ihn, den keine wirkliche Todesgefahr muthlos gemacht, machte eine eingebildete be-

ben. Je mehr er sich in der Nacht des Traumes vertiefte, je größer wurde seine Furcht, bis er endlich heftig ergriffen von einer grausenvollen Vorstellung plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens aufsprang und athemlos zur Königin eilte, um an ihrer Brust den Muth eines Mannes wieder zu finden.

Als sie ihren unglücklichen Gemahl so bestürzt hereintreten sah, trocknete Amanda schnell die Thränen von den bleichen Wangen, und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Wie nach langem Wiedersehen umarmten sich die Gatten und Alexis erschöpfte sich in gemüthswarmen Schmeicheleien. Zärtlicher ist kein Bräutigam mit seiner Braut, als ein Unglücklicher mit einer wahrhaft Theil nehmenden Person, sie sei nun Gattin, Schwester oder Freund. Nie wärmer sind die Liebkosungen eines Gefühlvollen, als wenn die Furcht ihre Veranlassung ist. Alexis befand sich in beiden Fällen und benahm sich derselben würdig. Seiner ersten langen Umarmung folgte eine zweite nebst einem unversiegbaren Strom selbst demüthigender Bekenntnisse und Anklagen, eidlicher Versicherungen seiner grenzenlosen Liebe, schonungsloser Verwünschungen seiner früheren unverbesserlichen Thorheit und Verblendung.

„O meine theure Gemahlin,“ rief er mit vor Rührung bebender Stimme, „wie unglücklich bist Du durch mich, Deinen verbrecherischen Gemahl, der den Zorn des Himmels auf sein Haupt geladen. Schimpf meinem Andenken, daß ich Dich verlassen, daß ich Dir ein freudenleeres Leben bereiten konnte, daß ich mich nur mit Dir vereinigte, um nicht allein unterzugehen. Flieh Amanda, trenne Dein Schicksal von dem eines Unwürdigen, hoffe nichts von meiner Kraft, von meiner Macht, denn ich bin gewiß verloren. Welche Freunde hätte ich, die mich vertheidigten, welchen Schutz könnte ich von Menschen erwarten, die ich mißhandelt, gedemüthigt, beleidigt habe? Nur ein Herz lebt, dem ich vertrauen kann, nur ein Herz ist so himmlischer Barmherzigkeit

voll, daß es Haß mit Liebe vergilt — theures, unglückliches Weib, es ist das Deinige."

Schluchzend bemühte sich die Königin, ihn mit stummen Zeichen zu trösten, seine Selbstanklagen, die ihr Herz zerrissen, zum Schweigen zu bringen; allein Alexis fuhr mit schreiender Stimme fort.

„O nicht mir diese Liebe — verbanne aus Deiner Brust die verrätherische Stimme, die für mich spricht; o ich beschwöre Dich, Amanda, verlaß, tödte, verfluche mich, denn nichts ist mir so schrecklich als der Gedanke, daß Du mein Schicksal theilen sollst. O es ist ein schrecklicher Fluch, der auf den Bösen lastet, daß sie Alles, was sie lieben, mit sich verderben, daß ihre Verbrechen nicht an ihnen allein, sondern an den Unschuldigen ihrer Gemeinschaft gerächt werden. Laß mich allein untergehen, und was auch der Zorn des Pöbels Schmachvolles und Schreckliches über mich verhängt, ich will es ohne Schmerz erdulden, wenn ich Dich gerettet weiß. O ich bitte Dich, Amanda, nimm diese entsetzliche Qual von meiner Seele!"

Die Küsse der laut Weinenden hinderten den Zerknirschten am Weitersprechen. Sie schloß seinen Mund mit ihren Händen, trocknete den Angstschweiß von seiner Stirne, die Thränen von seinem bleichen bärtigen Gesicht und ordnete sein zerrüttetes Haar, indem sie ihn zu sich hernieder zog. Während dieser Beschäftigung bat sie den Unglücklichen mit stummen Blicken um Stillschweigen und suchte selbst Fassung, um zu sprechen. Lange versagte ihr die Stimme. Endlich gewann sie so viel Kraft über sich, die finstere Schwermuth und Verzweiflung ihres Gemüths mit rührender Trostrede zu bekämpfen. Sie appellirte an seine Vater- und Gattengefühle, nannte die Hoffnung eine Pflicht und lehrte ihn Vertrauen in seine Macht. Er widerstand auch der eindringlichen Beredsamkeit der Liebe nicht und ward bald wieder so ruhig, ja heiter, als es in seiner Lage möglich war. Er em-

pfieng nun in Gegenwart seiner Trösterin die Berichte der ausgeschickten Kundschafter und Wachen, traf neue Anordnungen, ertheilte neue Befehle. Die Meldungen lauteten tröstlich: Das Volk sei ruhig, der Pöbel entmuthigt, die Soldaten vom besten Geist beseelt, einzelne Haufen muthwilliger Ruhestörer zerstreut oder verhaftet. Mehr und mehr verschwand im Palaste die herrschende Bangigkeit, die Stimmen der Dienerschaft und einiger Räthe wurden lauter, während die Mitternacht heranrückte, welche man in ähnlichen Fällen als eine Scheidewand zwischen Gefahr und Sicherheit zu betrachten sich gedrungen fühlt.

Der Sturm im Gemüthe des Königs war vorübergegangen und ließ es erfrischt, wie ein Gewitter das erschrockene Land; nur Amanda fürchtete noch, denn wie ihre Fassung, so war auch ihr Befürchten dauerhaft doch nicht schwächend. Sie verbarg jedoch ihre Besorgnisse, zufrieden, daß des Gemahls plötzliche Verzagtheit ihren Trostsprüchen gewichen sei. Er hatte seinen Arm um ihren Nacken geschlungen und sah ernst und traurig doch ohne Bewegung in die brütende Nacht hinaus. Allmählig erhellte sich die Finsterniß der Wolken in Sternenlicht, man hörte Uhren schlagen, Wächter rufen und Hunde heulen wie in den Tagen des vollkommensten Friedens. Kein fremdartiger Laut mischte sich unter diese Töne, die als alltägliche Wahrzeichen der nächtlichen Ruhe alle Gemüther der Wachenden mit ihrem Wesen erfüllen und bange Träume und böse Ahnungen verdrängen. Nur das Klirren der kampfbereiten Waffen verrieth den ungewöhnlichen Zustand der Dinge, verstärkte aber das Gefühl der Sicherheit.

Alexis überließ sich demselben und träumte von zukünftigen Tagen der Ruhe und Zurückgezogenheit. Nicht mehr regieren, nicht mehr jene schwere geistverwirrende Krone auf dem schwachen Haupte zu tragen, nicht mehr sein und thun, als dem Menschen natürlich zukommt, keine Kraft lenken

welche um Ungeheures größer ist als die Einzelkraft, welche in absurdem Mißverhältniß steht mit allen Fähigkeiten eines Individuums, keinen größeren Wirkungskreis besitzen als den, der durch eigene Bewegung ausgefüllt wird, schien ihm das beneidenswertheste Loos eines Sterblichen. Leise erwachte ein matter Funke von Hoffnung, nach einem stürmischen Tag einen kühlen Abend verleben, des mittelmäßigen Glücks eines ruhigen Alters genießen zu können. Langsam sterben, langsam vergehen, wie ein Morgennebel, war sein bescheidener Wunsch. Er sah sich im Geiste auf einem fruchtbaren Eiland mit eigener Hand den Boden pflügen, die Lieblingsblumen der Gattin säen, die Kinder zu schlichten Bürgern erziehen, sein eigenes Grab unter einem Lieblingsbaum aushöhlen — und ruhig sterben. All sein früheres Thun war seinem Geist entschwunden, sein Reich, seine Macht, seine Thaten schienen ihm einem anderen Wesen höherer und boshafter Art anzugehören. Also in heitere Träumerei versunken, erschrak er, als er sich mit den Insignien der Königswürde angethan, über das in Vergessenheit versunkene Reich gebietend und fürchterlich bewaffnet gegen den Zorn von Tausenden in seiner wirklichen Gestalt erblickte. Als er dann das Auge auf seine bekümmerte Gattin wandte, welche stumm und wachsam an seine Gestalt sich anklammernd neben ihm saß, gewahrte er auf ihren Wangen ein plötzliches Erbleichen und fühlte ihr Herz an seiner Seite vernehmlich pochen. So saß sie einen Augenblick auf ihre innere Bewegung lauschend mit starren Augen, ängstlich zuckenden Gesichtszügen da, dann umfieng sie stürmisch die Brust ihres Gemahls und brach in unaufhaltsame Thränen aus. Wiederholt befragt um den Grund dieser plötzlichen Bewegung stammelte sie:

„Ach, Geliebter, mir ahnt nichts Gutes!“

Alexis versuchte zu lächeln, aber sein Haar hatte sich emporgesträubt, als er diese plötzliche unnatürliche Angst erblickte. Es war ihm, als ob sich mit dem Heulen des Win-

des, der in grausigen Orgeltönen durch die Angeln pfiff, das Herannahen eines finsteren Geistes verkünde, der komme, um sein Schicksal zu vollenden.

Die ununterbrochen herrschende Ruhe beschwichtigte wieder die erwachte Angst. Betäubt und ermattet ließ Alexis sein Haupt auf die Brust seiner Gattin sinken und entschlummerte. Die Königin beherrschte jedoch ihre eigene Müdigkeit und bewachte den Gemahl mit sorgsamer Zärtlichkeit. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er eingeschlafen sei, öffnete sie ein Fenster und horchte aufmerksam. Frisch wehte sie der Nachtwind an und brachte von Zeit zu Zeit ein undeutliches Gemurmel an ihr Ohr. „Es ist nichts," flüsterte ihr leise die Hoffnung zu; „es ist das Wuthgeschrei der Mörder Deines Gemahls," rief ihr laut die Furcht zu. Ihr Gemüth wogte auf und nieder in Angst und Hoffnung; doch von Zeit zu Zeit verspürte sie eine so heftige Bewegung ihres Herzens, daß die erste vorherrschend wurde. In dieser peinlichen Erwartung umgaben sie nur schweigende Personen, welche sich bemühten, ihren Geberden den Ausdruck der Furcht und Hoffnung zu nehmen. Vergeblich suchte die Königin in ihren leeren Augen Trost oder Gewißheit des Schlimmsten zu finden, die längst eingeübten Larven blieben regungslos und nichts sagend. Oft schwebten ihr Fragen auf der Zunge; allein sie wußte, daß sie weder Wahrheit noch Aufrichtigkeit zu gewärtigen habe, und schwieg. Wie sehnte sie sich da nach der vertraulichen Offenherzigkeit der niederen Stände, wie beseufzte sie da die Verlassenheit der Könige auf ihren Thronen! Auch das schwache Weib, welches den thörichten Eitelkeiten dieser Welt am meisten ergeben ist, mußte in dieser Lage empfinden, wie lügenhaft und trügerisch die Größe eines Monarchen sei. Sie streifte die Majestät ab, und von der Königin blieb nichts als das bange, nach Mittheilung und Tröstung schmachtende, von dunkeler Ahnung ergriffene Weib, dessen Inneres von denselben Gefühlen bewegt wurde, wie das einer

gemeinen Frau, welche ihren Gemahl auf gefährlichen Wegen weiß. Welchen Werth hat der Purpur — ein Gewand, das eben so gut auf die Schultern eines Komödianten wie auf die eines Königs paßt — wenn das darunter sich bergende Herz nicht mehr Freude zu fassen, nicht mehr Leid zu bezwingen vermag als ein anderes!

Während Amanda so mit thränenden Augen da saß und das herabsinkende Haupt des schlummernden Königs mit ihren Händen stützte, und sein mit Grau gemischtes Haar mit ihren Zähren benetzte, öffnete ein plötzlicher Windstoß die geschlossenen Fenster, woraus man die das Hintergebäude umgebenden Gartenanlagen übersah. Das Schloß war hier natürlich befestigt und daher nur von einzelnen Posten bewacht. Erschrocken blickte die Königin hinaus und horchte auf das Rauschen der Bäume, welches ihre Angst vermehrte. Das einzige Licht, welches sie in einer Nische des Saals brennen ließ, war erloschen; von der Dienerschaft hatten sich einige entfernt, und kaum hatte die Königin ihre Abwesenheit gewahrt, als auch die übrigen sich leise davon schlichen. Bald sah sich die Geängstigte mit dem schlafenden Gemahl und ihrer Furcht allein. Sie wollte rufen, aber die Besorgniß, den tiefen Schlaf des Königs zu stören, hielt sie davon ab. Sie empfahl ihn und sich mit leisem Gebet dem Schutz des Himmels. In ihrer Andacht störte sie plötzlich der Ruf: „Wer da?“ welcher sich im Garten vernehmen ließ. Niemand antwortete, und weder der Rufende noch der Angerufene wurde sichtbar. Noch ein Mal wiederholte sich der Ruf und man hörte einen Flintenhahn spannen und die Zweige im Gebüsch rauschen, wie wenn ein Hirsch durch den Verhau bricht. Abermals erfolgte keine Antwort, aber in der nächsten Sekunde vernahm man einen dumpfen stöhnenden Laut. „Hilfe, Mörder!“ schrie plötzlich der König im ahnungsvollen Traum, versank aber gleich wieder in das tiefe schnarchende Athmen, welches dem festen Schlaf eigen ist.

Amanda bebte am ganzen Leib und ein kalter Schauer überlief sie. Umsonst versuchte sie den König zu erwecken, indem sie ihn aufrichtete, er sank wie ein Leichnam immer wieder zurück, ohne zu erwachen. Eben so vergeblich war ihre Bemühung, aus den anstoßenden Gemächern die Diener vorsichtig herbeizurufen; denn sie waren leer und dunkel, und das Wispeln des Luftzugs schreckte die Furchtsame zurück. In dieser Hilflosigkeit suchte sie sich zu überreden, daß nur eine eingebildete Gefahr sie erschrecke; allein neue Laute verdächtiger Art, welche sie aus dem Garten vernahm, widersprachen ihrem Wunsch und ihrer Hoffnung. Deutlich hörte sie unten eine Pforte öffnen, die zu den Gemächern des Königs führte, und sah einige dunkle Gestalten nacheinander vorsichtig eintreten. Noch ein Mal rüttelte sie den Bedrohten, und schrie ihm seinen Namen ins Ohr; allein es waren ihm alle Sinne vergangen in dem unnatürlichen Schlafe, und selbst als die geängstigte Gemahlin ihm die Augenlieder gewaltsam öffnete, erwachte er nicht und die Augäpfel blieben verdreht und starr. Während die unglückliche Frau die Hände rang und auf die Kniee niederstürzend ein hastiges Gebet zu stammeln versuchte, hörte sie dicht unter den Fenstern leise Stimmen, unter welchen sie nur die Mac Caddys unterscheiden konnte. Schon wollte sie vor Freude aufschreien, als sie einige Worte des Narren belehrten, daß er nicht als Freund zu seinem Herrn komme.

„Hier Macuff,“ flüsterte er, „hier ist das Fenster. Ich sage Dir, der Weg über die Leiter ist weniger halsbrechend als der über die bequemen Marmorstiegen — ich wette, ein gewisser König schläft dort oben wie ein Murmelthier, denn ich höre pferdemäßig schnarchen — Greif ihn gut, Du wirst ein großer Mann, und die Narren werden ausgelacht, welche Yuveno hierher führt, um den ermordeten König ums Leben zu bringen. — Muth, mein Schatz — was zauderst Du — er hat Dir nichts zu Leid gethan, sagst Du — welch ein zärtliches

Gewissen, ich schwöre Dir, Du hast einen scharfen Verstand in Deiner hölzernen Faust und ein großes Herz auf der Zunge — damit kannst Du ein Volk aufklären und sagen, Du wärst aus purem Mitleid mit dem Volk ein Königsmörder geworden. Machen es doch die Könige um kein Haar besser, sie schlagen gute Bürger todt und sagen, das geschehe, damit es den Bürgern wohlergehe. — Macuff, Du wirst ein berühmter Mann; wenn Du ihm die Kehle abgeschnitten hast, werden sie Dich Retter des Vaterlandes schimpfen und Dich zum Präsidenten eines Nationalkonvents machen. Und das Geld aller ehrlichen Leute wird in Deine Tasche fließen —"

„Halt, Kamerad, laß mich einen Schluck Branntwein nehmen, mir war noch nie so verteufelt schlimm zu Muth, mir scheint, es wird ein Ende nehmen mit meinem Heldenthum —"

Nur Weniges vernahm Amanda von diesem Gespräche; aber dieß reichte hin, ihre Todesangst zu steigern. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr. Jetzt hörte sie die Leiter anlegen und faßte einen verzweifelten Entschluß. Sie wollte ans Fenster treten, um dort den Mörder zu erwarten und hinabzustürzen. Schon erhob sie sich, diesen Vorsatz auszuführen, da packte sie mit krampfiger Gewalt plötzlich eine Hand des schlafenden Königs am Gewande und hielt sie zurük. Ein neues Traumbild schien den Unglücklichen zu erschrecken und zu dieser unwillkürlichen Bewegung zu veranlassen. Ohnmächtig sank Amanda zu seinen Füßen.

Als sie wieder erwachte, sah sie eine dunkle Gestalt auf sich zuschreiten, und die Gegenstände in seiner Umgebung vorsichtig betasten. In der rechten Hand des Mörders blitzte ein langer Dolch, in der linken hielt er einen undeutlichen Gegenstand, der die Umrisse eines Pistols mühsam erkennen ließ. Schnaufend näherte er sich der Stelle, wo der König sich durch lautes Athmen verrieth. Das höchste Entsetzen der unglücklichen Frau gieng bei diesem Anblick in verzwei-

selnden Muth über, ein durchdringender Schrei entrang sich ihrer Brust, und einer plötzlichen Anstrengung aller Leibeskräfte gelang es, sich von den Händen des Schlafenden loszureißen. Bebend fuhr der Mörder zurück, als sich das rasende Weib wie eine Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, auf ihn stürzte, seine Hände mit eiserner Kraft der Ueberspannung erfaßte und kreischend um Hilfe schrie. Abergläubische Furcht übermannte ihn, er glaubte sich von einem Gespenst überfallen und nur schwach rang er gegen die Anstrengung Amandas, ihm die tödtlichen Waffen zu entreißen. Der Lärm, der sich aber jetzt in und außer dem Palaste erhob, die eilenden Schritte bestürzter Personen, welche, in feiger Angst „Mörder!“ schreiend, nach den Ausgängen des Palastes liefen, statt den zum Theil mit ihrem Wissen Gefährdeten beizuspringen, brachten ihn wieder zu sich. Mit unsäglicher Mühe machte er sich nun von der Königin los und drückte das Pistol auf sie ab. Mit einem heftigen Knall blitzte das entzündete Pulver auf, erleuchtete das Gemach und das bleiche Antlitz des Schlafenden, und, umqualmt vom heißen Rauch, taumelte Amanda, beide Hände auf die durchschossene Brust pressend, zu Boden. Kein Laut entfuhr ihren Lippen, zuckend streckte sie sich am Boden und stieß ihren letzten Seufzer aus.

Wie auf ein gegebenes Signal brach nun plötzlich ein Getöse von Stimmen, Waffen, Flintenschüssen, Trommeln und Hörnern los. Der Palast war fast in demselben Augenblick von einem stark bewaffneten Haufen angegriffen worden, und die Besatzung griff zu den Waffen, um das Königshaus gegen die Rebellen zu vertheidigen. Wachen stürzten mit Fackeln in den Saal, welcher den Schauplatz der blutigen Szene bildete. Macuff wurde niedergeworfen und gebunden, während die Mauern von dem Donner des Geschützes dröhnten. Ein Offizier der Wache stürzte sich mit blankem Säbel auf den Mörder und verwundete ihn mit mehreren Hieben, als

sich im Hintergrunde des Gemaches die lange gespenstige Gestalt des Königs langsam erhob. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er wie im Traum umher, und ein gräßliches Erstaunen sprach sich in seinen Zügen aus. Rings um öffnete sich der Raum und, plötzlich verstummend beim Anblick dieser Erscheinung, wichen die Wachen vor der Person des Monarchen zurück. Alle harrten seiner Befehle; aber er sprach lange nicht und musterte mit stechenden Blicken seine Umgebung, indem er die Gruppe, welche sich um die Leiche der Königin gebildet hatte, auseinander drängte. Als er hier die entseelte Gemahlin in ihrem Blute schwimmend erblickte, erbleichten seine Lippen, aber keine Muskel des Gesichtes bewegte sich. Lange sah er starr auf die erloschenen Augen der auf immer Erblindeten und auf ihre Wunde, dann ließ er langsam den Blick auf Macuff gleiten, der gebunden am Boden lag und ihn mit seinen rothunterlaufenen Augen anglotzte. Noch hielt er die Waffen in den Fäusten, denn obgleich man ihn so fest gebunden hatte, daß alle Adern an den Armen und im Gesicht mächtig aufgetrieben wurden, so konnte man ihm doch nicht seine Mordwerkzeuge entreißen. Lange betrachtete ihn der König, wie im Sinnen über den Zusammenhang der schrecklichen Ereignisse verloren, endlich färbte sich sein Gesicht mit dunkler Röthe, die Ader an seiner Stirn klopfte mächtig und seine Augen glühten; seine Brust wogte langsam aber mäßig auf und nieder, seine Fäuste ballten sich, und aus der durchbissenen Unterlippe perlten die Tropfen schwarzen Blutes, welche, vermengt mit herabstürzenden Thränen bei offenen Augen, über das Kinn herabstürzten. Noch hatte er kein Wort hervorgebracht; aber als der Offizier eine Bewegung machte, den Todesstreich auf des Mörders Haupt zu-führen, da fiel ihm Alexis in den geschwungenen Arm und schrie mit halb erstickter Stimme:

„Halt, Du barmherziger Mörder, halt, fort mir aus dem Wege, dieses Leben ist mein und bei Gott, ich will da-

mit schalten nach Gebühr. Ha, Du zähnefletschende Teufelfratze! Du schon halb Aas unter meinen Füßen und doch boshaft tückisch, voll Mordgedanken, wie ein wildes Vieh, ruf Gnade, Gnade rufe, damit ich recht nach Herzenslust ungroßmüthig sein kann mit Dir, Du Bestie Mensch, getreuer Unterthan. Fürchte nicht, daß ich Dich aufzehre mit Begier, denn Du bist stinkende, ekle, giftige Kost; aber meiner Augen nimmersatten Blutdurst will ich stillen und der warme Rauch Deines geschundenen Fleisches soll meinem Geruchsorgan ein süßer Wohlduft sein. Nicht morden möcht' ich Dich, gings anders, könnt' ich Dir zwanzig Jahre lang glühendes Eisen in die Adern pumpen oder sonst eine unerhörte Qual auf diese Dauer hinaustreiben. Da ich es nicht kann, will ich Dich mit den Nägeln zerreißen — —"

Hier stockte seine Stimme, Schaum trat an den festgeschlossenen, blutenden Mund und in allen Gliedern sah man die Zuckungen seiner Raserei. Sein Wuthgestöhn glich selbst dem Wehklagen, als er mit den Fersen des Mörders Zähne eintrat und das ganze Gesicht mit seinen Fußtritten zerquetschte. Schon war es nichts als ein unförmlicher, mit Blut und Staub bedeckter Klumpen, als der König bemerkte, daß die Augen noch unverletzt ihn anstarrten. Er ruhte nicht, bis auch sie heraushingen aus den geschundenen Höhlen; erst dann tauchte er sein Schwert mit wilder Hast unzählige Male in des Sterbenden behaarte Brust; röchelnd spritzte der Unglückliche sein Blut in des Rächers Antlitz, aus seiner Brust entsprang ein rothschäumender Quell, konvulsivisch wälzte sich der ungeheure Körper, und als ihn des Lebens letztes Zeichen durchschütterte, trat der König von Blut besudelt und gesättigt bis zum Grausen zurück.

Kaum hatte Macuff ausgeathmet, so wendete sich das Blatt zu Gunsten seiner Gesellen oder Verbündeten. Ein wohl organisirter Aufstand wüthete in den Straßen der Hauptstadt und hatte um so leichteres Spiel, da die Hauptkräfte

der Rebellen, vorsichtig bis zu dem Augenblick zurückgehalten, sich auf ein gegebenes Zeichen versammelten, ohne sich irgend zu zerstreuen. Yuveno führte sie an, der fremde Jüngling focht an seiner Seite. Eine in den Waffen geübte Masse — Veteranen und unzufriedene Militairs — warf sich auf die königliche Wache, welche den Palast besetzt hielt, und umringte ihn auf allen Seiten. Der Verrath hatte einer anderen Abtheilung einen unbekannten Weg in das Innere des Palastes gebahnt und sie vereinigte sich mit der treulosen Dienerschaft, welche längst durch Mac Cuddy gewonnen war. Auf diese Weise war der Palast bereits mit Rebellen angefüllt, ehe noch die überrumpelte Wache das Geschütz zu lösen im Stande gewesen war. Ueberall vernahm man die rohen Stimmen der Wüthenden, überall begehrte man nach dem Blut des Tyrannen. In den Höfen, auf den Treppen, ja selbst in den prächtigen Sälen des Palastes klirrten Waffen, donnerten Feuergewehre; pfeifende Kugeln schlugen an die Thüren; Gemälde, Karyatiden und prächtige Gefässe, kostbare Geräthschaften wurden zertrümmert und ihre Bruchstücke zur Vertheidigung verwendet. Entschieden ward das Uebergewicht der Rebellen, als Soldaten gegen Soldaten die Waffen kehrten, die wenigen Freunde des Monarchen ermüdeten, gegen immer wachsende Streitkräfte zu kämpfen.

„Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie unten der Pöbel, und besudelte die Insignien, welche in Stein gehauen an den Portalen des Palastes prangten; „nieder mit dem Tyrannen!“ riefen die erhitzten Patrioten im Vorgemach des Königs, indem sie wüthend auf das Häuflein Getreue andrangen, welche den Eingang vertheidigten. Schon sanken die Tapfersten unter den letztern, schon polterten die Ungestümen an der verschlossenen Thüre, und gewaltsam riß sich der König von seinen Anhängern, welche ihn zurückhielten, los, um sich mit blankem, noch blutigem Schwert unter die Rebellen zu stürzen und Blut für Blut zu tauschen. Von diesem tollen Beginnen

schreckte ihn jedoch eine hohle Grabesstimme zurück, welche sich in demselben Augenblicke von der Gallerie des Saales vernehmen ließ, als die Rebellen mit einem donnernden „Hurrah!“ durch die zertrümmerte Thüre hereinbrachen.

„Stecke Dein Schwert ein!“ rief sie feierlich, während alle Anwesenden mit stummem Staunen nach dem Urheber derselben forschten, „stecke Dein Schwert ein, denn es ist nicht gefeit mit dem Segen Gottes und wird keinen Gerechten verwunden.“

„Deine Stunde ist gekommen, denn Dein Maß ist voll und weinend gießen es die Engel in die Hölle.“

„Du hast gezehrt von der Langmuth des Herrn und sie verschlungen wie ein gefräßiger Wolf.“

„Du hast gemordet einen König und aus seinem Blut ist die Rache erwachsen.“

„Du hast gemordet Dein Weib und Dein Kind, treue Diener Gottes, einen Freund und viele Gerechte. Du hast gequält und geplündert Dein Volk, Du hast die Hungrigen und Durstigen verschmachten lassen und die Unschuldigen mißhandelt. Du warst Deiner Heerde ein reißender Wolf; aber sieh, der Herr ist mit der Heerde und sie kommt, um Dich zu strafen.“

„Deine Bosheit hat Dir Fluch geboren und er hat sich bewaffnet, mit tausend Armen Dich zu züchtigen.“

„Auf, greift ihn, denn er ist verflucht in alle Ewigkeit und sein Leben ist Euch zur Qual. Reißt ihm das Herz aus der Brust, nehmt ihm das Gehirn aus dem Schädel und die Augen aus den Höhlen. Schindet ihn und bratet sein rohes Fleisch auf einem eisernen Rost, und ihr werdet nicht zu viel thun für den Zorn Gottes.“

Der Mann, welcher diese schrecklichen Worte ausstieß, wurde nur auf einen Augenblick sichtbar; es war Anson, der mit verstörten, wahnsinnigen Blicken auf der Gallerie erschien und verschwand. Alexis hörte mit sichtbarem Entsetzen das

unsinnige Geschrei des alten Thoren, den seine Wuth zur geistigen Ueberspannung gebracht hatte. Sein Muth war ausgelöscht, sein Schwert entfiel der kraftlosen Hand, seine Kniee zitterten, und in der nächsten Sekunde gewärtigte er, daß die wuthglühenden Gestalten, welche den Raum erfüllten, das Geheiß des Verrückten erfüllen würden.

„Gott, laß mich nicht sterben in dieser Mattigkeit!" flüsterte er, indem er sich auf die Schultern eines Offiziers stützte, allein im nächsten Augenblick fühlte er seine Hand von weichen Fingern hastig erfaßt und sanft gezwungen, in der Richtung sich fortzuschleppen, welche ihm ein guter Genius vorzuschreiben schien. Unwillkürlich drängte er sich durch das Häuflein seiner Anhänger, welche ängstlich bemüht waren, den eindringenden, sich emporstreckenden Rebellen ihren fliehenden Herrn zu verbergen. Schnell wurden die Lücken wieder geschlossen, durch welche er wankte, und vergebens suchten die Rebellen die Richtung zu entdecken, in welcher sich der Flüchtling zurückzog. Neuerdings erhob sich ihr durch Ausons Zwischenreden unterbrochenes Drohgeschrei, während Alexis von dem unbekannten Retter durch eine verborgene Thüre hinweggezerrt wurde. Lange folgte er kindlich gehorsam und vertrauungsvoll, ohne auch nur seinen Schutzengel im Gewühl zu sehen; als er aber mit ihm allein durch finstere Gänge eilte, erkannte er an der zitternden, weichen Hand, welche ihn leitete, an dem scheu und ängstlich umher blickenden Lockenhaupt, an dem üppigen Körperbau, das als Mann gekleidete Weib, welches wir schon ein Mal begegnet haben. Sie warf ihm jetzt einen Bettlermantel um die Schultern und drängte zur Eile. Alexis zauderte und fragte nicht, sondern folgte ihren Schritten mit feiger Furcht in ein unterirdisches Gewölbe, durch welches, wie es schien, kein Ausweg führte. Dicke feuchte Finsterniß umgab sie, auf dem Boden zertraten sie bei jedem Schritte knochenlose, kothige Körper ekelhaften Reptils und ihre tappenden Hände faßten auf nasse Mauern.

Deutlich vernahm man in der Höhe den wilden Lärm der Rebellen, krachendes Musketenfeuer und das Poltern zertrümmerter Geräthschaften, aber noch deutlicher und näher hörte man bald das Rauschen des Stromes und das Pfeifen der Fledermäuse, welche in Schwärmen die Flüchtlinge umkreisten und sich in den Haaren des Königs verwickelten. Bei einer Wendung kam den Fliehenden ein starker Luftstrom entgegen, der sie zwang, sich vorwärts zu bücken, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Endlich gelangten sie an ein Fenster, dessen Vergitterung durchbrochen war. Muthig kletterte das Mädchen hinaus und reichte Alexis schweigend die Hand, ihn zur Nachfolge ermunternd. Er gehorchte und gelangte über eine Strickleiter in einen Kahn, der auf dem Strome schwankte.

„Steigt hinein, mein König,“ bat das wunderbare Mädchen, „eilt, sonst sind wir verloren — schon höre ich Eure Verfolger.“

Zögernd betrat Alexis das schwankende Fahrzeug, und eilends stieß die Jungfrau, von einem schweigenden Gehilfen unterstützt, vom Lande. Wie ein Pfeil flog der Kahn auf den dunkeln Wogen hin und an beiden Ufern eilten die Häuser mit ihren glühenden Augen, gleich Gespenstern vorbei, als man deutlich die lauten Stimmen der Aufrührer vernahm, welche die Spur des unglücklichen Fürsten entdeckt hatten.

„Wir sind verrathen,“ sagte das Mädchen erbleichend, „halte Dich unter dem Schatten der Häuser, Jack, bald sind wir am Werft und an der Brücke vorbei und geborgen.“

Ungläubig schüttelte der Ruderer das Haupt und gehorchte. Schon sah man die Schiffe auf dem Stapelplatz und den langen Schatten, der über den Strom lief, in undeutlichen Umrissen vor sich; aber nicht so schnell schwamm der Nachen stromabwärts, als sich das Geschrei der Aufrührer nach allen Seiten verbreitete. In wenigen Augenblicken waren die Ufer wild bewegt von einer zum Theil neugierigen, zum Theil gegen den Flüchtling erbosten Volksmenge, und auf

der Brücke erschienen unzählige Fackeln. Bald war der Strom von allen Seiten so beleuchtet, daß man die Fische sehen konnte, wie sie, gelockt durch den lustigen Schein so vieler Lichter, über die Wellen sprangen. Die Unglücklichen sahen sich bald allen Augen bloßgestellt und kein Schatten konnte sie ihnen entziehen. Ein wildes „Hurrah" donnerte aus tausend Kehlen von den Ufern und der Brücke, als man das Fahrzeug, auf dem Strome treibend, gewahrte. Nirgends eröffnete sich den Fliehenden eine Aussicht zur Rettung, von allen Seiten blitzten Gewehre und sendeten zischende Kugeln in die Fluthen. Einige davon tanzten über die Wellen hin in unsichtbaren Bogen, andere schlugen in die Bretter des Nachens, noch andere pfiffen durch die Lüfte an den Ohren der Flüchtlinge vorbei. Jack hatte in der Angst die Ruder fallen lassen und duckte sich in den Bauch des Fahrzeugs, das Mädchen betete, und Alexis starrte regungslos auf einen Punkt mit der Resignation der Verzweiflung. Mit der größten Behutsamkeit vermied er jede Regung und überließ sich seinem Schicksale. So stellen sich Amphibien, von einer unausweichlichen Gefahr berührt, bewegungslos und todt. Die Strömung riß sie, den Kahn umdrehend, fort, und immer näher kamen sie den mächtigen Pfeilern der Brücke. Sie war ein Werk des unglücklichen Königs und in kühnen Bogen über den breiten Strom geführt, um die beiden Ufer mit einander zu verbinden. Dort, wo sein Geist sich ein für Jahrhunderte berechnetes Denkmal gesetzt hatte, drohte ihm nun ein, wie es schien, unvermeidliches Verderben. Dort hatten sich seine Feinde lärmend zusammengedrängt, dort lösten sich eilends müßige Fahrzeuge los, um, bemannt von wohlbewaffneten Feinden, den steuerlosen Kahn zu verfolgen. Den letzteren schien jedoch die Strömung die Fliehenden zu entziehen, denn sie schleuderte sie mit reißender Schnelligkeit hinweg; doch kaum bemerkten die Aufrührer von der Brücke aus diese zufällige Begünstigung ihrer Flucht, als sie ein wildes Geschrei

erhoben und sich bemühten, durch ein verstärktes Flintenfeuer die Fliehenden zu tödten. Immer stärker wurde das Gedränge auf dem engen Raume der Brücke, immer häufiger krachten die Büchsen der Rebellen, immer dichter hagelten die Kugeln in den Strom. Man schleppte Schutt und Gebälk herbei, um beides auf die Unglücklichen herabzustürzen, und ward um so wüthender, da man bemerkte, daß die drei Menschen in dem Kahne bisher unverletzt geblieben waren. Das Fahrzeug näherte sich bereits dem Schatten der Brückenpfeiler und das Gebet des Mädchens wurde in der gesteigerten Gefahr zum lauten an den Himmel gerichteten Hilfsgeschrei; da drängte sich an das Geländer der Brücke eine Anzahl geübter Schützen hervor, und auf ein gegebenes Zeichen donnerte plötzlich eine Flammen speiende Salve herab. Fast gleichzeitig brach aber unter dem Gewicht der ungeheuren Menschenmenge, in ihren Grundvesten kürzlich erschüttert durch eine Anschwellung des Stromes, die Brücke mit schrecklichem Krachen zusammen. Eine dicke Rauchmasse von Staub und aufspritzendem Wasser umhüllte den ganzen Schauplatz; der Fluß, durch die herabstürzenden Massen von Gebälk, Steinen und Menschen in seinem Lauf unterbrochen, staudte sich zurück, und warf den Kahn auf einer schäumenden Woge ans Ufer. Nur Jack wurde durch den heftigen Stoß aus dem Kahne hinausgeschleudert und kam mit den Hunderten, die von der Brücke herabgestürzt waren, in den Wellen um; Alexis und das Mädchen hingegen sahen sich wie durch ein Wunder unverletzt und gerettet. Sie benutzten den Augenblick des panischen Schreckens, den das Ereigniß hervorgebracht hatte, und eilten unbemerkt von dem aufrührerischen Volke, das nur mit Retten der Ertrinkenden und Herausschaffung der Leichname beschäftigt war, hinweg.

Geleitet von der Hand der kühnen Jungfrau, welche durch das Gebet und dessen Wirkung neue Kraft erworben hatte, schritt Alexis, mit der gegen ihn aufgebrachten Menge

vermischt, durch die entlegensten Straßen der Residenz. Niemand erkannte in dem Bauerkittel die unglückliche Majestät, niemand würdigte ihn eines Blicks, und so groß war die Verblendung des Volks, daß es allenthalben gegen Unschuldige raste, und im Wahnsinn der Wuth den Urheber des allgemeinen Elends vergaß. Während sich die Beiden schweigend von dem Tumult an der Brücke entfernten, hörte man ein nicht minder heftiges Getöse auf jener Seite der Residenz, wo der Palast des Königs und die öffentlichen Gebäude sich befanden. Der finstere, mit Wolken verhängte Himmel röthete sich auf ein Mal mit unnatürlichem Lichte, Tageshelle verbreitete sich um Mitternacht über die ganze Gegend, und mit Schrecken fühlten die angstbeklommenen Einwohner der Stadt die kalte Luft sich allmählig erwärmen.

„Das Schloß steht in hellen Flammen, sie haben die öffentlichen Gebäude angezündet!“ So antworteten laute Stimmen im Vorübereilen den ängstlich Fragenden. Alexis und seine Führerin wurden von den Neugierigen mit fortgerissen bis zu dem Schauplatz des schrecklichen Brandes. Der entthronte, unglückliche Monarch mußte es wider Willen mit ansehen, wie der wüthende Pöbel Alles zerstörte, was seinen Namen trug.

Einem brennenden Vulkan glich der prächtige Palast — ringsumher regnete es unter zischendem Geräusch glühende Fragmente zerstörter Geräthschaften, geschmolzenes Metall und Glas. Mitten in den Flammen auf wankenden Trümmern sprangen in wahnsinniger Verzweiflung mit glotzenden Augen und brüllend vor Schmerz halb verbrannte Gestalten umher, die Flamme nährend mit ihrem Blut, und reckten, im Sterben zusammensinkend, die kahlgebrannten rußigen Häupter empor, um ihren letzten Fluch auszustoßen. Einige von ihnen entkamen aus dem Pfuhl durch gewagte Sprünge und rannten, mit den Flammen kämpfend, unter die gaffende Menge, welche mit Geschrei des Entsetzens vor ihnen zurückwich; allein Men-

schen, grausamer als Hyänen, warfen die Unglücklichen mit wildem Gespött zurück und begruben sie unter dem glühenden Schutt. Durch das Gebraus der Feuerströme und das Krachen stürzender Gebäude aber hörte man aus tausend Kehlen das vernichtende Wuthgeschrei der blinden Gewalt:

„Es lebe die Freiheit!“

Weiter eilte der bleiche Bettler Alexis an der weichen Hand der leitenden Jungfrau, mißtrauisch beobachtet von den Rebellen. Nach einer kurzen, aber hastigen Wanderung über Kohlen, Schutt und Leichen gelangten sie auf einen öffentlichen Platz, wo ein anderes, nicht minder demüthigendes Schauspiel den Exkönig erwartete. Auf einer Bühne von aufgeschichteten Balken und Brettern entkleideten einige in Lumpen gekleidete Männer die wohlbeleibte Gestalt der ehemals so reizenden — Zaire. Man hatte ihr die Hände gebunden und riß ihr die prächtigen Kleider vom Leibe, indem man jede neue Enthüllung mit Zoten begleitete. „Seht des Königs Hure!“ schrien Weiber und Männer unter einander und holten Koth, Steine und Unrath herbei, die Unglückliche damit zu bewerfen. In wenigen Augenblicken war sie ganz nackt. Ihr Geschrei wurde von dem Lärm des Pöbels übertäubt, ihr Körper unter Steinen und Koth begraben. Schon war sie eine Leiche, als der Pöbel das Gerüste bestieg und den verstümmelten, blutigen Kadaver in Stücken riß, die Partikel unter die rasenden Weiber zu vertheilen. Mit Grausen wendete sich Alexis weg und suchte zu entkommen, aber plötzlich vertrat ihm einer der Mörder den Weg, indem er ihn mißtrauisch mit den Augen maß.

„Halt!“ rief er ihn mit heiserer Stimme an, „bist Du Einer der Unsrigen, so rufe: Fluch dem Tyrannen!“

Alexis zögerte, aber ein über seinem Haupt geschwungener Knittel und die Angst des Todes preßten ihm die zitternden Worte aus:

„Fluch dem Tyrannen!“ stammelte er und wankte von hinnen.

Die Rebellen aber schrien, nachdem sie ihre Rache an der unglücklichen Zaire gesättigt:

„Es lebe die Freiheit!“

Nicht lange währte es, so wurden die Schritte der Fliehenden neuerdings durch einen Zug gehemmt, der mit vieler Lustigkeit von Mac Cuddy angeführt ward. Er hielt die Zügel von einem seltsamen Gespann, das einen elenden, mit gleißenden Lumpen bedeckten Karren zog, worauf man zwei Karrikaturen sitzen sah. Zur Linken wandelte neben dem Narren ein geduldiger, aber bereits übellauniger Esel, der nur zuweilen mit den Hinterfüßen ausschlug, zur Rechten wälzte sich ein widerspenstiges Schwein fort, dem man Zaum und Gebiß angelegt hatte, obgleich es nur vermittelst des Schwanzes unter dem widerwärtigsten Geschrei weiter zu bringen war. Diese beiden Thiere zogen einen vom Abdecker entlehnten Karren, worauf ein gräßlicher Humor den Leichnam einer alten Frau und eine große Puppe in sitzender Stellung befestigt hatte. Jene war mit einem Reifrock angethan, trug einen Fächer in der kalten Hand und eine riesige Brille auf der eingeschrumpften Nase, so daß man die herabhängenden Augenlieder der Ermordeten nicht bemerken konnte. Die Puppe, welche neben dem Leichname unbeweglich saß, war in Purpur gekleidet, trug eine papierne Krone auf dem aus Kissen gebildeten Haupt und einen Szepter in der hölzernen Hand.

„Seht hier,“ sagte Mac Cuddy zu dem Pöbel, der ihn mit brüllendem Gelächter begrüßte, „seht hier, meine Herren, Se. Majestät unseren gnädigsten König und Herren, einen der herablassendsten Monarchen der bekannten Welt, der sich mit diesem bescheidenen Gespann, den Sinnbildern seiner Weisheit und Sittsamkeit, seiner Einsichten und Tugenden, an der Seite seiner Kupplerin, der tugendbelobten Frau Anastasia Samboro — welche vor einer Stunde an der Krank-

heit des Gewissens, mehr aber noch an den üblen Eindrücken, welche die Volkssouveränetät auf ihren zarten Hals gemacht, unglücklicher Weise verstorben ist, oder vielmehr bloß die Sprache verloren hat, was bei den Weibern dasselbe ist.“

„Weil ich euch nun so rüstig beisammen sah in der ehrenhaften Absicht, diesen euren gnädigen Herrn durch einige Püffe zu verhindern, daß er je wieder ungnädig sei gegen mich, seinen Narren, und gegen euch, nämlich den Allerwelts-Narren, so habe ich, um euch gefällig zu sein, ihn hergebracht, damit ihr ihn in effigie — wie die Betrüger sagen — verbrennt, hängt, oder steinigt und zwar zusammt mit dieser alten Hure, welche gewissermaßen seine Schwiegermutter zu nennen ist —“ hier unterbrach ihn ein Schlag ins Gesicht — „au weh — was war das? — es kam mir vor wie eine königliche Ohrfeige — so geschickt, so gnädig herablassend wie keine gemeine Maulschelle — halt, Du zerlumpter Bettler mit den königlichen Manieren — bei Gott, Du hast vergessen, den Werth in Empfang zu nehmen — ich will Dir das Silberstück in Kupfer klein machen, daß Dir der Grünspan ins Gesicht fahren soll wie Säuferblüthe.“

Vergebens suchte Alexis, der fast unwillkürlich diese Unvorsichtigkeit begangen hatte, zu entkommen, denn auf allen Seiten drängte sich die Menge heran, die komische Szene mit anzusehen. Mac Cuddy, voller Begierde sich zu rächen, hinkte ihm eilfertig nach und packte ihn, unterstützt von seinen lachenden Gesellen, bei den Schultern, so daß ein Theil des Untergewandes sichtbar wurde, an welchem Mac Cuddy sogleich den König erkannte.

„Sehr erfreut bin ich,“ sagte der Narr halblaut zu Alexis, indem er ihn zum Schein tüchtig schüttelte, „sehr erfreut in der That, Eure Majestät wohlbehalten wieder zu sehen. Wie lange mag es wohl her sein, seit ich das letzte Mal die Ehre hatte, von Euch geohrfeigt zu werden? Wie ging es Euch in der Zwischenzeit und Eurer Frau Liebsten?

Bringt ihr meinen Respekt. Die Zeiten haben sich sehr geändert, und wenn Ihr bedenkt, daß das Wetter heute nicht sehr günstig ist, um incognito weit zu reisen, so dürftet Ihr Euch bewogen fühlen, allenfallsige Kostbarkeiten, welche Ihr mit Euch führt, mir zur Verwahrung zu geben; denn ich sage Euch, diese Ehrenmänner sind nach ihnen und nach dem Leben ihres Landesvaters mehr, als billig ist, begierig."

„Habt Gewissen, Mac Cuddy," flehte das Mädchen, den König fortziehend, „laßt uns fort und Ihr werdet belohnt werden."

„Gewissen, mein Schätzchen," erwiederte Mac Cuddy, „Gewissen ohne Geld ist ein verteufelt schlechtes Ding und weit weniger schicklich für einen honetten Mann, als Geld ohne Gewissen., Ich kann Euch versichern, daß mir die Revolution bis jetzt nicht einen Pfifferling eingetragen, und wenn mir diese Ohrfeige keine Mitgift bringt, so haben wir, nämlich ich und der König, die schlechtesten Geschäfte gemacht. Darum gebt mir etwas von Euren Brillanten oder Wechseln, denn Ihr werdet mir doch nicht weiß machen wollen, daß ein König davon geht, ohne seine Nation um so viel bestohlen zu haben, als nothwendig ist, damit er auch in seinem Exzustande standesgemäß leben könne."

Während dieser geheimen Vorstellungen, des Narren, wurde die Aufmerksamkeit des Pöbels plötzlich von einer anderen Seite in Anspruch genommen. „Der König ist entkommen!" hieß es und die Wuth über diese Neuigkeit war so groß, daß man über die Puppe auf dem Karren herfiel und sie unter heftigem Geschrei an einen Pfahl aufknüpfte.

„Geruhe Eure Majestät zu erwägen," sagte Mac Cuddy, „was für Eure Ehre ersprießlicher ist, in effigie gehenkt zu werden, und gesund und wohlbehalten als Bettler die Landstraßen mit den Lumpen zu fegen, oder mit der eigenen, allerhöchsten Person einen Galgen zu zieren. In der That, das ist eine delikate Ehrenfrage."

Indessen riß man die Puppe unter wüthendem Hohngeschrei in tausend Stücke, zertrat ein Brustbild des Monarchen mit Füßen, und schrie bei dieser glänzenden That abermals:

„Es lebe die Freiheit!“

„Fort, fort!“ drängte das junge Weib, und suchte den König der Zudringlichkeit des Narren zu entziehen.

„Halt!“ rief Mac Cuddy, „laßt diesen Bettler nicht aus den Augen, meine Freunde, denn ich habe meine besonderen Gründe, ihn eurer Aufmerksamkeit zu empfehlen —“

Neugierig drängten sich die Rebellen herbei, und schon glaubte sich Alexis ihrem Zorne überliefert, als Mac Cuddy den gefährlichen Verdacht, den er erweckt hatte, wieder beschwichtigte.

„— Denn,“ fuhr er in seiner Rede fort, „ich will diesen Ehrenmann, der von Profession ein Bartscherer des Königs ist und nebenbei das Beutelschneiden aus Liebhaberei betreibt, wider seinen Willen mir auf ewig verpflichten. — Geruht, einen Entschluß zu fassen,“ fuhr er gegen Alexis gewendet halblaut fort, „die Zeit drängt, bedenkt, daß mir die Jagd auf Euer Königthum nichts eingetragen hat, als einigen Schweiß und einige Losung — gebt mir Schußgeld und ich will Euch laufen lassen.“

Schrecklich war die Lage des Unglücklichen — die mißtrauischen prüfenden Blicke der noch von Blut rauchenden Mörder seiner Freunde, die Zudringlichkeit des unverschämten Hofnarren, der, um seinen Theil von Beute betrogen, die Gelegenheit zu nutzen entschlossen war, das immer wachsende Gedränge von Menschen, die ihn nicht lange verkennen konnten — alle diese Umstände verkündigten eine zehnfache Lebensgefahr. Es war unmöglich, des Narren schaamloses Begehren zu erfüllen, unmöglich, seiner Bosheit zu entfliehen, ohne der Menge als Opfer zu verfallen. Endlich befreite ein rascher Entschluß der Führerin den Willenlosen aus der

Ungewißheit seiner Lage. Mit einem Faustschlag betäubte sie den Narren und riß mit Behendigkeit und Kraft gleichzeitig den König mit sich fort aus den verdunkelten Augen Cuddys. Verblüfft taumelte dieser zurück.

„Halloh," schrie er, „halloh — haltet ihn fest — es ist der König — Dorthin, Bursche, dorthin."

Dabei wies er aber im Irrthume nach einer entgegengesetzten Seite hin, denn sein Gesicht war vom Schwindel befangen. „Halloh, halloh — hussah!" brüllte der blutdürstige Haufe, und rannte dem flüchtigen König nach, für welchen man einen der schnellfüßigsten seiner Verfolger hielt.

„Seht, wie er läuft," schrie Einer, der sich viel auf die Geschwindigkeit seiner Sohlen einbildete, „ich hätte mein Tag nicht geglaubt, daß ein König so laufen könnte; aber warte, ich muß dich kriegen, du langbeinige Seespinne," und dabei faßte er sein Gewand zusammen und lief, was er konnte, unter fortwährenden Flüchen.

„Haltet — he, he — das ist nicht der Rechte," schrie der zurückbleibende Narr, aber seine Mahnung wurde nicht mehr gehört, und in wenigen Minuten brachte man im Triumph einen gemeinen Kerl zurück, der vor Allen eifrig gewesen war, den Monarchen zu verfolgen. Vergebens betheuerte er, daß er, wie aus seinen Händen ersichtlich, ein Schuhflicker seiner Profession sei, man glaubte ihm nicht eher, bis ein Dutzend der Umstehenden seine Aussage bekräftigten.

Windschnell jagte indessen die Unbekannte mit dem König fort durch enge Gassen und Winkel der gährenden und rauchenden Hauptstadt, ohne sich umzublicken nach den irregeführten Verfolgern. Bald hörten sie den Lärm nur noch aus der Ferne, und näherten sich dem Quartiere, wo sich die Leichenhöfe befanden — dem einzigen Ort der Ruhe. Noch summten ihnen die Ohren im Nachklang des wilden Pöbelgeschreis, als sie am großen Kirchhofe anlangten, wo die weit aufgerissenen und unbewachten Thore und frische

Wegspuren andeuteten, daß dieser Ort der Matten in diesen Tagen der Mühseligkeit häufiger besucht war, als Schenke und Kirche, Bude und Amt. Der rothe Abglanz der Feuersbrünste, der am Himmel glühte, verbreitete eine zitternde Beleuchtung über die Gräber, und zeigte den halben Raum frisch aufgewühlt zu neuen Gräbern, worin frische Leichen die Gerippe längst Verstorbener verdrängten. Auf mehreren Haufen nachläßig und verächtlich zusammengeworfen, sah man hier die aschgrauen Gebeine eines vorigen Menschenalters, vermischt mit verfaulten Sargbrettern und modrigen Lumpen, einst fein gestickte Leichenhemden und Tücher. Neben diesen abschreckenden Resten lagen noch halb angekleidete Leichen von Gefallenen, die man zu beerdigen vergaß, verstümmelte Gliedmaßen und blutige Linnen. Schaudernd wandte sich das junge Weib ab und verdoppelte ihre Eile; allein Alexis sträubte sich, ihr zu folgen, mächtiger angezogen von der grausenvollen Atmosphäre des Todes. Er näherte sich den Gräbern mit blödsinniger Neugierde, gleichwie die zur Schlachtbank geführten Thiere mit weit geöffneten Augen und Nüstern, den Geruch des Blutes einsaugend, ihrem Schlächter folgen.

„Fort — mein König,“ bat das Mädchen, „schon höre ich die Stimmen unserer Verfolger aus der Ferne.“

Alexis hörte nicht. Er näherte sich mit langsamen Schritten den Thoren und trat, nach allen Seiten umschauend, ein. Zitternd folgte ihm seine Begleiterin und ließ scheue Blicke auf den unbeerdigten Leichnamen umher irren. Da regte sich ein Haufen derselben, starre Glieder bewegten sich, und es streckten sich mit matter Anstrengung nackte, blutige Arme empor. Es waren schwer Verwundete, welche man für todt hierher geworfen hatte, die hier ihre letzten Seufzer ausstießen, oder schwach, unhörbar fast nach Hilfe stöhnten.

„Um Gotteswillen, fort von hier, gnädigster Herr!“ flehte dringender das Weib, „wollt Ihr Euren Feinden in

die Hände fallen? — näher und näher kommen ihre Stimmen."

Wie von Zaubergewalt an die Stelle gebannt, blieb Alexis stehen und antwortete nicht. Seine Augen waren auf einen Punkt geheftet, seine Ohren schienen sich am Gestöhn der Sterbenden zu weiden, sein geöffneter Mund den Moderduft mit Begierde einzuschlürfen. „Da, da!" stammelte er mit verglasten Blicken, auf einen Punkt hinweisend, wo eine halb nackte Weibsgestalt mit verwilderten Zügen und den Blicken des Todes auf einem Leichnam saß und ihr aufgelöstes Haar ordnete. Sie schien sich um nichts in ihrer Umgebung zu bekümmern, und besah mit gleichgültigen Blicken bald ihre fleischlosen Arme, bald ihre vertrocknete Brust oder ihr verworrenes Haar. Zuweilen stieß sie plötzliche Laute aus, die gleich viel Aehnlichkeit hatten mit Gelächter, Weinen und Wehklagen. Eben so plötzlich ward sie wieder still. Als sie Alexis bemerkte, schien sie überrascht und machte einen raschen Versuch aufzustehen, sank aber ohnmächtig zurück, indem sie dem König vertraulich, wie einem alten Bekannten, zuwinkte.

„Kommt — kommt!" drängte abermals das furchtsame Mädchen, aber vergeblich. Schüchtern näherte sich Alexis der Erscheinung. Ihr bittendes Auge zog ihn an, wie der Zauberblick gewisser Schlangen die Vögel an̄ sich lockt. Es waren ihm bekannte Züge, die sich auf dem Gesichte der Kranken in gleichgültiger Toderwartung entfalteten; sie erinnerten ihn an eine wehmuthreiche Zeit, berührten eine längst klanglose Saite in seinem erstorbenen Gemüth, ohne daß in seinem Geist die Erinnerung zum Gedanken, in seinem Herzen die unwillkürliche Bewegung zur Empfindung werden konnte. Das unglückliche sterbende Weib mit den dürftigen Lumpen, mit den nichtssagenden Geberden, den fahlen Wangen und erloschenen Augen war Angelika, die man nach vielfältiger, schmählicher Mißhandlung für todt hierher geworfen

hatte. Als sie Alexis erkannte, durchschütterte sie ein heißer Schauer, ein krankhaftes Roth flog auf ihre Wangen, und in ihren Augen blinkte ein mattes Glimmen auf, um sogleich wieder zu verlöschen.

„Alexis!?" rief sie nach einer Pause der Verwunderung mit vielbedeutender, doch räthselhafter Betonung. „Alexis!" wiederholte sie und wendete ihr Gesicht etwas ab, indem sie in halb sitzender, halb knieender Stellung eine Hand auf die Erde stützte, mit der anderen aber ihre Stirne umfaßte: „Alexis, es ist zu spät — unser Schicksal ist erfüllt, zu spät, zu spät ward es Tag in mir. — Dank indessen, heißen Dank dem Gott da oben, dem unbegreiflichen, unbegreiflichen, unbegreiflichen. — — Dank ihm für den erfüllten Wunsch meiner letzten Sehnsucht nach Dir, mein geliebter Bruder. Komm, Alexis, sei gnädig noch in unserer letzten Stunde. — Denn eine Ahnung — nein keine Ahnung, mehr als Ahnung sagt mir, Du wirst mich nicht überleben. — Komm, setz' Dich zu mir auf die morschen Bretter, höre Deine sterbende Schwester und gib ihr Verzeihung auf den Weg nach jenseits, auf den kurzen Weg da hinab zu den Würmern — die in der nächsten Stunde mich auffressen werden — hu, hu."

Alexis that, wie sie sagte, und seine Begleiterin zog sich zitternd zurück, während er seinen Bettlermantel der frierenden Angelika um die nackten Schultern warf. Ein frostiger Wind wehte durch die Thränenweiden und blies manche Seele aus hustenden Leichnamen der Todwunden, als Angelika, sich an den Bruder schmiegend, fortfuhr.

„Dank, Dank, — o Alexis, wie hell ists in meinem Kopf, seit ich sterbe! Dieses schändliche Gewand der Armuth habe ich Dir erworben, und mir diesen Tod — ha — sie haben mich zu Tode — o! es ist unaussprechlich. Gerecht war mein Schicksal, denn ich habe Dich, mein Bruder, zu Grund gerichtet — ja, ich, mein Alexis, ich war es, die jene Kannibalen wider Dich bewaffnet hat — ich, ich bin

die Urheberin jenes Brandes, der die Stadt zerstört, jenes Blutvergießens, und daß Dein eigenes Blut, Dein eigenes Blut — — ha, mein Alexis, ich sterbe — —"

„Halloh, halloh!" hörte man laut dazwischen schreien, als sich das Mädchen zu den Füßen des in seltsame Apathie versunkenen Monarchen stürzte, um ihn zur Flucht zu bewegen.

„Geh — flieh und verzeih mir, —" bat selbst Angelika.

„Ich verlasse Dich nicht lebend," erwiederte Alexis hohl, „mag uns Gott verzeihen — mir ist Niemand verschuldet."

Dankbar blickte Angelika auf. „Geh," wiederholte sie, „mit mir ists bald aus — ich kann auch einsam sterben, wie ich einsam gelebt habe, und wahrlich trostvoller ist mein Tod als mein Leben, da ich Dich versöhnt weiß — heißen Dank Dir, Bruder — flieh —"

„Nimmermehr — so lange Du athmest, weiche ich nicht von Deinem harten Lager."

Während er so sprach, näherte sich das Geschrei der Verfolger, drängte das furchtsame Mädchen, aber Angelika nahm die Rede des Bruders mit ruhigem Lächeln, reichte ihm die abgezehrte Hand, schauderte und — starb. So seine letzten Worte beantwortend, sank sie auf dem Grabhügel nieder und kehrte das Gesicht mit krampfiger Bewegung der Erde zu.

„Sie ist gestorben," schluchzte das fremde Mädchen, „Euer Weilen kann ihr nicht frommen — kommt."

Aber mißtrauisch sind die Verzweifelnden und hartnäckigen Unglaubens. Erst nachdem Alexis den Herzschlag gestockt, die Wärme entflohen, die Augen gebrochen, die Lippen kalt gefunden hatte, richtete er sich langsam auf und folgte gehorsam seiner Führerin. Oefters hemmte er seine Schritte, um auf die Leiche zurückzuschauen, ein Mal kehrte er sogar zurück, um dieselbe mit einer Handvoll Erde zu bestreuen,

aber dann beflügelte er seine Schritte und eilte über die Kirchhofmauer hinaus in das freie Land.

Halloh, halloh, hussah!“ erscholl die Stimme des Narren in dem Augenblicke, als Alexis die Mauer überstieg, „dort sehe ich ein gesticktes Sammtkleid glänzen, und rathe euch, Bürger, darauf Jagd zu machen, denn es ist die Zeit der Leinwandkittel, da man keine sammtenen Kleider duldet.“

„Hurrah!“ wiederholte ein tausendfaches Echo und im Innern der Gräber hörten die schlummernden Geister dumpf und hohl das Getrappel einer schwerfälligen Menge, welche eilte, den Flüchtling zu verfolgen. Jenseits der Mauern aber harrte ein Paar flüchtiger Rosse der Fliehenden, welche wie Gedanken mit ihnen davon eilten. Wie ein schwarzes Meer von gluthumsäumten, acherontischen Fluthen, wogte vor ihren Augen im Dämmerlicht der noch verborgenen Sonne eine weite, ährenreiche Ebene, deren Saum ein im Morgenroth erglühendes Phantom begrenzte.

„Dorthin, mein König,“ bedeutete die Jungfrau, „dorthin lenkt Euer Pferd, dort wartet unser Hilfe.“

Alexis schauderte. Es schien ihm ein flammendes Höllengespenst am Saume des Horizonts zu sein mit emporgestreckten Armen, nächtlichen Wangen und blitzenden, grimmigen Augen, was nichts war als ein zerfallenes Schloß mit Fensterlücken, durch welche der Tag aus der Meerestiefe heraufschaute. Es schien ihm zu winken und zu drohen und wechselte Gestalt und Farbe wie ein neckisches Meteor. Weit griff der schnaubende Rappe aus und die Aehren stoben wie goldener Regen in die Luft, näher und näher rückte das Gespenst und deutlich sah man die Konturen der malerischen Ruine. Bald verklang das Geschrei des getäuschten Pöbels und die Flüchtlinge hörten nichts, als das Schnauben und den Hufschlag ihrer Rosse und das Pochen ihrer beklommenen Herzen. Bald wurden diese Laute von einem räthselhaften Getön übertäubt, das auf dem finsteren Plane sich bald

näherte, bald entfernte. Ehe sie sich noch über die Ursache desselben unterrichten konnten, sahen sich die Fliehenden fernher von allen Seiten mit kämpfenden Rebellen umringt, die hier mit dem letzten Rest der königlichen Armee ins Handgemenge gerathen waren. Da sie von keiner Seite die Gefahr abmessen konnten, behielten sie ihre erste Richtung, bis sie von den Kämpfenden bemerkt wurden, worauf sie einen Trupp regelloser Reiter sich in Bewegung setzen sahen, um sie einzuholen. Es war ein gräßlicher Wettlauf und der Preis war das Leben. Kein wildes Geschrei verwirrte Verfolger und Verfolgte, es war ein stillschweigendes, aber ernstliches Abmessen der Kraft. Die Pferde thaten ihr Möglichstes, weißer Schaum verwandelte die Farbe des Rappen, Rauchwolken von Schweiß folgten seinen Hufen, aber schneller und kräftiger schienen die Pferde der Verfolger, von welchen Einer, allen Uebrigen voraneilend, den angstvoll Umblickenden sichtlich immer näher kam. Endlich waren die kolossalen Ruinen erreicht, jenseits welcher die versprochene Hilfe harrte, aber dicht an ihren Grundfesten brach das Pferd des Königs zusammen, um nie wieder aufzustehen.

„Halt, ruchloser Tyrann!" erscholl eine klangreiche, jugendliche Männerstimme in dem Augenblick, als das Pferd des Erreichten stürzte, „sende ein Stoßgebet zum Himmel, denn Deine Stunde hat geschlagen, die Rache des Herrn ereilt Dich durch meinen Arm."

Mit diesen Worten schwang sich ein bleicher Jüngling vom Pferde und eilte mit gezücktem Stahl auf den Gefallenen los. Ihm entgegen stürzte sich aber schnell die Jungfrau, indem sie laut nach Hilfe schrie. Schnell erkannte der Jüngling seine Begegnung von gestern und zauderte, gerührt von der Schönheit und Angst der Edelmüthigen, aber bald siegte sein Entschluß über die erwachte Liebe. Indessen hatte sich Alexis aufgerafft und versuchte zu entkommen. An einer engen Pforte winkte ihm — M a g u s. Rasch trat er in das

finstere Innere der moderathmenden Mauern — aber der Jüngling bemerkte seine Flucht und eilte, sich losreißend, sie zu vereiteln.

„Richte nicht, so wirst Du nicht gerichtet werden!“ ermahnte Magus, „diese Schwelle betritt Dein frevelnder Fuß nur dann, wenn Du den Muth hast, einen Greis von weit über hundert Jahren niederzustoßen.“

Staunend wich der Jüngling zurück, aber in dem Augenblicke waren seine Gefährten angekommen und fragten neugierig nach der Spur des Entflohenen. Um durch sie nicht der Ehre einer kühnen und raschen That beraubt zu werden, drängte er ungestüm in den Greis, ihm den Weg frei zu lassen zur Verfolgung des Tyrannen, und bahnte sich endlich mit Gewalt den Weg der Rache. Magus ward von seiner kräftigen Faust hinweggeschleudert und sank in die Arme seiner Enkelstochter, der Führerin des unglücklichen Königs. Während er sich aufraffte, folgte der erhitzte Jüngling der Spur des Flüchtlings über zerfallene Mauern und eine halb zertrümmerte Treppe in den Wartthurm der Veste, wo Alexis sich zu verbergen suchte. Höher und höher klommen sie hinan mit wunderbarer Geschwindigkeit, bis sie auf eine morsche Terrasse gelangten, wo sie nur den Himmel über sich und einen tiefen Abgrund zu ihren Füßen erblickten. Auf wenigen Spannen Raum standen sie sich gegenüber und unten jubelte der Pöbel.

„Bring ihn nicht um,“ schrieen die Wilden, „dem Volke gehört die Rache — wir wollen ihn eines langsamen Todes sterben lassen.“

Neugierig betrachtete der Jünging sein Opfer. Angesicht in Angesicht standen sie einander gegenüber, Alexis mit weit aufgerissenen Augen, gesträubtem Haar und todtbleichen Wangen, der Jüngling glühend — aber unschlüssig. Wie sein Anblick den unglücklichen Monarchen entsetzte, denn dieser glaubte sich selbst in verjüngter Gestalt zu erblicken, also

ward auch er im Anschaun seines Feindes wunderbar bewegt. Die Wuth wich einer räthselhaften Rührung. Scham und Mitleid ergriff seine Seele, als er in die verstörten Züge des Verfolgten sah. Furchtsam und staunend über sich selbst legte er Hand an den König, um ihn der Rache des Volks zu überliefern — da rief Magus mit starker Stimme:

„Halt ein, Knabe — Du mordest Deinen Vater!"

Ueberrascht murrte die Menge — aber bald ließ sie wieder das Geschrei nach Rache vernehmen. Sinnend stand der Jüngling dem König gegenüber und faßte ihn an beiden Armen, seine Augen mit den Blicken durchbohrend. Bange Erwartung lähmte alle Zungen und Todtenstille herrschte, während die Beiden regungslos am Rande des Abgrundes standen. Unter ihren Fersen löste sich der morsche Kalk von den Steinen los und kollerte zerbröckelt in die Tiefe. Der Jüngling schien mit einem schrecklichen Entschluß, mit Zweifeln und Hoffen zu kämpfen. Sein Opfer war unerrettbar. Es blieb ihm kaum die Wahl zwischen einem schmählichen Tod durch die grausamen Hände gemeiner Plebejer und dem Tod durch die Hand des Bastards. Ein schwacher Schrei entschied endlich den zweifelhaften Augenblick und in derselben Sekunde taumelten die Unglücklichen fest umschlungen in die Tiefe. Schaudernd bekreuzten sich die Rebellen, laut wehklagend stürzte sich die Jungfrau auf die Leiche des Jünglings und Magus sprach mit ernster, feierlicher Stimme:

„Das sind die Letzten aus dem Hause Portius!"

Ein Erdbeben verschlang bald darauf die Trümmer ihres Stammsitzes.

Zu spät kam die von Magus vorbereitete Rettung. Er hatte Duveno beredet, das Leben des unglücklichen Königs

gegen die Wuth des Pöbels in Schutz zu nehmen und seine Flucht aus dem verheerten Lande zu unterstützen. Als er mit seiner Schaar edler Freiheitsmänner, deren Gesinnungen von denen des Pöbels verschieden waren, und von welcher sich der Jüngling, in voreiliger Thatbegier und getrieben von innerer Unruhe, getrennt hatte, ankam, fand er nur die Leichen der Zerschmetterten.

Magus hatte die Wahrheit gesprochen — der fremde Jüngling war der Sohn des Königs. Schon durch Sambero in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht, hatte er sie immer wie ein guter Geist bewacht. Um das durch die Herzogin gerettete Kind dem Verhängniß zu entreißen, entfernte er es aus der Obhut, welcher es vertraut war, um es im Hause eines unglücklichen Freundes erziehen zu lassen. Dadurch lenkte er die Nachforschungen des Fürsten Auson auf eine falsche Spur und veranlaßte so die Komödie mit dem falschen Prinzen, aber seine eifrigste Wachsamkeit konnte das Schicksal selbst nicht irre leiten. Der Erzieher des Prinzen, ein Feind der Knechtschaft, pflanzte in das Gemüth des Knaben seinen Haß der Tyrannei und erzog ihn so zum Mörder seines eigenen Vaters.

Traurig war das Schicksal der dieß Ereigniß Ueberlebenden. Yuveno starb bald darauf unter den mordlustigen Händen derselben Freiheitsmänner, die den Thron gestürzt hatten und nun einzeln nach Herrschaft und Raub strebten. Yuveno, der sein Vaterland befreien wollte, widersetzte sich jedem Versuch, eine neue Gewaltherrschaft einzuführen, ward ein Opfer seiner Vaterlandsliebe und bereute in seinem letzten Augenblick den Irrthum seiner Seele, welche in dem irdischen Kreis Recht und Gleichheit zu finden hoffte. Iduna lebte noch viele unglückliche Tage und starb endlich aus Gram — weil sich kein anderer Gemahl finden wollte. Doktor Schiefnase ernährte sich kümmerlich von elenden Pamphleten, worin er die Kostbarkeit der Freiheit und Volkssouveränetät nach

Kräften pries und dem Pöbel schmeichelte, allein da das Volk seine Gelehrsamkeit und seine edlen Gesinnungen nicht gehörig zu würdigen wußte, so starb er endlich in Mangel und Elend mit einem Fluch über die Freiheit. Mac Cuddy allein hatte ein leidliches Schicksal. Seine Menschenkenntniß war ihm zur Erbeutung ansehnlicher Summen behilflich, welche er in seiner Heimath gemächlich verzehrte. Er starb bald als ein angesehener Mann, als Mitglied des Parlaments und Besitzer großer Ländereien, hinterließ eine schöne Frau, die sich allein rühmen konnte, ihn betrogen zu haben, und ein halbes Dutzend keineswegs selbst verfertigter Kinder. Das Reich selbst wurde nach einer kurzen Anarchie den Nachbarfürsten zur Beute.

Trost- und Bußpredigt an die Leser.

Im Namen Mac Cuddy's des Narren und aller seiner Genossen.

> Kommt herzu, ihr Heiden, und höret; ihr Völker, merket auf; die Erde höre zu und was darinnen ist; der Weltkreis sammt seinem Gewächs!
>
> Jesaia C. 4.

Verehrte Zuhörer! Nicht weil ich etwa eine besonders große Ehrfurcht für Sie verspüre, nenne ich Sie so, sondern weil es die Redensart so mit sich bringt; nicht um durch eine nachträgliche captatio benevolentiae Ihr vielleicht nicht ganz werthloses Urtheil zu bestechen, wende ich mich an Sie, sondern nur, Ihnen eine große Wahrheit zu Gemüth zu führen, die Ihnen wenigstens eben so großen Nutzen bringen wird, wie alle großen Lehren der Philosophie — nämlich keinen. Warum sollte ich Sie wirklich verehren? Warum sollte ich unter verehrten Lesern etwas Anderes verstehen als Leser, welche von Anderen verehrt werden? Ich bitte Sie inständigst, betrachten Sie sich unter einander ohne Vorurtheil und Eigenliebe, oder selbst mit der letzten, und wenn jeder Einzelne von Ihnen nicht findet, daß die weit größere Mehrzahl seiner Genossen — natürlich begreift er sich selbst in der besseren Minderzahl — aus Ignoranten und Thoren besteht, so will ich mich gerne Ihrer besseren Einsicht unterwerfen. Welche Ansprüche hätten

Sie aber, wenn meine Ueberzeugung mich nicht trügt, auf die Hochachtung des Ihnen durchaus nicht unterthänigen Narren? Gibt Ihnen wohl Ihre Anzahl einen solchen Anspruch? Dann, meine Herren, verdienen die zahllosen Insektenschwärme, die Millionen Frösche, Fliegen ꝛc. weit mehr Ehrerbietung als Sie. Oder wurde in diesem Verhältniß dadurch etwas geändert, weil Sie meines Geschlechts sind, weil ich mich nur wie eine Einheit zu einer gleichartigen Vielheit verhalte? Verzeihen Sie mir dann, daß ich einen Anschlag nicht gelten lassen mag, nach welchem der Narr in einem Tollhause eben so gut eine Einheit ist, wie ich. Noch weniger als Ihre Anzahl gelten mir Ihr Rang und Ihre Titel, die Sie von Ihrem Nächsten erhalten haben, denn man kann mir nicht zumuthen, daß ich zum Exempel den Kaiser von China anbete, weil er der „Kaiser des Himmels, der Sonne, des Mondes und der Sterne" genannt wird, wenn ich nicht irre, noch weniger Ihre Reichthümer, weil ich sie nicht besitzen kann und weil sie nur dadurch Werth für mich erhalten können, noch weniger Ihre Fähigkeiten, weil ich aufs Bestimmteste weiß, daß Sie in Bezug auf die wichtigsten Gegenstände des Wissens nicht mehr erforschen können als ich, was sehr wenig ist, noch weniger Ihren ehrenwerthen Charakter, weil ich eben so bestimmt weiß, daß Sie alle nicht einmal das thun, was Sie für gut halten, geschweige denn, was wirklich gut ist, was freilich äußerst schwierig zu ermitteln.

Doch, ich komme zu meinem Gegenstand. Sie haben hier ein Buch gelesen, meine Herren, und hätten Ihre Zeit vielleicht besser verwenden können, denn es ist ein Buch wie alle Bücher, nämlich ein solches, woraus sie nicht so viel an Verstand, Einsicht und Gemüthswollust gewinnen können, als Sie durch Verabsäumung nützlicher Handlungen verloren haben. O wenn Sie wüßten, welch' ein großes Verbrechen es ist, Bücher zu lesen und insbesondere Romane! Legen Sie die Hand an's Herz und prüfen Sie sich! Sie setzen sich hin auf ein Sopha

und nehmen einen Roman zur Hand in der frevelhaften Absicht, die Zeit zu tödten und Ihrer Phantasie Nahrung zu geben. Sie handeln daher nicht vernünftiger als der dümmste Türke, welcher in derselben Absicht Opium frißt. Und doch halten Sie Ihre Beschäftigung für edler, während sie doch nichts ist, als raffinirtes Laster, denn der Zweck schändet und heiligt die Mittel. Und doch entspringt das Interesse, welches sie an Romanen nehmen, aus einer Quelle, der nach allen Glaubenslehren ein Sumpf von schmutzigen Begierden ist, nämlich aus dem Geschlechtstrieb. So entschieden ist der Charakter dieses Interesses, daß sie in der Regel jene Romane am meisten lieben, worin die beiden Liebenden nach mannichfaltigen Drangsalen endlich doch zur Befriedigung ihrer Leidenschaft gelangen. O wie gemein, rufen einige Koketten, wie gemein ist diese Erklärung der edelsten und reinsten Empfindungen, wie genügsam ist die reine Liebe, ein Händedruck befriedigt sie, ein Kuß ist ihre höchste Wonne — ja der Besitz einer Haarlocke ist ihr Genuß! Mag sein; aber es gibt meines Wissens kein Liebespaar, das mit solchen Kleinigkeiten auf die Dauer zufrieden gewesen wäre, und selbst das Interesse an solchen Kleinigkeiten hat seinen Grund in der erwähnten Urquelle. Traun, es ist einerlei, ob ein Dieb nach großer oder kleiner Münze begehrt in Ermangelung besserer Gelegenheit, und die erwähnten Kleinigkeiten sind nichts als die kleine Münze der Liebe. Das Romanlesen selbst aber ist in Pfennige gewechselter Geschlechtsgenuß.

Da ich Sie also eines sündhaften Begehrens überführt habe, so bin ich der Meinung, daß Sie es wohl verdient haben, was bei Lesung dieses Buches Ihnen widerfahren ist. Man hat die Gefühle auf die Folter gespannt, Ihre Meinungen und Vorurtheile mißhandelt, Ihre Erwartungen getäuscht. Ich sehe Sie blaß, mit hohlen Augen gähnend, unmuthig vor mir. Was in dem Buche gut ist, hat Sie nicht interessirt, was darin leichtsinnig erzählt ist, hat Sie er-

schreckt, erzürnt, gekitzelt, aber moralisch entrüstet. Ich sehe mondsüchtige Damen, welche durch diese Fülle von Gräueln entnervt, abgemattet, betäubt sind, welche halb ohnmächtig die schauderhafte Geschichte von sich werfen und den Einbruch der Nacht fürchten, die ihnen die Fratzenbilder des Dichters vorführen dürfte. Ich sehe ehrbare Spießbürger, welche das Buch nur zur Hälfte gelesen haben und eilen, das Satanswerk aus ihrem Dunstkreis zu entfernen. Ich sehe Pfaffen, welche seufzen, daß die Scheiterhaufen der Inquisition nicht mehr brennen, Polizeimänner, welche mit wichtiger Miene das Buch versiegeln und als „staats- und sittengefährlich" dem Verleger zurücksenden, ich sehe ausgepeitschte Schulbuben, welche an Recensirinstituten um Tagelohn Bogen füllen, mit dreisten, stupiden Gesichtern, nicht wissend, was sie sagen und berichten sollen, kurz, all das sündhafte Volk von Zion, gemartert von der gesunden Vernunft, heulend und zähneklappernd über die eigene Nichtswürdigkeit. Und daneben sehe ich ein kleines Häuflein Verständiger, welche traurig sind, aber nicht verdrossen. „Und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert zwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist, dazu auch viele Thiere?" Wahrlich, sie jammern mich und ich will ihnen die Tröstungen nicht versagen, welche ich geben kann. Vernehmen sie denn die frohe Kunde, daß von dieser schrecklichen Mordgeschichte nicht ein Wort wahr, vielmehr alles erdichtet ist. Ja sogar für mich selbst kann ich nicht mit Gewißheit behaupten, daß ich wirklich vorhanden sei.

Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß ein müßiger Autor in Teutschland eine solche Geschichte ersonnen und so viele Welt- und Menschenkenntniß darin entwickelt hat, daß er in dringende Verlegenheit gerieth um die daraus zu ziehende Moral, weil die Geschichte unter seinen Händen unglücklicher Weise so beschaffen wurde, daß sich darin eigentlich

keine bestimmte moralische Richtung erkennen ließ, so habe ich mich entschlossen, dem bedrängten Autor zu Hilfe zu eilen und ihm geeignete Rathschläge über eine auf chemischem Wege zu gewinnende Sittenregel zu ertheilen. Ich las die sonderbare Geschichte mit vielem Erstaunen und einigem Verdruß, denn die Zeichnung meines Charakters war eben nicht schmeichelhaft. Beinahe hätte mich mein guter Vorsatz gereut, als der Verfasser mit der unschuldigsten Miene von der Welt behauptete, er habe mich treu abkonterfeit und wünsche mich nicht zu beleidigen. Da ich aber durch seine Bemühungen zu einiger Berühmtheit zu gelangen hoffte, so beschloß ich, um diesen Preis mir den Schandfleck gefallen zu lassen, nach dem Beispiele so vieler großer Männer, welche für den Ruhm ihre Ehre geopfert haben. Dennoch konnte ich nicht umhin, meine Ausstellungen an dem opus zu machen und den Verfasser mit Vorwürfen über seine Vernachlässigung aller ästhetischen Regeln zu überhäufen. Er fragte mich demnach mit unverschämtem Lächeln um meine Ansicht von den ästhetischen Regeln und der Autorität, welche sie aufstellt, und ich antwortete ihm Folgendes:

Mein lieber Verfasser! Aesthetische Regeln sind die alltäglichen Sprech- und Schreibe-Arten, Manieren und Formen, welche gewöhnlich von den Schriftstellern angewendet werden. So gab es einst eine Zeit, in welcher jede Erzählung mit „Es war ein Mal ꝛc.“ anfing, und so lange dieser Gebrauch allgemein war, galt er für eine ästhetische Regel. Es gab andere Zeiten, in welchen jedes Schauspiel höchstens drei, andere, in welchen es fünf Akte haben mußte, wo man den Chorus einschaltete oder wegließ, die aristotelischen Zeiten beobachtete und nicht beobachtete, und alle diese Gebräuche waren eine Zeitlang ästhetische Regeln und sind es zum Theil noch. Die dermalen modernen ästhetischen Vorschriften in Bezug auf Romane sind folgende:

1. Nimm einen tugendhaften Champion im Alter von

17 bis 28 Jahren, wenigstens 5 Fuß 6 Zoll hoch, von schöner Gestalt, muthig wie ein Löwe, tollkühn, melancholisch, leichtsinnig — mit dem Verstande darfst du es nicht so genau nehmen.

2. Nimm ein tugendhaftes Weibsbild von 16 bis 20 Jahren, schöner Gestalt, schwärmerisch, leidenschaftlich, unbesonnen oder streng, pfiffig oder verschämt.

3. Nimm etliche griesgrämige Väter, zänkische Mütter, kurz grausame, hartherzige, edelstolze oder geldstolze Eltern.

4. Nimm ferner etliche alte Weiber, Stadtklatschen, Zuträgerinnen und dergl.

5. Nimm einen Bösewicht von 40 bis 50 Jahren mit rothen oder schwarzen Haaren.

6. Nimm einen alten ehrlichen Mann, Priester, Eremit, Bedienten oder dergl.

7. Nimm ein lasterhaftes Weibsbild.

8. Nimm noch ein Dutzend verschiedener Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Charakters und thue alle die tugendhaften und lasterhaften Personen in verschiedene Verhältnisse zusammen, laß sie intriguiren, kämpfen, duelliren, wo dann einige Nebenpersonen immerhin drauf gehen können, laß die Tugend von allen Seiten attaquiren und endlich doch siegen, so wirst du zum Beifall des geneigten Publikums einen gut beschaffenen Roman produziren, der in allen Leihbibliotheken zerrissen werden wird. Probatum est!

Allein, mein lieber Verfasser, wie schwer hast Du Dich gegen diese hauptsächlichen Regeln versündigt! Statt eines tugendhaften Helden und einer tugendhaften Heldin führst Du einen jungen Menschen von sehr zweideutiger Herkunft, unmoralischer Erziehung vor und eine Heldin, welche ihren Liebeswandel mit Ehebruch beginnt! Keine der agirenden Personen ist fehlerfrei und keiner ist ein so ausgemachter Bösewicht, daß Du nicht dann und wann das Wort für ihn nähmest. Die Tugend wird mißhandelt, das Laster gewinnt die

Oberhand, scheint es; aber näher betrachtet erscheint Laster und Tugend durchaus eingestaltig. Und aus dieser Geschichte — o Verblendeter! — worin der blinde Zufall wüthet, worin echt katholische Christen und ungläubige Ketzer, Gotteslàugner, Diebe, Mörder und Personen von edlem Charakter fast dasselbe Schicksal erleiden, aus diesem fatalistischen Gemengsel der unglaublichsten Dinge willst Du eine Moral ziehen, eine Sittenregel aus einem Buche, worin die größte moralische Regellosigkeit herrscht? Wahrlich, Du wirst es büßen, denn jeder echte Christ wird das Buch verabscheuen, woraus sich nicht die zehn Gebote des Moses ableiten lassen. Noch mehr aber werden Dich Jene verachten, welche vergeblich sich bemühen, die politische Tendenz dieses Romans zu erforschen!

Nachdem ich den Frevler also mit Worten bestraft, beriethen wir uns über die geeigneten Mittel, wenigstens den drohenden Vorwurf der Zwecklosigkeit von dem Erdichter abzuwenden. Endlich kamen wir darin überein, daß ich diese Verwahrung zu bewerkstelligen habe, denn einerseits bleibt der bedrängte Verfasser schuldlos, wenn dem Publikum meine philosophischen Folgerungen mißfallen sollten; zweitens ist es weltbekannt, daß die Narren keine Rechenschaft geben dürfen für die Sünden ihrer Zunge.

Im Namen der Narrheit also erkläre ich Ihnen, meine verehrten Herren, Folgendes: Nachdem sowohl in der vorliegenden Geschichte, wie auch in der vorliegenden Welt die Tugend und Weisheit der Menschen so häufig zu Schanden geworden ist; nachdem wir ferner gefunden haben, daß die sittlichen Vorschriften der Menschen in jedem Zeitalter in ihrem Wesen bedeutende Veränderungen erlitten haben; nachdem es uns klar geworden ist, daß wir keinen unwandelbaren und verläßlichen Maßstab für unser sittliches Betragen besitzen, da weder der Erfolg noch die Vernunft unsere Handlungen stempelt; nachdem es ferner erwiesen worden, daß die philosophischen und Glaubenssysteme aller Jahrhunderte uns nicht zur

Richtschnur dienen können, nachdem es uns ferner in unserer Einfalt bedünken wollte, daß kein Mensch, er sei auch noch so einfältig, verpflichtet sein kann, einer anderen als der eigenen Ueberzeugung zu folgen und eine andere als seine eigene Meinung zu adoptiren, sie mag nun von einem Zeitgenossen herrühren oder von einem Bürger der vorchristlichen Jahrhunderte; nachdem wir endlich ergründet haben, daß alle politischen Systeme nicht minder gleich viele Vernunft gegen sich als für sich haben, daß trotz allen Doktrinen der Zeit der größte Theil der Menschen einem stets sich gleich bleibenden Instinkt gefolgt ist (wobei vernünftiger Weise nicht anzunehmen ist, daß diese Mehrzahl der Menschen ihre Bestimmung verfehle), einem Instinkt, der alle menschlichen Satzungen, alle politischen und Glaubenssysteme überdauert, daß es also scheint, als könne es keine erdachte Regel geben, welche so unwandelbar und ewig wäre wie dieser Instinkt; so könnten wir sowohl aus diesem Romane, als auch aus dem Romane, worin die Menschheit den Helden, die Natur die Heldin spielt, folgern, daß — — — — man nicht Alles sagen soll was wahr ist. Es hat Philosophen gegeben, welche den Menschen sagten: „Seid glücklich!" aber es ist mir noch Niemand vorgekommen, der auf Befehl eines solchen Weisen glücklich geworden wäre. Andere sagten: „Seid gut!" und die Menschen befleißigten sich gut zu sein, und ermordeten, und verbrannten aus lauter Eifer nach dem Guten ihre Brüder und Schwestern, und Jeder hatte so seine eigenen Ansichten vom Guten und Bösen. Noch Andere kamen, welche sagten: „Verachtet alles Irdische!" und sie ließen sich von den Erdgebornen die Einlaßzettel für die Freuden der Ewigkeit mit irdischem Gelde bezahlen, allein aus diesem fernen Reiche sind bisher keine Zeitungen über ihre Ankunft und ihr Wohlbefinden angelangt. Etliche aber meinten: „Seid weise!" und die Menschen bestrebten sich, weise zu sein, konnten es aber nie dahin bringen; ja es mag unter diesen Jüngern der Weisheit

viele gegeben haben, welche, mit blinder Hast nach dem Tempel des Lichts rennend, in die offenen Thore des Tempels der Narrheit stürzten. Unter diesen Lehrern der Menschheit — ewiger Nachruhm danke ihnen ihre fruchtlosen Bemühungen! — gab es viele, welche von allgemeinen Sittenregeln wenig oder nichts wußten, aber doch die Glückseligkeit der Menschen durch Gesetze regeln wollten. Diese herrschsüchtigen Lehrer der Menschheit sagten zu den Völkern: „Seid frei!" und die Völker bemühen sich, seit Anbeginn der Gesellschaft, frei zu sein, und verstricken sich immer mehr in die Ketten ihrer Befreier. Anfangs gab es nur Wenige, welche nach Freiheit, das ist, nach Herrschaft strebten, aber in einem späten Jahrhundert wuchs die Anzahl der Herrschsüchtigen so an, daß ihr Ruf so häufig ist, wie der Schafe Geblök. Aber die Stärkeren siegten immer über die Schwächeren, und so war es in allen Zeiten.

Während dem die Menschen alle diese verschiedenen Lehren mit mehr oder minderem Eifer zu befolgen strebten, blieben gewisse Uebel ihre unzertrennlichen Gefährten, welche sie begleiteten in allen Zeiten, wie der Tod das Leben begleitet. Keine von den erwähnten Lehren konnte sie beseitigen, und selbst ihr Maß blieb sich in großen Zeiträumen immer gleich, als ob die Fortschritte der Menschheit keinen Einfluß auf sie hätten. Zwar wurde die Menschheit zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Heilanden erlöst von dem Uebel, allein das Uebel blieb hartnäckig und unbekümmert um das Erlösungswerk des Wortes bei den Zeiten und den Menschen. Legt man die Jahrhunderte auf die Wage, so haben sie alle dasselbe Gewicht an Jammer und Narrheit.

Wenn man die gänzliche Nutzlosigkeit so vieler Lehren (sofern man nämlich ewige Darnachhaltung als Zweck jeder Lehre betrachten muß) in Erwägung zieht, so wird die Lehre, welche ich zu geben die Ehre haben werde, für das Produkt eines Narrenverstandes noch ziemlich vernünftig klin-

gen, obgleich sie vielleicht die überflüssigste von allen ist. Mit wenigen Worten haben gelehrte Männer oft genug dasselbe gelehrt, als sie sagten: „Menschen, entzieht euch nicht den allgewaltigen Gesetzen der Natur, suchet glücklich zu werden 2c.“ allein so bündig hat diese Vorschriften noch Niemand versucht zusammenzufassen, wie ich es versuchen werde zu thun. Dabei erinnere ich, daß diese merkwürdige Lehre wunderbarer Weise die einzige ist, welche in allen Zeiten mit dem größten Vergnügen befolgt worden ist und befolgt werden wird, obgleich sie fast allgemein mißbilligt und verworfen wird. Und doch hat die Menschheit der Befolgung dieser Lehre Alles zu danken, was sie ist, und Alles war stets wohlgethan. Und von so wunderbarer Evidenz ist die Wahrheit dieser Lehre, daß man nach allen Religionen Gott lästert, wenn man sie lästert, indem man in ihr auch ihre Wirkung und zugleich Gottes Werk beschimpft; denn die Menschenwelt in ihrer vermeintlichen Beschaffenheit ist ihr und das Resultat des göttlichen Willens. Und diese merkwürdige Lehre heißt:

Thut was ihr wollt und könnt
und
Alles ist wohl gethan.

In der möglichen Submission erstirbt mit diesen weisen Worten:

Mac Cuddy,
erdichteter Hofnarr des erdichteten „Königs.“

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN